Erzählungen

von

Georg Döring.

Erster Theil.

Die schöne Unglückliche. — Die Spieler

Frankfurt am Main.

Gedruckt und verlegt von Johann David Sauerländer.

1833.

KÖNIGLICHE UNIVERSITÄTS

Die schöne Unglückliche.

Die ſpäte Störung.

Es war eine ſtürmiſche und regneriſche Oktobernacht, in der Meiſter Lüdger, der geſchickte und von ſeinen Mitbürgern hochgeachtete Wundarzt, noch munter und guter Dinge bei ſeiner Lampe wach ſaß und ſich mit dem Reinigen ſeiner Inſtrumente beſchäftigte. Mutter Eleonore, ſeine Hausfrau, ließ hinter dem ſtillſtehenden Spinnrade den müden Kopf auf die Bruſt ſinken, Gretchen, ſeine Tochter, hatte gleich nachdem ſich ihr Verlobter, der wackre Goldſchmied Andreas Eibiſch, wie er das um die zehnte Abendſtunde zu thun pflegte, entfernt, den Eltern auch eine freundliche gute Nacht gewünſcht und ſich in ihr Kämmerlein zurückgezogen.

Meiſter Lüdger war anfangs ſehr verdrießlich, daß die feuchte Herbſtluft, die durch Balken und Mauern drang, ſeine Werkzeuge, auf welche er Groſſes hielt, angegriffen hatte; als er ſich aber überzeugte, daß nur ein leichter Anflug von Näſſe ſie getrübt, allein kein freſſender Roſt ſich angeſetzt habe, als er die künſtlichen Inſtrumente aus ſeiner reinigenden Hand glänzender und blanker her-

vorgehen ſah, als ſie früher geweſen waren, da lächelte er wieder, da ſah er zufrieden auf die ſeit lange ihm vertrauten Werkzeuge und dachte an ſo manche glückliche Heilung, die er mit ihrer Hülfe vollbracht, an manches bedrohete Leben, das er durch ſie erhalten hatte.

Immer aber lag es ihm noch ſchwer, wie ein Stein, in der Bruſt. Meiſter Lüdger hegte den feſten Glauben, daß es Ahnungen und bedeutungsvolle Träume gebe. Er behauptete, in ſeinem Wirkungskreiſe, wie an ſich ſelbſt, Erfahrungen gemacht zu haben, die keinen Zweifel an dieſem Glauben zuließen. Den ganzen Abend war es ihm ſchon geweſen, als umgebe ihn eine ſchwüle Gewitterluft, obgleich das Herbſtwetter draußen recht kalt und ſchaurig herrſchte. Eine unbegreifliche Unruhe hatte ſich ſeines ganzen Weſens bemächtigt. Deshalb nahm er eine Beſchäftigung vor, die ſeine ganze Aufmerkſamkeit erheiſchte und ihn, wie er hoffte, zerſtreuen ſollte. Er war nun fertig, aber die Unruhe hatte ſich nicht vermindert, die ſchwere Ahnung war nicht von ihm gewichen.

Er ſah auf die Wanduhr; die eilfte Stunde war eben vorüber.

„Es iſt heute der ſiebenzehnte Oktober eintauſend ſiebenhundert und dreißig,“ ſagte er leiſe für

ſich hin. „Ich muß mir den Tag doch im Kalender bezeichnen, denn ſicherlich hat es etwas Beſonderes zu bedeuten.“

Die kräftige Geſtalt des Meiſters erhob ſich und ging mit rüſtigen Schritten auf den mächtigen Schrank von Eichenholz los, an dem der große Hauskalender befeſtigt war. Schon in der Hälfte des Weges aber ſtand Lüdger ſtill und horchte auf ein Geräuſch, das ſich in der Straße erhob. Ein leichtes Fuhrwerk rollte heran, ſo flüchtig, daß es nicht wohl für einen gewöhnlichen Karren gehalten werden konnte, ſondern eine der damals noch nicht ſehr gebräuchlichen Kutſchen ſeyn mußte. Das Fuhrwerk hielt vor Lüdger's Hauſe; gleich darauf wurde die Klingel mit Haſt und Heftigkeit gezogen.

Mutter Eleonore erwachte von dem Glockenklange aus ihrem Halbſchlummer. Sie taumelte, ſolcher nächtlichen Störungen gewohnt, an's Fenſter und öffnete. Aber auch Meiſter Lüdger ſtand ſchon neben ihr und fragte hinab: wer da ſey und was man verlange? — Der Wundarzt, der hier wohne, möge ſogleich herabkommen und ſeine Inſtrumente mitbringen, um einem gefährlichen Kranken, der draußen vor der Stadt im Gaſthofe zum Palmbaume liege, beizuſtehen: lautete die Ant-

wort, die zwar in deutscher Sprache, aber in einem fremdartigen Dialekt gegeben wurde. Es dürfe jedoch keine Zögerung stattfinden, der Fall sey dringend! fügte dieselbe Stimme hinzu.

Es war in der Straße völlig finster. Meister Lüdger vermochte weder den Mann, noch das Fuhrwerk zu erkennen. Das Gasthaus zum Palmbaum kannte er wohl. Der Wirth war sein guter Freund und hatte sogar bei seiner Tochter Gretchen Pathenstelle vertreten. Nichts, was mit der an ihn ergangenen Einladung in Beziehung stand, trug das Gepräge einer eigentlichen Gefahr an sich oder hätte ihm Grund zu irgend einem Verdacht geben können, und dennoch — das, was Meister Lüdger seine Ahnungen nannte, lastete jetzt noch schwerer auf seiner Brust, es war ihm, als sey der Gang, den ihm seine Pflicht gebot, ein dunkles verhängnißvolles Räthsel, dessen Auflösung tief im Hintergrunde der Zukunft schlummere.

Seinem Grundsatze getreu, daß übrigens jeder Mensch, der auf dem Pfade des Rechts und eines ehrlichen Wirkens wandle, unter der Obhut Gottes stehe, rüstete er sich mit aller Gelassenheit zu dem Unternehmen, ohne seiner Hausfrau etwas von dem zu entdecken, was in seinem Innern vorging. Eleonore selbst brachte ihm Pelzmütze und Mantel,

ſchob ihm das Beſteck mit den Inſtrumenten unter den Arm und ſagte dann:

„Nun, Vater, biſt du fertig. Gehe mit Gott!“

„Mit Gott!“ wiederholte ruhig Meiſter Lüdger, indem er die Treppe hinabſtieg. Ein Vers aus einem frommen Liede fiel ihm ein und er ſummte, die Hausthüre öffnend für ſich hin:

„Auf Gott vertrau'
In allen Dingen
So wird dir auch
Was ſchwer, gelingen.“

Die geheimnißvolle Kutſche.

Der Meiſter begab ſich ohne Anſtand in das Innere der Kutſche, deren Schlag eine dunkle Geſtalt geöffnet hielt. Erſt als der Schlag mit Geräuſch verſchloſſen worden, als er ſich ganz allein ſah in einem durchaus finſtern Raume, als die Kutſche klirrend und raſſelnd mit unerhörter Geſchwindigkeit über das Pflaſter flog, fiel es ihm auf, daß die Seitenöffnungen nicht durch Glasfenſter, ſondern durch hölzerne Läden verdeckt waren. Vergebens blieben ſeine Bemühungen, dieſe zu öffnen, um den Weg zu erkennen, den das Fuhrwerk nahm, vergebens rüttelte und ſuchte er nach dem Griff der Thüre: ſie mußte von außen verriegelt ſeyn.

Der Weg ſchien ungewöhnlich lang, zu lang

für die Entfernung von seinem Hause bis zum Palmbaume. Er rief nicht, er machte keinen weitern Versuch, eine nähere Kenntniß der Absichten, die man mit ihm vorhatte, zu erlangen. Das fand gewiß in seiner Seele, daß ihn seine Ahnung nicht betrogen habe, daß er einem außerordentlichen Ereignisse entgegengehe, daß er aber auch, es geschehe, was da wolle, jeder unredlichen Zumuthung die Kraft und den Willen eines Mannes von Pflichtgefühl und Ehre entgegensetzen müsse. Jenen erhebenden Spruch wiederholte er sich oft. Dazwischen zogen aber doch wunderliche Bilder durch seine Phantasie. Verborgener Zweikampf, heimliches Gericht, entsetzliche Vergiftung und blutiger Mord mischten die Farben zu diesen Bildern. Endlich gelang es ihm, sie mit Gewalt zu entfernen, indem er zu sich selbst sprach:

„Rüdger, gieb dich nicht solchen wüsten Träumen hin; denn du gehst wahrscheinlich an ein Werk, wo Standhaftigkeit und eine ruhige Einsicht noth thun:

Auf Gott vertrau'
In allen Dingen!"

Gefaßt und beruhigt lehnte er sich in den Wagen zurück. Er erinnerte sich an manche gefährliche Lage, in der er sich während seines frühern Kriegs-

lebens befunden, als er in der Armee des Herzogs Eugen von Savoyen die Stelle eines Feldchirurgen bekleidet, er gedachte des blutigen und schrecklichen Schauspiels, das ihm damals die leichenbesäeten Schlachtfelder geboten, und des Grauels der Verwüstung in Flecken und Dörfern. Immer hatte ihn der Schutz Gottes begleitet, und er fühlte sich nun auch jetzt in seinem Vertrauen auf ihn so gestärkt, daß er mit ungestörter Fassung bemerkte, wie endlich die Kutsche hielt und man von Außen beschäftigt war, den Schlag zu öffnen.

Wie es ihm schien, so war es derselbe Mann, der ihm beim Einsteigen den Schlag gehalten hatte, welcher auch jetzt beim Aussteigen gefällig seyn wollte. Meister Lüdger wies seine Hülfe zurück. Ein einziger Diener empfing die Ankommenden an der Schwelle einer schmalen Thüre, von der unmittelbar eine Wendeltreppe aufwärts führte. Bei dem Scheine der Kerze, die der Diener hielt, erkannte der Meister, daß er sich im Hofe eines grossen Gebäudes befand. Er sah erstaunt um sich. Das war nicht der Hof des Gasthauses zum Palmbaume, das war eine ihm völlig fremde Umgebung. Alles trug Spuren des Alterthums, Moos war auf den Schwellen des Hauses gewachsen, Epheu rankte sich an den Säulen empor, die einen kleinen her-

vorragenden Balken trugen. Das unsichere Licht der einen Kerze verbreitete über alles eine magische Dämmerung.

Frage und Vorwurf schwebten auf Lüdgers Zunge. Warum hatte man ihn getäuscht, warum ihn in ein fremdes Haus verlockt? Da hörte er von oben herab Musik: eine Geige, die in seltsamen, wunderlichen Weisen erklang. Lüdger liebte und trieb selbst die Tonkunst. Der da oben aber war ein Geiger gar sonderbarer Art. Tolle Läufe, wie vom Sturmwinde durch alle Töne gepeitscht, unerhörte Sprünge, mächtige Doppelgriffe, schwellende Triller und rauschende Arpeggiaturen wechselten mit kurzen gesangvollen Stellen, in denen die schmelzende Wehmuth eines schmerzzerissenen Herzens sich aussprach.

Lüdger schüttelte den Kopf. Die Musik ergriff ihn wunderbar, allein es wollte ihm nicht einleuchten, daß man da, wo man noch in später Nacht seiner Hülfe bedürfe, so wild, höhnisch und dann wieder jammernd drein fiedle. Er warf dem Manne, der neben ihm stand, einen zornigen Blick zu. Der Mann aber verneigte sich sehr demüthig und ersuchte ihn auf's Höflichste, ihm in den obern Stock zu folgen, wo er sogleich über die Ursache seiner späten

rufung, wie über das Geschäft, das man von
n verlange, Aufschluß erhalten werde.

„Meinetwegen!“ versetzte kalt und trocken der
eister. „Wer mich aber zum Narren halten will,
e sehe wohl nach sich selber, daß ihm die Schel-
kappe nicht über das Haupt wachse!“

Dann folgte er dem voraneilenden Diener mit
ten Schritten die Stufen der Wendeltreppe hinauf.

Der Unbekannte.

Ein finsterer Trotz hatte sich unsers Meisters be-
ächtigt. Schon seit langer Zeit betrachtete er sei-
n Beruf als einen höchst schwierigen, der immer-
rt der menschlichen Erkenntniß Prüfungen aufgebe,
i denen es dann sehr darauf ankomme, den rech-
n Weg in dem Meere der Irrthümer zu wählen
d sich das Gewissen frei zu erhalten. Er fühlte
h durch den Betrug, der ihn hierher geführt, in
ner Würde verletzt, in seiner bürgerlichen Ehre
gegriffen. Sein Entschluß war gefaßt. Er wollte
lfen, wenn es nöthig und möglich sey: er wollte
er auch, jede Belohnung ausschlagend, durch ein
nstes und kaltes Betragen seinen Unwillen an den
ag legen. Bei diesem Vorsatze, dem die Festigkeit
ines Charakters recht wohl entsprach, war er aber
ch nicht der Mann, an dem das Grauenhafte der

mitternächtigen Stunde, das Unheimliche der ganzen Begebenheit eindrucklos vorübergegangen wären. Mußte er nicht in jener Zeit, schon vermöge seines Berufs, an astrologische Wunder, an Sympathie, an glückliche und unglückliche Tage glauben? Wir wissen bereits, daß Meister Lüdger seinen Ahnungen eine besondere Bedeutung beilegte. Wo die Phantasie der Zukunft vorarbeitet, da ist sie auch eine Helferin der Gegenwart, und es scheint uns deshalb ganz natürlich, daß es dem Meister, während er die Wendeltreppe erstieg, manchmal bedünken mochte, Alles, was er sehe und erfahre, sey nur ein wunderlicher Spuk, der mit einem Male vor seinen Augen verschwinden und verfliegen werde. Um so fester suchte er sich in seinem Muthe und seiner Standhaftigkeit zu rüsten, stark und unerschütterlich sollte ihn jedes Ereigniß finden.

Sie hatten die Treppe hinter sich und standen auf einem schwach erleuchteten Gange. Der Diener schlich auf den Zehen vorwärts. Er horchte an einer Thüre, die mit alterthümlichem Schnitzwerke verziert war. Auf Lüdger's ungeduldiges und lautes: „Nun?“ klopfte er leise. Die Thüre öffnete sich, wieder schallten aus der Ferne die schrillenden scharfen Töne der Geige herüber, zugleich ergriff der Diener den Wundarzt vorsichtig

und zart am Arme und ſchob ihn in das Innere des Gemachs, deſſen Thüre ſich hinter ihm ſchloſ.

Lüdger's finſtere Blicke flogen ſchnell über die Gegenſtände, die ſich ihm hier zeigten. Das kleine Zimmer war mit ſchwarzem Tuche ausgeſchlagen, ein Altar, von zwei groſſen Kerzen erhellt, ſtand in der Mitte, vor dem Altare ging ein Mann in prieſterlicher Kleidung auf und nieder. Während der Meiſter eine Anrede des Mannes erwartete, hatte er vollkommen Zeit ihn zu beobachten. Seine Geſtalt war unterſetzt, auf dem Kopfe trug er ein ſchwarzes Sammetkäppchen, unter dem ein Paar buſchigte, dunkle Augenbrauen über ſcharfblickende, ihn oft meſſende Augen hervordrangen. Jede ſeiner Bewegungen war haſtig und unruhig. Er ſchien unſchlüſſig, auf welche Weiſe er die Unterredung mit dem Meiſter eröffnen ſolle. Dieſer fühlte ſich ſo ganz von der wunderlichen Muſik, die aus einem anſtoßenden Zimmer herüberzutönen ſchien, ergriffen und unterhalten, daß ihm dieſe Zögerung nicht laſtig fiel.

Endlich blieb der fremde Mann vor Lüdger ſtehn und ſagte in einem herben, unangenehmen Tone:

„Ihr ſeid der Wundarzt, der auf unſern Befehl ſich hierher verfügt hat?“

„Ein Wundarzt bin ich," erwiederte der Meister, „aber ich stehe unter keines Menschen Befehl, als unter dem meiner rechtmäßigen Obrigkeit. Man hat mich hierher entboten, um einem Kranken zu helfen. Das liegt in meiner Pflicht, die ich beschworen habe. Jetzt laßt uns nicht weiter säumen! Führt mich zu dem Kranken!"

„Hoho! Wie seid Ihr doch so eilig!" versetzte der Unbekannte, und ein Ausdruck von Hohn mischte sich in seine Rede. „Hat man Euch schon von der großen Belohnung gesprochen, die Euer harrt, und könnt Ihr den Augenblick nicht erwarten, die blanken Goldstücke einzustreichen? Meint Ihr, es sey da blos eines Pflasters oder einiger Schröpfköpfe nöthig, um gleich den goldenen Mammon im Sacke mit nach Hause zu schleppen? So leicht wird es Euch nicht gemacht! Zuvor haben wir erst ein Wörtlein ernster Art mit einander zu sprechen."

Der Wundarzt sah mit einem Blicke der Befremdung auf den Mann herab. Er würde ihn mit einer ernsten und kräftigen Antwort in die Schranken der Sitte und des Anstandes zurückgewiesen haben, wenn nicht der Stand, dem er anzugehören das Ansehn hatte, Herrn Lüdger eine gegründete

Ursache sich zu mäßigen gegeben hätte. So begnügte dieser sich, ihm zu entgegnen:

„Ich verstehe euch nicht! Ihr sprecht von Dienst und Belohnung, und ich weiß immer noch nicht, worin jener bestehen soll, und habe diese noch nicht begehrt. Ihr irrt euch in mir. Ich irre mich auch vielleicht in euch, wenn ich euch für einen Verkündiger des göttlichen Wortes der Liebe und Versöhnung halte, denn eure Rede spricht nicht in diesem Geiste. Was mich betrifft, so übe ich meine Kunst um des Nutzens Willen, den sie der Menschheit bringt, nicht zu meinem Vortheile."

„Also ein Tugendheld!" sprach der Fremde halblaut für sich, ohne den spöttischen Ton seiner Stimme zu ändern. „Wir kennen das: große Worte auf der Zunge und großes Begehren in der leeren Tasche! Wir wollen über Nebendinge nicht streiten!" fuhr er dann, zu Meister Lüdger gewandt, fort. „Ihr seid zu einem großen und bedeutenden Werke berufen worden, man hat euch den Vorzug vor vielen Andern gegeben, aber es ist in dieser Sache nicht genug mit eurer bloßen Geschicklichkeit und deren Anwendung. Was ihr sehen, was ihr hören, was ihr selbst thun werdet," sagte er leiser, „muß ewig unter dem Siegel des strengsten Geheimnisses ruhen. Wir müssen eurer versichert seyn, ehe

wir weiter gehen in unserm Vertrauen zu euch. Deshalb seyd ihr hier bei mir, einem geweiheten Priester, deshalb sollt ihr mir einen feierlichen Eid ablegen, nie etwas von den Vorgängen dieser Nacht auf irgend eine Weise zu verrathen."

Er schwieg. Sein Blick weilte forschend und erwartungsvoll auf Lüdger. Er trat hinter den Altar, er ergriff ein Kruzifix und schien bereit, den Schwur des Wundarztes zu empfangen. In diesem Augenblicke schwieg für eine kurze Zeit das tolle Geigenspiel in der Nähe. In dieser Pause war es dem Meister, als vernehme er ein dumpfes, unterdrücktes Jammergeschrei. Gleich aber fiel die Geige in rasenden Passagen wieder ein und übertönte die schwach klagende Stimme. Lüdger faßte sich und erwiederte dem Unbekannten sehr ruhig und trocken:

„Ihr irrt euch wiederum in mir! Ich schwöre keinen Eid der Verschwiegenheit für Dinge, die ich nicht kenne. Ihr nennt euch einen Priester, und deshalb begreife ich nicht, wie ihr mir eine solche Zumuthung machen könnt. Ich bin nur ein schlichter Bürgersmann, aber ich würde eines jeden Gewissenhaftigkeit zu sehr ehren, um ihn in solche Versuchung zu führen. Wer stände euch denn dafür, daß, wenn ich einen solchen leichtsinnigen Eid ablegte, ich nicht zugleich im Stande wäre, eine

Reservation im Sinne zu behalten, die mich wiederum davon entbände? Übrigens gebietet mir unter gewissen Umständen schon mein Beruf Treue und Schweigen. Ist es euch damit nicht genug, so entlaßt mich und haltet euch an einen Andern, der vielleicht nachgiebiger ist als ich."

„Verdammte deutsche Starrköpfigkeit!" murmelte der Fremde in italienischer Sprache für sich hin, die übrigens Meister Lüdger während seines Kriegslebens verstehen gelernt hatte. „Entlassen kann ich euch nicht," sagte er dann laut. „Wir sind beide zu weit gegangen, als daß einer von uns zurücktreten könnte. Harret einen Augenblick! Ich komme gleich wieder."

Mit diesen Worten verschwand der Unbekannte durch eine Tapetenthüre, die Meister Lüdger bisher nicht bemerkt hatte, und ließ diesen allein.

Das Bild und das Original.

Als er nach einiger Zeit wieder zurückkam, fand er den Wundarzt ruhig auf einen Sessel hingestreckt und im Lesen eines kleinen Gebetbuches vertieft, das Lüdger mit sich zu tragen pflegte. Oft schon hatte dieser einen Kranken, dessen Zustand sich plötzlich verschlimmert, durch frommen Spruch und

Gebet aus dem Büchlein erhoben und getröstet, und seit er diese Erfahrungen gemacht, durfte es ihn auf seinen Berufswegen nicht verlassen.

Er schien die Nähe des zurückkehrenden Fremden dann erst zu bemerken, als dieser dicht vor ihm stand und ihn mit einiger Befremdung betrachtete. Meister Lüdger erhob sich ruhig von seinem Sitze, schob das Büchlein in die Brusttasche und sah den Unbekannten nun so gerade und durchdringend an, daß dieser seinen Blick nicht ertragen konnte und seine Augen zu Boden schlagen mußte. So mochten sie wohl einige Momente gestanden haben, als es zuckend wie ein Blitz über die Gesichtszüge des Fremden flog und er nun lächelnd, mit einer fast widerlichen Freundlichkeit, die Frage an den Meister richtete: ob es ihm gefällig sey einzutreten, da man, ihm ein völliges Vertrauen schenkend, von dem zu leistenden Eide ihn lossprechen wolle?

Lüdger machte, schweigend und ernst, eine bejahende Bewegung mit dem Haupte. Dann schritt er, ohne des Unbekannten weiter zu achten, gerade auf die noch offen stehende Tapetenthüre zu. Immer noch wurde drinnen lustig und wild, klagend und wüthend durcheinander gefiedelt, und ein Mann von minderer Besonnenheit und geringerem Bewußtseyn seiner Berufswürde, als Meister Lüdger, hätte

leicht durch dieſes tolle Treiben in einem Krankengemache, das er zu betreten erwarten mußte, ſich verwirren laſſen können. Unſer Wundarzt aber ſchritt völlig gefaßt durch den Eingang, der ſich hinter ihm ſchloß, und ſah ſich nun wider ſein Erwarten in einem großen Zimmer allein, einem hell erleuchteten gewölbten Gange gegenüber, in welchem, allem Anſchein nach, der unſichtbare Geigenſpieler ſein Weſen trieb.

Alles, was ſich in dem Zimmer befand, verkündigte den Reichthum ſeiner Bewohner. Vortreffliche Ölgemälde in breiten goldenen Rahmen zierten die Wände, Seſſel und Wandſitze waren mit Sammet überzogen und zeigten köſtliche Stickereien, allenthalben trat Pracht und Glanz hervor. Ein großer Kronenleuchter, der von der Decke herabhing und viele brennende Kerzen trug, verbreitete Tageshelle ringsum. Meiſter Lüdger, dem doch die wohlhabendern Perſonen der Vaterſtadt recht gut bekannt waren, beſann ſich vergebens, in weſſen Hauſe er ſich befinden, wer der Eigenthümer dieſer Herrlichkeiten ſeyn könne. Wunderbar wurden ſeine Blicke von dem Bilde eines reizenden weiblichen Weſens angezogen. Das ſchöne Antlitz war von einer Lilienweiße übergoſſen, in den großen dunkeln Augen lag eine Unendlichkeit liebender Gefühle und tiefen Grams. Das

Bild war meisterhaft gemalt. Mit dem Anscheine des Lebens, des beseelenden geistigen Hauches trat es aus dem dunkeln Grunde, aus dem blendenden Rahmen hervor und grub sich so tief in Lüdger's Gedächtniß, daß er überzeugt seyn konnte, es nimmer zu vergessen.

Er hatte über der Betrachtung des Bildes den seltsamen Violinspieler außer Acht gelassen. Klirrend sprang jetzt diesem eine Saite. Das störte ihn aber nicht in seinem Spiele, welches er eben so kühn und wild fortsetzte.

Indem Lüdger von dem Bilde wegsah, bemerkte er, wie ein dunkler Vorhang im Hintergrunde des Zimmers, den er bis jetzt nicht wahrgenommen hatte, sich bewegte. Eine Falte öffnete sich, und ein magerer hoch gewachsener Mann, zwischen vierzig und fünfzig Jahren, trat mit raschen Schritten bis zu dem Meister vor. Schwarze blitzende Augen, über einer Adlernase glühend, maßen diesen im Fluge von oben bis unten, die gefaltete Stirn ebnete sich nicht, die gekniffenen Lippen blieben verschlossen, das erdfahle, trockene Angesicht sah fast schauerlich aus dem Spitzenkragen hervor, der sich einem brennendrothem Sammetkleide anschloß. Hastig ergriff jetzt die starke Knochenhand des Mannes

den Arm des Wundarztes und zog diesen nach dem Vorhange hin.

„Ich bin der Marchese Perfetti aus Neapel," sagte er mit gedämpfter, heiserer Stimme. „Ihr sollt mir einen großen Dienst leisten und ich will euch königlich belohnen."

Er zog eine Schnur und der Vorhang flog zu beiden Seiten aus einander. Ein wunderschönes Weib lag ohnmächtig und nachlässig gekleidet auf reichen Polstern hingestreckt. Der Geiger in dem gewölbten Gange wüthete teller. Lüdger erkannte das Weib: es war das Original jenes Bildes.

Francesco.

Der Marchese hatte einige Zeit ruhig gestanden und mit glühenden, verzehrenden Blicken die ohnmächtige Schönheit betrachtet. Noch hielt seine eisenkräftige Hand den Wundarzt gefaßt, dessen Augen ebenfalls von den wunderbaren Reizen der jugendlichen Gestalt, des edel gebildeten Antlitzes unwiderstehlich angezogen wurden.

„Laßt ihr zur Ader!" krächzte jetzt Perfetti, indem er den Meister losließ. „Sie hat es nöthig, sie wird besser werden auf den Aderlaß. Ihr schwarzes Herzblut muß fließen, in Strömen muß

es rinnen, damit der böse Geist von ihr weicht. Ihr sehet, daß sie schön ist! Wer sähe das nicht? — Das Antlitz mit dem Heuchelscheine der Unschuld hat sie den Madonnen Raphaels, die zarte Gestalt der Mediceerin in Florenz gestohlen. Und Ihr solltet erst ihr Auge sehen, erst den Nachtigallenlaut aus ihrem Munde vernehmen! In diesem Auge glänzt der Himmel, aber die Hölle lauert hinter ihm. Die wunderbaren Töne von Allegri's unsterblichem Miserere glaubt ihr zu vernehmen, wenn sie den Mund öffnet, um gewöhnliche Dinge zu sagen. Ergreift euch das, wird euer kaltes nordisches Herz warm von der Schilderung? — Und diese Schilderung — was ist sie gegen die Wirklichkeit? Ein Strohfeuer neben dem glühenden Lavastrome des Vesuvs. Aber wie den Teufel von jeher die Schönheit mehr gereizt hat, als die Häßlichkeit, so geschah es auch hier. Dieses herrliche Wesen ist besessen vom bösen Geiste und er weicht nur von ihr, indem er auf den Strömen ihres Blutes wieder zur Hölle fährt. Drum lasset ihr zur Ader, Meister! Schlagt ein mit dem scharfen Stahle in das lilienweiße Fleisch! Es ist kein anderes Mittel sie zu retten."

Lüdger betrachtete den Marchese mit Befremdung. Er konnte sich nicht erklären, ob es Wahn-

ſinn oder nur gereizte Leidenſchaftlichkeit ſey, die jenem ſo ſeltſame Worte in den Mund legte. Arglos näherte er ſich der Ohnmächtigen, um ihre Hand zu nehmen und den Puls zu prüfen. Da riß ihn die Hand des Marcheſe heftig zurück, und dieſer ſagte in einem drohenden, ſcharfen Tone:

„Weg, alter Sünder! du darfſt ſie nicht berühren. Iſt auch dein abgeſtorbenes Herz bei ihrem Anblicke wieder aufgelebt zu neuer Regung, und lockt es dich, mit lüſternen Fingern das wunderherrliche Weib anzufaſſen? Wage es nicht, wenn dir dein Leben lieb iſt!“

„Herr!“ erwiederte Meiſter Lüdger, indem er einen Schritt zurückthat, und den ruhigen, feſten Blick ernſt auf den Marcheſe heftete. „Euer Benehmen iſt unziemlich und ſonderbar. Ich thue nur, was meine Pflicht gebietet, und ihr nehmt euch die Freiheit, mir eine niedrige Abſicht unterzulegen! Was berechtigt euch dazu? ihr habt mich rufen laſſen zur ſpäten Nachtſtunde, eure Diener haben mich getäuſcht, indem ſie mir einen andern Ort nannten, ich habe bis jetzt geſchwiegen zu dieſem Betruge, aber das erkläre ich euch hiermit auf das Wort eines redlichen Mannes: laßt ihr mich nicht ungeſtört in meinem Berufe wirken, ſo verlaſſe ich euch ſogleich und werde euch, wegen des

gewaltthätigen Verfahrens gegen mich, zu finden wissen."

Perfetti's Augen funkelten, seine Lippen bebten von innerer Wuth. Er ergriff gewaltig Lüdger's beide Hände und sprach:

„Mensch, wenn du mich verrathen könntest? Wenn ein Wurm, wie du, sich erfrechte — doch nein!" unterbrach er sich dann selbst mit heißerm Lachen. „Du vermagst nichts gegen mich! Dafür ist gesorgt — und du bist ein Deutscher. Für Gold ist euch Alles feil! Ihr habt keine Gefühle, keine Leidenschaften — nur kalte Überlegung und Berechnung. Meinetwegen tritt zu ihr und thue, was du willst?"

Der Meister warf noch einen Blick des Unwillens auf den seltsamen Italiener. Er trat wiederum zu der Kranken, ergriff ihre Hand und fühlte den Puls. Ein schwacher Seufzer hob ihre schöne Brust. Der Marchese hatte sich abgewandt und die geballte Rechte wider die Stirn gedrückt. Er stand in der Stellung und mit der Gebehrde eines Menschen, der mit dem Himmel und der Erde zerfallen ist.

„Angelica, Angelica, warum hast du mir das gethan?" hörte der Wundarzt ihn in italienischer Sprache zu sich selbst sagen. „Wer hat dich

geliebt und angebetet, wie die Gläubigen ihre Heiligen verehren? Wer hat Alles um Deinetwillen hingeworfen, Reichthum und Einfluß, wer hat dir zu Liebe das glückliche Vaterland verlassen und mit dem rauhen Norden vertauscht? Undankbare! Du hast mir schlimm vergolten, aber die Stunde der Rache ist da. Wer mich verräth, den kann ich vernichten!"

Meister Lüdger hatte den Puls geprüft.

„Ein Aderlaß ist hier durchaus zweckmäßig, er scheint mir sogar nothwendig;" sprach er mit Ernst und öffnete zugleich sein Besteck. „Aber jener tolle Geiger muß schweigen, ehe ich an's Werk gehe. Was hat überhaupt die sinnlose Musik zu bedeuten in der Nähe einer Kranken? Heißt ihn schweigen. Sein rasendes Spiel könnte mich verwirren im wichtigen Augenblicke, und es wäre dann nicht meine Schuld, wenn ich dieses zarte Wesen verletzte."

„Sie verletzen?" lachte heiser der Marchese. „Das wäre freilich ein großes Unglück. Aber ich will sehen, ob ich den lästigen Musikanten verstummen machen kann. Versprechen kann ich es freilich nicht, denn er ist gar ein wunderlicher und eigensinniger Geselle. Francesco, Francesco!" rief er dann, indem er sich nach der gewölbten Halle wandte und auf diese zuschritt.

Die Versuchung.

Die Geige schwieg. Lüdger konnte in der Zimmervertiefung, in der er sich mit der schönen Ohnmächtigen befand, nicht nach jenem hellerleuchteten Gange blicken. Er hörte aber den Marchese flüstern und vernahm gleich darauf eine feine, knabenartige Stimme, die laut und trotzig erwiederte:

„Ich soll nicht geigen, während Ihr sie mordet? Ich will aber. Etwas Sanftes, Schmachtendes gefällt Euch vielleicht besser, als die Teufelssonate meines großen Meisters Tartini? Auch das könnt Ihr haben! Macht nur fort! Eilt nur, daß das schönste und kälteste Herz auf Erden bald blutlos und todt werde! Ich will Euch ein Adagio dazu spielen, das keines Mörders Hand zittern machen soll, ein Adagio, wie es die Engel weinten bei dem ersten Sündenfalle. Mein großer Meister hat es componirt, als er anfing seine Sünden zu bereuen, als ihm das geliebte Weib starb, das er sich aus der Mitte einer hochmüthigen Grafenfamilie gestohlen. Hei, es ist eine lustige Nacht heute! Vater und Sohn werden frei von den Ketten, in die sie ein Engel geschlagen. Macht nur fort, ich muß an mein Adagio."

Flüchtige Schritte rauschten hinweg. Der Wund-

arzt ſchauderte. Er war in eine Mördergrube gerathen, er ſelbſt ſollte wahrſcheinlich das Werkzeug des Mordes ſeyn; einige Augenblicke lang fühlte er ſich heftig bewegt, dann aber hatte er ſeine Ruhe wiedergewonnen, und ſagte, indem er das rothe Band um den ſchönen Arm der Bewußtloſen ſchlang, mit friſchem Muthe für ſich hin:

„Auf Gott vertrau'
In allen Dingen!"

„Ich kann ihn nicht abhalten," ſprach finſter der zurückkehrende Marcheſe. „Sein wilder Sinn iſt unbezähmbar. Aber er wird es nicht ſo arg treiben, wie bisher, und ich denke, daß Euch jetzt ſein Spiel nicht mehr ſtören ſoll. Hört Ihr, wie es ſich ſanft und weich erhebt und in unendlicher Wehmuth ſich aufſchwingt zum Himmel, um dort zu klagen über die Menſchheit, über uns, die wir in Verbrechen und Sünde verſunken ſind? Hohe! ich glaube gar, dieſes Adagio könnte mich verrückt und zu einem Kopfhänger machen! Schlagt Eure Ader, deutſcher Meiſter! Wenn ich Blut ſehe, wird mir's wieder frei und heiter."

Der Wundarzt erwiederte nichts. Er war in der friedlichſten Stimmung, er war auf Alles gefaßt. Seine geübte Hand traf die Ader, in einem hellen Strahle ſchoß das Blut hervor. Der Mar-

chese verfolgte den Purpurstrahl mit gierigem Blicke. Lüdger sah kein Becken in der Nähe, er ließ das Blut zur Erde strömen.

Als er glaubte, daß es genug sey, drückte er den Daumen auf die Wunde, und bereitete sich, den Verband anzulegen. Ein leises Zucken, ein schwaches Wimmern der Kranken verrieth, daß die Ohnmacht sich löse. Lüdger preßte den schönen Arm, den er hielt, sanft und theilnehmend. Er glaubte in dem reizenden Weibe das Opfer irgend einer tückischen Absicht zu sehen, er wollte sie wahrnehmen lassen, daß ein wohlwollender Mann ihr zur Seite stehe, auf den sie vertrauen könne. Sie schlug matt die Augen auf, ein Blick, der durch die nur halb geöffneten Wimpern fiel, traf den Meister, dann schlossen sie sich wieder, sie seufzte schwer und schien von neuer Bewußtlosigkeit befallen.

„Das ist schönes, das ist liebes Blut!“ sagte indessen Perfetti in einem so heisern Tone, daß er kaum vernehmlich war. „Fahrt nur so fort, guter deutscher Meister! Ihr habt den charmanten Strahl in einem so künstlichen Bogen springen lassen, daß ein anerkennendes Gemüth danach schmachten muß, mehr dergleichen zu sehen. Schlagt noch eine Ader, dann noch eine und immerfort, so lange das herzige Blut nur rinnen will.“

„Ihr seyd krank, Herr, und sprecht in Fieber!“ entgegnete sehr gelassen der Wundarzt, indem er ruhig fortfuhr, die Aderlaßwunde zu verbinden. „Ich weiß recht gut, was meines Amts ist und Niemand auf Erden kann mich darin irr machen. Diese Dame wird bald in's Bewußtseyn zurückkehren, sie wird sich besser befinden, und ich glaube nicht, daß noch die Anwendung eines andern Mittels nöthig ist. Sie bedarf nur der Ruhe und einer gütigen Behandlung,“ setzte er bedeutungsvoll hinzu, „weitere Blutentziehung könnte ihren Tod herbeiführen.“

„Sie soll aber sterben!“ schrie im schneidenden Diskant der Marchese. „Wie könnt Ihr nur so dumm seyn, mich nicht zu begreifen? Seht her, deutscher Meister, diesen Geldschatz!“ Er riß ein Tuch von einem Tische und viele aufgeschichtete Geldrollen zeigten sich dem Blicke Lüdger's, daneben lag ein blank geschliffener Dolch. Seht her, wie das funkelt und glänzt, wie die Metallgeister sich strahlend in ihr Element kleiden, wie sie zu Euch hinmöchten, wie sie Euch liebesehnsüchtig anblicken, wie sie Euch zuzurufen scheinen: nimm uns, nimm uns, wir können dir Freuden auf Erden schaffen, ohne Zahl, was dein Herz begehrt, bringen wir dir, was deine Sinne reizt,

verschafft dir im nächsten Augenblicke unsere Macht! Greift nur zu, deutscher Meister! Das Alles soll Euer seyn, wenn Ihr hübsch fortfahrt in der Uebung Eurer Berufspflicht, wenn ihr fein zierlich weiter zur Ader laßt, wie Ihr angefangen habt, wenn der letzte Blutstropfe diesem falschen Herzen entquillt! Was zögert ihr doch und faßt nicht mit beiden Händen nach dem Schatze? Fast muß ich lachen! Ihr seyd ein Wundarzt und stellt Euch, als ob Ihr nicht tödten könntet. Fragt Euch nur auf Euer Gewissen, wie Viele Eure beschränkte, immer nur menschliche Erfahrung, Eure Übereilung, Euer Selbstbetrug schon hingemordet hat! Oder meint Ihr vielleicht, ich spreche nur im Scherze, zu einer lustigen Prüfung, zum Zeitvertreibe für eine Nacht, in der ich nicht schlafen könne? Meint Ihr, ich könne dieses schöne Weib ja selbst tödten, wenn ich sie todeswürdig gefunden hätte, Dolch und Gift seyen ja gebräuchliche Dinge in der Hand eines Italieners? Freilich, deutscher Meister, Euch und Euresgleichen mit einer leichten Bewegung des Armes über die Seite zu schaffen, wäre wohl eine Sache ohne große Bedenklichkeit, ohne Zaudern und Herzensqual! Aber sie — Nein, es ist nicht möglich! Wie oft schon hat meine Hand nach dem Stahle gezuckt, wenn

ihre Falschheit mein Herz zerrissen, wie oft hat mein Blick auf der untrüglichen Aqua Toffana geruht, wie oft war schon der Augenblick gekommen, unsägliche Pein, ein Leben voll Qual, Unruhe und Entsetzen rächend derjenigen zu vergelten, die es bereitet — dann — ich dachte ja an sie, immer nur an sie — dann stieg in meiner Seele ihr Bild empor, das Bild sprach und — ich konnte sie nicht tödten! Aber du, Deutscher, mußt es thun! Sterben kann ich sie sehen, langsam, schmerzlos dem Tode in die Arme sinken, ich glaube, ich kann mich freuen, wenn diese Gestalt immer bleicher, immer kälter wird, ich werde lächeln, wenn sie mich nicht mehr weinen machen kann. Ja, ich kann, ich muß sie sterben sehen, aber ich habe nicht die Kraft, sie selbst zu tödten! Ich darf auch nicht," sprach er dumpf in sich hinein, „Tresdore's blasses Gespenst drängt sich zwischen sie und mich. Mach' fort, Deutscher!" fuhr er dann auf. „Streich' ein dein Geld und thue, was ich dir gebot!"

Ruhig und ohne sich stören zu lassen, hatte indessen Meister Lüdger die Wunde, nach der Vorschrift der Kunst, verbunden. Er packte schweigend seine Werkzeuge zusammen, schob sein Besteck in die Brusttasche, prüfte noch einmal den Puls der Kranken, den er um Vieles besser fand,

und sagte dann sehr ernst und bestimmt zu dem Marchese:

„Verzeihet, Herr, ich habe nicht gehört, was Ihr sagtet! Auch scheint es mir nicht zur Sache zu gehören, denn die ist wohlgerathen und bereits zu Stande gebracht. Für die Belehnung, die Ihr da so verschwenderisch vor meinem Blicke ausgelegt habt, sage ich Euch Dank. Ich nehme nichts. Aber geben will ich Euch guten Rath, wie's mir Recht und Gewissen gebieten. Hütet Euch vor böser That, wenn Ihr Friede haben wollt: auf Erden und Seligkeit hofft im Himmel, glaubt nicht, Ihr könntet hier im fremden Lande nach Willkühr verfahren mit Menschenleben und Menschenwohl! Das Auge der Obrigkeit wacht und das Gesetz beschützt jeden, besonders den Schwachen und Hülflosen."

„Du willst mir drohen und dich listig meinem Willen, meiner Gewalt entziehen?" sprach verbissen Perfetti und ergriff wiederum mit Riesenkraft den Arm des Wundarztes. „So entkommst du mir nicht! Dir bleibt keine Wahl. Du mußt tödten oder du wirst getödet. Liebst du das Leben, hast du Weib und Kind daheim, die an dir hängen und dir theuer sind, so nimm mein Geld und vollziehe meinen Befehl. Zögerst du noch eine Minute, so trifft dieser Stahl dein Herz! Ich kann nur Mitschuldige,

keine Mitwiſſer dulden. Willſt du oder willſt du nicht?“

Der Marcheſe hatte den Dolch vom Tiſche geriſſen und hielt ihn hochgeſchwungen in der Rechten. Seine Linke preßte ſtarr und feſt, wie ein Eiſenband, den Arm des Meiſters, der nichts gegen dieſe Übergewalt vermochte. Und dennoch zitterte Lüdger nicht, ſein Antlitz entfärbte ſich nicht, unerſchütterlich war der Ausdruck von Ruhe und Faſſung in ſeinen Zügen.

„Ich ſtehe in Gottes Hand,“ ſagte er, den offenen Blick des redlichen Auges auf den Italiener wendend. „Du ſollſt nicht tödten, lautet ſein Wort: Ich handle nicht gegen ſein Gebot.“

„So ſtirb!“ knirſchte Perfetti, und zugleich riß ſeine Hand ſo gewaltig am Arme des Wundarztes, daß der bejahrte Mann widerſtandlos auf die Kniee ſank. Der Dolch war zum Stoße gehoben, Lüdger dachte an Weib und Kind und — an Gott. Mechaniſch hatte er die eine freie Hand emporgeſtreckt, ſie umklammerte den Arm des Mörders, aber was vermochte ihre ſchwache Kraft gegen einen Wüthenden, den die Natur mit übermenſchlicher Stärke ausgerüſtet hatte?

Da hörte plötzlich die Muſik im Nebengemache auf. Ein Geräuſch ließ ſich in der Nähe der ein-

genden Männer vernehmen. Vor ihnen stand eine marmorbleiche Jünglingsgestalt. In der einen Hand hielt sie die Geige, mit der andern faßte sie den zum Dolchstoße gehobenen Arm des Marchese.

„Halt ein, Vater!“ sagte sie so leise, daß es mehr einem Hauche, als einer Rede ähnlich schien. „Es soll kein Blut mehr vergossen werden. Ich will es nicht.“

Perfetti sah ihn starr an. Dann ließ er wie gelähmt den Arm mit dem Dolche sinken. Die andere Hand gab den Wundarzt frei. Lüdger erhob sich ruhig und fest, als sey nichts Außerordentliches geschehen. Er mußte mit Erstaunen den wunderbaren Jüngling betrachten, der in seiner ätherischen Gestalt, seiner Leichenbläße kein Bewohner dieser Welt zu seyn schien. Wie ein schmerzhafter Krampf zuckte es unaufhörlich um seine Lippen, und in den Augen brannte eine Gluth, die mit keinem irdischen Feuer zu vergleichen war.

Kein Mord!

Starr sah der Jüngling auf den rothen Fleck am Boden. Er fing an zu zittern, der Bogen, den er mit der Geige hielt, schlug bebend an das Instrument, indem er manchmal die Saiten berührte, und einen tremulirenden Accord hervorbrachte.

„Das iſt ihr Blut," hauchte die ſanfte und ſchwache Stimme, die aus einer tiefwunden Bruſt zu dringen ſchien und bei aller Zartheit zugleich ſehr vernehmlich war. „O Blut, dem ſchönſten Herzen entronnen, warum haſt du es nicht gehoben zu beſeligenden Gefühlen?"

Er riß ein ſeidenes Tuch vom Halſe, er benetzte es mit dem Blute und ſchob es dann naß und kalt, wie es war, unter ſein Kleid auf die nackte Bruſt.

„Aber ſie lebt doch noch?" ſagte er ängſtlich, und ſeine Blicke ſtammten nach der ſchönen Ohnmächtigen. „Ja, ſie lebt!" fuhr er mit einem ſchweren Odemzuge fort. „Noch hebt ſich die Bruſt, die den Himmel in ſich ſchließt und ihn nicht gewähren will, die Lilie fängt wieder an zur Roſe zu werden. — Sie ſoll auch nun nicht ſterben. Sie ſoll nicht. Ich will es nicht."

„Beſinne dich, Franceſco!" begann in einem milden, gütigen Tone, der Lüdgern Urſache zu neuer Befremdung gab, der Marcheſe. „Wir haben es zuſammen überlegt und der Entſchluß, ſie, die ſich ewig zwiſchen uns drängt, um uns dennoch zu verhöhnen durch ihre Hingebung an einen Fremden, zu entfernen aus unſerer Bahn, aus der Bahn des Lebens überhaupt."

„Wer könnte noch auf Mord sinnen, wenn er das Adagio meines großen Meisters gehört und empfunden hat?“ erwiederte der Jüngling, indem sein Auge schwärmerisch nach oben blitzte. „Hättest du mich die Teufelssonate fortspielen lassen, dann wäre Alles anders gegangen. Aber kann ich mit Engeln verkehren und zugleich ein Verbrechen begehen? Verlange nicht das Unmögliche, Vater! Wenn die Gnade vom Throne des Ewigen herabrauscht, wenn seine Engel Versöhnung und Milde singen, wenn ich einen Ton von unbeschreiblicher Süße und Wonne vernehme, von einer Wehmuth, die in die tiefsten Gefühle des Herzens schneidet, einen Ton voll schauriger Ahnung, wie Mutterliebe, die gemordet wurde, ehe sie sich verkündigen konnte —“

„Genug, Francesco!“ unterbrach ihn schreiend und von Entsetzen ergriffen Perfetti. Die hohe Gestalt schwankte, der Dolch fiel zur Erde, die Glieder bebten konvulsivisch. „Was mahnst du mich daran? Ich bin ein Kind, ein schwaches, willenloses Wesen, wenn du diese Schlange in meiner Brust erweckst.“

„Sie war keine Schlange, sie war eine Taube!“ sagte träumerisch Francesco. „Ich habe sie nicht gekannt, aber Alle, die sie gekannt haben, sagen es. O Taube, Taube, warum mußtest du so frühe die

Flügel ausbreiten und dich zum Himmel ſchwingen? Ich konnte dir ja noch nicht nach, obſchon ſie auch mir den Fittich gelöſt zum Aufſluge in die Unſterblichkeit. Es ſoll keine Taube mehr geſchlachtet werden. Ich habe es herausgehört aus dem Neuegeſange Tartini's, daß der Menſch nicht tödten darf. Freilich weiß ich nicht warum, denn mir ſcheint der Tod eine Wohlthat, und wenn die Qual des Erdenlebens zu ſchwer drückt in meiner kranken Bruſt, und das Übermaß des Schmerzes ſeine Dämme zerreißt und hervorbricht im wohlthuenden Blutſturze, und die Menſchen dann ſagen, der Todesengel ſtreife mit ſeinem Flügel an meinem Haupte vorüber, dann wiſſen ſie nicht, wie wohl es mir iſt in dieſem Augenblicke, wie mich ein beſeligender Glanz umgiebt, wie aus dem Himmelsglanze ein friſcher erquickender Hauch, der Odem eines ſchönen Lebens mich anweht. — Sterben! Sterben! Endliche Löſung des Räthſels, Ziel der unermüdlichen Sehnſucht — der Keim zu dir ward ſchon vor meiner Geburt widernatürlich in mich gelegt, deshalb muß ich in dem Wunſche nach dir mich verzehren bis zu ſeiner Erfüllung."

Der Marcheſe hatte ſein Geſicht mit beiden Händen verhüllt. Er ſtand mit gebeugtem Haupte, mit zuſammengebrochenen Knieen.

„Höre auf, mich zu foltern, Francesco!“ jammerte er. „Das iſt mehr, als ein Vaterherz ertragen kann!“

„Wäre doch das Vaterherz auch immer ein Menſchenherz geweſen!“ warf bitter der Jüngling hin. Dann beugte er ſich über die Kranke, lauſchte ihrem Odem und ſprach: „Sie ſchläft. Wie ruhig, wie ſanft iſt ihr Schlummer! Sie lächelt — ſie träumt von dem Glücklichen, den ihr Herz vorzieht. Verſcheuche dieſen Traum, Angelica, träume von mir, von Francesco, der dich anbetet.“ —

„Willſt du mich wahnſinnig machen, toller Knabe?“ rief Perfetti und riß ihn ſo gewaltig zurück, daß er ſich plötzlich in die Mitte des Zimmers verſetzt ſah. Dann aber nahm der Marcheſe gleich wieder einen beſorgten, ängſtlichen Ton an, indem er ſagte:

„Ich habe dir doch nicht wehe gethan, mein Sohn? Nein, nein, du empfindeſt keinen Schmerz, du verzeihſt mir?“

„Ich habe dir Eins verziehen, das ſchon vor vielen Jahren geſchehen iſt, und mit dieſem Einen Alles,“ erwiederte Francesco. „Wozu überhaupt eine Verzeihung? Was hat der Menſch dem Menſchen zu vergeben? Höre nur einmal recht innig und tief darauf, wenn ich einen Geſang aus den großen

Werken der alten, nur in ihren Tönen noch lebenden Meister spiele! Da ist die Sünde versöhnt, da waltet der Himmelsgeist auf Erden, da legt sich Friede und Ruhe auf das Gemüth und vertreibt die neckenden Höllengeister aus dem Innern. Dazu aber muß man freilich mit dem ganzen Herzen hören können, und das vermag nicht Jeder."

„Junger Herr!" hob jetzt der Wundarzt an, der ihm näher getreten war, und ergriff die Hand des Jünglings, vor deren Eiseskälte er fast zurückschauderte, und die schlaff und regungslos, wie eine welke Blume, in der seinigen hing. „Ich habe Vertrauen zu Euch. Ein so vortrefflicher Musikus, wie Ihr, kann nicht Mord und Verbrechen im Sinne tragen. Wer ein Adagio mit solcher Wahrheit des Gefühls spielt, der ist nicht ohne edle Empfindung. Nehmt jenes unglückliche Weib unter Euren Schutz! Sorgt, daß ihr kein Leid gethan werde!"

„Sie ist die Königin dieses Hauses," erwiederte Francesco, indem er sich stolz aufrichtete und den Meister befremdet ansah. „Ihre Wünsche werden errathen und erfüllt, ehe sie sie ausspricht. Was kümmert aber Euch das? Geht! Wir bedürfen Eurer nicht mehr. Entfernt Euch!"

„Wie?" fiel hastig der Marchese ein. „Du willst, daß er hingehe und uns verrathe?"

„Was kann er verrathen!“ sagte gleichgültig der Jüngling. „Worte, die er nicht beweisen kann, einen Namen, der Jedem fremd klingt, einen Ort, den er nicht kennt. Laßt ihn zurückbringen, wie er gekommen ist! Wir müssen allein seyn, wir haben Vieles zu besprechen.“

„Ihr seyd entlassen!“ sprach der Marchese mit einem gebieterischen Winke nach dem Wundarzte hin. „Hütet Eure Zunge, wenn Euch Euer Leben lieb ist!“

„Denkt an den Tag des Gerichtes und der Strafe!“ entgegnete mit unerschütterlicher Ruhe Meister Lüdger. Er warf noch einen Blick auf das liegende Weib, die sich in diesem Momente, wie zum nahen Erwachen, unruhig bewegte. Dann schritt er durch die Thüre, welche Perfetti geöffnet hatte, in das Vorzimmer. Die Kerzen brannten noch auf dem Altare, aber der Geistliche war nicht mehr zugegen. Von den Dienern, welche ihn heraufgeführt hatten, empfangen und begleitet, blieb ihm nichts übrig, als die im Hofe harrende Kutsche wieder zu besteigen, die, sobald der Schlag hinter ihm geschossen war, mit Windeseile hinwegrollte. Sein Kopf war wüst und verwirrt. Wie ein toller Traum schien ihm Alles, und aus der Dunkelheit, die ihn umgab, tauchte die Schreckensgestalt Pe-

fetti's mit dem hochgeschwungenen Dolche, das reizende Bild der Ohnmächtigen und das wunderbare Wesen des bleichen Violinspielers im wechselnden Kreisjagen empor.

Die Geldbörse.

Nach einiger Zeit gelang es ihm, mehr Ruhe zu gewinnen. Er rief sich die Kennzeichen des Hauses und der Zimmer, welche er sich gemerkt hatte, in sein Gedächtniß zurück. Die schöne Angelica, die sich in einer seltsamen gefahrdrohenden Lage zu befinden schien, hatte ihm zu viel Theilnahme eingeflößt, als daß er dem Drange, sie wiederzusehen, ihr vielleicht nützlich zu seyn, entsagen konnte. Dann erwachte auch der Gedanke in ihm, daß man ihn in der Würde seines Berufs, in der Eigenschaft eines freien Reichsbürgers verletzt habe. Die Art, wie man ihn in die Wohnung des Marchese gebracht, war betrügerisch und gewaltthätig, die strenge Rechtlichkeit des Meisters konnte sich nicht damit aussöhnen.

Eher als Lüdger erwartete, hielt der Wagen an. Er konnte, als er den Boden betrat, sich bei der herrschenden Dunkelheit nicht gleich zurecht finden. Der Diener, der geöffnet hatte, bemühete

ſich, ihm etwas in die Hand zu drücken, das bei der Achtloſigkeit des Wundarztes klirrend zur Erde fiel. Raſch ſchwang ſich Jener auf den Bock, und die Pferde ſtürmten mit dem Fuhrwerke ſo eilig fort, daß Lüdger nach wenigen Augenblicken ſchon das ferne Raſſeln der Kutſche nicht mehr vernahm.

Er hatte ſich unwillkührlich gebückt und den Gegenſtand, der vor ſeinem Fuße niedergefallen war, aufgehoben. Es war eine ſchwere Geldbörſe. Lüdger war unſchlüßig, was er damit thun ſolle.

„Es kommt von Fremden, es mag Fremden zum Nutzen gereichen!“ ſagte er nach einigem Beſinnen zu ſich ſelbſt, und ſchob das Geld in ſeine Taſche. „Ich will es in die Kaſſe des Fremdenſpitals niederlegen.“

Er ging vorwärts nach einer Seite, wo er dunkle Häuſermaſſen zu bemerken glaubte. Bald erkannte er, daß er ſich innerhalb der Stadt, auf dem Rathhausplatze, nicht weit von ſeiner Wohnung befand. Die Glocke vom nahen Thurme ſchlug zwei Uhr. Der Regen hatte aufgehört. Schwarze Wolken, vom Sturme gepeitſcht, jagten am Horizonte hin und ließen nur ſelten die Strahlen einzelner Sterne herabdringen. Der Wundarzt blieb ſtehen und betrachtete das wilde Spiel am

Firmamente. Nach dem Glauben jener Zeit hatte für Denjenigen, der sich mit Arzneikunde abgab, ein solches Treiben in den obern Regionen eine besondere Bedeutung.

„Aus dieser Nacht werden sich noch wunderliche Dinge gebären!“ sprach er in sich hinein, während er seine Schritte in die Straße lenkte, wo sein Haus gelegen war: „Heil und Unheil, Freude und Tod!“

Als er bei seiner Wohnung ankam, war er nicht wenig erstaunt, nicht allein in seinem Studirzimmerchen, wo er bei nächtlicher Heimkunft gewöhnlich die brennende Lampe fand, sondern auch in dem großen Wohngemache noch Licht zu sehen. Ängstlich, es möge irgend etwas Unangenehmes während seiner Abwesenheit vorgefallen seyn, klopfte er. Sogleich ward geöffnet, und mit verstörten Gesichtern traten ihm Frau und Tochter entgegen.

„Er soll sogleich zum Meister Gibisch kommen, Vater!“ sprach ihn Grechen hastig an. „Schon dreimal hat er geschickt und sagen lassen, es wäre große Noth und ein dringender Fall.“

„Wie?“ unterbrach sie Lüdger. „Ist dein Verlobter krank geworden, so plötzlich und über Nacht?“

„Gottlob nein!“ versetzte das Mädchen, und ein tiefer Seufzer verkündigte, wie schon der Ge-

danke daran ihr Herz schmerzhaft ergriff. „Sein bester Freund aber, hat er sagen lassen, sey plötzlich angekommen, und zwar in einem Zustande, der die schleunigste Hülfe des Wundarztes verlange."

„Genug!" erwiederte der Vater. Er fühlte sich aber zu sehr erschöpft, um, ohne zuvor eine Erquickung genossen zu haben, den weiten Weg zur Behausung des jungen Goldschmiedes anzutreten. Gretchen mußte ihm einen Becher Wein holen. Während sie fort war, gab er Eleonoren die schwere Börse, die, wie er jetzt beim Lichte sah, mit Gold gefüllt war.

„Nimm dieses Geld und bewahre es wohl!" sagte er zu der erstaunenden Hausfrau. „Gib aber nicht davon aus, sondern greife lieber, wenn es nöthig seyn sollte, unser Erspartes an, denn ich weiß wohl, daß heute der Zins des Hauses fällig und nicht viel Geld, außer dem zurückgelegten, vorhanden ist. Das Geld in der Börse gehört nicht uns. Ich muß es weiter geben."

Frau Eleonore war nicht von Neugierde frei. Auf ihre Fragen aber erwiederte Meister Lüdger kalt: „Ein andersmal!" und schritt, nachdem er den Becher, welchen ihm die zurückkehrende Tochter kredenzt, geleert, wieder frisch und wohlgemuth in die stürmische Nacht hinaus.

„Grüß Er mir den Andreas!“ rief Gretchen hintennach, allein ihre Stimme verhallte im Sturmwinde, deſſen rauher Andrang die beiden Frauen nun auch raſch von der offenen Thüre ins Haus zurücktrieb.

Der kranke Maler.

Das kleine Schlafgemach des Goldſchmiedes war nur ſchwach von dem Lichte einer einzigen, dem Erlöſchen nahen Lampe erhellt, als Meiſter Lüdger eintrat. Der künftige Schwiegerſohn fuhr von ſeinem Sitze am Bette wie aus einem beginnenden Schlummer auf, und bot dem Kommenden die Hand. Dann ſagte er, indem er Öl auf die Lampe goß und ſie dem Bette näherte:

„Es iſt gut, daß Ihr kommt. Seht hier meinen alten Reiſegefährten Theobald Sander. Seit vielen Jahren haben wir uns nicht geſehen, und als ich heute Abends von Euch heimkehre über einen Umweg durchs Mariengäßchen, um der armen Wittwe Reifert, meiner verſtorbenen Mutter Freundin, ein Holzgeld zu bringen für den Winter, muß ich ihn elend und jammernd, in einem Winkel an der alten Commenthurei ſitzend, wiederfinden. Er erkannte mich kaum wieder. Alles, was ich von ihm

herausbringen konnte, war, daß er einen schweren Fall gethan habe, daß ihm alle Glieder schmerzten, besonders aber der Kopf, der ihm ganz betäubt sey. Ihr könnt Euch nicht denken, wie mir das leid that! Er, der geschickte und hochberühmte Maler, hatte immer so treu gehalten an mir armen Goldschmiedsgesellen! Als ich mehr mit ihm reden und nach seiner Wohnung fragen wollte, konnte er nicht mehr sprechen. Mit großer Mühe habe ich ihn hierher gebracht, und seit einigen Stunden liegt er nun da mit mattem Odemzuge, der jeden Augenblick zu verlöschen droht, in glühender Hitze und von Zeit zu Zeit irre Reden ausstoßend, wie ein wahres Bild des Jammers!"

Meister Lüdger stand da, wie ein Träumender. Gegen die Erwartung des jungen Goldschmieds, machte er keine Anstalt, den Zustand des Verletzten zu untersuchen. Die Erwähnung der alten Commenthurei hatte ihn wunderbar getroffen und ihn mit einemmale den Gedanken an die Gegenwart entrückt. War er denn ganz blind, ganz ohne Erinnerung gewesen? War denn in den Stunden, die hinter ihm lagen, jedes Gedächtniß an das weitläufige, klosterartige Gebäude, in dessen grasbedeckten Hofe er so oft als Kind gespielt, von ihm gewichen? Jetzt wußte er den Aufenthalt des Marchese

Perfetti, ſeines Schlachtopfers und ſeines wunderlichen Sohnes. Er war in der alten Commenthurei geweſen! Jene ſchmale, zu der Wendeltreppe führende Thüre, die moosbedeckten Stufen, die epheuumrankten Säulen, der kleine Balkon und die alterthümlichen Verzierungen — Alles ſtand wieder lebhaft vor ſeinem Geiſte und ſchien ihn zu höhnen, daß er es nicht gleich erkannt als die Umgebung des alten Spiel- und Tummelplatzes.

Da hob ſich zu einem ſchweren Odemzuge die Bruſt des jungen Mannes auf dem Ruhelager. Seine Arme bewegten ſich, er ſtreckte ſie ſehnſüchtig aus: „Angelica!“ bebte es über ſeine Lippen, und von dieſem Worte, wie von einem Blitzſtrahle, gerührt, fuhr Meiſter Lüdger zuſammen. Sein ſcharfer Verſtand, der ſich in ſo mancherlei Erfahrungen gebildet hatte, zeigte ihm ſogleich einen wahrſcheinlichen Zuſammenhang zwiſchen dem Unfalle des Malers Theobald und ſeinem Abentheuer in der Commenthurei. Er trat raſch zu dem Kranken, der ihm nun der Schlüſſel jenes wichtigen, ſein ganzes Mitgefühl erregenden Räthſels zu ſeyn ſchien. Er fand ihn in heftiger Fieberhitze. Eine äußere Verletzung war nicht zu bemerken; er glaubte eher, daß irgend eine ſtürmiſche Überraſchung, ein plötzlicher Schreck ſein Inne-

res erschüttert und ihn in diesen Zustand versetzt habe. Die Bewegungen des Kranken wurden unruhiger.

„Lustig! Lustig!“ sagte er jetzt und öffnete weit die fieberglühenden Augen. „Spiele nur auf, toller Fiedler! Der Tanz ist lang und die Erde dreht sich um den Mond, bis eine Riesenfaust aus dem Himmel reicht und den Mond hinabschmettert, weil er um die Erde gefreit hat. Gehorsamer Diener, Herr Marchese! Ich kenne Sie wohl, denn ich bin der Mond und ein gar gefälliger Maler, der mit bleichen Strahlen die Geliebte gemalt hat, und nun, da er das Bild gern für sich behalten will, mit einem leeren Komplimente abziehen muß, das er aus dem zweiten Stockwerk bis zum Erdboden machte, und bei dem er den Hals gebrochen hat. Wer sind die zwei Masken dort im feurigen Domino? Schöne Maske, ich kenne dich! Woher? Wohin? Aus der Liebe in das Elend, aus dem Elend in den Tod.“

Er hatte die letzten Worte in einem tieftlagenden Tone gesprochen. Jetzt sprach er nicht mehr, aber ein fortgesetztes Schluchzen bewies, daß die Vorstellungen seines Innern noch immer von der schmerzhaftesten Art seyen.

Der Goldſchmied hatte den Platz am Lager dem Vater ſeiner Verlobten überlaſſen. Er betrachtete aus der Ferne mit ängſtlichem Blicke den wiedergefundenen, leidenden Freund.

„Sein Gehirn iſt verwirrt!“ ſagte er ſehr wehmüthig. „Seine Rede iſt Unſinn, er ſieht ſeine Einbildungen für Wirklichkeit an.“

Was aber Andreas Eibiſch für leere Einbildungen hielt, hatte die Vermuthung des Wundarztes faſt zur Gewißheit erhoben. Er fand einen Sinn in den Reden des Fieberkranken, der mit Allem übereinſtimmte, was er in der alten Commenthurei erfahren hatte. Er betrachtete den Maler jetzt genauer. Es war ein ſchöner Mann, dem Äußern nach wohl werth der Liebe Angelicas, fähig den eiferſüchtigen Haß eines leidenſchaftlichen Italieners zu erregen.

Ohne weiter zu zögern, wandte Lüdger nun alle Mittel an, die der Zuſtand des Leidenden zu erfordern ſchien. Während Andreas die Hitze des Kopfes mit kühlenden Umſchlägen zu mildern ſuchen mußte, öffnete der Wundarzt dem Maler eine Ader. Derſelbe Stahl, der früher Angelica's Blut fließen gemacht hatte, rief auch das ſeinige aus den verborgenen Gängen des Lebens hervor.

Guter Rath.

Erſt als der Abend nahte, zeigte ſich das Fieber im Abnehmen. Theobald ſchlug matt die Augen auf, er fand ſich mit Mühe in ſeine Umgebungen und lächelte dann trübe den Freund an, deſſen Gegenwart ihn mit einem Male über ſeine Lage und ſein Verhältniß aufzuklären ſchien. Ein ſchmerzlicher Zug trat um ſeinen Mund hervor, matt fuhr er mit der Hand nach dem Herzen und ſchloß dann wieder die Augen, indem er leiſe den Kopf ſchüttelte.

„Entfernt alle leidenſchaftlichen, beunruhigenden Gedanken!“ ſagte Meiſter Lüdger, der ihn beobachtet hatte. „Habt nur das Eine im Sinne, daß Ihr bei einem Freunde ſeyd, der Euch wohl will, daß Ihr durch Erringung des innern Friedens Eure Geſundheit wieder gewinnen müßt, um das neue Zuſammenleben mit dem Freunde recht zu genießen. Euer Unfall wird, wie ich hoffe, nicht von ſehr ſchlimmen Folgen ſeyn. Ihr habt eine Gemüthserſchütterung gehabt, und jemehr Ihr ſtrebt, durch feſte Haltung der Seele den böſen Eindruck jenes Ereigniſſes zu vermindern, deſto leichter werdet Ihr geneſen.

Auf Gott vertrau'
In allen Dingen,
So wird dir auch,
Was ſchwer, gelingen.

Das ist ein gar schöner Spruch, um ein Menschenherz zu beruhigen. Was hat denn auch das Leben so Großes zu bieten, daß es der Mühe lohnte, seinethalb zu verzweifeln? Ihr seyd noch jung, und ich weiß recht gut, daß Euer Alter zum Spiele der Leidenschaft wird, wenn es sich ihnen überläßt. Ein wackerer Künstler muß aber fest in sich seyn und nur eine Gebieterin erkennen: die Kunst. Im Übrigen denkt, daß ein Augenblick das unmöglich Scheinende möglich machen kann, daß es eine Vorsehung gibt, die ein schwaches Wesen selbst in der Höhle des Tiegers schützt."

Mit diesen Worten, denen er noch die Versicherung, morgen in aller Frühe wiederzukehren, beifügte, schritt Meister Lüdger zur Thüre hinaus. Der Maler hatte die Augen weit geöffnet und sah ihm mit erstauntem Blicke nach. Der Sinn der Schlußrede sprach bedeutungsvoll zu ihm. Hatte er vielleicht im Paroxismus des Fiebers Dinge gesprochen, die eine Entdeckung seines sonst tief bewahrten Geheimnisses enthalten? Dieses dünkte ihm wahrscheinlich. Dennoch aber hatte die würdige Gestalt des Meisters ihm ein Vertrauen eingeflößt, das ihn keinen Mißbrauch des zufällig Offenbarten fürchten ließ.

Mit einem Angesichte, auf dem sich ein geringer

Anflug von Verdruß und Mißbehagen zeigte, kehrte Meister Elbisch, der dem Wundarzte das Geleit gegeben hatte, zurück. Es war zum ersten Male seit seiner Verlobung mit Gretchen, daß ein Abend vorüberging, an dem er sie nicht gesehen und ihr nicht Gesellschaft leisten konnte. Eine Zeitlang überließ er sich der üblen Stimmung, welche diese Entbehrung in ihm veranlaßte. Dann aber gewann sein gutes Herz, seine Theilnahme an dem unglücklichen Geschicke Theobalds die Oberhand, und er suchte sich nun zu entschädigen, indem er dem Freunde die Geschichte seiner Liebe, seiner Bewerbung und endlichen Verlobung treu berichtete. Er vergaß nichts, nicht den kleinsten Umstand bei der ersten Bekanntschaft, kein noch so unbedeutendes Ereigniß während der Fortsetzung. Erst spät bemerkte er, daß seine Erzählung den besten und wünschenswerthesten Eindruck auf den Freund gemacht, daß sie ihn in einen tiefen und ruhigen Schlaf gebracht hatte.

Der Besuch.

Bei dem regierenden Consul der Stadt erschien gegen den Abend dieses Tages ein geistlicher Herr, der sich den Kaplan des neapolitanischen Marchese

Perfetti nannte. Der Geiſtliche mit den ſcharfblickenden, durchdringenden Augen hatte ſich bald überzeugt, daß ſein Amt und ſeines Herrn Stand den Bürgermeiſter mit Ehrfurcht und Demuth erfüllten.

Der Herr Marcheſe, meldete leichthin der Kaplan, befinde ſich ſeit einigen Tagen in dieſer Stadt, habe die leer ſtehende alte Commenthurei bezogen und erwarte, in ſeinem einſamen Familienleben dortſelbſt nicht geſtört und verhindert zu werden. Leider ſehe er ſich abgehalten, ſeine Reiſe, welche bis zum hohen Norden beſtimmt geweſen, vor der Hand weiter fortzuſetzen, indem ſowohl ſeine junge Gemahlin erkrankt, wie auch ein älterer Bruder, den er mit ſich führe, hierſelbſt von einem Ausbruche der Gemüthskrankheit, an der er periodiſch leide, befallen worden ſey. Der Herr Marcheſe hoffe, daß man dieſe traurige Verhältniſſe berückſichtigen und etwaigen böslichen Gerüchten, die ſich verbreiten könnten, keinen Glauben beimeſſen werde. Ohnehin ſey zufällig ſchon in der verwichenen Nacht der Wundarzt, den man zum Beiſtande der leidenden Dame herbeigeholt, mit dem wahnſinnigen älteren Bruder auf eine Weiſe zuſammengekommen, die zu thörichten und lächerlichen Gereden Anlaß geben könne. Schließlich erſuche er, im Namen

des Herrn Marchese, ein verehrungswürdiges Oberhaupt dieser Stadt, beikommende Summe in Gold zur Vertheilung an hiesige Arme und wohlthätige Stiftungen anzunehmen, mit der Versicherung, daß sein Herr bei künftiger Abreise einen gleichen Betrag zu ähnlicher Verwendung in die stadtväterlichen Hände des Herrn Bürgermeisters niederlegen werde.

Eine solche Großmuth war dem Consul in der vieljährigen Verwaltung seines Amtes noch nicht vorgekommen. Während der Geistliche die strotzenden Geldsäckchen unter seinem langen schwarzen Talare hervornahm und sie vor den strahlenden Augen des Dirigirenden auf den Tisch niedersetzte, stammelte Jener etwas von großer Gnade, von lebenslänglicher Dankbarkeit, von Darbietung des Ehrenweins und sogar von Ertheilung des Bürgerrechtes. Ehe er aber noch eine zusammenhängende Rede zu Stande bringen konnte, hatte der Kaplan, jeden Dank ablehnend, sich mit eiliger Gewandtheit aus dem Zimmer entfernt.

„Fünfzehnhundert Gulden!“ rief der erstaunte Bürgermeister, nachdem er das Geld genauer betrachtet hatte. „Ich würde es nicht glauben, wenn ich es nicht mit eigenen Augen sähe, ich würde es für ein Mährchen halten, wenn ein Anderer mir eine solche Geschichte erzählte! Kommt da hereinge-

fallen, wie vom Himmel, dieſer vortreffliche Marcheſe, und ſtreuet das Geld aus vollen Händen auf unſere Armuth! Wir müſſen ihm eine Ehre anth — eine Deputation aus der Mitte des Magiſtrats zur ſchuldigen Dankſagung, ein Carmen, angefertigt vom Schulrektor und dargebracht von Kindern im italieniſchen Koſtüm —"

Sinnend ging er im Zimmer auf und nieder. Tauſend Ideen kreuzten ſich in ſeinem Kopfe, die er jedoch alle wieder verwarf, da er auch darauf zu denken hatte, der Würde eines reichsſtädtiſchen Oberhauptes nichts zu vergeben.

Er befand ſich noch in großer Unentſchloſſenheit, als Meiſter Lüdger eintrat und mit geziemender Ehrerbietung um ein geneigtes Gehör bat. Dieſes wurde ihm gewährt, und er begann nun ſein Abentheuer der vergangenen Nacht zu berichten. Als er des Marcheſe Perfetti erwähnte und des Gebäudes, das er ſpäter für die alte Commenthurei erkannt habe, lächelte der Conſul ſchlau und unterbrach ihn:

„Glaub' Er mir, lieber, guter Mann, es gebt in den Ringmauern unſerer Stadt nichts vor, wovon eine hohe Obrigkeit nicht Kenntniß hätte; kein Sperling fällt vom Dache, ohne daß ſie es ſähe. Wir wiſſen die ganze Sache! Er hat der jungen

Gemahlin des Herrn Marchese wundärztlichen Beistand leisten müssen, dabei ist Er mit dem verrückten Bruder des edlen Herrn zusammengekommen, es haben sich Dinge begeben, die Ihn auf allerlei seltsame Gedanken bringen konnten. Sieht Er: wir wissen Alles!"

Der Wundarzt war in der That erstaunt, aus dem Munde des Bürgermeisters eine Rede zu vernehmen, die Wahres und Falsches über eine Begebenheit enthielt, welche nach seiner Meinung Jenem noch durchaus unbekannt seyn mußte.

„Ein verrückter Bruder?" versetzte er ungläubig. „Das muß ich mit Euer Gestrengen Erlaubniß bezweifeln. Es war sicherlich der Marchese selbst—"

„Lüdger, bedenk' Er, was Er spricht!" fiel streng der Consul ein. „Wir sind dem Herrn Marchese wohl befreundet und hoch verpflichtet. Im Übrigen steht Er auch vor Seiner Obrigkeit, die nicht irren kann."

„Aber der Eid, den ich schwören sollte?" wandte der Wundarzt ein.

„Nichts natürlicher, als dieser!" sagte wiederum freundlicher, im Tone der Belehrung, der Bürgermeister. „Große Herren nehmen gern Diejenigen, von denen sie wichtige Dienste verlangen, vorher in Eid und Pflicht, absonderlich Medici und Chi-

rurgi, in deren Hand Wohl und Wehe, Leben und Tod vertrauungsvoll gegeben werden soll."

„Es lautet doch anders, was der Geistliche mir sagte," antwortete Lüdger; „aber wenn ich es auch in Eurem Sinne annähme, so bleibt doch immer die Art und Weise, wie man mich in die Commenthurei gelockt, eine sehr verdächtige Sache."

„Possen, Carnavalsstreiche, die sich die Domestiken erlaubt haben!" entgegnete wegwerfend der Gebietende. „Er hat eine lebhafte Phantasie, Lüdger! Die verleitet Ihn auch, alle Dinge schwarz oder wenigstens im unrechten Lichte zu sehen."

„Das schöne unglückliche Weib!" sagte der Meister bedauernd für sich hin. „So will sich denn Niemand ihrer annehmen, und Dolch und Gift bedrohen fort und fort das junge Leben!"

„Jung ist sie? Schön?" sprach der Consul und trat mit aufhorchender Miene dem Wundarzte näher. „Von Dolch und Gift kam Einiges vor in dieser Nacht? Erzähl' Er doch weiter, lieber Meister! Berichte Er die ganze Sache bis zu Ende, ich höre dergleichen gern und besonders aus Italien, wo die Aqua Tofana erfunden worden und es ganze Staaten von Banditen gibt."

Der Gebietende ließ sich behaglich nieder, während Meister Lüdger den Faden seiner Erzählung

wieder aufnahm und diese nun ununterbrochen bis zu dem Augenblicke fortführte, wo er sich auf dem Rathhausplatze wiederfand. Des Malers Theobald erwähnte er mit Vorbedacht nicht, weil ihm das Verhältniß desselben zu dem Marchese noch nicht klar genug war, und er seinen künftigen Eidam nicht gern in eine etwaige Untersuchung verflechten wollte.

Als der Meister geendigt hatte, erhob sich Dirigens aus dem Sessel, schritt einige Male tiefsinnig auf und ab und sagte dann mit bedenklicher Miene:

„Seltsam! Wunderlich! Die Teufelssonate hätte ich wohl hören mögen! Es muß doch Etwas ganz Eigenes mit so einem Musikstücke seyn, das der Gottseybeiuns selbst componirt hat. Wo er nur die Kenntnisse im Generalbasse erworben haben mag? Jetzt, da ich die Angelegenheit genau kenne, finde ich Seinen Verdacht, mein lieber Meister, auch nicht ganz ohne. Wir werden die Commenthurei invigiliren und inspiciren lassen, damit die schöne Italienerin nicht zu Schaden komme. Wir werden einen Polizeidiener beauftragen, daß er von Zeit zu Zeit daran vorübergehe und durch das offene Thor einen Blick hineinwerfe: ob sich etwas Verdächtiges zugetragen hat? Aber reinen Mund gehalten, Meister! Die Sache ist ein Staatsgeheimniß. Bedenk' Er seine bürgerlichen Pflichten."

Um Vieles erheiterte ſich das Antlitz des Conſuls, als der Wundarzt ihm hierauf jene Geldbörſe, deren Bewahrung ſeinen Gefühlen zuwider war, mit der Bitte einhändigte, ihren Inhalt der Verwaltung des Fremdenſpitals zu übergeben.

„Er iſt ein wackerer Mann, Lüdger!“ ſagte ſchmunzelnd der Bürgermeiſter. „Ich werde ihn empfehlen zu der nächſten Rathswahl auf der dritten Bank. Bis dahin begnüge Er ſich mit Seinem Selbſtbewußtſeyn, das einem freien Reichsbürger immer das Höchſte ſeyn muß.“

Der Meiſter entfernte ſich, nicht ganz zufrieden mit dem Erfolge ſeines Beſuches; der Conſul aber legte lächelnd das empfangene Geld zu den Säckchen des Marcheſe und ſprach für ſich:

„Sonderbar, wie dieſes Geld ſich wieder zuſammenfindet! Ja! Ja! Ganz richtig iſt es mit dem neapolitaniſchen Marcheſe nicht, denn umſonſt wirft ein vornehmer Herr mit den Kapitalien nicht ſo um ſich; aber man muß ſchon ein Auge zudrücken, man muß fünf gerade ſeyn laſſen um des allgemeinen Beſten willen!“

Ehrenwein, Carmen und Bürgerrecht lagen jetzt weit ab von ſeinen Gedanken. Er ahnete, daß die Gabe, welche der Geiſtliche überbracht hatte, ein Netz ſeyn ſolle, das man nach ſeiner Gefälligkeit

auswerfe, und beschloß zu erwarten, worauf man es denn eigentlich abgesehen habe.

Die Verschwörung.

Der Consul war heute im Abendkränzchen der Honoratioren so zerstreut, wie man ihn noch nie dort gesehen hatte. Dreimal ging ihm die angezündete Pfeife wieder aus, dreimal wies er ungestüm den Gesellschaftsdiener zurück, der ihm Warmbier präsentirte, das er sonst sehr liebte, dreimal wandte er verdrießlich seinem alten Freunde, dem Syndicus, den Rücken, der ihn zu der tagtäglichen Trictrac-Parthie einladen wollte. Als ihm die Pfeife zum dritten Male ausging, hatte er mit starren Blicken vor sich hingesehen und die inhaltschweren Worte: „Fünfzehnhundert Gulden!“ mit einem tiefen Seufzer ausgestoßen; als er den immer wiederkehrenden Diener endlich etwas kräftig wegschob, war sein Blick durchbohrend auf diesen gefallen, und das Wort: „Dolch!“ hatte das Ohr des Erschreckenden furchtbar getroffen; als nun gar der Syndicus zu wiederholten Malen zu ihm trat und sagte: „Beliebt eine Parthie Trictrac, Herr Gevatter?“ da sah der Consul diesen mit entsetzlichem Grimm an und antwortete, Allen vernehmlich: „Gift!“ Er schwenkte sich dann rasch auf einem

Abſatze nach dem Hintergrunde des Zimmers, wo er, ſich ganz ſeinen Gedanken überlaſſend, im dämmerigen Halbdunkel auf und nieder wandelte.

„Sonderbar! Wunderlich! Unbegreiflich!“ murmelten indeß Freunde und Bekannte hinter ihm her. „Sollte er getrunken haben oder gar etwa übergeſchnappt ſeyn? Nein, es iſt nicht möglich, weder eins noch das andere! Wer hätte den bisher Unbeſiegbaren bei Kanne und Flaſche zum erſten Male beſiegt? Wie käme der joviale Mann, der einen guten Tiſch zu den reizendſten Gaben des Lebens rechnete, der heitere Junggeſelle, deſſen Blicke noch vergnüglich über die lieblichen Töchter des Landes hinſtreiften, dazu, tiefſinnig zu werden, Gift und Dolch da zu fürchten, wo die Arme der Freunde ihm offen ſtanden? Nein, nein! Es mußten ihm gar abſonderliche Dinge im Kopfe herumgehen, ein Staatsgeheimniß, vielleicht gar eine Verſchwörung?“

Eine Verſchwörung! — Das blieb das Loſungswort der unruhig Bewegten. Alle geſellige Freude war geſtört, keine Parthie kam zu Stande, nicht einmal ein gedankenloſes Würfelſpiel. Man wollte ſchon ſeit langer Zeit verdächtige Bewegungen, drohende Zuſammenrottirungen unter den Metzgern bemerkt haben, die, wie man wußte, mit der letzten Fleiſchtaxe höchſt unzufrieden waren; Einer oder

der Andere wollte, beim Vorübergehen an dem Scharn, gehört haben, wie man mit frechen Reden von Bürgermeister und Rath gesprochen; der Syndicus fügte hinzu, daß er heute noch Zeuge gewesen, wie einer der trotzigsten Meister aus der Gilde sein mächtiges Beil an einem Straßensteine gewetzt und dabei grimmig für sich selbst gesagt habe: „Er muß dran glauben, diesen Abend noch!“

Diesen Befürchtungen des Entsetzlichsten widersprach jedoch gänzlich das heitere Antlitz, mit welchem der Consul jetzt aus seinem Dunkel unter die Versammelten trat. Er lächelte nach beiden Seiten hin, ohne daß seine glänzenden Blicke auf einem der Anwesenden besonders verweilt hätten, er klopfte lächelnd den großen Meerschaumkopf aus, schritt dann nach der Wand, von welcher er Hut und spanisches Rohr nahm, und sagte dann gedankenvoll und sehr vernehmlich vor sich hin, indem er sich langsam entfernte:

„Ja, ja! Die Italienerin muß ein schönes Weib seyn. Sie ist eine Landsmännin der Venus von Medicis und über diese geht bekanntlich nichts, was es von Frauenschönheit gibt auf dieser sublunarischen Erde. Gehorsamer Diener, meine Herren! Ich wünsche allerseits wohl zu speisen.“

Dieser vernünftige Wunsch überzeugte mit einem-

Male die Anwesenden ganz und gar, daß es in dem Kopfe des Dirigirenden nicht spucken könne, daß ebensowenig eine Revolte vor der Thüre seyn möge, denn wie hätte noch ein hoffnungsvoller Gedanke auf Abendessen und Leckerbissen in der Brust desjenigen weilen können, über dem schon drohend das geschärfte Beil eines hochverrätherischen Schlächters schwebte? Nein, nein! Die Sache hatte sich nun ganz anders gestaltet, als man früher gedacht. Der Bürgermeister war verliebt, eine Fremde, eine Italienerin hatte die Gluth in sein leicht entzündliches Herz geworfen. Aber wo war sie, wo konnte man sie sehen, in welchem Gasthofe war sie abgestiegen? Niemand wußte es. „Eine Italienerin, eine Italienerin!“ wiederholten alle gedankenvoll. Jeder glaubte Orangen und Feigen zu schmecken bei dem südlichen Laute, Jasmin und Reseda dufteten aus dem reizenden Worte. Die Kranzmänner hatten keine Ruhe mehr. Sie eilten nach Hause, sie konnten es kaum erwarten, den Ihrigen zu berichten, daß der Bürgermeister geschossen sey, mitten in's Herz, von den Blicken einer Italienerin, die geradezu von der mediceischen Venus abstamme und sicherlich von ihm im geheimen, jedermänniglich verpönten Versteck gehalten werde.

Indessen wandelte das städtische Oberhaupt still und bedächtig jener einsamen Gegend zu, in welcher die alte Commenthurei gelegen war. „Das schöne, unglückliche Weib!“ Dieser Ausruf des Wundarztes hatte glühende Kohlen der Neugierde und der Sehnsucht in dem Herzen des Consuls gesammelt. Die Schönheit verehrte er, wo er sie fand, das Unglück konnte er schützen vermöge seiner hohen Amtsgewalt. Unheimlich ward es ihm freilich zu Muthe, wenn er an die Eifersucht der Italiener, an Aqua Tofana und an jenen Dolch dachte, den der riesenstarke Marchese, wie Lüdger ebenfalls berichtet, ohne große Bedenklichkeit zu handhaben geneigt war. Aber er fühlte sich auch wiederum so leicht und so fröhlich, so keck und verwegen, wie in den Tagen seiner Jugend, und das Ideal von Schönheit, das ihm bei dem Gedanken an die „schöne Unglückliche“ vorschwebte, belebte ihn mit kühner Hoffnung und verdrängte jene düstern Befürchtungen. Und war er nicht noch überdieß Bürgermeister, regierendes Haupt des Staates? Wer durfte ihm trotzen, wenn er sich nannte, wer konnte wagen, sich an seiner geheiligten Person zu vergreifen? —

Die alte Commenthurei war noch Eigenthum des deutschen Ordens. Gewöhnlich wurde sie nur von einem alten Kastellan bewohnt, den die Ordens-

verwaltung hierher gesetzt hatte. Noch vor einiger Zeit hatte das weiträumige Gebäude zu einem städtischen Kornmagazine gedient, das aber nach Aufkündigung der Eigenthümer an einen andern Ort verlegt worden war. Aus dieser Zeit besaß der Bürgermeister noch einen Hauptschlüssel, der alle Thüren des Hauses öffnete und den man vergessen hatte zurückzufordern. Er trug ihn bei sich, er hatte sich auf alle Fälle damit versehen, man konnte ja nicht wissen, zu welchem glücklichen Resultate diese Vorsicht führen würde!

Das alte Gebäude, mit seinen winklichten Vorsprüngen, seinen gothischen Spitzen und Thürmchen, lag still und ernst vor ihm. Es war doch schaurig hier! Niemand ging über den Platz, der die Commenthurei umgab, Schweigen herrschte ringsum, wie im Grabe. Manchmal blickte der Mond durch zerrissene Wolken herab, aber diese Helligkeit, welche die Öde des Platzes erst recht erkennen ließ, hatte nichts Erfreuliches.

In den vordern Fenstern des Gebäudes war kein Licht zu sehen. Der Consul näherte sich langsam und auf den Fußspitzen schleichend dem großen Eingange. Er war verschlossen. Da glaubte er Geigenspiel zu vernehmen. Er ging dem Tone nach, er hatte sich nicht geirrt: die Musik erklang

aus einem der untern Gemächer, durch dessen verschlossenen Laden ein Lichtstrahl hervorbrach. De Spieler arbeitete wüthend darauf los.

„Aha!“ sagte der Consul zu sich selbst. „Das ist die Teufelssonate. Toll genug klingt's in der Ferne. Ich muß doch näher gehen und mit der Kunst des Höllendrachen genauere Bekanntschaft machen.“

Er schlich dicht an den Laden.

„Dummes Zeug!“ zürnte er in sich hinein. „Was Teufelssonate! Das ist unser vaterländischer Vetter Michel, den der Kastellan seiner alten Liese vorkratzt jeden Abend, um sie an die glücklichen Tage des Brautstandes zu erinnern, wo sie nach dieser Musik mit einander getanzt. Habe ich ihn denn nicht hundertmal hören müssen, wenn ich hier war zur städtischen Fruchtmessung? Wo habe ich meine Ohren gehabt?“

Er ging unwillig weiter, immer dicht unter den Fenstern des Gebäudes her. Kein sonstiges Geräusch verrieth, daß im Innern Bewohner hausten. Manchmal war es, als ob Schritte hinter ihm rauschten. Er blieb stehen und sah sich um. Eine dunkle Gestalt schien sich in einiger Entfernung hinter eine Thurmecke des Gebäudes zurückzuziehn. „Doch nein! Die Dunkelheit, die innere Unruhe, seine rege gewordene Phantasie hatten ihn getäuscht.

Er stand jetzt vor der hintern Seite des Hauses. Auch hier war in keinem Fenster Licht zu sehen, auch hier ließ sich kein Geräusch aus dem Innern vernehmen. Seine Hand zuckte an dem Hauptschlüssel, er zog ihn mechanisch aus der Tasche, er legte ihn sinnend aus einer Hand in die andere. Eine kleine Hinterthüre, vor der er sich befand, war der Gegenstand seiner Aufmerksamkeit und seiner Zweifel geworden. Er kannte sie wohl. Sie führte in den grosen Gang des ersten Stocks und nach den bessern Zimmern, die nach dem Hofe zu gelegen waren.

Der Schlüssel wurde zum Versucher in seinen Händen. „Soll ich, oder soll ich nicht?“ zählte er an den Knöpfen. „Ich soll!“ sagte er plötzlich rasch und bestimmt. Im nächsten Augenblicke war die kleine Thüre geöffnet und das Oberhaupt der Stadt schlich auf einem Diebswege in das Innere der alten Commenthurei.

Die schöne Unglückliche und der Satansvirtuos.

Die schmale Treppe, die er ersteigen mußte, war glücklich und still zurückgelegt. Er sah sich am Ende eines Ganges, der von einer fern brennenden Lampe nur schwach erleuchtet wurde. Er konnte

den Schlag seines Herzens hören. Vergebens suchte er durch den Gedanken an die Unverletzlichkeit seiner Person sich zu ermuthigen, vergebens sagte er sich, daß es ja seine Pflicht mit sich bringe, über Alle, die innerhalb des Weichbildes hiesiger Stadt lebten, mit väterlichem Auge zu wachen! Er war in der Höhle des Löwen. Konnte dieser, wenn seine Wuth einmal rege geworden war, ihn nicht zerreißen, ehe er zu Worte kam, um zu versichern, daß er Consul dirigens in loco sey und in der besten Absicht hierher komme, nämlich zur schuldigen Erkundigung, ob der Herr Marchese vielleicht wünsche, in's Kränzchen hiesiger Honoratioren eingeführt zu werden? Könnte er nicht erdolcht oder gar strangulirt seyn, ehe er die schöne Unglückliche, um derentwillen er Alles wagte, nur mit einem flüchtigen Blicke gesehen? Und dennoch vermochten diese Betrachtungen nicht, ihn zu dem Entschlusse zu veranlassen, auf dem Wege, der ihn hierher geführt, still und unbemerkt zurückzukehren. Bebend schlich er nach der nächsten Thüre. Er hörte sprechen. Er beugte das Haupt vor, um zu lauschen, er fühlte, daß er in diesem Augenblicke erröthete; denn es war das erste Mal, daß er sich zu einer solchen Handlung herabließ. Bald aber war diese Scham überwunden. Sein aufmerksames Ohr un-

terſchied zwei Stimmen, die ſich in italieniſcher Sprache vernehmen ließen. Wie ſegnete er in dieſem Augenblicke das Andenken des Vormundes, der ihn nach Venedig geſandt hatte, damit er dort ſich im Kommerz vervollkommne! Er heftete das Auge an das Schlüſſelloch, er ſah ein Weib von himmliſcher Schönheit, aber mit kummervoller Miene und allen Zeichen von Ermattung, auf hohe Polſter hingeſtreckt: das war keine andere, als die „ſchöne Unglückliche!“ Zu ihren Füßen ſaß auf einem niedrigen Kiſſen ein todtenbleicher Jüngling, nachläſſig eine Geige im Arm haltend: das konnte wiederum niemand anders ſeyn, als Francesco, der Satansvirtuos!

Der Conſul ward bei dem Anblicke des reizenden Weibes von nie empfundenem Entzücken ergriffen. Dergleichen hatte er noch nie geſehen, weder vor, noch in ſeiner bürgermeiſterlichen Praxis. Die großen ſchmachtenden Augen, die edle Geſichtsbildung, die feine Haut, der zarte und doch wiederum volle Wuchs, das herrliche, üppig herabwallende Haar — kurz, das ganze Italieniſche der Erſcheinung, längſt vergeſſene Jugendfreude und Jugendwonne in ſein Herz zurückrufend, brachte ihn außer ſich. Er war nahe daran, keine Gefahr mehr bedenkend, ſein Entzücken laut werden zu

lassen, als die schöne Angelica — er wußte ja durch Lüdger, daß sie so hieß — die Lippen öffnete und zu dem Jüngling sagte:

„Du wirst mich noch tödten mit deinen ewigen Reden zum Lobe des Todes! Ich weiß, daß das Leben schön ist, ich weiß, daß es auch für mich Freuden hat, die mir aber versagt sind. Du glaubst, er wäre todt, für den ich so gern leben möchte, aber nicht darf. Deines Vaters schreckliche Faust soll ihn zum Tode getroffen haben, und weil nun doch keine Hoffnung mehr für mich auf der Welt wäre, meinst du, thät' ich am besten mit dir zu sterben. O nein, Francesco! Er lebt. Ich glaube an eine höhere Macht, die unsere Herzen verbunden hat und keins brechen läßt, ohne das andere."

„Was kümmert's dich, ob er lebt, oder nicht?" sagte bitter lächelnd der Jüngling. „Du bist die Gemahlin des Marchese Perfetti, du bist meine Mutter — eine schwarze Stunde meines Lebens machte dich dazu — du kannst jenes Band nur trennen, wenn du meinem Rathe folgst. Laß uns zusammen sterben, Angelica! Ich weiß ein stilles, heimliches Plätzchen, wo es schön sterben seyn muß. Kein menschlicher Tritt verirrt sich dorthin. Im Grün des Waldes, von Thränenweiden umge-

ben, deren Spitzen die Oberfläche der Wellen berühren, liegt ein kleiner dunkler Teich. Dort führ' ich dich hin. Biſt du erſt dort, dann kannſt du nicht widerſtehn. Da lockt es dich, da zieht es, da drängt es dich! Das große dunkle Auge im grünen Grunde ſieht dich traulich und verſehnend an, in den Blättern der Weide liſpelt es ermunternd — ſterben! Sterben, Angelica! Der Tod kann uns vereinigen, das Leben ſteht feindlich zwiſchen uns."

Der Piſtolenſchuß.

Der Bürgermeiſter ſchauderte. Die Haare ſträubten ſich ihm zu Berge.

„Ich will dir ſchon aufpaſſen laſſen, böſer Bube!" dachte er; dann horchte er weiter.

„Kein ſolches Wort mehr!" hob zürnend Angelica an, und die Röthe, die auf ihre Wange ſtieg, gab ihr einen neuen Reiz. „Ich werde dir verbieten, vor meinem Angeſichte zu erſcheinen, wenn du jemals wieder wagſt — "

„So muß ich meinen Vater tödten!" rief heftig der Jüngling, indem er aufſprang. „Du oder er, ſo ruft ewig die Stimme der gemordeten Mutter, die ich nicht kannte, ſie ruft in meiner Bruſt, ſie

lebt hier fort, wie die unsichtbaren Echo in den Wäldern, von der die alten Sagen erzählen. Ja, Angelica," fuhr er weicher fort, „wenn du nicht in der Wonne des Todes vergehen willst mit mir, so muß ich dich befreien von ihm, ich muß ihm die alte Schuld zahlen, die schon vor meiner Geburt auf mich geladen wurde. O Angelica, wie wären wir, dem Mißklange des Lebens entrungen, zu einem seligen Accorde vereinigt, wieder eingegangen in das Reich des ewigen Wohllauts, aus dem unsere Seelen stammen! Dich liebe ich als die reinste Musik des Lebens, den Tod als den versöhnenden Wohlklang des Himmels, und Beide verschmolzen — aber du willst es nicht, du willst nicht sterben, und ich muß nun das Amt der Rache übernehmen."

„Vatermörder!" murmelte der Consul zwischen den Zähnen. „Die rechte Hand ab und gerädert von unten: so steht's im Strafcodex."

„Ich bedarf keines Mörders Beistand, um frei zu werden!" sagte Angelica und richtete die großen Augen strafend auf den Jüngling. „Ich bin frei. Mein Vater hatte mich dem Marchese verkauft, aber wer gab ihm ein Recht dazu? Kein göttliches, kein menschliches Gesetz. O, die Furien der Reue ergriffen ihn bald, er eilte mir nach, er

wollte ſein Kind wieder haben, er wollte das Sündengeld zurückgeben. — Da entſetzte ihn Perfetti's drohendes Mordgewehr, am Felſenrande riß er ſein Pferd herum — Roß und Reiter ſtürzten zerſchmettert hinab, ich habe ihn nicht wiedergeſehen!“ Thränen erſtickten ihre Stimme, ſie verbarg ihr Angeſicht in ein ſeidenes Tuch, das ſie in Händen hielt.

„Arme, ſchöne Unglückliche!“ ſeufzte theilnehmend der Lauſcher an der Thüre.

„Ich bin ſein Weib nicht!“ ſprach ſie nach einer Pauſe weiter. „Die nichts bedeutende Ceremonie iſt begangen, die leere Formel iſt geſprochen worden über einer Ohnmächtigen. Meine Einwilligung hat ſie nicht beſtätigt. Deshalb bin ich frei. Dein Vater hat mich mit Wächtern umgeben, meine Worte, meine Schritte ſind belauſcht, mein Leben iſt das Spiel eines Augenblicks, in dem die Leidenſchaft ihn ergreift, und dennoch bin ich weder ſein Weib noch ſeine Sklavin. Ich werde ihm entfliehn, wenn ſich mir die Gelegenheit darbietet, ich werde die Geſetze des Landes, in dem wir uns befinden, um Beiſtand anrufen.

„Charmant!“ ſagte bei ſich der Geuſul. „Sie ſoll willkommen ſeyn, wir wollen den Alten ſchon hetzen, die Dame nehmen wir unter beſondere Obhut.“

Francesco hatte sich wieder auf das Polster, zu den Füßen der Signora, niedergesetzt. Er sah trübe vor sich hin, seine Hand irrte in den Saiten des Instrumentes, leise Cytherklänge schwirrten durch das Gemach. Jetzt bebten seine Lippen und mit einer schwachen, aber sehr gefühlvollen, wie aus andern Welten herübertönenden Tenorstimme sang er:

„Laß uns wandern, laß uns sterben,
Laß, mit Blumen, uns vergehn:
Ach, umsonst ist jedes Werben
Hier nach Glück aus Himmelshöhn!

Glückes Heimath ist nur oben,
Hier auf Erden fühlt sich's krank,
Hätte sich so gern erhoben,
Will nicht armer Menschen Dank.

Durch die Wolken, durch die Düfte,
Laß uns freudig aufwärts fliehn
Im Accord, den Himmelslüfte,
Den die Engel an sich ziehn!"

„Bravo!" schmunzelte der Lauschende. „Hätte nicht geglaubt, daß der welsche Krappe der deutschen Zunge so mächtig sey. Aber die Musik ist rein italienisch, so recht con amore componirt, ein ganz anderes Ding, als der plumpe Vetter Michel!"

„Ich kenne dieses Lied," hob jetzt schwermüthig Angelica an: „Du hast es in einer schönen Zeit gedichtet, in jener Zeit, als du noch der Freund

Theobaldo's warst. Aber du ſollteſt nicht ſingen, Francesco, du weißt, daß der Arzt es dir verboten hat."

„Ich weiß!" ſagte mit ſehr gepreßter, heiſerer Stimme der Jüngling. „Es wird auch ſchon unruhig in der Bruſt, es drängt, es dehnt — O weh!" ſeufzte er ſchwach, ſeine Hand fuhr nach dem Herzen, er ſank zurück und ein ſchwarzer Blutſtrom entquoll ſeinen Lippen. Angelica ſprang entſetzt auf und rief nach Hülfe. Von ſympathetiſchen Gefühlen ergriffen und Alles vergeſſend, ſchrie der Conſul ſo laut mit, daß es weit hin durch die Gänge dröhnte. Während er ſchrie, wandte er den Blick nicht von dem Schlüſſelloche. Jetzt ſprangen die Seitenthüren des Zimmers auf, der Kaplan, den er kannte, ein hoher ſchwarzgekleideter Mann, mehrere Diener ſtürmten heraus. Er dachte nichts, er ſchrie immerfort. Das wies jenen Mann auf die Thüre, hinter der er ſtand, eine Piſtol blitzte in der Hand des Mannes, er ſchritt mit drohender Gebehrde auf die Thüre zu —

„Sauve qui peut!" rief der Bürgermeiſter, den dieſer Anblick mit einem Male zu Beſinnung brachte. Er flog nach der Treppe hin, er fuhr polternd die Stufen hinab. Hinter ihm Lärm und Getöſe! Ein Piſtolenſchuß fiel —

„Ich bin unverletzlich," schrie der Fliehende, „ein geheiligtes Haupt!"

Glücklich hatte er die offenstehende Thüre, die ins Freie führte, erreicht. Er warf sie schmetternd hinter sich zu und stürmte unaufhaltsam durch die öden Straßen der Stadt, bis er vor seiner Wohnung stand und hier Odem schöpfend zu sich selbst sagte:

„Du hast die Bürgerkrone verdient, Consul! Du hast dem besten Manne der Stadt das Leben erhalten."

Der fette Prozeß.

In seinem Zimmer fand er zu seinem Erstaunen seinen alten Freund, den Syndicus. Dieser trat aus einer Rauchwolke, welche einer mächtigen Tabackspfeife entströmte, auf ihn zu und sprach:

„Consul, was treibt Er für Allotria? Ich bin ein alter Kumpan von Ihm und habe das Recht, Ihn zur Rede zu stellen unter vier Augen. Was sind das für Neuerungen und unpassende Jugendstreiche? Sämmtliche Kranzmänner sind in Revolution, den Weibern und Töchtern wird mitgetheilt werden, daß er in eine unsichtbare Italienerin aus Medicis verliebt ist, und morgen ist er das Gerede der ganzen Stadt."

„In eine unsichtbare Italienerin?“ lachte etwas gezwungen der Angeredete. „Ich versichere Ihn, Syndicus, sie ist so sichtbar, als Er und ich!“

„Ich glaub' es, aber die Andern glauben es nicht;“ versetzte der Syndicus. „In welchem Gasthofe ist sie abgestiegen, wo logirt sie? Ich weiß es, aber die Andern wissen es nicht. Ja, Consul, ich bin Ihm aus persönlicher Anhänglichkeit nachgeschlichen, ich folgte Ihm auf dem Fuße nach der alten Commenthurei, ich lauschte auf den Vetter Michel so gut, wie Er, aber nachher ist Er mir abhanden gekommen, wahrscheinlich hat Ihn die Italienerin eingelassen durch irgend eine heimliche Pforte.“

Der Consul schüttelte schweigend den Kopf. Er ging mit mächtigen Schritten im Zimmer auf und ab, während der Syndicus in großer Spannung einer vertraulichen Mittheilung des alten Freundes entgegensah. Er konnte erkennen, daß dieser mit sich selbst im Streite sey, ob er beichten solle oder nicht.

„Genir' Er sich nicht, Consul!“ sagte der Syndicus jetzt im gutmüthigen Tone. „Sag' Er Alles, was Er auf dem Herzen hat. Bei mir ists gut aufgehoben, und dann bedenk' Er, daß zwei Köpfe doppelt so gescheidt sind, als Einer, und daß guter Rath Goldes werth ist.“

Noch einige Male ging jener unschlüssig an ihm vorüber. Dann blieb er vor ihm stehen und versetzte:

„Er hat Recht, Syndicus! Er soll Alles wissen. Die Geschichte ist bedenklich geworden, sie kann sich sogar zu einer Criminalangelegenheit qualificiren und deshalb ist's gut, wenn noch ein Mann vom Rathe darin eingeweiht ist."

Die beiden Freunde setzten sich und der Syndicus erfuhr nun Alles, was der Consul selbst von dem wunderlichen Treiben des neapolitanischen Marchese wußte: von Meister Lüdger's seltsamer Berufung an bis zu der eiligen Flucht des Stadtregenten, welche diesen glücklich vor des Marchese mörderischen Verfolgung gerettet hatte. Vieles blieb dunkel und räthselhaft, aber das machte die Sache eben drohender und schauriger, so daß der Syndicus, als der Erzähler schwieg, in heftiger Bewegung aufsprang und rief:

„Dabei können wir es nicht lassen! Consul! Das Geld haben wir einmal, das ist uns sicher, aber auf das Versprechen schieße ich keinen Batzen vor. Wir müssen diese edle Frucht des Südens in die Presse nehmen und ihr den Goldsaft ausdrücken bis auf den letzten Tropfen. Das sind wir uns, das sind wir gemeinem städtischen Wesen schuldig.

Der Marcheſe muß vorgeladen werden, er muß confrontirt werden mit dem Wundarzt. Lüdger's Ausſage wird zu Protokoll genommen: ſie wird als eine Anklage auf Gewaltthat und verſuchten Mord hingeſtellt. Der Satansgeiger muß vor, die Signora muß vor, Kaplan und Geſinde wird abgehört — Conſul, das iſt ein fetter Prozeß, der auf Jahre vorhalten kann, den dürfen wir uns nicht entgehen laſſen, den muß Er betreiben, wenn Sein Herz für die Italienerin ſchlägt, denn Er wird ja indeſſen ihr Vormund von rechtswegen und kann ſie ſich anziehen zu einer gehorſamen Mündel!"

„Fiat!" verſetzte ſchmunzelnd der Conſul, dem die Vorſpiegelungen des Rabuliſten einleuchteten, und kommandirte eine Flaſche alten Wein, um mit dem Syndicus auf erſprießliches Gedeihen des fetten Prozeſſes zu trinken.

Das Corpus delicti.

Schon am nächſten Morgen empfing Meiſter Lüdger den Beſcheid, vor Bürgermeiſter und Syndicus zu erſcheinen. Er konnte nur flüchtig ſeinen Patienten bei dem künftigen Eidam beſuchen, den er aber zu ſeiner großen Freude um Vieles beſſer und bei völliger Beſinnung fand. Er verordnete nur küh-

lende Getränke, er gab dem Goldschmiede die erfreuliche Versicherung, daß dieser heute Abend, ohne Sorge um seinen Freund, mit Mutter Eleonore und der sehnsüchtigen Verlobten auf's Rathhaus gehen könne zum Gildentanze, da er selbst indessen bei dem Genesenden bleiben wolle.

Niemand war froher, als Andreas Eibisch. Er und Gretchen hatten sich so viel versprochen von diesem Abend, ein solches Vergnügen kam so selten an sie, daß Beide nur mit großer Selbstüberwindung ihm entsagt hatten: jetzt trat nun mit einem Male die Erfüllung des schon aufgegebenen Wunsches ein und die Freude war deshalb um so größer.

„Was werden die gestrengen Herren von mir wollen?" berathschlagte der Wundarzt mit sich selbst, während er der Wohnung des Consuls zuschritt. „Der Bürgermeister ist ein feiner Kauz. Besserer Rath ist ihm vielleicht über Nacht gekommen, und was er gestern weit hinweggeworfen, scheint ihm heute etwa sehr wichtig."

Als er das Haus betrat, wurde er sogleich in eins der innersten Gemächer geführt. Hier fand er nur den Consul und den Syndicus, die ihn mit großer Herablassung und übermäßiger Freundlichkeit empfingen. Er mußte seine gestrige Aussage wie-

derholen. Der Syndicus selbst nahm sie sogleich zu Protokoll.

„Optime!" sagte er dann. „Ohne Zweifel wird Er sich nicht scheuen, dem Marchese das Nämliche in's Angesicht zu sagen und es im Nothfalle zu beeidigen. Dann findet sich auch, ob ein verrückter Bruder wirklich vorhanden oder ob dieser nur ein Phantasma, ein untergeschobenes Familienstück ist. Auf dem Marchese ruht schwerer Verdacht, schon weil er ein Italiener ist, die bekanntlich von Kindesbeinen an mit Gift und Dolch spielen. Hat Er nicht etwa auch ein Wort gehört, was auf Hochverrath und dergleichen sich deuten ließe? Es könnte gar nicht schaden, wenn Er ein solches Wort gehört haben wollte, lieber Meister!"

Lüdger kannte seine Leute. Er wußte jetzt worauf es abgesehen war. Trocken verneinte er die Frage des Syndicus. Dieser warf ihm einen finstern Blick zu. Dann zog er die Klingel und befahl dem hereintretenden Diener, den Marchese Perfetti vorzuführen, der hoffentlich auf ergangene Ladung erschienen seyn würde. Aber wie fielen mit einem Male alle Hoffnungen auf den fetten Prozeß, auf die Vormundschaft der schönen Italienerin in ihr Nichts zurück, als der Diener berichtete, so eben sey die abgeschickte Ordonnanz mit

der Meldung zurückgekommen, daß sie in der Commenthurei nur den alten Kastellan vorgefunden, der ganz gelassen erklärt habe: die vornehme, welsche Herrschaft, mit Dienerschaft und Allem, sey in der ersten Frühe des heutigen Morgens — abgereist!

Der Dirigirende sank schlaff in seinen Sessel zurück.

„Angelica, Angelica," jammerte er leise, „wo bist du hin, du jüngste Schwester der Mediceerin?"

„Man muß Steckbriefe ergehen lassen!" schrie der Syndicus. „Man muß ihnen nachsetzen, man muß sie wieder einbringen."

„Umsonst!" sagte resignirt der Consul. „Ist er aus dem Thore, so ist er auch über der Grenze. Er kann im Auslande unsern Schornsteinen Valet zurufen. Er kann, wenn wir noch im Thore unserer guten Stadt stehen, in vollkommener Ruhe uns gegenüber promeniren, Prosit sagen, wenn wir niesen, und uns auslachen, wenn wir schimpfen, ohne daß wir ihm das Geringste anhaben können, denn zwischen ihm und uns liegt die Grenze und der Amtmann im nächsten Grenzorte ist unser geschworener Feind."

„Ich glaube noch nicht, daß das ganze Nest ausgeflogen ist," meinte der Syndicus und stand entschlossen auf. „Ich muß mich selbst überzeugen.

Komm' Er mit, Lüdger! Er weiß Beſcheid in der Commenthurei. Er ſoll mich begleiten."

Mit eiligen Schritten entfernten ſich die beiden Männer. Auf den Befehl des Syndicus mußten ſich einige Gerichtsdiener, durch abgelegene Nebengäßchen, ebenfalls nach dem alten Gebäude begeben. Aber alle Mühe blieb vergebens. Der erſtaunte Kaſtellan führte den eifrigen Syndicus in jedes Gemach, in jeden Winkel, allenthalben ſah man noch Spuren der ſchnellen Abreiſe, der eiligen Vorbereitungen, allein ſonſt war nichts zu finden, was eine bedeutende Nachweiſung gegeben hätte. Ganz zuletzt betraten ſie das Zimmer, wo Lüdger den ſchrecklichen Auftritt mit dem Marcheſe erlebt hatte. Das Gemach war von Geräthen entblößt, der ſeidene Vorhang bebte noch vor der Niſche, in der Angelica ohnmächtig gelegen hatte, die Niſche ſelbſt war leer. Nur ein einziges Gemälde hing noch an der Wand, die in jener Nacht mit Meiſterſtücken der Kunſt verziert geweſen; es war das, welches den Wundarzt damals am meiſten angezogen hatte: Angelica's Bild.

„Das iſt Alles, was ſie zurückgelaſſen haben," ſagte der Kaſtellan. „Auf dieſem Papier befindet ſich der Name des Mannes, dem ich es übergeben ſoll, wenn er ſich meldet."

Der Syndicus riß das Blatt an sich. „Theobaldo Santerro," stand auf dem Papier.

„Auch ein welscher Bandit!" murmelte er für sich. „Wir nehmen das Bild mit," sprach er dann laut. „In Ermangelung eines andern Corpus delicti mag es einstweilen in Gewahrsam gehalten werden. Sollte jener Theobaldo Santerro sich melden, so bescheide man ihn wieder und mache sogleich einer hohen Obrigkeit gebührende Anzeige!"

Meister Lüdger trennte sich von dem Syndicus, der ihn am äußern Thore verabschiedete, mit wunderlichen Gedanken. Theobald Sander und Theobaldo Santerro? Wie nahe lag ein Name dem andern, wie ähnlich, wie gleichlautend!

„Wir werden ja sehen!" sagte der Wundarzt zu sich selbst. „Dieser Abend muß Vieles aufklären. Wenn sie sich heiter und fröhlich im Tanze durcheinanderbewegen oben auf dem Rathhaussaale, dann sitze ich als ein aufmerksamer Zuhörer im heimlichen Stübchen am Lager meines Genesenden, dessen Zünglein ich dann schon gelöst haben will!"

Theobaldo Santerro.

Wie es der Meister vorausgesagt, so geschah es. Auf dem Rathhause herrschte freudiger Tumult, An-

dreas Elbiſch ſchwebte wonnetrunken mit ſeinem Gretchen durch die Reihen, die das ſchöne Paar belebten, und Mutter Eleonore ſah von ihrem erhöhten Sitze herab zufrieden auf die lieben Kinder, während Vater Lüdger durch ſein ernſtes und würdiges Äußere, durch ſeine Vertrauen erweckende Rede den jungen Maler, der wenig Schmerzen mehr empfand und ſich auch ziemlich ſtark fühlte, dahin gebracht hatte, ſich ihm zu entdecken. Der Schirm der Lampe war niedergelaſſen. Beide ſaßen im traulichen Dunkel und Theobald, dem es wohlthat ſich gegen einen theilnehmenden Zuhörer einmal auszuſprechen, begann:

„Ich kann nicht von Italien reden, ohne in Begeiſterung zu gerathen. Ihr wißt, Meiſter, ich bin ein Künſtler, und wenn mich auch die Kunſt in ihre Heimath gelockt hatte, wo ſie aus allen Jahrhunderten zu uns ſpricht und ihre geheimnißvollen Lehren aus allen Zeiten offenbart, ſo entzückte mich auch die herrliche Natur, die ewige Mutter der Kunſt. Als ich die erſten Orangenwäldchen, die erſten Olivengehölze ſah, mußte ich weinen, wie ein Kind. Wie oft hatte ich nicht, von Sehnſucht erfüllt, nach der Himmelsgegend geblickt, unter der ich jetzt wandelte! Ich fühlte mich ſtolzer, ich gewann ein kräftiges Selbſtbewußtſeyn, ich ehrte mich

in den unsterblichen Meisterwerken, die ich kennen lernte; denn dasselbe Ziel, welches der große Raphael, der anmuthige Correggio erreicht hatten, war auch das meinige, dieselbe Bahn lag vor mir, und wie gern träumte der Jüngling nicht, daß es ihm vergönnt sey, diese siegreich zu durchfliegen! Ich hatte Freunde in Rom gefunden; durch diese wurde ich in mehrere vornehme Häuser eingeführt. Nebenbei muß ich erwähnen, daß mein deutscher Name den Italienern zu schwer auszusprechen schien und daß sie mich deshalb —"

„Theobaldo Santerro nannten!" fiel der Wundarzt ein. „Ihr seht, ich weiß schon Einiges von Eurer Geschichte," fügte er dann lächelnd hinzu: „Ihr werdet auch noch mehr hören. Geduldigt Euch nur, bis Ihr zu Ende seyd: ein Vertrauen ist des andern werth."

Der Maler hatte Lüdgern bedenklich angesehen. Daß er auch dieses Geheimniß in der Fieberhitze ausgeplaudert habe, schien ihm anfangs wahrscheinlich, als aber der Wundarzt die letzten Worte sprach, begann er zu ahnen, daß irgend eine ihm noch räthselhafte Beziehung zwischen ihnen stattfinde, deren nähere Kenntniß ihm vielleicht erwünschte Aufschlüsse geben werde. Er fuhr fort:

„Unter den römischen Edeln, welche damals

für beſondere Beſchützer der Kunſt galten, war der Marcheſe Perfetti keiner der unbedeutendſten. Mancherlei ungünſtige Gerüchte gingen über ihn in der Stadt. Er hatte einen einzigen Sohn aus einer frühern Ehe, einen phantaſtiſchen Knaben, ein kränkliches, geſpenſtiges Weſen, den aber Jedermann für ein Wunder anſah, da er ſo herrlich die Geige ſpielte, daß man, wenn er ſich in ſchwermüthige Weiſen ergoß, ihn nicht ohne Thränen hören konnte, und wenn er wiederum ſeiner wilden, ſeltſamen und entſetzlichen Laune ſich überließ, unerhörtes Staunen und ein Gefühl erregte, das bald kühn und mächtig erhob, bald beängſtigend und ſchwer auf jeder Bruſt laſtete."

„Das iſt wahr!" ſagte Lüdger für ſich hin, während jener Odem ſchöpfte: „Das Adagio iſt ein Geſang der Engel unter Francesco's Hand, bei der Teufelsſonate ſcheint ihm der Gottſeybeiuns ſelbſt zu helfen."

„Ihr wißt ja ſchon Alles, was ich Euch erzähle," hob jetzt im Tone des Argwohns der Maler an. „Ihr ſeyd am Ende ein Spion Perfetti's und wollt mich für ſchnödes Gold an ihn verrathen?"

„Dafür behüte der Himmel mein gutes Gewiſſen!" antwortete ſo treuherzig der Meiſter, daß jeder Verdacht bei Theobald verſchwand. „Nein,

lieber junger Mann, ich bin der künftige Vater Eures Freundes, Andreas Eibisch, und das muß Euch für meine Redlichkeit bürgen! Auch mir hat der Marchese hart zugesetzt; doch davon nachher. Jetzt erzählt ruhig fort. Ich will Euch auch nicht mehr unterbrechen."

Die Cleopatra.

„Nein, Ihr seyd kein Verräther!" nahm Sander wiederum das Wort. „Irgend eine gute Absicht liegt Eurem Benehmen zum Grunde, Ihr wißt vielleicht Manches, was mir unbekannt ist und mir vielleicht Trost, wenn auch keine Hoffnung gibt, der ich entsagt habe. Höret also weiter! Von jenem wunderlichen Francesco sagte man, daß er heimlich von dem großen Musikmeister Tartini unterrichtet werde, der sich, um den Nachstellungen seiner Feinde zu entgehen, in einem römischen Kloster verborgen hatte. Diese Feinde waren die Eltern und Brüder einer jungen Paduanerin aus sehr edlem Geschlechte, welche Tartini auf eine höchst verwegene Weise entführt und dann heimlich geheirathet hatte. So viel ist gewiß, daß alle römischen Musiker den Knaben Francesco als etwas Außerordentliches betrachteten. Aber er war auch sonst

ein seltsames Wesen. Zart gebaut, wie ein Weib, trug er auf seinem völlig regelmäßigen Antlitze die Bläße des Todes. Diese Leichenfarbe, so wie seine Kränklichkeit sollten angeboren seyn. Man raunte sich in's Ohr, daß der Marchese, der aus Neapel herübergezogen war, in einem Anfalle von ungegründeter wüthender Eifersucht, der Mutter des Knaben Gift gegeben habe, als sie diesen unter dem Herzen getragen, und daß sie an den Folgen der Vergiftung erst nach der Geburt des Knaben und nachdem Perfetti ihre Unschuld anerkannt, gestorben sey. Mehrere Jahre hatte der Marchese im völligen Wahnsinn zugebracht, bis endlich der Anblick des heranwachsenden Kindes ihn heilte und er diesem nun eine grenzenlose Liebe widmete, als wolle er hierdurch sein Unrecht gegen die Ermordete wieder gut machen. Man kannte ihn als einen Mann von unmäßiger Leidenschaftlichkeit und wußte zugleich viele Beispiele von der ungewöhnlichen Körperstärke zu erzählen, mit der ihn die Natur begabt hatte. In frühern Jahren hatte er als Attaché der neapolitanischen Gesandtschaft in einer deutschen Residenz gelebt, von dort sollte er auch die Mutter Francesco's, eine geborne Deutsche, mitgebracht haben. Er achtete und liebte unser Vaterland, wie er wenigstens uns Künstler

glauben machen wollte, er sprach deutsch und hatte selbst seinen Sohn in dieser Sprache unterrichten lassen. Was mir nicht an ihm gefiel, was aber meine dort noch lebenden Mitbrüder in der Kunst ziemlich leicht hinnahmen, war, daß er uns Deutsche für besonders geldsüchtig und gegen Hoffnung eines großen Gewinnstes zu jeder Arbeit willig hielt. Leider wurde er durch manche meiner Landsleute, welche nach diesem Grundsatze handelten, in seinem Glauben bestärkt! Bis jetzt hatte man in den Zirkeln der Großen noch nichts von meinen Arbeiten gesehen. Ich hatte mich begnügt, Studien zu sammeln, und ganz in der Stille an einer sterbenden Cleopatra gemalt, zu der mir die erste Idee auf eine wunderliche, von mir selbst erst später erkannte Weise, gekommen war. Als ich nämlich eines Abends spät von Tivoli, wo ich den schönen Tag genossen hatte, zurückkehrte, überfiel mich ein heftiges Unwetter. Ich befand mich auf einem abgelegenen Wege, den ich der Kürze wegen gewählt hatte, ziemlich nahe an der Stadt; doch fiel der Regen in so starken Strömen vom Himmel, daß ich gezwungen war, mich für den Augenblick nach einem Obdach umzusehn. Dieses schien mir im Hintergrunde eines Gartens sich zu bieten, wo ein kleines Gebäude sichtbar war. Das Thor stand offen

und ich zögerte nicht, meine Schritte nach jenem Gebäude zu richten. Auch hier fand ich eine nur angelehnte Thüre und sah mich nun im Innern einer kleinen Kapelle, die nichts enthielt, als einen sehr einfachen Altar, auf dem eine gewaltige Knotengeißel lag, die allem Anscheine nach oft gebraucht wurde. Was mich aber bald am meisten anzog, war ein Gemälde an der Wand hinter dem Altare. Eine Lampe, mit widerstrahlenden Metallspiegeln hing von der Decke herab und war so eingerichtet, daß ihr volles Licht auf das Bild fiel. Es stellte ein sterbendes junges Weib vor. Mit aller Wahrheit, deren die Kunst fähig ist, sprach von den blauen Lippen die letzte Klage; das langgedehnte bleiche Antlitz, dessen ursprüngliche Form von der reinsten Schönheit war, die zarte zurücksinkende Gestalt, das brechende Auge, verkündeten den letzten Kampf, dem sie nicht mit Ergebung, dem sie mit Unwillen zu erliegen schien. Ich konnte meine Blicke von dem trefflich gemalten Bilde nicht abwenden. Seine Züge prägten sich so tief in mein Inneres, daß ich, als das Gewitter vorüber, als ich auf dem Heimwege schon nahe an meiner Wohnung war, das Gemälde noch immer vor mir zu sehen glaubte, und die ganze Nacht davon träumte. Ich suchte nachher den Garten wieder auf, konnte

ihn aber nicht finden. Zu meinem eigenen Erstaunen bemerkte ich nun, als ich jene Cleopatra vollendet hatte, daß sie dem sterbenden Weibe auf jenem Gemälde in der Gartenkapelle wunderbar ähnlich war. Unwillkürlich hatte mein Pinsel die Züge, die meine Seele mit so großer Empfänglichkeit aufgenommen, dem Gegenstande beigelegt, mit dem ich mich zunächst beschäftigte. Dennoch konnte ich mich nicht entschließen, eine Änderung vorzunehmen. Der Charakter meines Bildes, die Harmonie des Ganzen, dünkte mich, müsse durch einen einzigen Pinselstrich mehr gestört werden. Mehrere befreundete Künstler, denen ich jetzt das Gemälde zeigte, waren meiner Meinung. So wurde denn beschlossen, daß es in dieser Gestalt vor der nächsten großen Gesellschaft, die bei dem Marchese Perfetti stattfinde, aufgestellt werden sollte. Diese Gelegenheit zeigte sich bald. Es schmeichelte dem Marchese, sein Haus als eine Akademie der Künste betrachtet zu sehn, und er war deshalb gern erbötig, dem Bilde eine gelegene Stelle im Gesellschaftssaale anzuweisen. Ich selbst begab mich an dem anberaumten Tage hin, um mein Werk in einem günstigen Lichte aufzustellen. Noch war ich hiermit beschäftigt, als der Marchese in den Saal trat. Seine Blicke fielen sogleich auf das Gemälde. Ich sah,

daß er ſich entfärbte, daß er zuſammenfuhr und heftig zitterte. Es dauerte einige Augenblicke, ehe er ſich einigermaßen faſſen konnte, und während dem ich ihn wohl mit Blicken des Erſtaunens und der Befremdung betrachtet haben mag. Dann trat er raſch auf mich zu, ergriff ſo gewaltig mit ſeiner Rechten meinen Arm, daß ich einen bedeutenden Schmerz empfand und ſagte mit ungewöhnlicher heiſerer Stimme: „Wo hat Euch denn das Original zu dieſem Bilde geſeſſen, mein Herr Maler, im Himmel oder in der Hölle?“

Freundſchaft mit Francesco.

„Ehe ich ihm eine Antwort gab, riß ich ziemlich unſanft und mit Aufbietung aller Kraft meinen Arm aus ſeiner Hand los; der Blick, den ich ihm in der Wallung des augenblicklich erregten Zornes zuwarf, mochte ihm ſagen, daß ſein Betragen mir ebenſo anmaßend, wie beleidigend erſcheine. Er trat einige Schritte zurück mit der Miene eines Mannes, der voller Spannung einer Antwort entgegenſieht.“

„Ich vermag weder mich ſo hoch zu ſchwingen, noch habe ich Luſt, ſo tief hinabzuſteigen, wie Ihr meint, Herr Marcheſe!“ verſetzte ich dann. „Frei-

lich mag dem großen Raphael die Himmelskönigin selbst zu seinen Madonnen gesessen haben, aber sie war es dann, die sich huldvoll zu ihm herabneigte und vor seinen Geist trat, um durch ihn vor den Menschen, die das Heiligste gern nahe haben möchten, zu erscheinen und sie im Glauben zu befestigen; freilich erzählt man von dem alten Meister Spinello, daß er bei der Bearbeitung eines großen Altarblattes, auf dem er den Sturz der bösen Engel dargestellt, den Lucifer aus der Hölle heraufbeschworen und er den Erscheinenden treffend gemalt habe, dann aber bald darauf im Wahnsinn gestorben sey: meine Cleopatra jedoch kann mit keinem dieser Gegenstände verglichen werden, sie ist nichts, als ein verzweifelndes Weib, das sein Leben opfert, indem es zugleich mit Schmerz seinen Genüssen entsagt."

„Der Marchese sah mich noch eine Zeitlang zweifelhaft an. Ich fühlte mich nicht bewogen, ihm das Abentheuer auf dem Rückwege von Tivoli mitzutheilen, mit welchem mein Bild in einem geheimen Zusammenhang stand. Die Art, wie er mir begegnet war, hatte mich jetzt gegen ihn eingenommen und mit einem Trotze erfüllt, der mir sonst nicht eigen war. Ich trat, ohne mich um ihn zu kümmern, wieder zu meinem Gemälde, ordnete

noch dieſes und jenes und bemühete mich, ihm das beſte Licht zu gewinnen.“

„Ein ſonderbarer Zufall, wenn es einer iſt!“ ſagte Perfetti indeſſen zu ſich ſelbſt. „Das Bild trägt ihre Züge, ſie ſind nicht zu verkennen, und dennoch hat er ſie nie geſehen, er kann nicht wiſſen, daß ſie je gelebt hat. Nein, er kann nichts von ihr wiſſen! Ein Ideal hat ihm vorgeſchwebt, und was Wunder! daß er da ſie gemalt hat, die das Höchſte war, was die Natur jemals von weiblicher Schönheit bilden wollte. Verzeiht mir, Meiſter!“ wandte er ſich nun freundlich zu mir: „Ich habe mich übereilt, ich habe in dieſer Übereilung vielleicht Etwas geſagt, was Euch unangenehm ſeyn konnte, aber wenn Ihr wüßtet, daß dieſes Bild eine Ähnlichkeit trägt, eine Erinnerung in mir weckt — doch,“ unterbrach er ſich ſelbſt, „iſt es herrlich gemalt, ein Meiſterwerk, das Euren Namen in ganz Rom ehrenvoll verbreiten muß.“

„Ich will nicht davon ſprechen, daß dieſe Verkündigung des Marcheſe in der That in Erfüllung ging, daß meine Arbeit mich den Kunſtgenoſſen empfahl und von den Kunſtgönnern ſehr belobt wurde. Das nur geht die Geſchichte meines Lebens beſonders an, daß Francesco, der wunderbare Knabe des Marcheſe, mein Bild weit über Alles

ſetzte, was ihm je von Gemälden vor Auge gekommen, daß er Stunden lang davor verweilte und ich ihn dann oft in Thränen fand. Er drängte ſich jetzt, obſchon er ſich ſonſt von allen Perſonen, welche das Haus beſuchten, entfernt hielt, freundlich zu mir heran, er bemühete ſich nach meiner Geſellſchaft und begleitete mich oft auf meinen Gängen in die große Trümmerwelt Roms. Der Vater, der dieſes bemerken mußte, zeigte mir die zuvorkommendſte Güte, ich wurde nun ein faſt täglicher Gaſt im Hauſe des Marcheſe. Der Umgang mit den ausgezeichneten Frauen und Männern, welche ſich in dieſem zuſammenfanden, war mir bald zum Bedürfniſſe geworden. Mit Francesco trieb ich in traulichen Stunden deutſche Sprache, in der er reißende Fortſchritte machte, ich lehrte ihn deutſche Lieder, die er mit der rührenſten Stimme zu der wunderbaren Begleitung ſeiner Geige ſang, bis er endlich ſelbſt auch ein ſchönes Dichtertalent entfaltete, und zu ſeiner Übung in unſerer Sprache Lieder bildete, die eine unbeſiegbare Wehmuth, eine ſtete Sehnſucht nach dem Tode ausſprachen. Auf einen leiſen Vorwurf, den ſein Vater eines Tages an ihn richtete: warum er nicht lieber die wohllautende italieniſche Sprache zur Form ſeiner poetiſchen Gefühle wähle? antwortete er, den Marcheſe mit einem ſeltſamen durch-

bohrenden Blicke anſtarrend: „Meine Mutter war eine Deutſche. Wenn ich in den Klängen ihrer Heimath ſinge, meine ich, daß ihr Geiſt mich umſchwebt.“

„Die Beſtürzung, mit welcher der Marcheſe auf dieſe Worte ſich eiligſt entfernte, dünkte mich eine Beſtätigung jener ſeltſamen Gerüchte, deren ich bereits erwähnte. Er ließ ſich den ganzen Tag über nicht wieder ſehen. Er blieb in ſeinem Zimmer verſchloſſen. Die Diener entſchuldigten ihn und berichteten, er habe befohlen, daß Niemand, wer es auch ſey, bei ihm zugelaſſen werde. Auf Francesco ſchien dieſe Nachricht keinen ungewöhnlichen Eindruck zu machen. Er blieb in ſeiner weichen, ſtill ſchwermüthigen Stimmung. Als ich mich Abends entfernte, hörte ich beim Vorübergehen an der Thüre des Marcheſe drinnen einen wilden Lärm: Heulen und Fluchen gräulich durch einander. Der Diener, der mir leuchtete, winkte mir ängſtlich weiter und entdeckte mir an der Hausthüre: der Herr Marcheſe leide oft an ſolchen Anfällen, es ſey ihnen aber bei Strafe der Entlaſſung verboten, davon zu ſprechen.“

„Die todte Mutter will es nicht!“

„Erholt Euch und nehmt eine Erquickung!“ unterbrach Meiſter Lüdger jetzt Theobalds Er-

zählung, und reichte ihm eine Schale mit kühlendem Getränk. „Es ist noch lange hin, bis die jungen Leute vom Tanze zurückkehren, und bis dahin haben wir längst Vertrauen um Vertrauen getauscht."

„Laßt mich nur forterzählen!" versetzte der Maler, nachdem er getrunken hatte. „Das Sprechen thut mir wohl, meine Brust fühlt sich erleichtert, das Geheimniß hat lange schwer auf ihr gelastet, und es drängt mich, Euch Alles mitzutheilen. — Für mein Gemälde waren mir schon von mehreren Seiten bedeutende Anerbietungen gemacht worden; ich wollte es aber, als meinen ersten Versuch in Italien, gern behalten, und schlug deshalb jene aus. Ich machte nun Anstalt, es aus dem Hause des Marchese in meine Wohnung bringen zu lassen. Als ich meine Absicht dem Vater Francesco's anzeigte, machte er mir in dem übermüthigen Tone den er oft gegen andere Künstler, aber gegen mich noch nicht angenommen hatte, den Antrag, ihm das Gemälde käuflich zu überlassen, indem er hinzufügte, er sey bereit, jeden Preis, den ich für gut fände, zu zahlen. Ich war ihm Dank schuldig, ich wollte nicht unerkenntlich, aber eben so wenig habsüchtig erscheinen. Die Art, wie er in der Sache verfuhr, verdroß mich. Um ihn zu beschämen und meinem Künstlerstolz, der, wie ich

glaube, hier nicht zu tadeln iſt, genug zu thun, erklärte ich, ſo wehe mir auch die Trennung von meinem Bilde that, daß es mir ein Vergnügen gewähre, ihm dieſes zum Geſchenk zu machen. Er ſah mich lange ſtarr an, als habe er etwas Unglaubliches vernommen. Dann ergriff er meine Hand und ſagte im gefälligſten Tone:

„Glaubt mir, Signor, keine Sache auf der Welt möchte ich der Güte eines Andern verdanken, in ſo fern ich im Stande wäre, ihren Werth zu zahlen. Aber dieſes Gemälde iſt Euch nicht für Geld feil, und ich kann nicht von ihm laſſen. Ich nehme es an als das Geſchenk eines Freundes, ich rechne aber darauf, daß auch Ihr einmal in einem ähnlichen Falle Euren Freund nicht verſchmäht."

„Ich verbeugte mich kalt; die Gefälligkeit des Marcheſe hatte für mich wohl einigen Werth, die Freundſchaft eines ſo übel berüchtigten Mannes konnte ihn nicht haben. Seit dieſer Zeit ſah ich im Hauſe Perfetti's das Bild der Cleopatra nicht mehr. Mit Francesco lebte ich fortwährend im beſten Einverſtändniſſe. Leider mußte ich mich überzeugen, daß in der Bruſt des armen Jünglings ein Krankheitsgift nage, dem er frühe zum Opfer werden mußte. Er fürchtete aber den Tod nicht, er wünſchte ihn vielmehr. Es dulde ihn

nicht in einer Welt, wo er seine Mutter nicht gekannt habe, sagte er oft. So viel ich mich bemühte, ihn für erlaubte Freuden des Lebens empfänglich zu machen, so blieb er doch kalt und ohne Neigung zu ihnen. Nur die Musik fesselte ihn mit immer gleicher Macht, und er behauptete oft, daß in ihren Tönen sich eine Sprache verständlich mache, die vom Himmel komme, in der seine Mutter zu ihm rede. Er antworte ihr dann wiederum in Klängen, und er wisse auch, daß sie ihn vernehme und begreife, denn was sie dann antworte, stimme ganz mit seinen Tönen überein. Ich führte ihn in die reizenden Umgebungen, nach Tivoli und Frascati, ich suchte seinen Sinn für die Schönheiten der Natur zu wecken, allein diese zog ihn nur dann an, wenn sie mit seinem zerissenen und düstern Innern übereinstimmte. „In deinem Deutschland muß es schöner seyn!“ sagte er oft zu mir. „Nicht in eurem, sondern in meinem Sinne! Wo durch finstere Wälder, über Felsen und Abgründe in tollem Gewirre die Bergströme herabstürzen, wo die Stürme durch die riesigen Gipfel eurer Eichen wüthen: da könnte mir es gefallen, da, glaube ich, würde es kühl in meiner Brust, in der es hier ewig siedet und kocht!“ Francesco war noch mehr bei mir, als ich bei ihm. Er brachte dann

ſeine Geige mit, und während ich ruhig fortmalte, überließ er ſich ſeinen melancholiſchen Phantaſien, die mich auf's tiefſte rührten. Oft entfernte er ſich Abends auf eine geheimnißvolle Art. Er bat mich, ihn nicht darüber zu fragen. Er begab ſich dann wahrſcheinlich in das Kloſter, wo der berühmte Meiſter Tartini verborgen leben ſollte."

„Obgleich er um mehrere Jahre jünger war, als ich, ſo beſchränkte ich doch bald ganz meinen freundſchaftlichen Umgang in Rom auf dieſen Jüngling. Zuerſt hatte mich ſeine wunderbare Kunſt angezogen, dann ſeine weiche, ſchwärmeriſche und tiefe Empfindungsweiſe, und am meiſten ſein frühes Hinwelken, ſeine Ergebenheit in dieſes, ſein ſeltſames, faſt überirdiſches Sehnen nach dem Tode. Der Marcheſe ſetzte ein völliges Vertrauen in mich. So ſchien es wenigſtens. Er liebte ſehr die Zerſtreuungen, er war gern in der Geſellſchaft ſchöner Frauen; mein inniges Verhältniß zu Francesco begünſtigte dieſe Neigungen, indem er nun ſich öfter von dem Sohne entfernen konnte, als er früher gethan. Dennoch hätte es nur eines Wortes, eines entfernten Winkes von dieſem bedurft, den Vater von jedem geſelligen Umgange zurückzuziehen und in ſeine Nähe zu bannen; allein, das mußte ich mit Schmerz wahrnehmen, Francesco liebte

seinen Vater nicht, er schien ihn fast nur zu dulden, obgleich Perfetti Alles aufbot, was nur die Zärtlichkeit eines Vaters zu ersinnen vermag. Als ich eines Tages meinem jungen Freunde hierüber Vorwürfe machte, hörte er mich kalt an, nahm, als ich geendigt hatte, mit einem schmerzlichen Lächeln meine beiden Hände und sagte in einem sehr wehmüthigen Tone, aber leise, als wolle er mir ein Geheimniß anvertrauen: „Laß mich, Lieber! Ich darf ihn nicht lieben; die todte Mutter will es nicht.“ Ich war im höchsten Grade betroffen über diese Rede, die mir wie die Erklärung eines Irrsinnigen erschien. „Beruhige dich und halte mich nicht für verrückt!“ fuhr jener fort. „Ich habe zwei Geheimnisse für dich, und die müssen es dir immer bleiben. Möge kein drittes dazu kommen: denn Geheimnisse lasten schwer auf der Brust.“

Blutsitte und Gewissen.

„Ich ließ mich eines Abends, als ich nicht mit Francesco zusammen war, von einigen Kunstgenossen verleiten, mit ihnen eins der größten Gasthäuser zu besuchen, wo auch Glücksspiele zu bedeutenden Einsätzen getrieben wurden. Ich spielte nie und begnügte mich mit dem Zusehen. Fast alle

Anwesenden waren maskirt, denn der Carneval hatte schon angefangen und die gewöhnlichen Lustbarkeiten belebten die Straßen und das Innere der Häuser. Allenthalben herrschte ungebundene Freiheit und jener zügellose Scherz, dem sich der leidenschaftliche Italiener so gern überläßt."

„Unter den Masken, welche sehr hoch und mit allen Zeichen großer innerer Bewegung spielten, bemerkte ich eine, die sich durch ihre hohe Gestalt und ihren starken Bau auszeichnete. Einige Worte, welche die Maske nach dem Bankhalter hinrief, machten die Vermuthung in mir rege, ich sehe den Marchese vor mir. Ich war selbst verlarvt, ich drängte mich näher, um mich zu überzeugen. In diesem Augenblicke entstand ein großer Tumult. Die Maske hatte den Bankhalter des falschen Spiels beschuldigt. Dieser sprang auf und stürzte mit einem entehrenden Schimpfworte auf seinen Gegner los. Ich sah Dolche blitzen. Gleich darauf lag der Bankhalter röchelnd und mit blutiger, durchbohrter Brust zwischen mir und jener Maske. Nach römischer Sitte wurde jetzt Alles gethan, die Flucht des Mörders zu sichern. „Der Arme!" hieß es von allen Seiten. „Er hat einen Menschen umgebracht!" Er war entflohn, Niemand hatte ihn gekannt, nur ich allein trug die quälende Ahnung in mir, daß

der entsetzliche Mörder der Vater meines besten Freundes sey."

„Ich konnte es nur mit Mühe über mich gewinnen, einem Versprechen, das ich Francesco gegeben hatte, gemäß, am folgenden Tage in Perfetti's Hause zu erscheinen. Mein ursprünglicher Widerwille gegen ihn hatte sich fast bis zum Abscheu gesteigert, denn je öfter ich mir jene blutige Scene, die Gestalt des Mörders, seine Stimme und Gebehrden zurückrief, desto mehr gewann meine Vermuthung an Kraft und Bestimmtheit. Ich beschloß, mir Gewißheit zu verschaffen. Der Marchese nahm mich auf wie gewöhnlich. Keine Veränderung in seinen Gesichtszügen, keine Unruhe in seinem Benehmen verrieth, daß ihm etwas Besonderes begegnet seyn möchte. Wir saßen bei Tische: er, Francesco und ich. Die Rede kam auf den Carneval, und ich erzählte nun mit so vieler Ruhe, als ich aufzubieten vermochte, die Begebenheit des gestrigen Abends, ohne jedoch meinen Abscheu gegen den unbekannten Mörder zu verbergen. Wenige Blicke, die ich flüchtig über den Marchese hingleiten ließ, überzeugten mich, daß ich richtig vermuthet hatte. Seine Augen ruhten starr und durchdringend auf mir, sein Angesicht trug das Gepräge der größten Spannung, die erst dann in völ-

ige Ruhe ſich wieder auflöſte, als ich berichtete, daß Niemand den Thäter gekannt, daß nicht einmal eine Vermuthung ſeinetwegen laut geworden ſey. Perfetti nahm nun lächelnd das Wort, verſicherte, daß dergleichen Auftritte in Rom etwas ſehr Gewöhnliches ſeyen, und daß er es ganz in der Regel finde, wenn eine ſolche Ehrenſache gleich auf der Stelle ausgemacht würde. — Der Banquier habe ja ebenſowohl einen Dolch zu ſeinem Gebrauche gehabt, wie der Pointeur, und wie bei jedem andern Zweikampfe ſey es auch hier auf Geſchicklichkeit und Gewandtheit angekommen. Was mich noch mehr erſtaunte, war, daß Francesco der Behauptung ſeines Vaters beipflichtete und unumwunden ausſprach, er würde ſich in einem ähnlichen Falle auf gleiche Weiſe augenblickliche Genugthuung verſchafft haben."

„Meine deutſche Gewiſſenhaftigkeit konnte gegen die beredſamen Vertheidiger der welſchen Blutſitte nicht aufkommen, aber von dieſem Augenblicke trat etwas Fremdartiges auch zwiſchen mich und Francesco, das ſich zwar anfangs nur wenig, bald aber ſtark genug empfinden ließ, um ſtörend auf unſer freundſchaftliches Verhältniß zu wirken."

Treffere.

„Am Abend des nächsten Tages schwärmte ich mit Francesco, der mich sehr angelegentlich zu dieser Parthie ermuntert hatte, im Corso und in den besuchtesten Straßen umher. Wir waren unverlarvt ausgegangen, allein, als wir an dem offenen Laden eines Masken- und Kleiderverleihers vorüberkamen, ergriff uns die Lust, auch uns maskirt in das tolle Treiben der Übrigen zu mischen. Francesco wählte den Anzug eines Türken, ich die prächtige Kleidung eines venetianischen Dogen. So trieben wir uns durch die Straßen, warfen Confetti und wurden geworfen, neckten und wurden geneckt. Francesco war an diesem Abend von einer wunderlichen Ausgelassenheit beseelt, die ich noch nie an ihm bemerkt hatte. „Ich will einmal diesen Tag auf eine besondere Weise feiern," raunte er mir zu, nachdem er eine gewaltige Ladung Confetti nach einer schäckernden Damengesellschaft auf einem Balkon verschleudert hatte: „es ist mein Geburtstag und der Todestag meiner Mutter. Laß uns lustig seyn, Theobald! Je schneller gelebt, deste früher stirbt sich's!" Ich ließ mich nur ungern in diese gezwungene Fröhlichkeit fortreißen. Meine ganze Neigung, mich zu vergnügen, war durch diese Äußerung erkältet worden."

„Wir gingen an einer Osterie vorüber, aus der uns lustiger Lärm und Gläserklirren entgegenklangen. Aus frühern Zeiten wußte ich, daß sich hier meistens deutsche Kunstjünger zu versammeln pflegten. Durch die Glasthüre sah ich alte Freunde und Bekannte drin sitzen, deutsche Rede schallte heraus. „Wir müssen hinein, wir wollen uns heute mit Deutschen erfreuen!“ drängte Francesco. „Meine Mutter war eine Deutsche, ich liebe die Deutschen und in Deutschland möchte ich einmal sterben.“

„Die alten Freunde empfingen mich jubelnd. Wir hatten die Larven abgenommen, und Francesco wurde um so rascher mit Allen bekannt, da er ziemlich geläufig in der heimathlichen Sprache an der Unterhaltung Theil nahm.“

„Erst wenige Augenblicke hatten wir in der fröhlichen Gesellschaft zugebracht, als von der Strasse her ein ältlicher Mann in einem bunten Anzuge, begleitet von einem schlankgebaueten Mädchen, dessen Gesicht mit einer leichten Flornaske bedeckt war, in die Osterie trat. Er wollte sich nach dem Hintergrunde wenden, wo an verschiedenen Tischen mehrere Italiener mit ihren Familien saßen.“

„Tressel, Tressel!“ rief ihm aber einer der Deutschen zu: „Ihr müßt hierher, Ihr müßt zu

uns! Was fällt Euch ein, daß Ihr die Landsmannschaft verläugnen wollt? Der Signor Dottore Trestoro mag den Nobile's immerhin seine Pillen zu ungeheuern Preisen aufhängen; Treffel aber, der lustige deutsche Treffel aus Schwabenland muß, wenn es auf's Trinken ankommt, zu seinen Freunden halten!"

Der Alte kam schmunzelnd herbei und setzte sich mit seiner Begleiterin, die leicht nickend die Gesellschaft grüßte, an unsern Tisch. Francesco's Blicke hafteten, von einer fieberhaften Gluth belebt, an dem Mädchen. Ich selbst mußte mir gestehen, daß ich nie einen reizendern Wuchs, eine sittsamere und edlere Haltung gesehen hatte, als sie dem forschenden Blicke darbot. Sie nahm die Erfrischungen, mit welchen sie der Deutsche, der ihren Vater herbeigerufen, bediente, auf eine ungezwungene Weise an. Als sie die Handschuhe ablegte, zeigte sie einen Arm und eine Hand von der blendendsten Weiße und dem richtigsten Ebenmaße. Francesco war ganz still geworden; aber er trank so hastig, daß ich ihn ermahnen mußte, an seine Gesundheit zu denken. Er sah mich befremdet an."

„Wer ist krank, wenn er einem solchen Wesen gegenüber sitzt?" flüsterte er mir zu. „Gieb Acht, wenn sie die Larve abthut! Dann wirst du die Züge

meiner Mutter ſehen, wie ſie in der Gartenkapelle hängt und auf deinem Bilde gemalt iſt.“

„Ein großer Aufſchluß lag für mich in dieſen Worten, allein auch ich war von der Anweſenheit des reizenden Weibes zu ſehr befangen, um jetzt darüber nachdenken zu können. Sie nahm ihre Larve ab. Unſere Blicke hingen an ihren Bewegungen. Jetzt war ihr Geſicht frei, und die herrliche Bildung deſſelben trug, wunderbar genug, eine entfernte Ähnlichkeit mit jenem Bilde aus der Gartenkapelle und meiner Cleopatra. Ich ſah Francesco an. Er ſagte nichts, aber ſein Auge blitzte und auf ſeinen ſonſt todtenbleichen Wangen lag eine dunkle Gluth.“

„Der Alte war ſehr luſtig und ſcherzte in ſchwäbiſchdeutſcher Mundart mit den Übrigen, die er ſchon kannte. Er nannte das Mädchen ſeine Tochter; auch ſie ſprach deutſch mit dem Accente einer geborenen Deutſchen. Ich konnte meine Blicke nicht von dem Mädchen wenden, ſo ſehr feſſelte mich die ungemeine Anmuth, die in ihrem ganzen Weſen herrſchte.“

„Wen habt Ihr denn da?“ rief plötzlich der bewegliche Mann, den meine Bekannten Treſſel nannten, indem er auf mich und Francesco wies. „Dem ſchaut man's halt gleich an, daß er auch

über die Berge gekommen ist, und er mag leicht einer von denen seyn, die die Thorheit begehn, ihr Geld hierher zu tragen, um dafür einige Papierschnitzel mit Zeichnungen von alten Säulenknäufen, verfallenen Tempeln und verzückten Madonnen mit heimzunehmen; aber der Andere? Der ist nicht Fisch noch Fleisch, weder Deutscher noch Welscher, und er sieht mir so eifrig auf mein Mädel, daß ich jeden Augenblick glaube, der Bart müsse ihm wachsen, und er werde vor mich hintreten und sagen: „Beliebt's, mir Dero Tochter, Signora Angelica, zur Frau zu geben?"

„Mehrere lachten. Das Mädchen wandte sich, ihrem Vater einen verwurfsvollen Blick zuwerfend, unwillig ab."

Die Geliebte in Gefahr.

„Die entscheidende Stunde meines Lebens war gekommen. Bis jetzt hatte ich nach keinem weiblichen Wesen jene innige Neigung empfunden, die unser ganzes Daseyn ergreift und alles Streben, alles Ringen nach dem Besitze des geliebten Gegenstandes richtet. Ich fühlte, daß Tressels oder Trestoro's Tochter diejenige sey, welche bestimmt war, diesen Eindruck auf mein Herz zu machen.

Ich ſelbſt gab auf die Fragen des Alten, in einem ebenfalls ſcherzhaften Tone, eine genügende Antwort, indem ich jedoch von Francesco nur als von einem jungen römiſchen Kunſtfreunde ſprach, ohne ſeinen Familiennamen zu nennen. Dann begehrte ich aber auch eine Auskunft von dem Alten über ihn ſelbſt, denn, fügte ich hinzu, aus ſeinen Äußerungen und ſeinem Äußern ſchließe ich ſehr deutlich, daß er nicht zu den jungen Fanten gehöre, die um der alten Säulenknäufe, der verfallenen Tempel und verzückten Madonnen willen in die Tiberſtadt gekommen ſey.“

„Gott behüte mich vor allen brodloſen Künſten!“ ſagte der Alte. „Mit euch Malern habe ich nur das gemein, daß ich auch Farben gebrauche, um nämlich meine Pflaſter zu färben, daß ich mich des Pinſels bediene, um meine Salben aufzutragen, daß ich den Bau des menſchlichen Leibes ſtudire, um ihm bei Gelegenheit ein oder ein paar Glieder zu entfremden. Daheim in Geislingen war ich der Bader Treſſel, hier in Rom bin ich der Dottore Treſtoro. Dort bezahlte man mich mit ſchmutzigen Kreuzern, hier honorirt man mich mit glänzenden Zechinen, und meine Angelica, daheim Engeltraut geheißen, muß mir noch hier wenigſtens einen Grafen oder Marcheſe heirathen.“

„Ihr ſeyd unerträglich, Vater!“ fiel erglühend

und in einem sehr bestimmten Tone das Mädchen ein. „Aber wenn Ihr Eure Rede nicht ändert, so ersuche ich einen von unsern Landsleuten mich zu begleiten, und verlasse Euch.“

„Dieser kleine Unwille stand ihr höchst reizend an. Die Übrigen sprachen ihrem Vater zu und ermahnten ihn, seine Zunge zu zügeln. Bald war der allgemeine Friede wieder hergestellt, und Scherz und frohe Laune, durch Angelica's Gegenwart gewürzt und gesteigert, herrschten an unserm Tische. Einer meiner Freunde bestätigte leise das von Tesoro Gesagte und setzte hinzu, daß der Alte mehr durch seine Gewandtheit, als durch sein nur oberflächliches Wissen, schon in den vier Jahren, daß er hier sey, ein beträchtliches Vermögen gewonnen habe. Sie Alle, Maler und Bildhauer, hätten ihm schon oft zugesetzt, er möge die wunderherrliche Angelica doch als Modell der Kunst nützen lassen, und der Alte sey, bei der Hoffnung auf ein beträchtliches Honorar, wohl willig gewesen, allein das Mädchen selbst, vom Hochmuths- oder Sittsamkeitsdämon besessen, habe ein für allemal erklärt, daß keine Gewalt auf Erden sie dazu vermögen könne.“

„Aus dem ganzen Wesen Angelica's leuchtete Seelenadel und Unschuld. Was der Freund mir von ihr erzählt hatte, mußte meine Liebe und

Bewunderung vermehren. An Francesco hatte ich einen Nebenbuhler erhalten, das ſchien mir gewiß. Er genoß weder Speiſe noch Trank, er hatte ſich an die Wand in den Schatten zurückgelehnt und betrachtete von hieraus fortwährend das ſchöne Mädchen mit Blicken, in denen ſeine ganze Seele lag. Sie ſprach nur ſelten, aber wenn ſie ſprach, ſo war der Ton ihrer Stimme Geſang, und was ſie ſagte, zeugte von Geiſt und Gefühl."

„Der Abend war unter allerlei heitern Geſprächen ſchnell vorübergegangen. Treſtoro und ſein Tochter brachen zuerſt auf. Sie hatten eben erſt die Oſterie verlaſſen, als Francesco auch mich ungeſtüm fortdrängte und hinauszog."

„Wir müſſen ihnen nach!" ſagte er mit einer ſehr beklommenen Stimme. „Wir müſſen ſehen, wo ſie bleibt, dieſe wunderbare Heilige. Komm, Theobaldo! Mir iſt ſeltſam zu Muthe, wohl und wehe. Aus den Tönen, in welchen mich der Geiſt der todten Mutter umſchwebte, tritt nun ihre Geſtalt ſichtbar und herrlich hervor, und wenn ich mich ihrer erfreue, ſo iſt's doch wiederum nichts und ich fürchte, der ſegnende Geiſt iſt von mir gewichen vor einem falſchen Bilde. Komm, komm! Wir müſſen dem falſchen Bilde nach!"

„So ſehr ich auch an ſeine Seltſamkeiten ge-

wöhnt war, so fielen mir diese wunderlichen Äußerungen in diesem Augenblicke eben so sehr zur Last, wie seine Begleitung. Dennoch mußte ich mich in beides fügen. Es war nahe an Mitternacht. Die Straßen waren schon ziemlich leer und wir sahen bald den Dottore Trestoro mit seiner Tochter in einer geringen Entfernung vor uns hinschreiten. Er hatte stark getrunken und schien nicht sehr fest auf seinen Füßen. Wir hörten ihn laut für sich hin sprechen, von seinen wunderbaren Kuren und untrüglichen Medikamenten, italienisch und deutsch durcheinander. Wir waren ihnen schon durch mehrere Straßen gefolgt, jetzt kamen wir in die Winkelgäßchen, die sich in der Nähe des Campo Vaccino befinden. Eben waren Beide hinter einem vorstehenden Hause verschwunden, als wir plötzlich einen lauten Schrei und einen ängstlichen Ruf nach Hülfe vernahmen. Jener schien von Angelica, dieser von ihrem Vater herzurühren. Mit entblößten Degen stürzten wir ihnen nach."

Seltsame Rettung.

In so großer Spannung sich auch Meister Lüdger befand, so wollte er durchaus nicht dulden, daß der Maler in seiner Erzählung fortführe, ehe er nicht zuvor einige Ruhe und Erholung genossen.

„Ich habe diesen Treffel gekannt," setzte er hinzu. „Er befand sich bei der Armee des Prinzen Eugenius, war aber so unwissend und ungeschickt, daß man ihn nur zu den gewöhnlichsten Handreichungen gebrauchen konnte. Dabei besaß er eine sehr niedrige, feile Denkungsart. Dennoch wollte es der Zufall, daß er mir einen großen Dienst leisten sollte, den ich ihm vielleicht an seinem Kinde, wie ihr später hören sollt, wieder vergelten habe. Ich wurde bei Turin verwundet. Ohne mich bewegen zu können, lag ich in einem einsamen Gebüsche, wo ich mich verbluten konnte, ehe eines Menschen Fuß hinkam. Da führte mein guter Genius den Treffel her, der nach der Schlacht gern nach Beute suchte. Er nahm mich auf seinen Rükken und brachte mich in's Lager, wo ich Hülfe und Beistand fand."

„Seine Geldgier war die Ursache meines Unglücks," nahm Theobalde wiederum das Wort. „Höret jetzt weiter, wie sich das Abentheuer jener Nacht gestaltete. Wir sahen den schreienden Trestore von zwei verlarften Männern gehalten, einige andere waren bemüht, Angelica in ein Seitengäßchen zu schleppen, wo ein Wagen stand, der diese zu erwarten schien. Wie der Blitz stürzten wir auf die Bedränger Angelica's los. Unser

Erſcheinen, unſere gezückten Degen machten ſie ſtutzen. Aber ſchon im nächſten Augenblicke begegneten zwei andere Degen den unſrigen, während einer der Verlarften bei Angelica blieb, dieſe hielt und am Schreien zu verhindern ſuchte. Treſtoro rang wacker mit den Beiden, die ihn gefaßt hatten. Ich ſah bald ein, daß ich meinem Gegner in Kunſt und Kraft wenigſtens gewachſen war. Dagegen hatte es Francesco mit einem überlegenen Fechter zu thun, vor dem er zurückweichen mußte und gegen den er ſich nur ſchwach vertheidigen konnte. Jetzt ſah ich ihn ſtraucheln, ich hörte ſeinen Degen klirrend in einiger Entfernung zu Boden fallen, er war dem mörderiſchen Stahle ſeines Feindes preisgegeben — in dieſem Augenblicke aber wurden auch die Fenſter in den Nachbarhäuſern, deren Bewohner der Tumult aufgeſchreckt hatte, erhellt, es gelang mir, meinen Widerſacher zu entwaffnen, der ſogleich die Flucht ergriff; ich konnte meinem Freunde zu Hülfe eilen, aber zu meinem Erſtaunen ſtand dieſer unverletzt vor Demjenigen, der ihn bekämpft hatte, und ſah, das bleiche Antlitz, dem die Larfe entfallen war, vom Scheine der Lichter wunderlich beleuchtet, ruhig auf den blinkenden Stahl, den der Gegner, zu einer Bildſäule erſtarrt, unbeweglich auf ſeine Bruſt gezückt hielt.“

„Hinweg!“ rief plötzlich, ehe ich ihm noch nahe gekommen war, der Fremde. Ein gellender Pfiff erschallte, wie Nachtgespenster stiebten Alle fort in das enge Gäßchen, der Wagen rollte in wilder Eile davon und Angelica sank erschöpft in meine Arme, während Trestoro sich an Francesco schloß und gegen diesen auf die Banditen und Frauenräuber schimpfte.“

„Ich wußte nicht, ob ich diesen grollen oder danken sollte. Ohne sie wäre ich in Jahren nicht so weit gekommen, wie jetzt in wenigen Augenblicken. Ich hielt das reizendste Weib, das ich je gesehn, die eben erkannte Geliebte, in meinen Armen, ihr Herz schlug an meiner Brust, ihr Odem berührte meine Wange. Sie hatte die Augen geschlossen, doch war ihre Schwäche nur vorübergehend. Als Trestoro und Francesco zu uns traten, öffnete sie wieder die lieblichen Sterne und sagte, daß sie sich ganz wohl befände. Francesco maß uns Beide mit einem vielsagenden Blicke. Sie behielt meinen Arm und lehnte sich traulich an mich, bis wir ihre nahe gelegene Wohnung, zu der wir sie begleiteten, erreichten. Über den Urheber des Entführungsversuches wußte weder sie, noch ihr Vater etwas Bestimmtes zu sagen. Sie wollte nur bemerkt haben, daß seit einiger Zeit ein Mann von

hoher Gestalt, den Hut tief in die Stirn gedrückt und in einen großen Mantel gehüllt, ihr beim Besuche der Kirche aufgelauert, sich hier hinter einen Pfeiler gestellt und sie unaufhörlich beobachtet habe, wodurch natürlich ihre Andacht sehr gestört worden sey. Als sie den Mann zu wiederholten Malen auf diese Weise wahrgenommen, hatte sich eine unwiderstehliche Furcht ihrer Seele bemächtigt. Es schien ihr gewiß, daß ein großes Unheil sie von Seiten dieses Unbekannten bedrohe. Sie ging in eine andere Kirche, aber auch hierhin folgte ihr bald der Fremde, der ohne Zweifel durch eigene Kundschafter ihre Schritte bewachen ließ. Auf ihn allein beschränkte sich ihr Verdacht, sie versicherte, daß sie sonst Niemand kenne, dem sie ein so gewaltthätiges und unrechtmäßiges Unternehmen zutrauen könne."

„Der Hund! die Bestie!" tobte Trestoro dazwischen. „Wenn ich ihn nur kennte, und wenn ihn der Himmel dann nur einmal unter mein Amputationsmesser schicken wollte! Er sollte anders pfeifen, als er hier zum Rückzuge gepfiffen hat."

„Francesco war ganz still geworden. Er schien weder der Erklärung Angelica's, noch den Derbheiten ihres Vaters einige Aufmerksamkeit zu widmen. Mit einer stummen Verbeugung nahm er Abschied von Beiden an der Thüre ihrer Wohnung.

Ich begleitete ihn zurück bis zu seinem väterlichen Hause. Im Zimmer des Marchese brannte noch Licht, ein dunkler Schatten bewegte sich unruhig an der Decke. Francesco bemerkte das laut und in einem Tone, aus dem eine besondere Bedeutung sprach."

„Lebe wohl, Theobaldo!" sagte er dann und reichte mir die Hand, welche heftig in der meinigen zitterte und von glühender Hitze durchströmt war. „Liebe nur die schöne Deutsche. Ich darf sie doch nicht lieben, der Geist meiner Mutter regt sich mahnend und verbietend in meiner Brust. Aber, Theobaldo, mit ihr zu sterben, müßte doch schön seyn, unaussprechlich schön! Gute Nacht, mein Freund!"

„Er entschlüpfte eilig durch die geöffnete Thüre. Ich sah ihm besorgt nach. Diese unnatürliche Spannung konnte so leicht einen seiner heftigen, lebensgefährlichen Krankheitsanfälle zu Folge haben."

Trennung von Francesco.

„Wie ich es vorausgesehen hatte, geschah es. Als ich am nächsten Tage meinen jungen Freund besuchen wollte, erhielt ich schon an der Hausthüre die niederschlagende Nachricht, er habe noch im

Laufe der Nacht einen heftigen Blutsturz bekommen, an dem er schwer darniederliege, daß der Arzt die tiefste Ruhe geboten. Der Marchese sey in Verzweiflung, er weiche nicht vom Lager des Sohnes, aber Niemand sonst, wer es auch sey, dürfe in das Krankenzimmer gelassen werden. Diese Verfügung mußte mir auffallend seyn. In ähnlichen Fällen hatte man mit mir eine Ausnahme gemacht, jetzt schien man absichtlich meine Gegenwart verhindern zu wollen."

„Mein Widerwille gegen den Marchese, meine neu erwachte Neigung zu Angelica und der im Hintergrunde auftauchende Gedanke, daß eben dieser Neigung wegen das bisherige Verhältniß zu Francesco nicht ferner bestehen könne, mochten wohl die Gleichgültigkeit veranlassen, mit der ich diese Zurückweisung aufnahm. An Francesco's Übel und dessen ziemlich häufige Erscheinungen hatte mich der nähere und längere Umgang mit ihm gewöhnt. Oft schon hatte ich mir gesagt, daß dieses ungestüme und doch so weiche Herz, diese mit Krankheit und innerer Entzweiung erfüllte Brust nur eine Genesung finden könnten: den Tod, den sie ersehnten."

„Ich ging natürlicher Weise zu Trestoro, um mich zu erkundigen, wie sich Angelica auf das Abentheuer der Nacht befinde. Der Alte war nicht

zu Hause, er lief seinen Kundschaften nach. Die Tochter schien erfreut, mich wiederzusehn, und versicherte, daß die seltsame Begebenheit keinen nachtheiligen Eindruck auf sie hinterlassen habe. Sie fragte auch leichthin nach Francesco. Sie schenkte seinem Unfalle alle Theilnahme, die man von einem fühlenden weiblichen Herzen erwarten kann. Dennoch aber meinte sie, läge für sie etwas Zurückstoßendes in dem Wesen meines jungen Freundes, und sie habe sich manchmal des Gedankens nicht erwehren können: es sitze ihr keine sterbliche, es sitze ihr eine gespenstige Gestalt gegenüber."

„Ich will nicht aller der kleinen und geringfügigen Dinge erwähnen, die mich, während Perfetti's Thüre mir verschlossen blieb, und ich mich zuletzt gewöhnte, nur durch einen Diener von Francesco's fortschreitender Genesung Erkundigung einzuziehn, in Trestoro's Hause einheimisch und mit Angelica in ein nahes, inniges Verhältniß brachten. Trestoro schien dieses letztere selbst gern zu sehn. Seit ich ihm eröffnet hatte, daß ich hinlängliches Vermögen besitze, um ohne die Nahrungssorge auf die Kunst übertragen zu müssen, anständig leben zu können, zeigte er mir eine große Zuneigung und eine fast zu weit getriebene Gefälligkeit rücksichtlich meines Verhältnisses zu seiner Tochter.

Diese glaubte jetzt überzeugt seyn zu können, daß der Anstifter jener mißlungenen Gewaltthat mit dem Manne im Mantel eine und dieselbe Person sey, da er sich seit jener Nacht weder in der Kirche, noch auf ihren sonstigen Gängen wieder habe sehen lassen. Es schien ihr gewiß, daß er sich entdeckt glaube, daß er die Strafe der Gesetze fürchte."

„Unter diesen angenehmen Verhältnissen kam der Frühling heran. Alle Üppigkeit der südlichen Natur brach reizend und herrlich zu Tage. Trestoro und seine Tochter bezogen eine Vigne in der Nähe, ein köstliches Plätzchen, wo das Auge über das alte Rom hin, die gelbe Tiber hinab, bis in die Gegend von Ostia schweifte. Täglich ging ich nun hierher. Der Alte kam meistens spät von seinen Geschäften zurück, dann hatten Angelica und ich schon schöne Stunden verlebt."

„Francesco war indessen genesen, allein auf meine Anfrage, wann ich ihn besuchen könne, hatte Perfetti erwiedert: man werde mich davon benachrichtigen. Wochen waren seitdem vergangen und ich hatte nichts aus dem Hause des Marchese gehört. Da trat eines Morgens Francesco selbst in mein Zimmer. Seine Blässe war durchsichtiger geworden, sein Antlitz trug etwas Ätherisches, dem Himmel mehr als der Erde Verwandtes."

„Er ſetzte ſich mir, ohne die Blicke vom Boden zu erheben, gegenüber und ſagte:

„Wir ſind auf eine ſeltſame Weiſe auseinander gekommen, Theobaldo! Es wird ſich auch nicht wohl wieder zuſammenfügen, was einmal getrennt wurde. Du willſt leben mit Derjenigen, die du liebſt, und ich möchte ſterben mit der Geliebten, und das Schlimme davon iſt, daß wir Beide eine und dieſelbe lieben. Aber du haſt nur dieſe einzige Liebe und ich habe noch eine, die todte Mutter, die mir bleibt. Ich will dich nicht ſtören in deinem Glücke. Nimm deine Geliebte, lebe mit ihr und wenn die Freuden des Lebens ihren Reichthum auf Euch herabſenden, dann gedenke manchmal des armen Francesco, der ſich ewig nach der Freude des Sterbens ſehnt.“

„Er war aufgeſtanden und trat vor die Staffelei, auf der ſich ein noch unvollendetes Portrait Angelica's befand, an dem ich aus dem Gedächtniſſe malte, um ſie an ihrem Geburtstage damit zu überraſchen.“

„Das iſt ſie ja!“ hob er aufs Neue an. „Du haſt ſie gut getroffen, du mußt ſie feſt im Herzen tragen, aber bewahre ſie dir auch feſt am Herzen, denn jener Mann, der damals ſie gewaltthätig rauben wollte, iſt nicht todt und hat auch ſeinem Ver-

langen nach ihrem Besitze nicht entsagt. Glaube mir, unter den Rosen lauert eine Schlange. Das Leben ist falsch, wahr ist nur eins, das Unvermeidliche und das ist der Tod."

„Ich drang in ihn, mir mehr von jenem Entführer zu sagen, den er zu kennen schien. Er aber wich meinen Fragen aus und entfernte sich bald, indem er sagte:

„Wer weiß, ob wir uns je wiedersehn, Theobaldo! Wer weiß, ob es gut wäre! Das alte Vertrauen ist hin und dann schießt die Saat der Zwietracht üppig empor. Es ist besser, wir trennen uns friedlich. Ich habe dir ja überlassen, wonach dein Herz verlangt, ich will sie nicht wiedersehn. — Lebe wohl, Theobaldo!"

„Er hatte sich entfernt, ehe ich Worte finden konnte, ihm etwas zu erwiedern, aber so tief hatte nun schon die Abneigung, die ich zuerst bei seiner Vertheidigung der eigenmächtigen Blutrache empfunden, unter sich gefressen, daß ich seinen Verlust nicht sehr bedauerte.

Die Verlobung.

„Ich sah jetzt nur wenige von meinen alten Bekannten, einige deutsche Maler; die von Zeit zu Zeit zu Trestoro auf die Vigne kamen und einen

fröhlichen Abend mit uns zubrachten. Anfangs neckten ſie mich und Angelica über unſere gegenſeitige Neigung, die wohl bei Gelegenheit lebendig genug hervortreten mochte, bald aber wurde ein obwaltendes Verhältniß zwiſchen uns als bekannt angenommen, und man ſah mich wie den Sohn vom Hauſe an. Angelica und ich hatten ſchon manche Verabredungen für die Zukunft getroffen. Wir wollten nach Deutſchland ziehen, wenn wir erſt verheirathet wären, und Treſtore, der unſere Verbindung ganz und gar billigte, verſprach nachzukommen, ſobald es ihm gelungen wäre, ſeine Kundſchaft gut zu verkaufen. Wir Beide aber zweifelten, daß er Wort halten, daß er den Lockungen des bedeutenden Gewinns, den er in Rom fand, würde widerſtehen können."

„An einem ſchönen Abend, als ich Angelica früher, als gewöhnlich, verlaſſen hatte, irrte ich zwiſchen den zahlreichen Gärten umher, welche an den benachbarten Theil der Stadt grenzten. Es war ſchon dämmerig. Mit einem Male fand ich mich vor jenem Gitterthore wieder, durch das ich einſt zu der Gartenkappelle, in der das wunderbare Madonnenbild hing, eingegangen war. Was ſpäter Francesco über dieſes Bild und meine Cleopatra geſagt hatte, kam mir wieder in den Sinn.

Ich versuchte an der Thüre. Sie war verschlossen. Aus der Ferne schien mir ein schwaches Licht von der Kapelle her zu schimmern. Ich konnte nicht widerstehen. Ohne große Mühe wurde das Thor überstiegen, in wenigen Augenblicken befand ich mich in der Nähe des kleinen Gebäudes. Eben wollte ich hinter einem Jasmingesträuch hervorteten, als ich plötzlich eine heulende Stimme aus dem Innern der Kapelle vernahm:

„Geißle, geißle mich, Francesco! Buße und Strafe, Blut und Qual können versöhnen, aber das Blutrecht muß gelten und du allein kannst es üben für sie, denn dein Blut ist auch das ihrige, und die Rache, die du nimmst, ist gerecht. Geißle mich, erlöse mich, Francesco!"

„Das war die Stimme Perfetti's. Entsetzt nahm ich einen Platz ein, von dem ich unbemerkt in die Kapelle sehen konnte. Da stand der Marchese mit entblößtem Rücken und schwang selbst jene furchtbare Geißel, um sich in wilder Wuth zu zerfleischen. Blut bedeckte ihn, aber während er fortfuhr, gegen sich selbst zu wüthen, rief er immer nach Francesco hin: „geißle du mich, geißle du mich! du nur kannst erlösen!"

„Dieser lag knieend am Boden vor dem Altare, indem er zu dem Bilde über diesem zu beten schien;

aber dieſes war nicht mehr das alte Bild, deſſen Züge mich damals ſo wunderbar ergriffen hatten: es war meine Cleopatra! Ehe ich Herr meines Erſtaunens werden konnte über dieſe ſeltſame Vertauſchung, ſchleuderte plötzlich Perfetti die blutige Geißel weit hinweg, ſo daß ſie zu meinen Füßen niederfiel."

„Ich bin ein Thor, mich ſelbſt zu quälen!" ſchrie er laut auf. „Die Wunden brennen, das Blut fließt und ich bin doch verloren. Er will das Strafamt nicht übernehmen, dem es zukommt, und meine ſchuldbefleckte Hand kann nicht erlöſen und verſöhnen. Wozu auch noch ferner Blut und Qual? Iſt es nicht ſchon das Zeichen eines verſöhnten Geſchicks, daß es mir ein Weſen gezeigt hat, in welchem die Gemordete wieder aufgelebt iſt? Die Lebende ſoll mich erlöſen. Hinweg Geißel und Buße!"

„Er griff haſtig nach dem Mantel, der neben ihm am Boden lag. Ohne zu zaudern, eilte ich fort, über das Gitterthor zurück und in's Freie, wo ich fern von dem Garten zum erſten Male wieder frei athmete. Ich fühlte mich froh, von der unheimlichen Genoſſenſchaft mit Francesco und ſeinem Vater los zu ſeyn. Jetzt erſt, da ich in einem friedlichen und glücklichen Liebesverhältniß lebte, empfand ich ſo recht das Herbe und Troſtloſe,

was in dem Wesen Francesco's, das Wiedrige und Zurückstoßende, was in dem seines Vaters lag."

„Der nächste Tag war Angelica's längst ersehnter Geburtstag. Wir hatten ihn auch zu unserm Verlobungstage bestimmt. Erst gegen Abend konnte ich auf die Vigne gehen. Das heimlich gemalte, nun vollendete Bild hatte ich schon früher hinausgeschafft und wohl versteckt. Ich schlich einen Seitenweg hinan, ich suchte mein Bild hervor und stellte es an Angelica's Lieblingsplätzchen, an das Gemäuer eines alten, verfallenen Tempels auf, von dem man eine herrliche Aussicht in die Ferne hatte. Die Myrthen und den Epheu am alten Gemäuer rankte ich zu einem Kranze über dem Bilde zusammen. Dann ging ich, Angelica zu holen, die, wie ich wußte an einem bestimmten Plätzchen meiner Ankunft entgegensah. Ich fand sie schöner als je. Ein Wölkchen auf ihrer Stirn schrieb ich der Erwartung und Sehnsucht zu, die ich freilich gerade heute auf eine schwere Probe hatte setzen müssen. Unter Liebkosungen und Glückwünschen führte ich das Mädchen nach der Stelle, wo ich ihr die Überraschung bereitet hatte. Aber welche Überraschung erwartete hier, statt ihrer, mich, da das Bild verschwunden, da mein Kranz zerstört war und die abgerissenen Blätter am Boden zerstreut lagen.

Um die unangenehme Empfindung dieſes Augenblicks zu vermehren, ſchlüpfte jetzt aus dem alten Gemäuer eine häßliche Schlange hervor, auf Angelica los. Ich zertrat ſie mit dem Fuße und ſchleuderte ſie den Abhang hinab, dann erzählte ich der Geliebten, welche Freude mir hier von unbekannter Hand zerſtört ſey. Ich eilte in's Haus, ob vielleicht Treſtoro gekommen ſey und einen unzeitigen Scherz getrieben habe? Er war nirgends zu finden. Ich durchrannte den Weinberg, ich ſuchte allenthalben: keine Spur von dem Bilde noch von irgend jemand, der hier einen Muthwillen oder eine Übelthat verübt hatte."

„Als ich wieder zu Angelica zurückkehrte, fand ich ſie mit nachdenklicher Miene auf einem Säulenſchafte ſitzen. Sie lächelte mich trübe an und ſagte:

„Ich habe dir etwas verſchwiegen, Theobaldo, blos um dich nicht zu beunruhigen. Der Mann im Mantel läßt ſich ſeit einigen Tagen wieder ſehen. Er ſchleicht in der Abenddämmerung um die Vigne, als führe er nichts Gutes im Schilde. Er war in der Frühe des heutigen Morgens, gleich nachdem mein Vater ausgegangen war, an der Thüre des Hauſes und ſuchte ſie mit Gewalt zu eröffnen. Mir ahnet, daß er der Räuber deines Bildes iſt."

„Ich ergrimmte auf den ſchleichenden und lau-

ernden Unbekannten. Ich beschloß, ihm aufzupassen und ihn bei der ersten Gelegenheit recht derb zur Rede zu stellen. Vielleicht trafen dann auch die Degen zusammen und ich könnte ihn bezahlen für den Entführungsversuch in jener Nacht. Mit anscheinender Ruhe setzte ich mich zu der Geliebten, aber dieser Schein ward bald zur Wirklichkeit unter Gesprächen, wie sie uns die gegenseitige Neigung eingab. Die erste Störung unserer Geburtstagsfreude wirkte nicht weiter, wir wechselten die Ringe, wie wir es verabredet hatten, und gelobten einander treu und mit inniger Liebe anzuhangen in jeder Lage des Lebens."

Späte Reue.

„Trestoro kehrte an diesem Abend mit einem sehr verdrießlichen Gesichte heim. Er wurde noch mürrischer und grämlicher, als er unsere Verlobung erfuhr, und meinte, damit hätte es noch recht wohl einige Zeit anstehen können. Nichts schien ihm recht, was wir thaten oder sagten, er trieb mich früher, als gewöhnlich, mit seinem verdrießlichen Wesen hinweg. Überhaupt mußte ich von diesem Tage an bemerken, daß er Alles that, unser so weit gediehenes Verhältniß zu trennen. Ich fand zu den gewohnten Stunden

jetzt nur meistens ihn zu Hause, dessen wortkarge Rede mich nicht fesseln zu sollen schien, Angelica war bald unter diesem, bald unter jenem Vorwande zu einer Bekannten geschickt werden. Er trug irgend eine Absicht, die unserer Verbindung entgegen war, im Hinterhalte. Ich befragte ihn eines Tages darum sehr ernst, er antwortete mir aber auf die plumpeste Weise, daß ich mich wohl für seinen Herrn und Meister ansehe, indem ich mich unterstehe, ihm Vorwürfe zu machen, daß es noch lange nicht so weit mit mir und seiner Tochter sey, als ich mir einbilde, und es nur von ihm abhänge, sich mit einem Worte von einem so gebieterischen Schwiegersohne loszumachen."

„Dieses Betragen bestärkte mich in meinem Verdacht, der, als ich endlich einmal Angelica allein traf, zur unangenehmsten Gewißheit erhoben wurde. Ich war absichtlich zu einer ungewohnten Zeit gekommen. Sie trat mir mit verweinten Augen entgegen und erzählte, daß ihr Vater sie in den letzten Tagen immer in ein hinteres Zimmer eingeschlossen habe zu den Stunden, wo er meinen Besuch erwarten könne, daß er ihr mit seinem Fluche drohe, wenn sie nicht von mir ablasse und sich seinem Willen füge, der ihr ein glückliches Loos mit einem vornehmen und reichen Manne bestimme. Trestore war noch

weiter gegangen. Er hatte diesen Mann eines Abends, nachdem ich mich schon entfernt, zu ihr geführt. Es war kein andrer, als jener Mann im Mantel. Angelica beschrieb ihn als einen nicht mehr jungen, aber stark und hochgebauten Mann, dessen Züge heftige Leidenschaft, dessen ganzes Betragen Bekanntschaft mit der großen Welt und dabei ebensoviel Stolz, als Trotz verrieth. Er hatte ihr sogleich seine Liebe erklärt, er hatte ihr die Aussicht auf ein glänzendes Loos eröffnet. Ein kaltes Lächeln war über sein Antlitz geflogen, als sie geantwortet, daß ihr Herz schon versagt, daß sie mit mir verlobt sey. „Euer Vater ist der Herr Eurer Hand: er wird entscheiden zwischen mir und dem unbedeutenden deutschen Maler. Im Nothfall wirft man ihm ein Stück Geld hin; dann wird er zufrieden seyn!" Diese Worte hatte er im Fortgehen gesprochen. Ich wußte nicht, was mich mehr empörte: Trestoro's Niederträchtigkeit, oder der Übermuth des Nebenbuhlers, dessen Namen Angelica nicht wußte. Mein Unglück wollte, daß ich gerade an diesem Tage versprochen hatte, ein fertiges Altarblatt, welches ich für ein Kloster gemalt hatte, abzuliefern. Ich mußte also in die Stadt zurück. Mancherlei Dinge beschäftigten die Klostergeistlichen und erst spät am Abend ward die

Aufstellung des Bildes zu Stande gebracht. Ich konnte nun nicht mehr hinaus auf die Vigne. Ich würde erst um Mitternacht angekommen seyn und Alles verschlossen gefunden haben. Eine unbezwingliche Unruhe hatte sich meiner bemächtigt. Ehe ich nicht Trestoro sprach, ehe ich ihm nicht erklärt haben würde, daß meine Rechte auf Angelica jetzt unumstößlich seyen, daß ich den Besitz der Geliebten gegen Jeden zu behaupten wissen würde, konnte ich keinen Frieden finden."

„Mit der Morgenröthe des nächsten Tages trieb es mich hinaus nach dem Weinberge. Ich fand ihn öde, das Haus verschlossen und still. „Sie schlafen wohl noch!" dachte ich und harrete eine Stunde, aber Niemand regte sich im Innern des Hauses. Meine Unruhe, meine Besorgniß wuchs mir über den Kopf. Ich erbrach einen Laden an einem Fenster der hintern Wand, ich stieg ein wie ein Dieb. Alle Zimmerthüren standen offen, Niemand war zu sehen, Niemand zu hören. Ich stürzte nach dem Gemache Angelica's. Auch dieses war leer, wie ausgestorben, Kisten, Schränke standen offen: nichts war darin zu erblicken. Ich schrie entsetzt den Namen Angelica's. Er hallte durch die öden Gänge, aber es ward mir keine Antwort. Eine Zentnerlast hatte sich auf meine Brust gewälzt.

Noch einmal durchflog ich alle Zimmer des Hauses. In dem Gemache Trestoro's fand ich einen Brief. Die Addresse war an mich. Ich riß ihn auf mit der Hast eines Wahnsinnigen. Sein Inhalt lautete:

„Ich habe mein Kind verkauft, aber die Reue ist über mich gekommen bald nachher, mitten in der Nacht, wie ein wildes Fieber. Ich muß ihr nach, ich muß sie zurückhaben. Dem Schurken, der mich dazu verleitet, werfe ich den Sündenlohn vor die Füße und mein Fluch soll ihn verfolgen auf seinen Wegen. Willst du mir und Angelica helfen, Theobaldo, so eile uns sogleich nach. Auf dem Wege nach Deutschland findest du unsere Spur."

„Ohne einen Augenblick zu zögern, stürzte ich aus dem Hause, die Vigne hinab und im unaufhaltsamen Laufe der Stadt zu. Hinter der Stadt erhoben sich in Norden blaue Berge. An diesen hing mein Auge, diese trennten vielleicht schon jetzt mich und die Verlobte."

Der Faustschlag.

„Die Leute in den Straßen Roms mochte mein Anblick erschrecken. Sie wichen mir ängstlich aus und sahen mir scheu nach. Um das nördliche Thor

zu erreichen, mußte ich an Treſtoro's Stadtwohnung vorbei. Hier war ein groſſer Volkshaufe verſammelt, alle drängten ſich nach der Hausthüre. Mit der Kraft eines Raſenden brach ich mir Bahn. Ich ſtand in Treſtoro's Zimmer vor ſeiner Leiche. Mit zerſchmettertem Haupte lag er auf einer Bahre. Sein alter Diener, der daneben ſtand, erzählte, daß am geſtrigen Abend Angelica, weinend und widerſtrebend, mit einem Fremden fortgefahren ſey, daß ihr Vater ganz einig mit dieſem geſchieden und der Tochter noch beim Abſchiede geboten habe, ihn und Alles, was ſie zurücklaſſe, zu vergeſſen und ſich ihres groſſen Glückes zu erfreuen. Vor Mitternacht aber ſey der Herr plötzlich mit allen Zeichen wilder Erregung in ſeinem Gemache erſchienen, habe befohlen, die Maulthiere zu ſatteln und ſey nun in des Dieners Begleitung, ſo raſch als möglich, durch die Stadt, in die nördlichen Berge geritten. Auf dieſem Wege habe Treſtoro unaufhörlich in deutſcher Sprache geklagt und gejammert, und ob er ihn gleich nicht verſtanden und nur den Namen Angelica herausgehört, ſo habe er doch eingeſehn, daß ihn die Entfernung der Tochter reue und er die Abſicht hege, ſie zurückzuverlangen. So waren ſie in die Berge gekommen und ſahen endlich an einem Abhange, neben dem der Felſen ſenk-

recht hinabstieg in einiger Entfernung vor sich einen Wagen langsam sich aufwärts bewegen. Trestoro stieß einen Freudenruf aus und trieb sein Thier zu größerer Eile. Sie hatten aber erst wenige Schritte ihren Weg fortgesetzt, als ein Reiter, der den Wagen begleitete, ihnen entgegenflog, sein Pistol auf diesen richtete und ihm drohend zurief: sogleich umzukehren, wenn ihm sein Leben lieb sey! In dem Reiter erkannte der Diener denselben Mann, der am gestrigen Abend das Mädchen abgeholt hatte. Trestoro erschrack von dem wilden Rufe und der drohenden Bewegung des Mannes so sehr, daß er gerade am Rande des Abgrunds sein Maulthier herumriß. Dieses strauchelte, das lockre Gestein löste sich — der Unglückliche stürzte mit dem Thiere hinab in die entsetzliche Tiefe. Während der Unbekannte zu dem Wagen zurückjagte, kletterte der Diener auf einem Umwege zu seinem Herrn hinab. Er fand ihn zerschmettert, todt unter dem Thiere, dem ein Strom von Blut aus dem Munde quoll. Mit Hülfe einiger Landleute hatte er die Leiche heimgebracht, ein Gegenstand des Mitleids und des Entsetzens."

„Ich hatte Alles gehört, was der Diener sagte, aber es klang dumpf und wie aus weiter Ferne zu mir herüber. Noch stand ich wie ein Träumender,

als ein Lakay in der Livree Perfetti's ſich hereindrängte und mir einen Brief übergab. Ich öffnete ihn faſt ohne zu wiſſen, was ich that. Der Vermählungsſchein des Marcheſe mit Angelica Treſtoro fiel mir in die Hände."

„Dieſem Augenblicke folgt eine lange Zeit, von der meine Erinnerung mir keine Rechenſchaft geben kann. Ich erwachte eines Morgens, wie es mir ſchien, aus einem tiefen Schlafe und fand mich in meinem Zimmer. Einer meiner Kunſtgenoſſen ſaß an meinem Lager und drückte mir mit freudelächelndem Angeſichte, auf dem doch auch ein Wölkchen der Wehmuth ſchwebte, die Hand. Ich war krank geweſen. Ich hatte in einem gefährlichen Fieber gelegen. Mit der langſam vorſchreitenden Geneſung kehrte auch mein Gedächtniß zurück. Angelica Perfetti's Gattin! Wie bitter nagte dieſer Gedanke in meiner Bruſt. Sie treulos, eines Andern Weib! Am Morgen hatte ſie mir noch Verſicherungen ihrer Liebe gegeben, am Abend war ſie dem reichen Marcheſe in die Arme geſunken."

„Ich genas, aber es drängte mich aus Rom fort. Alles erinnerte mich an ſie und ich wollte ſie vergeſſen. Was vermag der Wille des Menſchen gegen ſein Gefühl? Ich ging über die Berge zurück in mein Vaterland, ich mochte mir nicht geſtehn,

daß die Sehnsucht nach Angelica mich heimzog. Wenn ich an einem Orte verweilte, so nahm ich mir vor, durchaus nicht nach ihrer Spur zu forschen, aber kam dann der Augenblick der Weiterreise, so schmelz der kalte Vorsatz vor der Gluth meiner Sehnsucht und ich erkundigte mich emsig nach dem Marchese Perfetti und seiner Begleiterin. Es war vergebens. Hätte ich nur jenes Bild Angelica's zum Mindesten gehabt, das mir damals die Erinnerung so glücklich eingegeben. Ich versuchte, sie noch einmal nach dem Gedächtnisse zu malen. Es wollte mir nicht gelingen. Ich gab den Gedanken auf, aber ich sehnte mich um so inniger nach dem Bilde, da ich doch auf die Gattin Perfetti's selbst keinen Anspruch mehr hatte. Mit zerrissenem Herzen betrat ich den vaterländischen Boden. Ich irrte umher, ohne ein bestimmtes Ziel meiner Reise zu haben. Der Zufall führte mich hierher, der Zufall wollte, daß ich eine Herberge wählte, in der ich gleich in den ersten Augenblicken auf einen Diener des Marchese traf. Er erkannte mich nicht. Gram und Mühseligkeiten der Reise hatten mich zu sehr entstellt. Erst Abends verließ er die Gaststube, wo er mit einigen Bekannten getrunken hatte. Ich ging ihm nach. Er hatte von seiner Herrschaft, er hatte von dem Marchese ge-

ſprochen — welche Stürme wogten in meiner Bruſt! Seine Schritte führten ihn in ein großes altes Gebäude, deſſen Thüre ſogleich wieder hinter ihm verſchloſſen wurde. Ich ſchlich ſpähend um das Gebäude. Bald ſchien es mir, als höre ich aus der Ferne Francesco's Geige, bald dünkte es mich wiederum eine Täuſchung. An einer abgelegenen, von einem Vorſprunge beſchatteten Stelle gewahrte ich Licht in einem Fenſter des erſten Stockes. Wenn ich ſie noch einmal ſehen könnte? Kaum ward ich mich dieſes Gedankens bewußt, ſo war ich auch ſchon in dem Verſuche begriffen, an dem gothiſch ausgezackten Vorſprunge emporzuklettern. Es gelang mir, die Höhe des Fenſters zu erreichen. Mit einem kühnen Schwunge ſtand ich auf dem Mauerrande, der dicht unter dem Fenſter hinlief. Es ſtand offen, ich konnte das ganze Zimmer überſehen. Der erſte Gegenſtand, auf den mein Auge traf, war mein Bild, von dem Kronenleuchter an der Decke hell beleuchtet. Der Wunſch, wieder in den Beſitz des erſehnten Bildes, meines Eigenthums, zu kommen, trieb mich auf die Fenſterbrüſtung. Ich war im Begriff in das Zimmer zu ſpringen, ich wollte nur mein Bild, ich wollte nichts, als was mir gehörte. Da öffnete ſich eine Thüre mir gerade gegenüber und Angelica, an der Seite

Perfetti's trat herein. O wie klopfte mein Herz in diesem Augenblicke! Sie sah bleich und vergrämt aus. Jetzt erblickte sie mich."

„Theobaldo!" schrie sie entsetzt auf und sank ohnmächtig zur Erde. Wüthend stürzte der Marchese auf mich los. Sein Faustschlag traf betäubend meinen Kopf. Wie ich wieder an den Vorsprung gerieth, mit immer dumpfer werdenden Sinnen an diesem herabglitt und dann instinktmäßig in einen entlegenen Winkel kroch: weiß ich nicht. Genug! an dieser Stelle fand mich Euer Edam und mir schien es ein Pfand meines wiederkehrenden Glückes, daß ich in dieser entsetzlichen Stunde einem alten treuen Freunde begegnete."

•

Auf Gott vertrau'!

Der Maler hatte die Geschichte seiner Liebe und seines Unglücks geendigt. Er lehnte sich einige Augenblicke in die Kissen zurück, dann forderte er den Wundarzt auf, nun auch ihm die versprochenen Aufschlüsse zu geben. Lüdger erzählte, was wir schon wissen, er berichtete Alles, selbst daß jenes Gemälde jetzt in dem Gewahrsame des Bürgermeisters aufgehoben sey.

„Ich nehme es zurück, wo ich es finde!" sagte

feſt und beſtimmt der junge Mann. „Aber Angelica? Sie iſt wieder fort, wer weiß wohin, ſie iſt die Gattin eines Böſewichts, der mit ihrem Leben ein frevelhaftes Spiel treibt nach ſeiner Laune! Und wer ſchützt ſie vor ihm? Ein wahnſinniger Knabe, der in dieſem Augenblicke ihr mit dem Leben, in jenem mit dem Tode ein Geſchenk zu machen glaubt. O Lüdger, helft ſie mir ſuchen! Ich will ja das Weib eines Andern nicht beſitzen, ich will nur, wenn es möglich iſt, mit meinem Leben das ihrige vertheidigen.“

„Auf Gott vertrau'
In allen Dingen,
So wird dir auch,
Was ſchwer, gelingen!“

erwiederte der Meiſter und drückte herzlich Theobald's Rechte. Jetzt ertönte eine fröhliche Muſik auf der Straße. Es waren die Spielleute vom Rathhauſe, die nach damaliger Sitte die Tanzgeſellſchaft, eine Familie nach der andern, bis an ihre Wohnung geleiteten. Lüdger ſprang auf.

„Ich muß dem Andreas Frau und Tochter abnehmen,“ ſprach er, indem er nach der Mütze griff. „Gehabt Euch wohl und haltet Euch fein ruhig. Den Eibiſch ſchicke ich gleich herauf. Bis morgen bringe ich vielleicht beſſere Nachrichten.“

Er ließ den jungen Maler in einer nachdenklichen Stellung auf seinem Lager zurück. Theobald's Seele ward von bittern Empfindungen ergriffen. Für sich hoffte er nichts mehr, aber für Angelica fürchtete er Alles. Bedrängt von dem leidenschaftlichen, keine Unthat scheuenden Vater, von dem träumerischen, trüb und beängstigend schwärmenden Sohne, auf eine seltsame Weise zwischen die Neigungen Beider gestellt, was war ihre Gegenwart, welche Zukunft harrte ihrer? Vergebens sagte er sich, daß die Gattin Perfetti's ihm eine Fremde seyn müsse. Die Gewalt der Gefühle war stärker, als die der Vernunft.

Sehr wohlthätig war für ihn die Erscheinung seines Freundes, der noch in den seligen Nachempfindungen des mit Gretchen fröhlich hingebrachten Abends lebte. Alles diente diesem zu heitern Erinnerungen und er konnte nicht genug bedauern, daß Theobald nicht habe Theil nehmen können an dem Feste, um die Anmuth seiner Verlobten, die Bewunderung, welche dieser Jedermann und sogar jede Frau gezollt, die Leichtigkeit, mit welcher Gretchen getanzt, anzuerkennen. Den Maler erfreuete das Glück seines gutmüthigen Freundes, er vergaß, in der Theilnahme an fremder Zufriedenheit, seinen eigenen Unstern und sagte dem Andreas gern zu,

morgen, wenn, wie er hoffe, ſeine Kräfte völlig hergeſtellt ſeyen, mit ihm zu der Braut zu gehn.

Unerwartete Begegnung.

Am folgenden Tage empfand Theobald durchaus keine Unbequemlichkeit mehr, welche er der Begegnung mit dem Marcheſe hätte zuſchreiben können. Er war jetzt bei dem Goldſchmiede ganz zu Hauſe, da dieſer ſein Gepäck aus der Herberge, in welche der Maler bei ſeiner Ankunft eingekehrt war, in ſeine beſcheidene Wohnung hatte bringen laſſen. Kaum war Cibiſch nach ſeiner Werkſtätte gegangen, als auch ſein Freund das Haus und die Stadt verließ und ohne es zu wiſſen, bald auf den fremden Gebieten, welche die Reichsſtadt einſchloſſen, umherſtreifte. Der Morgen war friſch, aber heiter. Theobald liebte ſolche Herbſttage. Er eilte dann gern in die Wälder, wo die bunten Farbenmiſchungen des Laubes tauſend neue, wunderbare Effekte hervorbrachten. Freilich war ſein Herz jetzt von traurigen Empfindungen niedergedrückt, ſein Sinn trübe und in ſich gekehrt; allein nach und nach behaupteten doch die befreundeten Erſcheinungen in der Natur ihr Recht, indem ſie ihn anzogen und feſſelten. Er ging an dem waldigen Abhange eines

Hügels hin. Der Blick auf eine enge Thalschlucht, in der weisbleichende Pappeln, vergelbende Weiden und Rothbuchen ihr noch reiches Laub mit einander vermischten, ergötzte ihn sehr. Da glaubte er Gesang aus dem Thälchen heraufzuhören. Es war eine schwache männliche Stimme, sie schien ihm bekannt, ihr Ton durchschauerte sein ganzes Wesen. Ahnungsvoll stieg er hinab, bis er das Lied genau vernehmen konnte. Jetzt schieden ihn nur noch wenige Gebüsche von dem Sänger, er verstand jedes Wort des Gesanges, der folgendermaßen lautete:

„Es liegt ein enges Thälchen
Dort links am Wald hinab,
Von Weiden rings umschlossen,
So still, als wie ein Grab.

Fern liegt's vom Weltgetümmel,
Nicht Schlangen birgt sein Grund,
Nur selten kommt der Jäger
Zu ihm mit seinem Hund.

Am heißen Sommertage,
Wie mag's hier seyn so mild,
Es giebt das Laub der Bäume
Ein undurchdringlich Schild!

Vergißmeinnicht und Veilchen
Und gift'ger Eisenhut,
Sie stehn im engen Grunde
So nah, wie Bös und Gut.

Und unten in der Tiefe
Iſt gar ein lieber Ort,
Da rauſcht aus dunkelm Felſen
Die Quelle ſchaurig fort.

Sie ſammelt in ein Becken
Ihr Waſſer ſchwarz und ſtill,
Ein großer Zauberſpiegel,
Wer drin ſich ſehen will.

Hier ſchlürfet ihren Tropfen
Die Sang'rin Lerche ein,
Die Ente weid durchſchneidet
Den Weiher hier im Hain.

Wer ſich ertranken möchte:
Das war' ein ſchöner Fleck.
An einem dunkeln Tage
Ein freundliches Verſteck.

Die Kleider in's Gebüſche,
In's Waſſer, wie zum Bad —
Nicht wühlend mit dem Kopfe
Voran auf Straf' und Gnad'.

Nein: Ruhig niederſitzen,
Einſaugen noch den Blick
Vom letzten Sonnenſtrahle —
Dann legen ſich zurück.

Und tiefer, immer tiefer —
Es kommt ein ſchöner Traum,
Man ſieht nicht mehr die Sonne,
Man hört die Lerche kaum.

Dann iſt es ſtill geworden,
Ganz ſtill iſt's in dem Grund,
Bis einmals kommt der Jäger
Zurück mit ſeinem Hund."

„Francesco!“ rief Theobald und stürzte hervor. Er war es. Halb entkleidet saß er am Rande eines dunkeln Weihers und sah starr auf die finstere Oberfläche. Mit einem seltsamen Lächeln stand er auf, als er den Maler erblickte. Er nahm die einzelnen Stücke seiner Kleidung, die an einem Busche hingen, zur Hand und sagte, indem er anfing sich wieder zu bekleiden:

„Hat dich das Lied hergelockt, Theobaldo? du kanntest es noch? Ich hatte es für den See Agnano gemacht, aber es paßt auch recht gut hierher. Sieh nur, welch schönes Plätzchen zum Sterben! So still, so traulich, so sehnsüchtig! Aber es ist mir lieb, daß du kommst, ich habe noch Manches zu sprechen mit dir. Komm mit herauf, Theobaldo! Hier ist deine Stelle nicht, hier wohne ich und dort aus dem schwarzen Spiegel sieht die Mutter auf und breitet die Arme nach mir hin. Oben auf dem Hügel, da will ich dir Alles sagen, da will ich dir Angelica's Wohnung zeigen.“

Theobald folgte erwartungsvoll. Bald standen sie auf einer buschigen Anhöhe, die nur auf einer Seite frei war. Sie sahen nicht, wie bei ihrer hastigen Annäherung ein Jäger, der auf dem Anstande zu stehen schien, sich leise und lauschend hinter einen Baumstamm verbarg. Francesco

zeigte auf das freundliche rothe Dach einer anſehnlichen Villa in der Ebene.

„Dort wohnt mein Vater und Angelica,“ ſprach er. „Erinnerſt du dich noch meiner Warnung? Du haſt ſie nun verloren und ich beſitze ſie auch nicht, ſondern der Dritte, der in jener Nacht in Rom das Schwert auf mich zückte. Weißt du, daß ich nicht mehr geige? Der Kopf thut mir jetzt immer ſo wehe, wenn ich Muſik höre, und wie ein Gewitter ſteigt es um mich auf, deſſen Schwüle mich zu erſticken droht. Nur ſingen — aber Theobalde,“ unterbrach er ſich, mit irren Blicken zurückſehend, „wie muß es ſo kühl und lieb unten bei der Mutter im dunkeln Zauberſpiegel ſeyn! Wäreſt du nicht gekommen, ſo läge ich ſchon an ihrer Bruſt und ſie hätte ihr Kind, das ſie nie gekannt!“

Francesco's Schwärmerei hatte ſich in der That zum Wahnſinn geſteigert.

„Nicht wahr,“ fuhr er wild lächelnd fort, „du wollteſt dir Angelica holen, als mein Vater, der ſich auf dergleichen wohl verſteht, dich das Fenſter hinabſtürzte? Dann wollte er ſie zu Tode bluten laſſen und ich hatte eingewilligt, weil Sterben ſo ſchön iſt, aber da brachte mich ein Adagio meines herrlichen Meiſters auf andere Gedanken und ich gab nicht zu, daß Blut vergoſſen wurde. In der

folgenden Nacht war es wieder unruhig im Hause und wir verließen es und kamen hierher. Haſt du dein Bild bekommen? Ich ſtahl es und gab es dem Kaſtellan für dich. Wie ſchön iſt es hier! Wenn du morgen hier vorübergehſt, Theobaldo," ſetzte er leiſe hinzu, „dann ſteige nicht herab in jenes dunkle Thälchen, ſtöre mich nicht! Ich ruhe dann dort."

„O Francesco, verbanne dieſe trüben und böſen Gedanken!" ſagte Theobald, der das innigſte Mitleid mit dem ehemaligen Freunde empfand. „Nimm nur den Gedanken recht feſt in dich auf, daß der nie ſeine Beſtimmung erreicht, der ſich gewaltſam in dem Streben danach ſtört!"

„Was weißt du davon?" lächelte Francesco. „Deinetwillen bin ich ja zurückgetreten, und will das Leben noch ertragen einige Stunden, wenn ich es vermag. Du ſollſt Angelica wieder haben. Sie iſt dir nicht treulos geworden, denn als man eine ſinnloſe Ceremonie mit ihr unternahm, lag ſie in tiefer Ohnmacht. Komm dieſen Abend in der Dämmerung an jenes Thor im Seitenbau. Da führe ich ſie dir zu, wir ſehen uns zum letzten Male, denn beim Sternenlicht iſt auch gut ſterben. Lebe wohl, Theobaldo! Wenn ich es nur aushalte bis dahin!"

Er ſchlüpfte einen ſchmalen Pfad durch dichtes

Buſchwerk ſo ſchnell hinab, daß Theobald, der ihm nacheilte, bald von ſeinem Vorſatze abſtand und ſeine Schritte raſch der Stadt zulenkte.

Kaum war der kleine Platz auf der Anhöhe frei geworden, als der Jäger aus ſeinem Verſteck hervortrat, den Finger klug und bedächtig an die Naſe legte und für ſich hinſprach:

„Das iſt Waſſer auf unſre Mühle. Wir haben ſie, wir bekommen ſie: Vivat die Venus von Medicis!“

Gegen den Abend dieſes Tages waren einige Bewohner der guten Reichsſtadt, die von einem kurzen Spaziergange zurückkehrten, nicht wenig erſtaunt, ihren gebietenden Conſul, den kleinen fetten Mann in einem knappen Jagdkleide, mit Büchſe und Hirſchfänger bewaffnet, aus dem Thore ſchreiten zu ſehen. Er jagte ſonſt niemals und hatte ſich ſogar öfters geäuſſert, daß er den Mord der Thiere, die ja eben ſo gut Gottes Geſchöpfe ſeyen, wie der Menſch, für ſündlich halte. Deſſenungeachtet ſah er jetzt recht fröhlich und wohlgemuth vor ſich hin und hörte mit einem behaglichen Lächeln auf die Worte des neben ihm hinſchreitenden, ebenfalls jagdmäßig gekleideten Syndicus, der übrigens bei jedermänniglich als ein gewaltiger Nimrod

bekannt war. Einzeln und in einiger Entfernung hinter ihnen gingen mehrere Stadtsoldaten. Sie waren, wie die Gebietenden, mit Jagdkleidern angethan und suchten eine Unbefangenheit zur Schau zu stellen, die das pfiffige Lächeln, mit dem sie jeden Begegnenden begrüßten, Lüge strafte.

„Ja, Consul!“ sprach indessen der Syndicus zu seinem Begleiter. „Die Zeit ist gekommen, wo Ihm das Original statt des Bildes werden soll. Wie oft hat Er meine Jagdlust geschimpft und gelästert, und jetzt muß sie Ihm selbst noch zum Glück ausschlagen! Hätte ich nicht seit heute Morgen früh auf dem Anstand gelegen, so hätte ich nichts gehört, so hätte ich Ihm nichts sagen können und die Venus würde uns weg entführt vor der Nase. So aber erwischen wir sie, nehmen sie als ein deutsches Kind unter unsern Schutz und der Marchese muß, wenn er Hoffnung haben will, sie wiederzubesitzen, tüchtig zahlen — bis er nichts mehr hat und dann ganz ab und zur Ruhe verwiesen wird: von Rechtswegen!“

„Vortrefflich!“ antwortete zerstreut der Bürgermeister, der eben mit dem Freunde das Weichbild der Stadt überschritten hatte. „Aber wären wir nur erst mit der „schönen Unglücklichen“ über die Grenze zurück. Die Sache ist mir bedenklich. Im

eignen Lande ſind wir ſtark und mächtig; auf fremdem Grund und Boden ſind wir einem ſchwachen Rohre zu vergleichen, das der Sturm beugen und gar brechen kann.“

„Er iſt ein Haſenfuß, Conſul!“ verſetzte unwillig der Syndicus. „Muth ehrt den Mann und wenn ich einen Eber abfange, ſo fühle ich erſt recht meine Menſchenwürde. Wer mag ſich nur fürchten, wo nichts zu fürchten iſt? Habe ich nicht die Jagd gepachtet im Nachbarlande und zieht ſich der Forſt nicht dicht hinab bis an das Landhaus quaestionis? Haben wir nicht vier tüchtige Männer, gediente Soldaten, die Pulver gerochen haben, im Gefolge und ſpringen ſie nicht beim erſten Jagdpfiffe herbei zum Succurs? Schäme Er ſich, Conſul! Er iſt Kriegs- und Friedensgewaltiger und hat keine Courage!“ —

Es wurde dunkler und mit der Dunkelheit ſtieg der Muth des Conſuls. Er fing an zu ſcherzen und zu lachen, er demonſtrirte dem Syndicus, daß es eigentlich ein herrlicher Spaß ſey, den Marcheſe und den Theobaldo Santerro zugleich um die ſchöne Italienerin zu prellen.

„Koſtbar!“ ſagte mit einem Händedrucke der Syndicus. „Und die Sporteln, die Hoffnungsgelder, die der Alte zahlen muß. — Ich ſehe ſie ſchon

in hohen blinkenden Haufen vor mir auf dem Seſſionstiſche liegen."

„Halte er ſich daran, halte Er ſie feſt, Syndicus!" erwiederte der Bürgermeiſter. „Ich cedire Ihm das, wenn ich nur meine ſchöne Unglückliche habe."

Sie ſahen ſchon die Lichter hinter den Fenſtern des Landhauſes herüberglänzen. Unter einer Baumgruppe machte der Syndicus Halt und verſammelte das Reſervecorps.

„Leute!" redete er ſie an. „Gott hat euch erſchaffen, daß ihr eurer Obrigkeit gehorchet; hört ihr mich pfeifen, ſo rückt ihr langſam nach, hört ihr einen Schuß fallen, ſo ſtürmt ihr mit geſpannten Büchſen herbei! Geſchoſſen wird aber nicht eher, bis ich Feuer kommandire. Das merkt euch wohl."

Der wichtige und gefährliche Augenblick kam immer näher. Dem Conſul ſchlug das Herz ungeſtüm in der Bruſt. Er hatte zitternd den Arm des Syndicus ergriffen und ſchwankte, auf dieſen geſtützt, nach dem Ausgange des Gebüſches. Da ſahen ſie, ſo viel es die Dämmerung erlaubte, einen Zug von dunkeln Geſtalten langſam aus einer finſtern Thalſchlucht heraufſteigen. Sie hörten klagende Stimmen, mehrere Männer mit brennenden Fackeln näherten ſich von dem Landhauſe her dem

Zuge. Die flammenden Lichter verbreiteten einen röthlichen Glanz, diejenigen, welche sie trugen, flogen, wie vom Sturmwinde gejagt, über die Ebene heran.

„Keinen Schritt weiter!“ sagte der Consul und umklammerte mit beiden Händen den Syndicus. „Wir sind verrathen oder, was noch schlimmer ist, der Teufel hält dem Italiener den Daumen und reißt uns in einen tollen gespenstigen Spuk hinein. Seht nur den Zug im Lichte der nahenden Fackeln: gerade wie ein Leichenzug! Und wo kommt er her? Dort aus der finstern Schlucht, vom Armensünder-Weiher, wo vor'm Jahre die Asche der verbrannten Hexe hineingestreut wurde. Hole sich meinetwegen ein Andrer die schöne Unglückliche! Mir soll der Böse den Hals nicht umdrehn, daß man mich morgen mit kirschbraunem Angesichte auf dem Rücken, zum Skandale löblicher Bürgerschaft, heimbrächte. **Apage, Satane!**“

Der Syndicus hörte wenig auf den Jammernden. Mit gespannter Neugierde sah' er auf das Ereigniß, das sich vor seinen Augen entwickelte. Die Fackelträger und der Zug begegneten einander nahe an dem Gebüsche, in welchem die Männer aus der Stadt verborgen waren. Diese konnten jetzt Alles genau erkennen. In der Mitte des Zu-

ges wurden zwei Bahren getragen: auf jeder derselben lag bleich und langgestreckt eine — Leiche.

Die Todten.

Der Marchese Perfetti hatte, ehe noch der Abend dieses Tages herankam, plötzlich seine Leute beschieden und ihnen geboten, Alles zur sofortigen Abreise zu rüsten. Man war dieser Rastlosigkeit des Marchese schon so gewohnt, daß seinem Befehle die schnellste Ausführung folgen konnte. Francesco ging mit Blicken der Verwunderung und Befremdung zwischen den packenden Dienern hin und her, blieb manchmal stehn und legte wie nachsinnend die Hand an die Stirn. Schon seit einiger Zeit war sein Erkenntnißvermögen schwächer geworden, er lebte fast immer in einer innern Welt, er träumte wachend von der Vergangenheit in Italien, von seiner Mutter, von der Süßigkeit des Sterbens. Was sonst sein Mund verschwiegen hatte, sprach er jetzt laut aus, und die Diener scheueten die Nähe des Jünglings, den sie für wahnsinnig hielten. Nur in Angelica's Gesellschaft kehrte die Klarheit seines Geistes manchmal zurück, und in wichtigen, erschütternden Momenten, wie bei dem Zusammentreffen mit dem Wundarzte, der Begegnung

Theobalds, rang sich die Seele aus ihrer Traumnacht empor. Wie seine geistigen Kräfte, so sanken auch die des Körpers. Oft ruheten die besorgten Blicke des Vaters auf ihm, auf diesem Kinde, dessen Daseyn sein höchster Vorwurf und seine höchste Freude war. Wie ein Hauch aus einer frühern, schuldlosen Zeit wehete es ihn an, wenn er den Sohn erblickte; eine Hölle unbeglückter, sich in eitler Sehnsucht verzehrender Leidenschaft ergriff ihn bei Angelica.

Er trat in das Zimmer, wo Francesco bei den geschäftigen Dienern stand. Fragend traf des Sohnes Auge auf ihn. Ein tiefer Seufzer entrang sich der Brust des Jünglings. Eine kaum merkliche Röthe, die jetzt immer in den Augenblicken erschien, wo er seine Aufmerksamkeit der Wirklichkeit zuwandte, trat auf seine Wangen.

„Willst du heimziehn, Vater, weil der Herbst gekommen ist und die Schwalben in wärmere Länder fliegen?“ sagte er leise. „Thu' es nicht, Vater! Wo kann es schöner seyn, als hier? Oder kennst du vielleicht nicht alle Herrlichkeiten, die der Wald, die der Berg in sich schließen, nicht meine Lieblingsstelle, das stille Todesplätzchen, wo ein großes dunkles Auge lockend aus der Unterwelt heraufblickt?

Komm mit mir! Ich will dir es zeigen. Dann läßt dich's nicht mehr von hier."

„Ich kenne den Ort," verſetzte haſtig der Marcheſe, der die Diener anzutreiben gekommen war. „Aber beruhige dich, Francesco! Wo wir hinkommen, iſt es noch weit ſchöner. Wir werden mitten im Gebirge leben, von Wald und Felſen, von Strömen und Waſſern umgeben."

Er kehrte ſich zu den Packenden und wies ſie eifrig an.

„Armer Theobaldo!" ſagte Francesco leiſe zu ſich ſelbſt. „Du wirſt umſonſt kommen. Die Mutter ruft — das Auge lockt — wer könnte da widerſtehn? höre ich nicht Muſik? — Ja, ja, ich höre die Geige Tartini's, ihre Klänge ſchwimmen auf leichten Winden aus dem Todesthale herüber! Sie ziehen mich hin — fort, fort!

Zu jenem engen Thälchen,
Dort links am Wald hinab,
Von Weiden rings umſchloſſen,
So ſtill, als wie ein Grab."

Leiſe huſchte er fort, ſo daß ſeine Entfernung von Niemand bemerkt wurde.

Als die Sonne dem Untergange nahe war, ſtand der Reiſewagen Perfetti's zur Abfahrt bereit im Hofraume der Villa. Da fehlte Francesco. Man

ſuchte ihn im ganzen Hauſe, in den Gärten: nirgends war er zu finden. Von einer ſchrecklichen Ahnung ergriffen, eilte der Marcheſe dem Walde zu, in die enge Schlucht, nach dem Weiher hinab, deſſen düſtere Umgebung immer einen unwiderſtehlichen Reiz auf den Sohn geübt hatte. Mit glühendem Antlitze, mit ſtarren hervorquellenden Augen und ängſtlich klopfendem Herzen brach ſich der Marcheſe eine Bahn durch dichtverſchlungenes Geſträuch. Eine Schaar Krähen flog krächzend vor ihm auf. Jetzt ſtand er im Grunde, der Weiher lag vor ſeinen Blicken, dieſe ſchweiften forſchend und in der wilden Gluth der letzten, verzweifelnden Hoffnung umher. Da ſah er, vom Winde bewegt, ein ſchwarzes Gewand auf einem Zweige ſich wiegen, eine rothe Schärpe, die Francesco getragen hatte, flatterte auf einem niedrigern Zweige hin und her, ſein Federbarett, ſeine goldene Kette, ſein Spitzenkragen waren in wunderlicher Ordnung am Ufer niedergelegt. Das Auge des Vaters flog auf das ſtille, dunkle Waſſer. In der Mitte tauchte der Stumpf eines alten Weidenbaumes empor. Dort flatterte noch etwas, ein buntes Tuch von Seide, oben hielt es der Stamm, unten ſchwamm es auf der Oberfläche des Waſſers. Neben dem Stamme glänzte es weiß, ein kleiner Gegenſtand, nicht grö-

fer als eine Hand. Zuckend fuhr die Faust des Marchese nach seinem Herzen. Es sah schärfer hin, seine Blicke flammten, er erkannte den Gegenstand: es war die Stirn eines menschlichen Angesichtes, aus der zwei gebrochene Augen zu ihm heröberstarrten, bleich schimmerten dämmerige Züge durch die leichte Wasserfläche hindurch.

„Francesco!“ schrie Perfetti mit einem entsetzlichen Schmerzenslaute. Der Maler Theobald und Meister Lüdger, die eben das Gebirge herabstiegen, hörten den Schrei. Als sie herbeikamen, fanden sie den Marchese leblos am Ufer. Er war zu Boden gestürzt, sein Angesicht lag in dem Schlamme des Teiches: der Schlag hatte ihn getroffen.

Schluß.

Von dem Abenthener dieses Tages sprach der Consul noch lange Zeit hindurch und nur in seltenen Fällen mit seinem Freunde, dem Syndicus, hinter verschlossenen Thüren und mit ängstlicher Scheu. Nichts war dem lebensfrohen Manne widriger, als ein Leichenzug, und er hatte damals, nachdem er sich überzeugt, daß ein solches Schauspiel sich seinen Blicken biete, eine eilige Flucht für das Rathsamste gehalten, der sich die verkappten

Stadtſoldaten ſehr gern und endlich auch der Syndicus, obwohl unwillig genug, anſchloſſen. In ſeiner Meinung ſtand es feſt, daß der fatale Doppelleichenzug nur eine geſpenſtiſche Erſcheinung geweſen, die ſeinen und des Syndicus baldigen Tod bedeute. Er bemühete ſich ängſtlich, alle Jugend- und ſpätere Sünden in ſeinem Gedächtniſſe aufzufinden, um ſie gezemend zu bereuen, er nahm ſich vor, den Gelüſten dieſer Welt zu entſagen und verhing das Bild der ſchönen Unbekannten mit einem dicken Tuche, er predigte ſich täglich Mäßigkeit in Speiſe und Trank, allein das war der Stein des Anſtoßes, an dem ſeine Beſſerungsverſuche immer wieder ſcheiterten. Er wurde ganz melancholiſch darüber, verlor ſeine gute Geſichtsfarbe und fiel vom Fleiſche.

Indeſſen hatte der Syndicus vergebens geſucht, im Geheim Erkundigungen über jenes Ereigniß einzuziehn. Alles war in der Villa ſo ſtill und vorſichtig abgemacht worden, daß unter den Leuten der Umgegend nichts verlauten konnte. Der Syndicus ruhete nicht und ſchrieb einen ungemein höflichen Brief an den Amtmann, in deſſen Bezirk das Landhaus lag. Der Amtmann wies ihn dagegen ungemein grob ab, indem er antwortete: ein hochweiſer

Magistrat der Nachbarschaft möge sich um eigene Unbilde bekümmern und besonders darauf invigiliren, daß von Seiten der Bürgerschaft nicht mehr so viele Wildfrevel im nachbarlichen Gebiete begangen würden. Das ging den Syndicus persönlich an.

Um diese Zeit geschah es, daß gerade dem Hauptthore der Stadt gegenüber, aber schon auf der fremden Grenze, viele Maurer und sonstige Bauleute sich zusammenfanden, um hier ein Gebäude zu errichten, das, jemehr es sich über die Erde erhob, eine Zierlichkeit und Anmuth entfaltete, welche den Häusern der guten Reichsstädter fremd war. Niemand wußte, wer es bauete, Niemand wußte, wer es bewohnen würde. Nur Meister Lüdger, der kluge Wundarzt, bewegte sich oft unter der Menschenmenge, die sich am Feierabend neugierig hier versammelte, mit einer geheimnißvoll lächelnden Miene, mit einem gewissen schlauen Ausdrucke im Blick, der anzudeuten schien, daß er der Mann sey, der mehr wisse, als die übrigen. Auf alle Fragen aber, die deshalb an ihn ergingen, blieb jenes geheimnißvolle Lächeln die einzige Antwort. Beredter wurde er, wenn man sich erkundigte, warum Meister Andreas Eibisch und Gretchen noch nicht Hochzeit machten? Er führte dann die große

Jugend des Mädchens und die häusliche Einrichtung der jungen Leute, die sorgsam vorbereitet werden müsse, als zulängliche Gründe an, warum er die Sache aufgeschoben habe. Man würde aber sehen, fügte er hinzu, daß, wenn das geheimnißvolle Grenzhaus unter Dach und Fach, mit Hausrath und Hauswirth versehen seyn würde, auch Gretchen nicht mehr ledig, sondern als ehrbare Meistersfrau ihr Hauswesen regieren würde.

So gingen Frühjahr und Sommer herum, der Herbst war wieder da und das wunderliche Haus auf der Grenze war nun auch fertig. Da sah man eines Tages den wohlbekannten Meister Lüdger in großem Festtagsornate durch die Straßen der Stadt nach dem Hause des Bürgermeisters schreiten. Der Bürgermeister hatte jetzt gerade eine schlimme Zeit. Es wurde nun bald jährig, daß ihm der bedeutungsvolle Leichenzug erschienen war, und er glaubte nicht anders, als daß er am Jahrestage jener Erscheinung das Zeitliche mit dem Ewigen wechseln werde. Kaum sah er den Wundarzt in sein Zimmer treten, so ging er ihm entgegen, reichte ihm die Hand und sagte:

„Lüdger, fühl' Er mir den Puls, aber mit Gewissenhaftigkeit und auf seine bürgerlichen Pflich-

ten! Sprech Er frei, was Er davon hält! Treibe ich's noch bis Weihnachten oder bis Nikolaustag oder zum mindesten bis zum ersten Advent?"

Meister Lüdger fand den Puls vortrefflich, beruhigte den Regierenden vollkommen und versetzte ihn für den Augenblick in eine so heitere Stimmung, daß er die Einladung des Wundarztes zu dem nächstkünftigen Hochzeitsfeste seiner Tochter mit dem Goldschmiede, Andreas Eibisch, unbedenklich annahm.

„Ich will dem Tode ein Schnippchen schlagen mit der Hochzeitsfreude!" scherzte er im verwegenen Muthwillen. „Er hat Recht, Meister Lüdger: ich bin ein gesunder Mann und quäle mich mit dummen Grillen, aber wenn Er gesehen hätte, was ich gesehen habe — doch hinweg damit! Wir wollen etwas Besseres sehen! Kennt Er noch das Gesicht da?"

Mit diesen Worten hatte er das verhüllende Tuch von dem Bilde Angelica's gerissen und verlor sich schmunzelnd in ihren Anblick. Der Wundarzt bejahete lächelnd. Dann fügte er hinzu, daß der Hochgebietende auch noch ein andres junges Paar bei dem Feste zugegen finden werde, daß die

Ankunft deſſelben jedoch erſt gegen Abend ſtattfinden könne und die Feier überhaupt in dem neuen Hauſe am Thore, das jenem Paare zugehöre, begangen werden würde. Der Conſul ſah den Meiſter verwundert an.

„Wie, Lüdger?“ rief er nun: „Er weiß, wer das Haus unſerer guten Stadt zum Trotz dicht vor's Thor hinſtellt und hat noch nicht Anzeige davon gethan einer hochpreislichen Obrigkeit? Wo bleibt ſein Patriotismus, ſein bürgerlicher Eifer?“

„Ich kenne ſelbſt den Namen des Paares nicht genau,“ antwortete gelaſſen der Wundarzt. „Ein Freund von mir hat den Mittelsmann gemacht und die ganze Sache geordnet. Im Übrigen ſind es ja nur noch acht Tage hin bis zum Hochzeitsfeſte, dann lernt Ihr die Fremden ſelbſt kennen und findet — wer kanns wiſſen? vielleicht alte Bekannte in ihnen.“ —

Meiſter Lüdger entfernte ſich, um auch den Syndicus und noch andere Honoratioren auf ähnliche Weiſe einzuladen. Alle ſagten zu, Alle waren begierig, das nun in ſtattlicher Vollendung prangende Haus zu betreten und die Bekanntſchaft des räthſelhaften Eigenthümers zu machen.

Als nun endlich der von Vielen, aber von Nie-

manden mehr, als von Meiſter Eibiſch und ſeinem Gretchen, erſehnte Tag herangekommen war, als beide Liebende in der ſtädtiſchen Domkirche den prieſterlichen Segen erhalten, als dem Zuge der Hochzeitsleute der Stadtpfeifer und ſeine Geſellen bis zum Grenzhauſe vorgeblaſen hatten und die Gäſte dem Paare die prächtige Marmortreppe hinauf, in einen großen Saal gefolgt waren, deſſen Wände mit goldgeſtickten, ſeidenen Teppichen prangten: da ſtanden und harrten Alle in ſchweigender Erwartung der Dinge, die noch kommen würden, des Paares, in deſſen pallaſtartigem Beſitzthume ſie ſich, trotz der freundlichen Zureden Meiſter Lüdgers, nicht ganz heimiſch fühlten.

Mit einem ſehr ernſten Antlitze und in abgemeſſenen Schritten ging an der Seite des Conſuls der Syndicus, durch die ehrerbietig ausweichenden Reihen der Gäſte, auf und nieder. Sie ſprachen leiſe, aber eifrig mit einander. Der Conſul war durch die erbauliche Rede des Geiſtlichen in der Domkirche in ſeinem tief Innerſten erregt worden, die alte Todesfurcht hatte ihn wieder ergriffen.

„Blamir' Er ſich um Gotteswillen nicht vor den Stadtkindern mit ſeiner Geſpenſterfurcht!“ ſprach der Syndicus auf ihn ein. „Was ſoll aus dem

Staate werden, wenn der Conſul das Sonntagskind macht und ſich vor dem Alp und dem Währwolfe fürchtet?"

„Sein Reden hilft nichts, Syndicus!" erwiederte leiſe jammernd der Bürgermeiſter. „Wir müſſen Beide dran: Er und ich! Habe ich denn nicht unſer Beider Leichenzug geſehen? Das iſt untrüglich!"

Ein allgemeines Geräuſch, ein laut ſchallendes: „Ah!" das im Einklange den Lippen der Anweſenden entſtrömte, unterbrach ihre Unterhaltung. Sie wandten ſich raſch um, ſie ſahen durch eine weit geöffnete Flügelthüre in das Innere einer Hauskapelle, ſie ſahen hinter dem Altare den Pfarrer aus dem nächſten Orte des Grenzlandes und zu beiden Seiten vor dem Geiſtlichen ein junges Mädchen von wunderbarer Anmuth und einen jungen, edel gebildeten Mann, der die Linke des Mädchens gefaßt hielt.

Dem Conſul vergingen die Sinne.

„Syndicus!" flüſterte er: „das iſt ſie, das iſt die „ſchöne Unglückliche."

Jetzt begann der Geiſtliche die Trauungsrede, die Ringe wurden gewechſelt: er nannte den Bräutigam: Theobald Sander, die Braut Engeltraut Treſſel.

„Treffel, Treffel!“ sagte der Bürgermeister unwillig zu sich selbst. „Welcher gemeine deutsche Name! Wo ist da italienischer Wohllaut, Citronen- und Orangenduft? Wie konnte ich so dumm, wie konnte ich in eine Treffel verliebt seyn?“

Kaum war die Ceremonie vollendet, als er den Wundarzt in ein entlegenes Fenster drängte.

„Lüdger!“ sagte er: „was hat es mit der ganzen Geschichte für ein Bewandniß? wie kann die junge Dame den miserabeln Namen Treffel führen, da sie doch vor einem Jahre noch die Gemahlin des neapolitanischen Marchese Perfetti war?“

„Sie war es nicht,“ erwiederte sehr leise der Wundarzt. „Nach des Marchese Tode hatte man Alles in dessen Papieren gefunden. Der Priester, der sie vermählt, war ein verkappter Diener gewesen, der Trauschein war falsch —“

„Nach des Marchese Tode?“ unterbrach ihn hastig der Consul. „Wie ist er gestorben, wann ist er gestorben?“

Lüdger bedachte sich einen Augenblick. Dann antwortete er, nach allen Seiten spähend, ob er auch nicht belauscht würde:

„Er fand ſein Ende im Weiher der Hexenſchlucht. Es wird nun bald jährig.“

Der Conſul empfand eine angenehme Regung in ſeiner Bruſt, als ſey ſie nahe daran, eine ſchwere Laſt abzuwälzen.

„Ja, ja!“ fuhr er zum Erſtaunen des Wundarztes eifrig fort. „Es war an einem Herbſtabend, viele Männer mit Fackeln gingen von dem Landhauſe dem Zuge, der ihn brachte, entgegen. — Ich ſehe es vor mir, als ob es jetzt geſchähe in dieſem Augenblicke. — Aber, Meiſter, wer war die andere, die zweite Leiche, die mit dieſer getragen wurde?“

„Das war Francesco, des Marcheſe gemüthskranker Sohn,“ verſetzte, noch immer befremdet über des Bürgermeiſters theilweiſes Mitwiſſen, Meiſter Lüdger.

„Beides ordentliche, wohlconditionirte Leichen, ſtarr und kalt, wie es ſich gehört?“ fragte in der größten Spannung jener, indem er des Wundarztes Hände krampfhaft faßte.

„Auf Pflicht und Gewiſſen!“ entgegnete der Meiſter, den der Gedanke anwandelte, der Bürgermeiſter habe ſchon frühe zu tief in's Glas geſehn

„Ich ſelbſt war, jedoch vergebens, bemüht, ſie in's Leben zurückzubringen.“

„Vivat hoch!“ rief überlaut der Conſul, der ſich mit einem Male aller Sorgen, aller Todesfurcht entledigt ſah. „Die Brautpaare ſollen leben, die Bürgerſchaft ſoll leben, eine hohe Obrigkeit ſoll leben!“

Er nahm einen gefüllten Becher vom Kredenztiſche und ſchwang ihn hoch empor. Pauken und Trompeten fielen ein und unter allgemeinem Jubelrufe trat Theobald Sander mit ſeiner geliebten Engeltraut unter die Gäſte, die zu ſeinem und ſeines Freundes Andreas Eibiſch Hochzeitsfeſte verſammelt waren.

Die Spieler.

An der Spielbank eines nordiſchen Bades erſchien, ſchon ſeit dem Anfange der Saiſon, an jedem Abende ein langer hagerer Mann, in deſſen gedehnte Geſichtszüge Erfahrungen mancher Art ihre Spuren eingeſchrieben zu haben ſchienen. Er mochte etwas über fünfzig Jahre zählen, ſein Scheitel war kahl, ſein Blick finſter, aber ſcharf, ſein Haupt zur Bruſt herabgebeugt, ſein Gang langſam und ſchleichend. Er trug einen Oberrock von feinem Tuche; allein dieſes hatte im mehrjährigen Dienſte bereits ſein Haar unter den ſcharfen Streichen der Bürſte eingebüßt, und wenn auch jetzt noch auf dem militäriſch zugeſchnittenen Kleide kein Stäubchen und kein Fäſerchen zu erblicken war, ſo lagen doch die einzelnen Fäden des Gewebes um ſo deutlicher am Tage. Sein Aufenthalt an der Spielbank war immer nur ſehr kurz. Er drängte ſich dicht neben den Spielhalter, lächelte höhniſch auf dieſen herab und ließ dann, laut genug, daß es von ſeinem Nachbar konnte vernommen werden, eine Anzahl ſchwerer Thaler, die er in der Bruſttaſche trug, durch die Hand laufen. Dieſes Zeichen ſchien der Ban-

quier zu kennen. Er wandte ſich dann ſogleich mit einer höflichen Verneigung des Kopfes nach ihm um, drückte ihm ein zuſammengebogenes Papier in die Hand, das der alte Herr, ungeſehen von den übrigen Pointeurs, an ſich nahm und zu dem Gelde in der Bruſttaſche ſchob. Er gab nun noch einige Augenblicke einen gleichgültigen Zuſchauer ab und entfernte ſich hierauf langſam und ſchleichend, wie er gekommen war.

Auch von mir würde wahrſcheinlich dieſe ſchweigende Verhandlung zwiſchen dem Bankhalter und dem ſeltſamen Manne unbemerkt geblieben ſeyn, wenn ich Theil am Spiele genommen hätte, wenn ich nicht blos, weil ich in dem anhaltenden regneriſchen Wetter nichts Beſſeres zu thun wußte, mich aus langer Weile in eine Niſche des Spielſaals niedergelaſſen hätte, um von hieraus den Eindruck, welchen Glück oder Unglück auf die einzelnen Spieler hervorbrachte, zu beobachten. Ich war ein junger Mann, der von der Welt nicht vielmehr kannte, als das väterliche Gut mit ſeiner Nachbarſchaft und die Univerſität, die ich unter Leitung eines verſtändigen Hofmeiſters beſucht hatte. Dieſer Aufenthalt im Bade war mein erſter Ausflug, auf dem ich freier Herr meines Willens ſeyn konnte. Gegen alle Hazardſpiele empfand ich, da man mir ſeit

früher Kindheit oft erzählt hatte, daß ein Onkel von mir, ein leidenschaftlicher Spieler, einem seiner Freunde über einem Spielzwiste ein Messer in's Herz gestoßen und dann land- und leuteflüchtig geworden sey, so daß man nie wieder etwas von ihm vernommen, den tiefsten Abscheu. Mich vor ihren Lockungen sicher wissend, hatte meine Mutter mich zu der Reise ins Bad beredet, und ich bemerkte gleich, daß hier die mütterliche Hoffnung im Hinterhalte lag, mein Herz von den Reizen der Tochter einer ihrer Jugendfreundinnen besiegt zu sehen, die ich hier kennen lernen sollte, und von der sie im Stillen, aber doch nicht verborgen genug, wünschte, ich möge sie als Schwiegertochter ihr dereinst zuführen. Mein Vater war gestorben, und sie hegte, wie ich wußte, die Absicht, mir, sobald ich eine Hausfrau gewählt haben würde, die für sie so lästige Verwaltung der Güter zu übergeben. Noch waren jene beiden Damen aus der Residenz, die sie bewohnten, nicht angekommen, und da mir, als einem völlig gesunden Badegaste, der ganze Tag zu freien Verfügungen offen lag, so mußte ich natürlich manche Stunde finden, die ich mir, ohne zu streng in der Wahl zu seyn, ausfüllen konnte. So hatte ich mich denn an den Besuch des Spielhauses gewöhnt, wo bald das zwi-

schen dem Banquier und jenem räthselhaften Alten bestehende Verhältniß meine Aufmerksamkeit erregte. Besonders fiel es mir auf, daß der Bankhalter immer bemüht war, so schnell und unbemerkt als möglich, den alten Herrn zu befriedigen, und daß dieser mehr mit einer Miene des Trotzes, als des Dankes das Papier anzunehmen schien, welches, meinen Gedanken zufolge, ein oder einige Geldstücke enthalten mußte.

Eines Abends, als eben der Unbekannte sich wieder dem Spieltische näherte und seinen Platz neben dem Sitze des Bankhalters einnahm, trat mein Hausgenosse, der Director der im Bade anwesenden Schauspielergesellschaft, zu mir und sagte:

„Freundchen, Sie leben zu solid und melancholisch! Sie müssen Einiges mitmachen hier im Bade und sich zerstreuen, sonst versinken Sie immer tiefer in Schwermuth, wie Hamlet, Prinz von Dänemark, und sind im Stande, Gespenster zu sehen und den „alten Maulwurf" unter der Erde hinrascheln zu hören, wie jenes königliche Blut. Machen Sie ein Spielchen mit, lassen Sie einige Louisd'or springen. Sie können sich nicht denken, wie das die Nerven erschüttert und erhebt, man mag nun verlieren oder gewinnen. Es ist eine wohlthätige Krisis für Einen, der in schwermüthige

Apathie zu verfallen droht, und wenn das der groſse Iffland bedacht hätte, ſo wäre gewiß ſein ſchauderhafter „Spieler“ ungeſchrieben geblieben.“

„Der groſse Iffland hat ganz recht, der verabſcheuungswürdigſten aller Leidenſchaften einen ſo abſchreckenden Spiegel vorzuhalten;“ antwortete ich ſehr ernſt dem kleinen beweglichen Manne, der freundlich zu mir heraufläſchelte und es gewiß mit ſeinem guten Rathe ſehr wohl gegen mich gemeint hatte. — „Aber, beſter Lebermann,“ fuhr ich leiſer und näher zu ihm tretend fort, „Sie können mir wahrſcheinlich die Auflöſung eines Räthſels geben, an dem ich nun ſchon mehrere Tage umſonſt meinen Scharfſinn verſuche. Sie kennen die ganze hieſige Badewelt, Ihr Verhältniß bringt es mit ſich, daß Sie mit Jedermann gut Freund ſind, Ihre Gutmüthigkeit führt Sie ſchon ohnehin den Leuten nahe. Sagen Sie mir, wer iſt der hagere Mann in dem kahlen Militärrocke, der jetzt hart neben dem Banquier ſteht, und welches Verhältniß mag zwiſchen beiden obwalten?“

„Schätzbarſter Herr von Frohberg,“ erwiederte achſelzuckend Lebermann, „in dieſer Angelegenheit bin ich leider nichts weniger als der „Vielwiſſer“, von Herrn von Kotzebue, ſondern muß die Rolle des „Verſchwiegenen wider Willen“ deſſelben

Herrn Verfassers übernehmen. Schon seit sechs Jahren führe ich in der Saison die „wandernden Komödianten," von Fioravanti, hier an und auf, und mit dem ersten Tage der Saison läßt sich seit sechs Jahren schon jener Mann im alten Rocke hier finden. Man sieht ihn sonst nirgends als Abends einige Augenblicke im Spielhause; den Tag über ist er verschwunden und verstehen wie der „Unsichtbare," Oper von Eule. Er nennt sich Hauptmann Warne. Ob dieses aber sein wirklicher Charakter und Name ist, lasse ich dahin gestellt, denn es liegt etwas wunderliches in seinem Wesen, was mir sagt, er könne recht wohl „Stille Wasser sind betrüglich," von Schröder, mit uns aufführen. Vor einem besondern Verständnisse zwischen ihm und dem Bankhalter habe ich übrigens bis jetzt weder etwas bemerkt, noch sonst vernommen. Aber wer kann auch auf alle Intriguen achten, die an einem frequenten Badeorte gespielt werden, wer mag der „Mengt sich in Alles" seyn, der leicht, statt des „Lohnes der Wahrheit," von Iffland, den „Nasenstüber," von Kaupach, erhalten kann?"

Ich mußte über den Theaterwitz lächeln, mit welchem Lebermann seine Rede ausstattete. Die Art des Vortrages war ihm so sehr zur Gewohnheit geworden, daß er keine zwölf Worte ohne Bezie-

hung auf irgend ein gangbares Schauſpiel, ohne eine Reminiscenz aus ſeinem Künſtlertreiben ſprechen konnte. Indeſſen hatte der alte Herr, welcher der Gegenſtand meiner Neugierde war, ſeine gewöhnliche ſchweigende Verhandlung mit dem Banquier geendigt, noch einige Blicke auf das Spiel geworfen und ſich dann ſchleichend und mit niedergeſchlagenen Augen aus dem Salen entfernt. Ich mußte ihm, von einer ſeltſamen, mir unerklärlichen Bewegung ergriffen, nachſehen. Ich empfand eine Theilnahme an ihm, die, ſo viel ich auch darüber nachſinnen mochte, keinen beſtimmten Grund hatte, aber dennoch ernſt und tief in mein Inneres griff.

„Ob ihn blos das Alter und das Unglück ſo ſchwer belaſten mögen," ſagte ich, ohne an Lebermann's Nähe zu denken, halblaut für mich hin, „ob blos unverſchuldete Leiden dieſe tiefen Furchen in ſein Angeſicht gezogen, dieſe düſtern Wolken auf ſeiner Stirn geſammelt haben mögen, oder ob irgend eine böſe That, eine Zeit voll Vergehungen ſein Gewiſſen beunruhigen, ſo daß er die Blicke der Menſchen ſcheut, daß er vor ihnen, wenn nicht die Nothwendigkeit ihn drängt, ſich zu verbergen ſucht, daß er in reuevoller Einſamkeit Gott verſöhnen will — wer hat ein Recht, das zu entſcheiden? Wie oft wirkt nicht ein ſchwerer Gram lähmend

auf den Menschen, wie oft zerstört er nicht alle Blüthen, die ihm noch das Leben bot, wie oft beugt er nicht einen Muth darnieder, der bisher stark durch das Daseyn schritt, den das Bewußtseyn der Redlichkeit noch immer an den Tag führen könnte, wenn ihn nicht der Schmerz der Seele gefesselt hielte? Und wie werden solche Bedauernswürdige nicht meistens verkannt, indem man sie für gefährlich, für Menschen nimmt, deren Gesellschaft man meiden muß? Nichts ist gewöhnlicher als eine Ungerechtigkeit dieser Art, als ein vorschnelles, leichtsinniges Aburtheilen über das Wesen Anderer, die man nicht kennt; aber ich will ihn für einen Unglücklichen halten und für keinen Sünder, ich will mich ihm nähern und sein Vertrauen zu gewinnen suchen, um durch Theilnahme, durch Hülfe vielleicht seinen Gram zu erleichtern!"

„Ein vortrefflicher Monolog!" hob Lebermann, dessen Gegenwart erst jetzt mir wieder bemerkbar wurde, an, indem er sich vergnügt die Hände rieb. „Fast in der Art des berühmten: „Seyn oder nicht seyn," von Shakspeare, nur nicht ganz so tiefsinnig, so schwarzsüchtig und hypochondrisch, aber doch viel zu ernst, viel zu düster für einen jungen Edelmann unserer Zeit, der an nichts denken sollte als an: „Vivat Bachus!" oder: „Es leben die Brau-

nen, die Blonden!“ und dergleichen. Was geht Sie, beſter Herr von Frohberg, der alte Menſch im abgeſchabten Rocke, der „Eremit auf Formentera“ an, der die Geſellſchaft vernünftiger Leute meidet und folglich auch will, daß ſie ihn meiden? Er beſucht kein Theater; das iſt ein Beweis, daß er kein Gefühl hat, daß er Armuth ohne Edelſinn beſitzt, oder daß er im beſten Falle „Bruder Moritz der Sonderling“ ſeyn will. Er beſucht kein Kaffeehaus, wahrſcheinlich, weil er keinen Kaffee trinkt, und dadurch bekundet er ſich als einen Freund der Continentalſperre, als einen alten Napoleoniſten. In einem öffentlichen Speiſehauſe hat ihn auch noch Niemand geſehen, und wenn man freilich daraus nicht ſchließen kann, daß er überhaupt nicht ſpeiſe, ſo ſcheint doch ſo viel gewiß, daß er nicht gern Andere ſpeiſen ſieht und folglich vom leidigen Neide beſeſſen iſt. Freilich mag der „Treffer in der Güterlotterie“ nicht auf ihn gefallen ſeyn, aber er könnte doch deßhalb einiges Affable, Menſchliche und Geſellſchaftliche an den Tag legen. Laſſen Sie ihn, theurer junger Freund, und wenden Sie ſich zu andern frohlichen Gemüthern, die ohne „Menſchenhaß und Reue“ ſind! Zerſtreuende, erheiternde Geſellſchaft iſt geiſtiges und körperliches Bedürfniß für Sie: das „letzte Mittel“ der Frau

von Weissenthurm! Sehen Sie dort meinen „Fritz Hurlebusch," meinen „Wildfang," den ersten Liebhaber meiner Truppe: den jungen Lelio! das ist ein anderes Männchen als der alte abgedroschene „Corsar," der am Ende auf eine unscheinbare Weise Jagd auf Ihre Theilnahme und Ihren Geldbeutel macht. Der Lelio sprudelt über von Heiterkeit, Lebenslust und anmuthigem Leichtsinn. Deshalb hat er auch so enormes Glück am Spieltische, denn wer der Glücksgöttin sorglos vertraut, dem ist sie der „Schutzgeist" des Herrn von Kotzebue. Jeden Abend finden Sie ihn hier, jeden Abend gewinnt er. Jeden Abend trägt er die Taschen voll Geld nach Haus, und bei allem Leichtsinn und aller Lebenslust ist er doch solid und verthut nichts im Trinken, nichts an die Weiber, nichts im Reiten und Fahren. Er spart, er sammelt. Er hat einen großen Plan, für den er seinen Gewinn aufspart, von dem er aber nichts verräth, ein glänzendes Ziel, von dem er nur so viel entdeckt, daß er dann weder den „Schauspieler wider Willen," noch den „Geizigen," von Molière, mehr spielen werde."

Meine Blicke hatten den jungen Mann gefunden. Ich erinnerte mich jetzt, ihn schon oft bei Vergnügungspartien gesehen zu haben, wo er im-

mer als Gast irgend eines lebenslustigen Badebesuchers erschienen war, und in der That durch seinen reich sprudelnden Witz, durch seine heitere, Niemanden verletzende Laune die Gesellschaft in die fröhlichste Stimmung versetzt hatte. Er war nicht groß aber schlank und zierlich gewachsen. Sein Antlitz war gedehnt, seine Wangen zeigten keine besonders hohe Röthe, aber den fein geschnittenen Mund umspielte immer ein freundliches Lächeln. Die hohe Stirn über der edel gebildeten Nase schien, aus einiger Entfernung betrachtet, ein Bild der innern Ruhe, ohne den leisesten Zug von Mißmuth. Bei dem Allen lag in den dunklen Augen etwas Bestimmtes und Entschiedenes, was mit dem ganzen fröhlichen Wesen des jungen Mannes im Widerspruch zu stehen schien. Es war die Entschlossenheit eines festen Charakters, der einen einmal entworfenen Plan unerschütterlich bis zum Ende oder — bis zu seinem eigenen Untergange durchführt. Noch nie hatte ich den jungen Schauspieler so genau beobachtet; jetzt fing er an meine Theilnahme zu erregen. Er hatte heute nicht das brillante Glück wie gewöhnlich. Gewinn und Verlust schienen sich auszugleichen, und wenn er auch einmal ein paar Geldstücke eingezogen hatte, so wagte er gleich ein so kühnes Spiel, daß zehn

gegen eins zu wetten war, er müsse verlieren, was denn auch geschah.

Ich trat näher zum Spieltische. Lebermann blieb mir zur Seite. Ich stand jetzt dem jungen Lelio gerade gegenüber und konnte seine Gesichtszüge in den kleinsten Einzelnheiten erforschen. Daß er heute seinen glücklichen Tag nicht hatte, schien ihn wenig zu kümmern. Er scherzte selbst darüber und meinte, er habe sich doch nicht verliebt seit gestern, damit das Sprichwort wahr werde: wer Glück in der Liebe finde, habe keines im Spiele, und es sey ihm auch nicht bewußt, daß irgend eine Dame, um ihn zu ruiniren im Spiele, eine besondere Gunst ihm zugewendet habe. In der Nähe, in der ich mich jetzt zu ihm befand, machte ich eine Entdeckung, die mir gar nicht gefiel. Ich hatte mich während meines Aufenthalts auf der Universität viel mit Physiognomik beschäftigt und im Vereine mit einem alten Professor, den diese Wissenschaft auch sehr interessirte, ein eigenes System gebildet, auf das ich großes Vertrauen setzte. Eine Hauptrolle in diesem System spielte die sogenannte Unglückslinie, die, nach unserm Dafürhalten, quer über die Stirne lief, und denjenigen, der sie trug, als ein Opfer künftigen Unheils, als einen, der schwerlich eines natürlichen Todes ster-

den werde, bezeichnete. Nun trug Lelio dieſes heitere, beneidete und geprieſene Glückskind, das Zeichen des Unglücks gerade an der verhängnißvollen Stelle, zwar nicht ſtark, kräftig und in Entſtellung hervortretend, aber doch bedeutungsvoll genug, um dem Eingeweihten den Schlüſſel zu ſeiner Zukunft zu geben.

„Der ſtirbt keines natürlichen Todes;“ ſagte ich, mich vergeſſend, zu Lebermann. „Den wiegt jetzt das Glück in einen ſeligen Traum, damit das Unglück ihn einſt zu einer Hölle erwecke.“

„Mein Himmel, Sie erſchrecken mich!“ verſetzte ängſtlich der Director. „Was geht Ihnen da plötzlich für ein entſetzliches Licht über meinen erſten Helden und Liebhaber auf? Haben Sie ein prophetiſches Geſicht, wie Schiller's Jungfrau von Orleans, oder iſt er ein Phantasma, das Ihnen im Glanze der Wachskerzen, umgeben von einer zahlreichen und noblen Geſellſchaft erſcheint, wie dem Macbeth der Geiſt Banko's?“

„Nichts weniger als das!“ antwortete ich ruhig dem Director. Dann zog ich ihn in die Fenſternische zurück und theilte ihm hier, wo wir ſicher vor jedem Lauſcher waren, die phyſiognomiſche Anſicht mit, die mich zu jenem Ausſpruche über die Zukunft Lelio's bewog.

„Allerliebst!“ sagte der kleine Mann, nachdem er mir höchst aufmerksam zugehört hatte, mit lächelnder Miene. „Fein ausgedacht und durchaus praktisch für das Theater, wenn nämlich diese Ansicht allgemein angenommen, wenn sie dem Volke, dem großen Haufen in Logen, Parterre und Galerie erb- und eigenthümlich wäre! Da hätten wir das Fatum in rein ausgesprochener Plastik, ein tragischer Held dürfte sich nur einen dunklen Strich auf die Stirn appliciren, um die Zuschauer seine Zukunft ahnen zu lassen, und große fatalistische Theaterdichter, wie die Herrn Müllner und Grillparzer, ersparten bei einer solchen Anordnung einige hundert Trochäen, die als Exposition immer nicht mehr sagen könnten als jener verhängnißvolle dunkle Strich. Vortrefflichster Herr von Frohberg, machen Sie Ihr System der Welt bekannt! „Offene Fehde“ allen fatalistischen Expositionen und ihrem Taktgeklapper von Trochäen. Geben Sie eine Brochüre, einen Octav-, einen Quartband heraus; ich subscribire auf ein Exemplar auf ordinärem Papier, ich stehe für einige Freunde, die sich vielleicht zu Velin versteigen. Man könnte die Einführung des dunklen Striches auf der Heldenstirn mit den Masken der alten Griechen rechtfertigen, ein Eumenidenantlitz mit dem dunklen Striche

könnte als Vignette das Titelblatt zieren, der dunkle Strich liefe durch alle Tragödien wie der rothe Faden durch das gesammte Tauwerk der englischen Flotten, und Sie, theuerster Herr von Frobberg, würden, als Erfinder des dunklen Strichs, unsterblich bleiben in den Theaterannalen. Frisch auf, Vortrefflichster, damit keine „diebische Elster" Ihnen den herrlichsten Gedanken stiehlt, ehe er in Druckerschwärze auf dem Papier steht!"

In diesem Augenblicke war das Spiel zu Ende. Die Pointeurs zerstreuten sich, die Bankhalter packten ihre Gold- und Silberrollen zusammen, Lelio trat lachend zu uns.

„Heute gehe ich nicht schwerer und nicht leichter heim, als ich gekommen bin;" sagte er. „Was in alten Zeiten von glücklichen und unglücklichen Tagen erzählt wurde, was dann unsere noble Aufklärung aus den neunziger Jahren als Fabel und Mährchen verworfen hat, ist gewiß nicht ganz ohne Grund. Das Leben ist eine Lotterie, und jeder Tag ein Loos, das von uns gezogen wird. Da gibt es Treffer und Nieten, da gibt es Glücks- und Unglückskinder. Muß ich mich nicht zu dieser Lehre bekennen, ich, der ich heute vom frühen Morgen an, den ganzen Tag hindurch, die Tücken irgend eines bösen, hämischen Princips erfahren habe?

War ich nicht um fünf Uhr Morgens schon vor dem Theater, um zur Probe zu gehen, die um zehn Uhr angesagt war, weil ich gestern meine Uhr vergessen hatte aufzuziehen, und diese die zehnte Stunde vom gestrigen Abende zeigte? War ich dann nicht, nachdem ich, um die versäumte Ruhe wieder einzuholen, mich auf das Sopha gestreckt, unglücklich genug, die halbe Probe zu verschlafen, so daß mir der Regisseur schmähliche Strafe ansetzte? Vergaß ich über den Ärger nicht die Einladungen zum köstlichen Diner beim Fürsten Corsacki, zur Spazierfahrt mit der Banquiersfrau aus Hamburg, zum ästhetischen Thee bei der Hofräthin Meiblume, wo ich zum tausendsten Male den Handschuh von Schiller declamiren sollte? Alles das bezeichnete schon einen pechschwarzen Unglückstag, den mein böser Genius mit dem Triumphe schließt, mich nicht im Spiele gewinnen zu lassen, da ich doch das Gegentheil gewohnt bin und dieses recht und billig finde. Aber, mein Himmel!“ unterbrach er plötzlich mit einem lebhaften Ausrufe sich selbst, indem er sich rasch umblickte: „Bedroht mich nicht da ein neues Unglück? Will nicht eben der Referendär Haberblatt durch die Thür fortschlüpfen, der mich nach dem Spiele zum Punsch-Royal eingeladen hat, und dessen Wohnung ich nicht weiß? Auf

Wiederſehen, meine Herren! Haberblatt iſt das Geſtirn, das mich leitet.“

Er verließ uns und eilte dem Referendär nach. Während er zu uns ſprach, hatte ich nicht aufgehört, die Unglückslinie auf ſeiner Stirn zu ſtudiren. Sie ſprach ſich bei ſeinem lebhaften Geberdenſpiele nur gar zu beſtimmt aus. Im merkwürdigſten Contraſte zu ihr ſtand die immerwährende Fröhlichkeit des jungen Mannes, die in ſeinem ganzen Weſen und Benehmen an den Tag trat und mich überzeugte, daß jenes Fältchen auf der Stirn durchaus für keinen Ausdruck einer herben Empfindung im Innern, ſondern eben nur für das unglückliche Schickſalszeichen zu nehmen ſey, das mich das Schrecklichſte für den jungen Mann befürchten ließ. Mit einem wehmüthigen Gefühle ſah ich ihm nach. Mochte mich nun ein Wahn befangen, mochte meine Beſorgniß auf eine myſtiſche Wahrheit gegründet ſeyn: ich mußte ihn bedauern.

Am Morgen des nächſten Tages trat, unangemeldet und ohne zu klopfen, Lebermann zu mir ins Zimmer. Er ſchien ängſtlich und verſtört, er konnte und wollte nicht verbergen, daß er eine Be-

gegnung gehabt habe, die ihn in diese Unruhe versetzte. Er warf sich in einen Sessel und sagte:

„Vortrefflichster, Ihre Theorie vom dunklen Striche ist schwerlich haltbar und scheint wenigstens auf meinen ersten Helden und Liebhaber nicht anwendbar, dessen „humoristische Studien," dessen „List und Liebe" mit dem glücklichsten Erfolge gekrönt werden, während man mich, den Mann ohne Strich, bald zu den „Unglücklichen," von Kotzebue, zählen wird. Stellen Sie sich vor, wie ihm die Fortuna, mit dem Amor Hand in Hand, auf der Ferse nachläuft! Vorigen Herbst gab er in der Residenz Gastrollen, machte Furore bei allen Damen, verliebte sich aber in eine, die schon durch ihr sprödes, sittsames Äußere, durch eine vollkommene Gleichgültigkeit gegen seine Bemühungen, ihr nahe zu kommen, ihn zurückschreckt, und von der er dann am Ende die Entdeckung machte, daß sie an Stand und Vermögen so himmelweit über ihm stehe wie Shakspeare's Portia über dem „armen Poeten" von Kotzebue. Was den Stand betrifft, so ist ihm das ziemlich gleichgültig, denn — Sie verzeihen, Herr von Frohberg — er hält, als ein junger liberaler Künstler, allen Unterschied zwischen Adligen und Bürgerlichen für leidiges Vorurtheil und gibt zu verstehen, daß er wohl auch für die An-

hänger eines ſolchen Vorurtheil's ſo gut ſey wie jeder andere Edelmann, wenn es ihm nur gefallen wolle, aus ſeinem theatraliſchen „Incognito“ herauszutreten wie „Theodor, König von Corſica.“

„Aber das Vermögen?“ fiel ich lächelnd ein.

„Das iſt der Ehrenpunkt bei ihm;“ verſetzte der Direktor. „Er will durchaus nicht den Anſchein haben, nach Vermögen zu heirathen, und wenn er fragt: „Welches iſt die Braut?“ ſo ſoll dieſe Frage nur ſein Herz beantworten. Ich kenne jetzt ſeine Anſichten, ich kenne jetzt ſeinen großen Plan, ſein Ziel, ohne deſſen Erreichung der Liebe Mühe nur umſonſt wäre. Er will heirathen, er will die Amorosa aus der Reſidenz heimführen und leben im glücklichen „Hausfrieden“ von Iffland. Deshalb ſpielt er täglich, deshalb ſtrebt er, ſich ein erkleckliches Kapital zuſammenzubringen. Das Alles hat er mir verrathen im erſten Jubel, im Taumel der Freude, als wir am heutigen Morgen beim Curtrinken zwei Damen erblickten, die von mir noch nicht im Bade geſehen worden. Sie iſt es! rief er außer ſich, fiel mir um den Hals und preßte mich ſo gewaltig an ſeine Bruſt, daß ich glaubte, mich drücke der Alp wie den Herrn von Haſenknopf im „Neu-Sonntagskinde.“ Dann ſah er den Damen nach, machte mich aufmerkſam auf

die anmuthige Schlankheit der jüngern, seufzte im Lächeln und lächelte im Seufzen und schwur, daß sie die Seinige werden müsse, oder daß er sein Leben endigen werde wie Hugo von Arindur, oder wie Sappho, die verschmähte Dichterin. Sie sollen sehen, seine Werbung gelingt ihm wie Alles, und ich bin dann ein geschlagener Mann, unglücklicher und bejammernswerther als die ganze Familiensippschaft in Kotzebue's „Unglücklichen."

„Ihre Verzweiflung ist mir noch unbegreiflich, bester Lebermann!" erwiederte ich dem Direktor. „Sind Sie vielleicht von Eifersucht ergriffen, haben Sie sich etwa in aller Eile auch in die Amorosa aus der Residenz verliebt?"

„Larifari!" sagte ärgerlich der Director. „Habe ich nicht Frau und Kind, und halte ich nicht auf Sitte und Ordnung in meiner Gesellschaft und stelle mich den andern als Beispiel, als Muster eines vortrefflichen „Hausvaters," nach Diderot, auf? Aber der unglückselige, glückliche Mensch, der Lelio, wird Heirathen, er wird den alten „Stammbaum" aus der Tasche hervorziehen, wie der Barbier Schnapps in der Komödie, und wenn er sich dann legitimirt als Graf Y., oder als Baron Z., dann ist es vorbei mit dem Helden- und Liebhaberspielen, dann hat sich das Blatt gewendet, er setzt sich in

Ruhe auf irgend einen Edelhof, lebt herrlich und in Freuden, und ich habe meinen Cassenmatador verloren und bin „der Director in der Klemme," Oper von Mozart."

Ich suchte dem verzweifelnden Lebermann seine Besorgniß auszureden. Ich machte ihn darauf aufmerksam, daß die junge Schöne aus der Residenz dem Helden und Liebhaber bis jetzt nichts weniger als Gegenliebe gezeigt habe, wie jener ja selbst gestanden, ich sprach von dem Leichtsinne Lelie's, der ihn leicht verleitet haben könne, sich einer Abkunft zu rühmen, die er am Ende nicht zu beweisen vermöchte.

„Glauben Sie das nicht, vortrefflichster Freund!" versetzte Lebermann. „In gewissen Dingen ist der Junge verdammt solid, und in der Rolle des „leichtsinnigen Lügners" habe ich ihn nur auf dem Theater gesehen. Und dann, schätzbarster Herr von Frohberg, muß man nicht zugeben, daß er in seinem ganzen Wesen jenes Noble, jenes bekannte Unbekannte, jenes berühmte je ne sais quoi besitzt, das nur eine adelige Geburt gibt, das nur in den Windeln der Noblesse zu Hause ist? Am Ende ist er gar ein verkapptes Fürstenkind, ein Prinz aus einer marganatischen Ehe, wird plötzlich anerkannt, und tritt aus dem Schauspielerstande hervor in das

prinzliche Daseyn, wie der Sigismund aus dem „Leben ein Traum“ in die Freudenfülle des Fürstenglücks. Alles ist möglich bei dem Jungen, weil ihm Fortuna so gar entsetzlich den Daumen hält! Ich aber bin dann in jedem Falle der geschlagene, verlorene! Lebermann, ich werde Thränen vergiessen über den Komödienzettel, der seinen Namen nicht mehr enthält, die leere Kasse wird mich anstarren wie ein Spiegel meiner eigenen Verzweiflung.“

Wir wurden unterbrochen. Ein Diener trat ein und meldete die am gestrigen Abende erfolgte Ankunft der Baroneſſe Wasserburg nebst ihrer Tochter. Es waren die Damen, die ich erwartete: die Freundin meiner Mutter und Fräulein Melinde, die mir zugedachte Zukünftige. Sie waren im goldenen Hirsch abgetreten und sahen, wie der Bote meldete, meinem Besuche mit Ungeduld entgegen. Kaum hatte dieser sich entfernt, so sprang Lebermann, der den Diener schon mit großen Blicken und allen Zeichen der Überraschung angestaunt hatte, auf, trat vor mich hin und rief pathetisch:

„Das ist eine Spiegelfechterei der Hölle, wenn es eine gibt! Ist denn nicht diese Baroneſſe Melinde von Wasserburg die Wassernixe, die mir den Helden und Liebhaber weglockt, wie „Hulda,

das Donauweibchen," jenen wackern deutſchen Ritersmann ſeiner Braut? Miſcht nicht die Hölle ihre Karten zu meiner Pein, zu meinem Verderben, daß, wenn ich Troſt ſuche bei einem Freunde, auch da das Waſſerweib mit ſeiner Waſſerjungfer ſich einniſtet? Herr von Frohberg, Sie kennen, wie ich ſehe, dieſe verhängnißvolle Melinde. Sagen Sie, was habe ich von ihr zu erwarten? Wird ſie dem Glücke und der Liebenswürdigkeit Lelio's widerſtehen wie Emilia Galotti dem Prinzen, oder wird ſie ſich ihm kopfüber in Gegenliebe ergeben wie Julie dem Romeo?"

„Darüber kann ich nicht entſcheiden!" erwiederte ich, der nun ſeinerſeits nicht wenig betroffen war, in dem erſten Helden und Liebhaber des Herrn Lebermann einen Nebenbuhler kennen zu lernen. „Noch habe ich Fräulein Melinde nie geſehen," fuhr ich fort, „aber wenn Alles, was man mir von ihrer Liebenswürdigkeit, von ihrem vortrefflichen Charakter erzählt hat, ſich mir als wahr darſtellt, ſo kann ich Sie, beſter Lebermann, verſichern, daß ich Alles anwenden werde, das herrliche Weſen nicht allein den Bewerbungen Lelio's zu entziehen, ſondern ſelbſt zu meiner Lebensgefährtin zu gewinnen."

Ich griff nach dem Hut und Stock, denn es

trieb mich unwiderstehlich, diejenige, die meine gütige und verständige Mutter, in stiller Hoffnung der Gewährung, sich zur Tochter wünschte, von Angesicht zu Angesicht kennen zu lernen. Lebermann hielt mich zurück, sah mich mit freudeglänzenden Blicken an und sprach entzückt:

„Bravo, bravissimo! Sie sind ein wahrer Freund in der Noth, ein erhabener Karl Moor, der seinen Roller vom Galgen rettet. Sie wollen sie selbst heirathen, die Baroneſſe Melinde von Wasserburg, Sie wollen den Lelio darauf reduciren, ein Held und Liebhaber zu bleiben, wozu ihn Natur und Kunst gebildet haben! Wenn Jemand den „Zweikampf um die Geliebte," Oper von Spehr, mit ihm wagen darf, so sind Sie es, hochwerther Herr von Frohberg. Was fehlt Ihnen zu dem vollkommensten Cavalier von der Welt? Das wunderbare je ne sais quoi ist Ihnen aufgedrückt, wie nur einem; Sie sind turnirfähig vor aller Welt seit Ihrer Geburt an, da es dem Lelio doch wohl einigermaßen schwer werden dürfte, die Ahnenprobe zu bestehen, und was Geld und Gut betrifft, so sind Sie der „Bräutigam aus Mexico," oder der „Vetter aus Lissabon," oder was Sie sonst seyn wollen von unserer Unzahl theatralischer Millionäre, die alle im fünften Acte die Bettelmaske abwerfen

und die volle Goldbörse ziehen. Sie stehen da, wie „Bayard, der Ritter ohne Furcht und ohne Tadel," da dem Lelio, er möge nun werden, was er wolle, immer ein Nachgeschmack vom ehemaligen Schauspieler bleibt, der einer sogenannten vornehmen Welt ein Gräuel ist. Lieben Sie die Baronesse, verdrängen Sie den tollkühnen Jungen, heirathen Sie die treffliche Melinde, und am Hochzeitsabende lasse ich Ihnen von meinem Gesangpersonale ein Ständchen bringen, daß Sie selbst im Entzücken der Liebe ausrufen sollen: Das klingt so lieblich, das klingt so schön!"

Lebermann befand sich in einer großen Aufregung. Was ihm seine lebhafte Phantasie vorspielte, um seinen Wünschen zu schmeicheln, sah er schon für gewiß an. Während er mich ein Stück Weges zum goldenen Hirsch begleitete, sprach sich diese Überzeugung immer mehr aus, und er endigte damit, mir, indem er mich verließ, zu meinem Bräutigamsstande zu gratuliren, mir die „silberne Hochzeit," von Kotzebue, zu prophezeihen und meines Alters glücklichen „Herbsttag," von Iffland. Mit klopfendem Herzen betrat ich den goldenen Hirsch, wo die nächsten Augenblicke schon das Loos meiner Zukunft entscheiden konnten.

Ich sah Melinden. Sie war schöner, als ich gedacht hatte. Diese hohe Gestalt mit dem gedankenvollen, edlen und ernsten Antlitze machte einen Eindruck auf mich, wie ich noch nie zuvor empfunden hatte. Sie war so wenig mit allen jungen Damen, die ich bis jetzt kennen gelernt, zu vergleichen, daß schon das Neue, Unerwartete in ihrer Erscheinung mich betroffen machen mußte. Sie zählte kaum achtzehn Jahre. In diesem Alter, wo die erwachende Jungfrau mit Freuden und Hoffnungen des Lebens tändelt und ihre Zukunft schmückt, schien Melinde den Werth des Lebens, seine höhere Bedeutung und die Eitelkeit der gewöhnlichen, gewaltsamen Zerstreuungen, mit denen die herrliche thatenkräftige Zeit getödtet werden soll, ganz erkannt zu haben. Aus der Unterhaltung mit ihr ging hervor, daß sie darüber keineswegs die edlen, reinen Freuden des Lebens aus dem Kreise ihrer Erholungsstunden ausschließe. Sie war mit den besten deutschen und ausländischen Dichtern vertraut, sie hatte sie nicht blos gelesen, um darüber scharf und schneidend ein Verdammungsurtheil, oder anmassend und vornehm ein unbedingtes Lob auszusprechen, wie es so oft die böse gefällige Sitte mit sich bringt; sie hatte sie in ihr Gemüth aufgenommen; was die Dichter erhaben und veredelnd

ihren Freunden geſchenkt, ſpiegelte ſich in ihrer reinen Seele wieder. Der Genuß der ſchönen Natur, der Anblick einer reizenden Gegend, ein Aufenthalt unter einigen Freunden auf dem Lande, konnte ſie entzücken, und dann fand ihre Freude auch Worte, die ſie ſchön und edel, wie ſie empfunden wurden, darſtellte. Natürlich fand ich erſt bei einem fortgeſetzten, nähern Umgange Gelegenheit, alle dieſe Vorzüge zu bemerken; allein ich ahnte ſie ſchon bei der erſten Zuſammenkunft, bei dem erſten Anblicke Melindens, der mich gleich zu phyſiognomiſchen Forſchungen veranlaſſen mußte, mir aber ſchon, ehe ich dieſe vollendete, die Überzeugung einprägte, dieſes weibliche Weſen ſey das einzige, deſſen Beſitz das Glück meines Lebens ſichern könne.

Ihre Mutter war eine ſanfte ſtille Frau. Ihr ganzes Weſen hatte etwas Leidendes, und ein ſchwerer Kummer ſchien ſeine untilgbaren Spuren in ihre Züge eingegraben zu haben. Ein wilder Sturm mußte durch ihr Leben gezogen ſeyn, von deſſen Odem die Blüthen und Zweige gebrochen, der Stamm nicht niedergeworfen, aber gebeugt und in ſeiner Lebenskraft verletzt worden war. Das Lächeln, mit dem ſie mich empfing, war wohlmeinend und wehmüthig freundlich, wie von einer trüben Erinnerung beſchattet. Bald aber ſchien ſich eine heitere

Empfindung ihrer zu bemeiſtern. Mit Wohlgefallen bemerkte ſie, wie mich dünkte, den tiefen, in das Innere meiner Seele greifenden Eindruck, den Melinde auf mich machte. Sie war mit meiner Mutter einverſtanden, ſie theilte die Wünſche der gütigen Frau, mich mit ihrer Tochter zu einem Paare vereinigt zu ſehen; das war nicht zu verkennen! Und Melinde? In ihrem Betragen, in ihrem ganzen Weſen konnte ich nichts entdecken, was mir verrathen hätte, ihr ſey irgend etwas von den Abſichten der Mutter bekannt. Sie zeigte im Gegentheil eine Unbefangenheit, eine Ruhe und Geiſtesfreiheit, die mich überzeugen mußten, daß die Wünſche der Mutter vor ihr verheimlicht worden, daß dieſe auch nicht durch eine leiſe Andeutung die Wahl ihres Herzens beſchränken wolle. In dieſer Unbefangenheit, in dieſer ernſten und ſinnigen Anmuth, mit der ſie das Wichtige klar entwickelte, das Leichtere zwanglos überſchaute, erſchien ſie mir ſo liebenswürdig, zeigte ſie mir Alles, was ich mir von meiner künftigen Gattin wünſchte, in einem hellſtrahlenden Lichte, daß ich ſchon nach dem erſten Beſuche meiner Mutter in einem eilig hingeworfenen Briefe meldete, daß, wenn ſie, wie ich überzeugt zu ſeyn glaubte, die Abſicht gehabt habe, mich auf Melinden, als meine künftige Lebensgefährtin,

aufmerkſam zu machen, ich ihr zu neuem kindlichem Danke verpflichtet ſey, indem in der That mir kein Weſen unter meinen weiblichen Bekanntſchaften ſo ſehr geeignet ſchiene, mich zum glücklichſten Manne zu machen, als eben Melinde. Ich bäte ſie daher, in ihren etwaigen Briefen an die Baroneſſe Mutter mich deren fortgeſetztem Wohlwollen zu empfehlen, vielleicht auf meine Wünſche hinzudeuten, da ich feſt entſchloſſen ſey, ſobald es mir gelungen, der Tochter Neigung zu gewinnen, ernſtlich um deren Hand zu werben. Ich befand mich in einer Extaſe, welche nur die plötzlich ergreifende erſte Liebe hervorbringen konnte. Ich dachte nicht daran, daß meine Mutter erſtaunen werde, den ſonſt beſonnenen und ernſten Sohn zu einem raſchen Entſchluſſe bewogen zu ſehen; ich war durch die Bekanntſchaft Melindens plötzlich umgewandelt, feurig und lebendig geworden.

Aber wie konnte Lelio, dieſer leichtſinnige und flüchtige junge Mann, von einer ſo glühenden und ernſten Neigung zu einem Frauenzimmer ergriffen ſeyn, das in Allem entſchieden von ſeinem Weſen abwich, deſſen Grundſätze ihn nie eine Erfüllung ſeiner Hoffnungen auch nur entfernt ahnen laſſen konnten? Wenn ich nur ſeine leidenſchaftliche Beharrlichkeit im Spiele und den Ausdruck des Ab-

ſchens erwog, mit dem Melinde und ihre Mutter ſchon bei unſerer erſten Zuſammenkunft, als zufällig die Rede auf dieſes in den meiſten Bädern wuchernde Unkraut fiel, ſich darüber ausgeſprochen hatten, ſo ſchien es eine reine Unmöglichkeit, daß, ob auch ein Kröſus, ein Graf oder Prinz ſich aus der Schauſpielerlarve entpuppe, das Mädchen ſeinen Bewerbungen je Gehör leihen werde. Jener Abſcheu vor dem Hazardſpiele ging bei der alten Dame ſo weit, daß ich zu meiner Betroffenheit bemerken mußte, wie dieſer Gegenſtand unſres Geſprächs ihr ganzes Innere in Bewegung verſetzte, daß ſie mich bat, nie wieder, wenn auch in einer gleichgültigen Weiſe, von dieſen Anſtalten des Verderbens, noch von Allem, was ſie beträfe, in ihrer Gegenwart zu ſprechen, da ein unglückliches Verhängniß eine für ſie ſchreckliche Bedeutung hineingelegt habe.

Ich wurde nun der tägliche Geſellſchafter der Damen. Sie beſaßen außer mir keine weiteren Bekanntſchaften unter den Badegäſten, und vermieden auch, deren zu machen. Morgens trafen wir uns am Brunnen, wir vereinigten uns zur Morgenpromenade, wir beſprachen die weitere Eintheilung des Tages. Einige ſchöne Tage traten ein, und vergönnten uns, die reizendſten Punkte der Gegend

zu beſuchen, die einen mannichfaltigen Wechſel ſchöner Naturſcenen bot. Ich lernte aus dieſen Ausflügen jene Vorzüge, die Melindens Geiſt und Herz ſchmückten, näher kennen und würdigen, ich beobachtete ſie im ſtillen, und bemerkte bald, daß ihre ſchöne Seele auch in der Übung einer verborgenen Wohlthätigkeit einen edlen Genuß fand; was mich aber beglückte und beſeligte, war ihre zunehmende Güte gegen mich, die, wie eine jung hervorbrechende Knospe in ihre Blätter, ſich oft in leiſe Schüchternheit hüllte. Ich ahnte die Erwiederung meiner Gefühle, ich wagte ſchon ferne Andeutungen, ich konnte oft nicht ganz Herr meiner überwallenden Empfindungen bleiben und ſah dieſe Äußerungen nicht mit Unwillen aufgenommen. Auch galt es mir für ein gutes Zeichen, daß unter dieſen Umſtänden die Mutter von Tage zu Tage heiterer wurde, daß ihre Blicke oft mit ſteigendem Wohlgefallen auf mir ruhten, daß ſie mich, indem ſie das Geſpräch geſchickt nach ihrem Zwecke zu leiten wußte, mit einigen häuslichen und Familien-Verhältniſſen vertraut machte, die dem künftigen Eidam nicht gleichgültig ſeyn konnten. So umſchlang uns ſchon nach einer kurzen Bekanntſchaft, die freilich durch die frühere der Mutter eine bedeutungsvolle Ausdehnung erhielt, ein Band der

innigen Traulichkeit, an dem sich die Blüthenknospen einer beglückenden Liebe emporrankten.

Indessen blieb Lelio seinerseits nicht müßig und that Alles, sich Melinden bemerkbar zu machen. Morgens am Brunnen befand er sich in ihrer Nähe, er lachte und scherzte überlaut gegen seine Freunde hin, mit der Absicht, Melinde möge ihn vernehmen, er warf verstohlene, aber bedeutungsvolle Blicke auf sie, er verfolgte uns sogar einige Male auf unsern Landparthien, ohne daß wir ihn eher wahrnahmen, als bis eine Flöte, die er meisterhaft blies, uns auf die Nähe eines Fremden aufmerksam machte, in dem wir dann, als wir uns näherten und diese Annäherung durch ein Geräusch verrathen mochten, den hinwegeilenden Lelio erkannten. Die Damen erinnerten sich seiner aus der Residenz, das konnte ich leicht bemerken; aber ihr Bemühen, ihn zu vermeiden, sich seinen Blicken, seiner Annäherung zu entziehen, der Unwille, der sich bei einer Begegnung mit ihm in den Zügen der Mutter und Tochter malte, sagte mir hinlänglich, wie lästig ihnen die Anwesenheit dieses Menschen im Bade sey. Mich sah er für seinen beglückten Nebenbuhler an, das war klar; allein er hatte deßhalb doch nichts von seinen Ansprüchen aufgegeben, das sagte mir der höhnische, auffordernde

Blick, mit dem er mich maß, wenn er mir begegnete, das bewiesen seine fortgesetzten Bemühungen, nur ein kleines Zeichen der Aufmerksamkeit von Melinden zu erhalten. Seinetwegen waren meine Einladungen zu einem Besuche des Theaters bei den Damen vergeblich. Die Baronesse entdeckte mir ohne Zurückhaltung, sie erwähnte zugleich der Zudringlichkeit, mit der Lelio Melinden schon im vorigen Winter in der Residenz verfolgt habe; Mutter und Tochter vereinigten sich zu einem Ausdruck der Verachtung, indem sie des Rufes gedachten, den Lelio als einer der leidenschaftlichsten Spieler im Bade hatte. Ein so unglücklicher Stern schwebte über den Planen des Helden und Liebhabers, ein so glücklicher über Lebermanns Theaterführung, als ich eines Abends über dem Vorlesen einer interessanten Dichtung mich bei den Damen verspätet hatte. Wir wechselten noch einige Worte über den Geist, über den Gegenstand der Dichtung; da drangen mit einem Male volle Accorde einer Guitarre von der Straße herauf, und nach einigen Takten fiel Lelio's Flöte, die ich sogleich erkannte, mit einem süßen Cantabile ein. Das war ein Ständchen, das Melinden galt. Ich sah sie an, in meiner Miene mochte etwas Fragendes, vielleicht Betroffenes liegen. Schon beim ersten Tone der Flöte

waren dunkle Wölkchen auf die Stirnen der zwei Damen gestiegen, jetzt erzählte mir die Mutter, daß es eine von Lelio's fortgesetzten Belästigungen sey, sie an jedem Abende mit einer solchen Musik heimzusuchen, welche den Nachbarn eben so auffallend, wie ihnen unangenehm seyn müsse. Sie wisse nichts dagegen zu thun, und es sey ein vollständiger Beweis von der unverbesserlichen Unverschämtheit dieses Menschen, daß er durch ihr Fremdethun, durch ihre nahe an Verachtung gränzende Zurücksetzung seiner Person doch nicht bewogen werden könne, von seinen unnützen Bestrebungen abzustehen. Melinde hege noch einen ganz besondern Widerwillen gegen ihn. Sie behaupte, auf seiner Stirn trage er das Zeichen Kain's, und wenn er nicht schon irgend eine entsetzliche That begangen habe, so werde er sie sicher noch in Zukunft begehen. In jedem andern Augenblicke würde mich die Entdeckung, Melinde sey gewissermaßen eine Bekennerin meines physiognomischen Systems, sehr erfreut haben; jetzt fühlte ich mich aber zu sehr gegen Lelio gereizt, um etwas anders zu denken, als ein ernstes Wort mit ihm zu sprechen, das ihn zu einem veränderten, weniger auffallenden Betragen gegen die Baroneſſe und ihre Tochter ermahnen sollte. Ich empfahl mich rasch den Damen und langte noch

zeitig genug in der Straße an, um die beiden nächtlichen Virtuosen, die eben ihr Ständchen vollendet hatten und im Begriff ſtanden, ſich hinweg zu begeben, zu erreichen. Es war in der That Lelio, der auf der Flöte Melinden ſeine Liebe erklärt hatte, und in ſeinem Begleiter erkannte ich zu meinem nicht geringen Befremden meinen Freund — Lebermann, zierlich wie ein Trabadour, mit der Guitarre umhangen.

„Mein Herr," ſagte ich in einem feſten und beſtimmten Tone zu Lelio, der ſich, als er mich raſch herankommen hörte, umwandte: „wenn Ihre ſchmachtenden Melodien auf der Flöte den beiden Damen gelten, die den erſten Stock dieſes Hauſes bewohnen, ſo fühle ich mich durch die Äuſſerungen der Damen ſelbſt veranlaßt, Ihnen zu erklären, daß Sie Ihre Seufzer und Ihren Odem vergebens ausbauchen, daß Sie, um Ihnen unumwunden die Wahrheit zu ſagen, damit nur zu Laſt fallen und vom erſehnten Schlafe abhalten, keineswegs aber einiges Vergnügen verurſachen."

„Herr von Frohberg," erwiederte der junge Schauſpieler, „daß ich mit meinem Notturno kein Vergnügen verurſache, glaube ich gern, aber nicht in Beziehung auf die verehrten Damen im erſten Stock, ſondern in Beziehung auf Sie. Sie lieben

Fräulein Melinde, ich liebe sie auch. Sie sind eifersüchtig auf mich, ich bin es auf Sie. Und wahrlich, mir ward größere Ursache gegeben, als Ihnen, denn Ihnen steht der Zugang zu dem herrlichsten weiblichen Wesen frei, Sie sehen, Sie sprechen sie zu jeder Stunde des Tages, Sie sind ihr Begleiter auf Spaziergängen, Sie genießen das Glück, alle Vorzüge der reizenden Melinde in traulicher Nähe zu bewundern, und ich — ich — was wird mir dagegen? Man begegnet mir kalt, zurückstoßend, selbst verächtlich, man läßt mich in Allem erkennen, daß man den überläßigen Komödianten von sich fern halten will."

„Und wie verträgt das Ihr Stolz, Ihr Ehrgefühl?" versetzte ich, ohne meinen ernsten Ton zu ändern. „Wie können Sie noch Ansprüche machen wollen, wo Sie so offenbar zurückgewiesen werden?"

„O, mein Herr," antwortete bitter Lelio, „man weist nur den Komödianten zurück; aber der Komödiant ist nicht mein wahres Ich, und wenn dieses erst selbstständig hervortritt, Ihnen, Herr von Frohberg, ebenbürtig, mit einem Vermögen, das ihm und seiner künftigen Gattin ein behagliches, selbst glänzendes Leben sichert, dann sollen die Ansprüche, die mir wie jedem andern jungen Manne erlaubt sind, laut werden, und wir werden dann

ſehen, welche Aufnahme ſie bei Melinden und ihrer Mutter finden."

Die Anmaßung meines kecken Nebenbuhlers erfüllte mich mit ſteigendem Unmuthe. Sprach er nicht, als ob meine Perſönlichkeit bei Melinden gar nichts gelten könne, als ob mein näherer Umgang mit ihr ſeinen thörichten Anſprüchen durchaus nicht gefährlich ſeyn, als ob ihre Wahl nicht ſchon für mich entſchieden haben könne, ehe ſeine Ebenbürtigkeit, ſeine Reichthumsprojekte reif geworden? Ich war gereizt, ich konnte mich nicht enthalten, in einem Tone, der ihn verletzen ſollte, hinzuwerfen:

„In der That opfern Sie dieſen Anſprüchen, deren Befriedigung wir wohl in das Reich der Fabeln und Mährchen verſetzen können, eine koſtbare Zeit, die Ihnen ſonſt ſchwere Zinſen getragen und Sie der Verwirklichung Ihrer Lieblingsidee von Reichthum und künftigem Wohlleben täglich näher gebracht. Man wird Sie in dieſer Stunde am Spieltiſche vermiſſen, man wird vergeblich ſich nach dem ſtets Glücklichen umſehen, der die Verzweiflung der Bankhalter, den Neid der Pointeurs erregte."

„Ich weiß, Herr von Frohberg," erwiederte gelaſſener, als ich erwarten durfte, der junge Mann, „daß Sie das Spiel und diejenigen verachten, die

ihm ergeben sind. Sie haben ganz Recht! Glauben Sie mir, auch ich verachte es, aber ich behandle es wie einen Sclaven, der mir zu meinen Zwecken dienen muß; doch sind diese einmal erreicht — dann gute Nacht, Pharao und Roulette! und für jetzt gute Nacht, Herr von Frohberg; denn ich habe nicht Lust, mich in einen Zwist, oder gar in einen Ehrenhandel hineinzureden, den ich jetzt nicht ausfechten könnte, da meine Ebenbürtigkeit noch einige Zeit ihr Inkognito bewahren muß."

Ohne meine Antwort zu erwarten, entfernte sich Lelio mit eiligen Schritten.

„Er ist rein toll und übergeschnappt, er lebt und handelt im „Wahnsinn aus Liebe;" polterte Lebermann hinter ihm her. „Dabei hat er lauter Hochmuthsgedanken und meint, die ganze Welt müsse sein Sclav seyn und ihm dienen zu seinen verrückten Zwecken. Sie kennen mich, Herr von Frohberg, und wissen, daß ich ein solider Mann bin, ein edler Familienvater nach Iffland, der sich um zehn Uhr Abends zu Bette legt und Morgens um fünf regelmäßig aufsteht, damit er um sechs anständig am Brunnen erscheine und hohen Standespersonen und andern vornehmen Gästen die Honneurs mache als speculativer Directeur, der

immer das Wohl ſeiner Caſſe im Auge hat. Was thut jetzt der junge Böſewicht, dieſer ärgſte aller „Quälgeiſter," um mir die gewohnte Ruhe zu rauben, um mich die Honneurs bei den Standesperſonen verſchlafen zu laſſen? Er ſpielt „Herr und Sclave," Trauerſpiel von Freiherrn von Zedlitz, mit mir. Seit acht Tagen nöthigt er mich, jeden Abend bis Glocke Elf aufzubleiben, und dann noch mit ihm zum Ständchenbringen unter die Fenſter der ſchönen Melinde zu gehen. Sind das Unternehmungen, würdig eines Iffland'ſchen Gatten und Vaters? Muß ich mich deßhalb nicht von meiner theuren Ehehälfte mit Vorwürfen überhäufen laſſen, weil ſie die „eiferſüchtige Frau" ſpielt und glaubt, ich laufe einer Alles bezaubernden „Turandot" nach? O, hätte ich nimmer einen Accord auf dieſer ſchnöden Guitarre greifen gelernt, hätte es nie aus ihren Saiten mich lockend angerauſcht, dann fände der junge Tyrann doch keine Urſache, mich zu zwingen, an meinem eigenen Ruine mitzuarbeiten."

„Zwingen!" rief ich unwillig. „Wie kann er Sie dann zwingen: einen unabhängigen Mann und noch dazu ſeinen Director?"

„O, Gott, Herr von Frohberg," erwiederte in großer Bewegung Lebermann, „ich wünſchte, Sie möchten nur eine Woche lang das Amt eines The-

terdirectors bekleiden, und Sie würden sich bald überzeugen, daß hier von keiner Subordination wie im „Grafen Waltron," oder im „Albert von Turneisen" die Rede seyn kann! Fragen Sie nur irgend eine Sängerin, oder den ersten besten Helden und Liebhaber: wozu der Director da ist? Um Gage zu bezahlen und Alles zu thun, was den Damen und Herren wohlgefällt! Sie haben tausend Mittelchen, uns zu ihrem Willen zu bewegen. Die Sängerin droht heiser zu werden und die Aufführung des Don Juan zu vereiteln, den gerade das gesammte Badepublikum verlangt hat, der Held und Liebhaber läßt einen Rheumatismus im Schulterblatte ahnen, weshalb er in dem angesetzten neuen Stücke von Raupach nicht auftreten könne. Wer dirigirt da? Die Schauspieler oder der Director? So bin ich immer der „Mann im Fegfeuer" und der Spitzbube, der Lelio, versteht dieses Feuer zu schüren wie nur irgend einer. Bin ich nicht drin bis über die Ohren, wenn er vor den Fenstern der Baronesse von Wasserburg auf der Flöte jammert und ich ihn accompagniren muß? Muß! Herr von Frohberg, das ist das rechte Wort. Wenn ich nicht mit ihm gehe, so droht er am nächsten Tage sich krank melden zu lassen, um keinen Preis zu spielen, bis ich ihn wieder körperlich und musikalisch

begleite, und meiner Gasse, die ohnehin, wie die des „armen Poeten," an einem langsamen Hinwelken leidet, den letzten Gnadenstoß zu versetzen."

„Aber, bester Lebermann," wandte ich ein, „vergessen Sie denn ganz, daß Sie auf ein größeres Übel in Ihrer Zukunft hinwirken? Wenn es nun dem jungen Abenteurer gelänge, Melinden durch seine Musik zu bezaubern, ihr Herz endlich durch die Beständigkeit seiner Neigung zu rühren, wenn er dann durch die Entdeckung seiner Geheimnisse eine Verbindung mit ihr zu Stande brächte — hätten Sie ihn dann nicht ganz verloren, müßten Sie sich nicht die größten Vorwürfe über Ihr leichtsinniges Guitarrespiel machen, wodurch Sie mit zu Ihrem Unglücke beigetragen?

„Die Gegenwart ist da, die Zukunft habe ich erst zu erwarten;" sagte der Director. „Auf Sie setze ich mein Vertrauen, Herr von Frohberg. Sie haben schon, wie es das „öffentliche Geheimniß" des Bades ist, so glänzende Fortschritte in der Gunst des Fräulein Melinde gemacht, daß Zehn gegen Eins zu wetten ist, sie werden gegen Lelie, er möge nun plötzlich als Baron oder Graf, oder selbst auch als „standhafter Prinz" erscheinen, eine spröde „Donna Diana" bleiben immer dar. Offenherzig gestanden, so hätte ich Ihnen nicht zugetraut,

daß Sie ein so glänzendes Debüt in der Rolle eines ersten Liebhabers machen würden. Sie waren mir zu still, zu ernst, zu sehr vertieft in Ihre Studien über den dunklen Strich. Aprepos! ich habe ihn jetzt auch bemerkt bei Lelio, aber auch noch auf der Stirn eines Andern, auf der des alten Hauptmanns Warne, dessen sie sich wohl noch von der Spielbank her erinnern!"

Jetzt erst fiel mir wieder der Alte und sein seltenes Verhältniß zu dem Banquier ein. Die Gegenwart Melindens und ihrer Mutter, der anziehende Umgang mit beiden Damen hatte mich in den letzten Tagen ganz von dem Spielsaale entfernt gehalten. Wir standen seinem hell erleuchteten Eingange gegenüber.

„Lassen Sie uns einige Augenblicke eintreten!" forderte mich Lebermann auf. „Eine neue wunderliche Erscheinung zeigt sich seit einigen Tagen dort: eine verlarvte Dame, die enorme Gelder setzt und enorme Gelder verliert. Sie scheint noch jung, ist anständig und reich gekleidet, aber so sehr auf das leidige Spiel versessen, daß sie, glaube ich, dem Baron Wallenfeld in Iffland's „Spieler" noch Unterricht geben könnte in der verruchten Leidenschaft. Erst tritt sie in ruhiger, edler Haltung an den Spieltisch, verliert einige Sätze mit Anstand und

ſetzt ruhig wieder; dann aber ergreift ſie, wenn nun, wie gewöhnlich, ihr Verluſt anhält, ein allgemeines Zittern, ſie wird hitziger, ſie verdoppelt ihre Sätze, Convulſionen durchzucken die Glieder, und erſt, wenn ihre Börſe ganz geleert iſt, wenn ſie den leeren Beutel krampfhaft zwiſchen den Fingern preßt, dann ſchwankt ſie langſam wie Grillparzer's geſpenſtige „Ahnfrau" nach dem Ausgange hin, wo ſie ein Diener, in einen dunklen Mantel gehüllt, in Empfang nimmt. Ich wette darauf, daß ſie unter der Larve dann mehr der Kunigunde von Thurneck ähnlich ſieht als dem Käthchen von Heilbronn."

„Und hat man keine Vermuthung, wer dieſe bedauernswürdige Fremde ſey?" fragte ich, ſchon meinen Schritt nach dem Eingange des Spielhauſes lenkend.

„Viele wollen unter der Larve hervor Verwünſchungsworte in engliſcher Sprache gehört haben," verſetzte Lebermann. „Im Bade geht das Gerücht von einer reichen und vornehmen Engländerin, die ihre Wohnung im portugieſiſchen Hofe genommen habe, aber ſo ſchwach und elend ſey, daß ſie das Zimmer nicht verlaſſen könne. Nun meint man, — aber Sie wiſſen, daß es in der „Läſterſchule" der großen Welt eben ſo läſterlich hergeht

wie in der von Sheridan — man meint nämlich, die furiose Spielerin sey eine Verwandte, Freundin oder Gesellschafterin der reichen Milady und verwaltet die Schatulle derselben nicht eben mit der strengsten Gewissenhaftigkeit, sondern benutze sie, um den Anfang einer Carriere von „dreißig Jahren aus dem Leben eines Spielers" zu machen. Aber wie oft betrügt nicht der Schein, wie oft hat nicht „der Ruf" Lustspiel von Kotzebue, schon die Wahrheit verwechselt!"

Wir betraten den Eingang des Tempels, wo die edelsten Gefühle der unedelsten Leidenschaft geopfert werden. Unter den nahen Linden vor dem Spielhause sah ich eine dunkle Gestalt, die dort auf und niederschritt. Wahrscheinlich war es der Diener jener Unglücklichen, der ihrer harrte. Lebermann vertraute seine Guitarre einem der Aufwärter, und wir näherten uns der verhängnißvollen Tafel, die von einer zu dieser späten Stunde ungewöhnlich starken Anzahl von Besuchern umgeben war.

Der alte Herr, der sonst mein besonderes Interesse im Spielsaale erregt hatte, war nicht mehr zugegen. Jene wunderliche Verlarvte aber konnte

ich genau beobachten, denn der Zufall hatte mich dicht neben sie geführt. Sie schien im Eifer des Spiels nicht zu bemerken, daß sie einen neuen Nachbar erhalten. Eine seltsame Empfindung ergriff mich gleich, als ich in ihre Nähe trat. Ich fühlte mich tief bewegt, mir war es, als sey ich berufen, als habe ich ein räthselhaftes Recht, sie zurückzureißen von der unglückseligen Tafel, wo sie den Feinden ihrer Seele, ihr irdisches und ihr himmlisches Wohl verspielte. Aus dem Gezischel der Umstehenden vernahm ich, daß sie schon außerordentliche Summen verloren habe. Sie setzte jedesmal Geld, sie verfuhr ohne gehörige Kenntniß des Spiels, sie verlor fast unausgesetzt. Ich hörte sie seufzen, ich sah ihre Hand zittern ich bemerkte die krampfhafte Bewegung, die ihre ganze Gestalt bei jedem neuen Verluste durchzuckte. Sie mußte in der That noch in der Blüthe der Jahre stehen. Ihre schlanke Gestalt, die Zartheit und Weiße des Nackens, ihre ganze Haltung bewiesen es. Sie war keine Engländerin. Mein Gehör, das von jeher der feinste meiner Sinne gewesen, nahm oft leise Äußerungen von ihr auf, die in rein deutscher Mundart ausgestoßen wurden. In ihrer Seele schien ein Sturm der wildesten Art zu wüthen: „Nur diesen Satz, mein Gott, nur diesen Satz laß mich gewinnen!“

betete sie in frevelhafter Inbrunst. Dann wieder bebte es über ihre Lippen: „Ich bin verloren, wenn dieser Satz nicht einschlägt! Gott, laß mich nicht ganz sinken, zwinge mich nicht zum Selbstmorde!“ Ich konnte mich kaum mehr zurück halten. Nur der Gedanke, daß man es für lächerlich, zudringlich und anmassend halten würde, wenn ich gleich auf der Stelle die Unglückliche von dem Abgrunde, an dessen Rande sie schwebte, retten wollte, daß sie selbst vielleicht, durch diese öffentliche Besorgniß um ihr Wohl beleidigt, dann auch für die Zukunft mir jede Gelegenheit zu einer rathenden wohlmeinenden Mittheilung vereiteln würde, konnte mich für den Augenblick zur Ruhe und zur Mäßigung bewegen. Aber ich beschloß, ihr zu folgen, sie auf dem Heimwege anzureden und ihr dann mit den lebhaftesten Farben die unselige Bahn zu schildern, auf der sie wandelte, ihr das entsetzliche Ziel zu zeigen, dem sie entgegenschreite, ihr die Erinnerung des friedlichen Glückes zurückzurufen, dessen sie vor ihrer Verirrung zum Spieltische gewiß genossen und die Ueberzeugung in ihrer Seele zu wecken, sie könne dieses Glück, mit denen die Zweifel, die Qualen, in denen sie jetzt lebte, im schrecklichsten Widerspruche standen, wieder gewinnen gegen das Opfer der traurigsten Leidenschaft.

Mein Vorſatz kam nicht zur Ausführung. Der Banquier erklärte plötzlich das Spiel für geendigt. Im Gedränge verlor ich die Unbekannte aus den Augen, und als ich hinaus eilte auf den freien Raum vor dem Spielhauſe, war auch der Mann im Mantel, der dort geharrt hatte, verſchwunden. Ich mußte mir mein gutes Werk für ein anderes Mal vorbehalten, denn ohne Zweifel hatte die Verlarvte den Saal früher als ich verlaſſen, und wer konnte ſie nun in der herrſchenden Dunkelheit wieder auffinden oder ſie einholen? Es that mir leid. Ich hatte mich gerade in der rechten Stimmung zu einem Angriffe auf ihr Gewiſſen, zu einer Ermahnung, die Würde der zarten Weiblichkeit gegen eine unlautere Leidenſchaft zu erheben, gefühlt.

Lebermann geſellte ſich wieder zu mir. Einige leiſ' angeſtimmte Accorde auf der Guitarre benachrichtigten mich von ſeiner Nähe. Er ſuchte mich, während wir den Weg nach dem Hauſe, das wir gemeinſchaftlich bewohnten, einſchlugen auf mancherlei Weiſe in ein Geſpräch zu verwickeln; ich aber war viel zu ſehr in meinen Gedanken mit jenem beklagungswerthen Weibe beſchäftigt, als daß ich ſeinen Reden hätte Aufmerkſamkeit widmen können. Unſer Weg führte uns an einem Keller vorüber, in dem für Leute der unterſten Klaſſe,

für Wüstlinge aus der Hefe des Pöbels Wirthschaft gehalten wurde. Hier haußte das Laster in seinen empörendsten Erscheinungen, hier trat die thierische Gemeinheit in ihrer ganzen Rohheit ins Leben. Wüstes Geschrei, Gläserklirren und Fluchen klang noch von dort herauf. Ein dämmeriges Licht brach durch die trüben Souterrainfenster. Ich konnte mich, als wir näher kamen, nicht enthalten, still zu stehen. Es war mir, als klänge durch das allgemeine Getöse ein ängstlicher Ruf nach Hülfe herauf, eine halbunterdrückte, jammernde, nach Rettung schreiende Stimme. Ich machte den Direktor aufmerksam. Er lauschte, er kniete auf den Boden hin und bemühte sich, durch die schmutzigen, größtentheils blinden Fensterscheiben etwas zu erkennen.

„So gewiß Karl Moor ein Held ist," rief er aus, „so haben sie einen unten, an dem sie den „Raub im Schwarzwalde," oder etwas dergleichen ausführen wollen. Sie knieen um, sie knieen auf ihn. Es ist ein alter Mann, denn ich sehe weiße Haare, die am Boden hin und her flattern. Wollen wir das dulden, Freund? Wollen wir nicht hinabfahren auf die Böſewichter wie ein Sturm und Wetter? O, ich habe Muth, Herr von Frohberg, ich habe ihn erworben, als ich noch Helden-

rollen ſpielte, den „Otto von Wittelsbach," von Babo, und den „Wallenſtein," von Schiller!

Schon hatte ich mit einem ſtarken Fußtritte die Thür des Souterrains aufgeſchleudert. Ich ſah die Scene, die Lebermann geſchildert, ich ſah einen einzelnen Mann, von Mehreren überwältigt, am Boden liegen, die irgend eine Gewaltthat an ihm verüben wollten. Mein donnerndes: „Halt!" das wie vom Himmel auf ſie herabfuhr, unterbrach ihr Beginnen. Lebermann, der ohnehin einen Grimm auf ſeine Guitarre hatte, weil dieſe ihm, wider ſeinen Willen, bei dem Ständchen Lelie's dienen mußte, ſchleuderte das Inſtrument ſo gewaltig auf ſie nieder, daß es, nachdem es einige der Männer unſanft berührt, am Boden in tauſend Stücke zerſprang. Dieſer wunderliche Angriff, deſſen mehr oder minder gefährliche Eigenthümlichkeit ſich die Streitenden im Augenblicke nicht erklären konnten, machte auf ſie einen ſeltſamen Eindruck. Einige von ihnen traten ſtarr und entſetzt zurück, die übrigen flohen in den Hintergrund der Spelunke, wo ihnen ein anderer Ausweg zur Flucht offen ſtehen mochte. Als wir hinabkamen, fanden wir nur noch vier von ihnen, die uns erſchrocken und erwartungsvoll anblickten.

Jetzt erhob ſich ſchwer und mühſam der Mann,

der von ihnen am Boden mißhandelt worden. Sein Gesicht, seine Hände waren blutig. Im matten Lichte der einzigen Lampe, die von der Decke herab hing, erkannten wir ihn: es war der räthselhafte Alte vom Spieltische, der uns Beiden wohlbekannte Hauptmann Warno. Seine Kleidung trug alle Spuren des Vorgefallenen, sie war beschmutzt und zerrissen; die grauen Haare hingen wild über das blutige Antlitz herab. Als er aufgestanden war, sah er mit drohenden flammenden Blicken um sich. In die blutigen Gesichtszüge trat jenes Hohnlächeln, das mir schon von seinem Verkehr mit dem Bankhalter her bekannt war. Rasch griff er jetzt in eine Seitentasche und holte ein Paar Terzerole hervor, die er mit gespanntem Hahn seinen frühern Peinigern entgegenstreckte, indem er in einem verbissenen Tone sagte:

„Hättet ihr mich nicht überfallen wie die Memmen und Schelme, so hätten ein Paar von euch Blei speisen müssen, ehe ihr mich niedergeworfen. Jetzt wage sich einer heran, wenn ihm sein Leben lieb ist! Hier gilt's ein anderes Spiel wie sonst, hier wird um Tod und Leben gewürfelt!“

Er verharrte in der drohenden Stellung, die er angenommen hatte. Es war ein abschreckendes Schauspiel, das der Mann mit dem greisen Haare

bot. Das verzerrte Angeſicht, das Blut auf dieſem, das boshafte Lächeln in ſeinen Zügen, die ganze hagere, vor Wuth und Rache bebende Geſtalt, die Mordſucht, die aus ſeinen Bewegungen ſprach, erſchütterten meine Seele und theilten ſie in Gefühle des Mitleids und des Abſcheus. Lebermann konnte in dieſem Augenblicke andern künſtleriſchen Gedanken Raum geben.

„Herrlich, göttlich!“ flüſterte er mir zu. „Der wahre „König Lear,“ von Shakſpeare, als er ſeinen ruchloſen Töchtern flucht. Iffland kann ihn nicht wahrhafter ins Leben geſtellt haben. Solche Natur erreicht keine Kunſt!“

„Beruhigen Sie ſich!“ ſagte ich indeſſen zu dem Hauptmanne, indem ich zwiſchen ihn und die Männer trat, welche vor den drohenden Piſtolenläufen ängſtlich zurückwichen. „Setzen Sie Ihre Waffen in Ruhe, Sie haben nichts zu fürchten, Sie können auf den Beiſtand zweier Männer rechnen, die Sie ſicher in Ihre Wohnung geleiten werden.“

„Verſtümmeln wollten mich die Buben,“ ſtieß er in gewaltſam unterdrückter Wuth aus, „mir die Finger abhacken.“

„„Er hat es nicht beſſer verdient um uns;“ nahm jetzt einer ſeiner frühern Peiniger das Wort. „Er hat uns im Spiele betrogen, er hat uns um

unſer Geld geprellt jeden Abend, ſchon viele Wochen lang. Heute erſt haben wir entdeckt, daß er falſche Würfel im Ärmel trug. Da iſt es keine Kunſt, auf jeden Schlag alle Fünfe oder alle Sechſe zu werfen! Keiner von uns iſt da, den der alte Spitzbube nicht gerupft hätte. Dem Mathias dort hat er über einen Thaler abgeſtohlen, mir beinahe auch ſo viel, und den übrigen wohl an drei, vier Thaler, iſt es uns zu verdenken, daß uns der Grimm packte, und wir den Betrüger zeichnen wollten auf eine Weiſe, die ihm künftig das Spitzbubenhandwerk legte? Die Finger wollten wir ihm nur ein wenig kürzen, und dann hätten wir ihn laufen laſſen und uns nicht weiter um ihn gekümmert."

Der Hauptmann zuckte wieder mit den Terzerolen; allein er widerſprach der ſchweren Beſchuldigung nicht. Sein Blick war finſter zur Erde gerichtet, das Bekenntniß ſeiner Schuld trat in den dunklen Furchen der Stirn hervor; er konnte uns nicht anſehen; aber das alte höhniſche Lächeln wich nicht aus ſeinen Zügen. Wie tief war dieſer Mann geſunken, den, allem Anſcheine nach, Stand und Bildung in den Kreis der geſitteten, guten Geſellſchaft beriefen.

Während auf mein Gebot eine Aufwärterin Waſſer brachte und dem Alten behülflich war, ſeine

unbedeutenden Wunden zu reinigen, nahm ich jene Männer, die freilich Urſache hatten, auf ihn ergrimmt zu ſeyn, bei Seite und vertheilte ſo viel Geld unter ſie, wie ihr angeblicher, durch Warno erlittener Verluſt etwa betragen mochte. Sie zeigten ſich jetzt eben ſo erfreut wie vorher trotzig und begaben ſich in den Hintergrund des Zimmers, um dort, ihrer Verworfenheit fröhnend, ein neues Würfelſpiel zu beginnen.

Lebermann ſtieß indeſſen mit dem Fuße die Trümmer ſeines Inſtruments zur Seite.

„Auf Morgen wenigſtens iſt der Lelie geprellt um ſein Ständchen;“ murmelte er vor ſich hin. „Aber ein edles Geſicht, das der Sieur Warno, ein ſchöner König Lear! Hauptmann Peſert iſt er von Iffland und ärger als jener, da er ſich ſo gemein macht mit dem Plebs und den um Pfennige betrügt.“

Der Hauptmann, Lebermann und ich verließen ſchweigend den Keller, Niemand zeigte Luſt, dieſe Stille zu brechen, während wir durch die Nacht dahin ſchritten. Als ich aber bemerkte, daß der Alte, wahrſcheinlich ermattet durch den ungleichen Ringkampf, zurückblieb und nur mühſam ſich fortſchleppen konnte, bot ich ihm den Arm und wiederholte den ſchon früher gemachten Vorſchlag, ihn

zu seiner Wohnung zu begleiten. Seine Handlung empörte mich, aber ich mußte den Unglücklichen, den Leidenschaft und Gewohnheit so tief herabwürdigten, bedauern.

Ein heiseres Lächeln war die Antwort auf meine Äußerung. Dann blieb er stehen, sah mich, wie ich beim Lichte der nahen Straßenlaterne erkennen konnte, mit scharfen, durchbohrenden Blicken an und sagte:

„Sie wollen mir diesen Dienst nicht aus Wohlwollen, sondern aus Mitleid erweisen, denn ich sehe, sie sind ein sogenannter edler Mensch, der einen Betrüger und falschen Spieler wie mich, tief verachten muß. Ja, ja, mein Herr, Sie sind zu wenig welterfahren, Sie sind, wie schon gesagt, zu edel, um den Ausdruck der Gefühle, die Sie im Augenblicke beherrschen, ganz aus Ihren Gesichtszügen verbannen zu können! Ich nehme Ihr Anerbieten an, weil ich muß; sonst würde ich Ihnen gern dieses Opfer ersparen. Was übrigens den sogenannten Edelmuth unter den sogenannten ehrlichen Leuten betrifft," fuhr er mit jenem heisern Lachen fort, indem er mich weiterzog, „so will ich Ihnen meine Ansicht darüber mittheilen. Er ist ein Schönheitsmittelchen der Seele, das in der Meinung dessen, der es zu besitzen glaubt, nie ausgeht; denn, wie

vielen Verſuchungen er auch unterliegt, wie oft ihn auch ſeine Schwäche überwältigt, der edle Menſch nimmt das nicht wahr, denn in ihm lebt das volle unerſchütterliche Bewußtſeyn ſeines Edelmuths. Er geht durchs Feuer und verbrennt ſich nicht; er geht durchs Waſſer und macht ſich nicht naß. Wir andern, verächtliche Menſchen, wir leiden vielleicht auch nur an ſolchen Schwächen, ſie drücken uns aber eine Linie tiefer hinab als jene edlen Menſchen, und dann ſind wir vor ihrem Richterſtuhle verloren, wir ſind ſchwere Sünder, Verbrecher an der Menſchheit. Und was iſt unſer Verbrechen? Haben nicht die Philoſophen aller Jahrhunderte gegen die groſſe Wichtigkeit, welche die Menſchen auf Geld und Reichthum legen, gepredigt und geeifert? Wir Spieler ſind praktiſche Philoſophen. Wir ſuchen die Menſchen durch unſer Wirken, ſelbſt durch unſere Künſte an eine gewiſſe Gleichgültigkeit gegen das elende Metall, wie jene Philoſophen es nennen, zu gewöhnen; wir ſtreben, in ihre Seele eine Feſtigkeit zu pflanzen, die ſie aufrecht hält in Reichthum oder Armuth. Wenn dieſer praktiſche Unterricht verkannt, wenn er verkehrt aufgenommen wird von den Schülern, iſt das unſere Schuld? Sind unſere Abſichten nicht vielmehr löblich und eben wohl als edel zu preiſen?“

Aus diesen Reden, die Warno immer mit einem leisen Hohnlächeln begleitete, das beim Schlusse in ein lautes Hohnlachen ausbrach, ließ sich entweder auf ein noch empfängliches Gewissen, dessen Regungen der Alte durch gewaltsamen Hohn bekämpfen wollte, schließen, oder auf eine gänzliche Verderbtheit, die auch einen verderblichen und entwürdigenden Einfluß auf die Gemüther Anderer üben wollte. Ich erwiederte nichts. Diese Sprache klang mir zu unerfreulich, als daß ich sie länger hätte anhören mögen. Ich brachte die Rede auf einen andern Gegenstand, ich fragte ihn nach seinem Befinden, nach dem Zustand seiner Wunden.

„Kleinigkeiten!“ versetzte Warno. „Das ganze Leben ist ein Spiel, Wunden und Krankheiten sind die Verluste, der Tod sprengt am Ende die Bank. Daheim in einer Einsiedelei wollen wir die Sache bei Lichte betrachten. Sie werden sehen — einige unbedeutende Bäulen, einige Ritze in der Haut, sonst nichts! Kommen Sie, mein Herr! Sie sind der erste fremde Gast, der, so lange ich hier die Saison mit mache, meine Wohnung besucht. Sonst ist sie verschlossen für Jedermann, für jeden, wer es auch sey!“

„Ich gehe auch mit.“ polterte Lebermann heraus. „Ich habe für Sie gefochten wie Masa-

niello in der „Stummen von Portici“ für die Rechte des Volks, ich habe sogar meine Waffen auf dem Wahlplatze eingebüßt, gleich dem blauen Ritter in „Otto von Wittelsbach,“ ich will auch sehen, was aus Ihnen wird, wie es steht um Ihre Blessuren.“

„Das verbitte ich!“ erwiederte ernst und bestimmt der Alte. „Die Dienste dieses Herrn nehme ich an, denn ich halte ihn für einen guten Edelmann, wie ich selbst bin. Für Sie aber, Herr Komödiantendirector, ist meine Thür verschlossen. Dem Pesert, dem elenden Pfuscher und Bönhasen in der feinsten aller Künste, wo die Selbstbeherrschung, deren der Mensch fähig ist, auf die höchste Spitze getrieben wird, soll ich ähnlich sehen? Ich habe es wohl gehört, Monsieur Lebermann! Ha, ha, ha,“ wandte er sich mit einem wilden Gelächter zu mir. „Ich war in einer großen deutschen Reichsstadt, als gerade der berühmte Iffland diesen jämmerlichen Gesellen darstellte. Meine Freunde und ich, wir wollten doch sehen, wie sich das Ding mache, ob etwas zu profitiren sey von neuen artigen Coups de main in der edlen Kunst. Wir — lauter ausgediente Spieler, lauter Männer vom Fache — nehmen die ersten Bänke vom Parterre ein. Anfangs zeigte sich der Mensch, der Pesert, als ein

tüchtiger Kamerad, der im Feuer gestanden und den unerschütterlichen Heldenmuth gewonnen hatte, dessen ein Künstler unserer Art bedarf. Wir klatschten Beifall, wir riefen Bravo. Als er aber am Ende so jämmerlich und erbärmlich abzog, bis ein Bischen Gefängniß seinen ganzen Muth niederschlug und das Eisen seiner Stirn schmolz, da pfiffen wir und lachten ihn aus. Parole d'honneur, mein Herr, keiner von uns hätte sich so feige betragen, denn aus jedem Gefängnisse gibt es einen Ausweg. Ich habe auch gesessen, Herr," fuhr er eifriger fort, „auf Leben und Tod habe ich gesessen! Da kirrte ich den Gefängnißwärter, daß er mit mir würfelte, — o, ich kenne die schwache, jämmerliche Menschennatur! Er verlor, er wurde immer hitziger, er verdoppelte die Sätze! Bald hatte er Hab' und Gut an mich verloren. Da war er auf dem Punkte, wohin ich ihn haben wollte. Er erhielt seinen Verlust zurück, ich meine Freiheit. Was habt Ihr miserabler Posert gethan, das damit zu vergleichen wäre?" schloß er gegen den Director hin seine Rede. „Gehen Sie, Monsieur Lebermann, und träumen Sie von bessern Helden der grünen Tafel, die unter Erscheinungen ergraut sind, bei denen das Leben auf einem Septleva stand."

Das Betragen des Alten ließ mich vermuthen,

daß die Stürme der Leidenschaft, daß Nachtwachen und erschütternde Ereignisse, die in seiner Laufbahn nicht fehlen konnten, seine Geisteskräfte angegriffen hatten. Wie würde er sonst Dinge entdeckt haben, die selbst ein verhärteter Böſewicht ern vor Andern verbirgt, die ihm zum wesentlichen Nachtheil gereichen konnten?

Lebermann schien erboßt über die Zurückhaltung, welche er von Seiten des Hauptmanns erfuhr.

„Sie sind ja mit einem Male gewaltig vornehm geworden, mein Herr von Warno!“ sagte er plötzlich. „Haben etwa die Wunden, die Sie auf dem Felde der Ehre erhalten heute Abend den Gedanken an Ihre ritterlichen Vorfahren erweckt, haben Sie sich in den begeisterungsvollen Erinnerungen etwa übernommen wie der alte Brand im „Räuschchen,“ von Bretzner, so daß Sie jetzt vor überschwenglichen Gefühlen Ihrer Ritterwürdigkeit den „wunderbaren Magus“ nicht mehr kennen wollen, der Sie aus der Gewalt der Fingerabschneider befreien helfen? Ich wette darauf, wenn ich Ihnen ein Partiechen Würfel oder Gerad oder Ungerad vorschlüge, so wäre ihnen der Monsieur Lebermann ein vielwerther Gast!“

„Mit Vergnügen mein Herr!“ versetzte sogleich der Hauptmann in einem sehr höflichen Tone. „Das

ist ein Anderes, das ist eine Geschäftssache. Ich stehe ganz zu Befehl. Würfel führ ich bei mir. Dort auf dem breiten Stein unter der Laterne ist ein herrliches Plätzchen, um einige Würfe zu machen. Wenn's also gefällig ist, so lassen Sie uns dorthin spazieren."

„Schönen Dank!" erwiederte lächelnd Lebermann. „Sie sind zu stolz, mit einem Komödiantendirektor zu gehen, ich bin zu klug, mit einem falschen Spieler zu würfeln. Gute Nacht, meine Herren! Adieu, Herr von Posert!"

Er verschwand in der Nacht und eilte seiner nahe gelegenen Wohnung zu.

„Fatale Menschen, dieses Künstlervolk!" hob nach einem kurzen Schweigen wiederum der Alte an. „Sie existiren zum Verderben der Spielanstalten. Wie manche schöne Stunde wird ihren Gaukelpossen gewidmet, die, ohne den Zeitvertreib, den sie bieten, von jungen und alten Müßiggängern am Spieltische hingebracht werden würde. Diese Schauspieler sind die schlimmsten Spieler von allen und besitzen noch oft gar die Unverschämtheit, sich zu den so genannten edlen Menschen zu rechnen. Sie spielen mit Gefühlen, die sie nach der oder jener Form, die ihrem rohen Verstande für die rechte gilt, modeln, oder gar nach Fächern ordnen, und ver-

breiten so die Lüge, die Falschheit und die Heuchelei. Sie lehren den Sohn den Vater betrügen, die Gattin den Mann hintergehen, das Gesinde die Herrschaft bestehlen. Ihre Spielwuth übertrifft die der leidenschaftlichsten Spieler am Pharaotische. Ihr ganzes Leben wird eine Komödie, in der sie nur von Zeit zu Zeit die Rolle wechseln, wie es ihr Vortheil oder ihre Anmaßung erheischt. Wir andern Spieler stehen offen, ich wage selbst zu behaupten, ehrlich da. Wir riskiren Geld gegen Geld, und wenn wir auch bei irgend einer drohenden Aufforderung einen Hinterhalt legen zu einem artigen coup de main, so geschieht dieß wieder auf unsere Gefahr, auf die Gefahr, im Duelle erstochen oder erschossen zu werden, oder gar ohne weitere Umstände einen unfreiwilligen Sprung durch das Fenster zu machen. Deshalb muß man nie zu hoch spielen, wie ein alter Professor räth: nie im zweiten oder dritten Stocke!"

Bei diesem Citate, das er sehr witzig finden mochte, brach er in ein unmäßiges Gelächter aus. Die widerwärtigen Empfindungen, mit denen mich schon früher seine Äußerungen erfüllt hatten, vermehrten sich, allein ich schrieb Vieles, was abschreckend hervortrat, auf Rechnung seiner theilweisen Geistesschwäche und suchte mein Mitleid gegen den

bösen Eindruck, den seine Gegenwart hervorbrachte, überwiegend zu erhalten.

Wir näherten uns, ohne daß ich ihm Anlaß gab, die Unterhaltung fortzusetzen, einem einsam gelegenen Theil des Ortes, den in der Regel nur Tagelöhner und Leute aus der ärmern Klasse des Volkes bewohnten. Während ich meinen Gesellschafter sich selbst überließ, hörte ich ihn oft einzelne Worte vor sich hin murmeln, die ich erst bei näherer Aufmerksamkeit verstand. **Dame pord, sept gagne!** und ähnliche, den Gang des Glückspieles bezeichnende Ausdrücke, waren die Zauberformeln, die seine Seele beherrschten, die sich zwischen seinen Lippen hervor drängten. Er spielte in Gedanken Pharao. Seine Gefühle, seine Phantasie, sein Verstand, Alles war dem Dämon des Spiels verfallen. Wurden seine Gedanken durch keinen äußern Anstoß angeregt, so war er gleich der Sclave einer entsetzlichen Gewohnheit, deren Fesseln er nicht brechen konnte und schwerlich brechen wollte. Es lag etwas Grauenhaftes in diesen eintönigen Ausrufungen, die je mehr er sich zu vergessen schien, um so lauter wurden. Trotz alles Abschreckenden, das ich erfuhr, beschloß ich, dieses Abentheuer zu Ende zu bringen, und wo möglich etwas Näheres über die Schicksale und Verhältnisse des seltsamen Mannes zu vernehmen.

Mein Begleiter hemmte vor einem kleinen abgelegenen Hause, das einer Hütte glich, seine Schritte. Er machte mit seiner verwundeten Hand einige vergebliche Versuche, mit dem Schlüssel, den er bei sich führte, die Thür zu öffnen. Es wollte ihm nicht gelingen. Mit einigem Widerwillen, wie es mir schien, entschloß er sich endlich, meinen Beistand anzusprechen; auch ersuchte er mich, ihn in sein Zimmer zu begleiten, um ihm noch einige andere kleine Dienste, zu denen er sich selbst jetzt unfähig fühlte, zu leisten.

„Denn," fügte er hinzu, „Sie sind ein Edelmann, und deshalb darf ich Sie wohl, ohne Schade für meine Ehre, um eine Gefälligkeit ansprechen."

Er zog mich über einen dunklen Gang nach einer Thür, die nicht verschlossen war. Wir traten in ein Gemach, das von dem eben aufgehenden Monde sparsam erhellt, nichts zeigte als vier kahle Wände, ein schlechtes Bett, einen plump gearbeiteten Tisch und einen eben solchen Stuhl. Während der Alte sich eines chemischen Feuerzeuges bediente, um Licht anzuzünden, lachte und kicherte er leise in sich hinein. Als das Licht brannte, hob er es hoch empor, so daß es seinen Schein auf den ganzen Raum des nicht großen Gemachs warf, dessen

ganze Armſeligkeit ſich nun in allen Einzelnheiten dem Blicke bot.

„Sie ſehen, mein Herr,“ ſagte Warno, indem ſein höhniſches Kichern ſich von Zeit zu Zeit in ſeine Rede miſchte, „daß hier von einer Pracht, ſelbſt von Bequemlichkeit, wie ſie ſonſt einem Edelmanne anſtehen, keine Spur zu finden iſt. In frühern Zeiten habe ich auch viel auf ſchöne Mobilien und dergleichen gehalten. Nachdem ich aber eingeſehen, daß ſolches Holz nur todtes Kapital iſt, daß der Werth, der darin ſteckt, weit ſchicklicher in der Geſtalt von Gold- oder Silbermünzen auf dem Rouletteſche oder der Pharaobank kurſirt, hat ein Stück nach dem andern den Weg zu den grünen Tiſchen genommen, und weil ich damals gerade unglücklich ſpielte, ſind ſie in alle Weltgegenden, unter Perſonen von allen Ständen zerſtreut worden.“

Er ſetzte ſich auf das Bett und nöthigte mich, den Stuhl einzunehmen. Seine Hände bluteten noch, auf ſeinem Angeſichte zeigten ſich Spuren des ungleichen Kampfes. Er bat mich, ihn zu verbinden. Nach ſeiner Angabe fand ich eine Büchſe mit Salbe, deren Kräfte er als höchſt wirkſam pries. „Er habe ſie von einem alten Collegen erhalten,“ ſagte er, „der ſie immer bei ſich geführt, auf den Falle hin, daß an der Bank ihm irgend etwas

Nachtheiliges wiederfahre.“ Als ich den Verband zu Stande gebracht hatte, konnte ich den Drang, ihn zu bekehren, vielleicht eine glückliche Änderung in seinen traurig verwirrten Ansichten hervorzubringen, nicht länger bewältigen.

„Herr von Warno,“ hob ich an, „Sie sind ein alter Mann, und gewiß ist die Saat zur Religion und zu andern edlen Gefühlen, die eine Erziehung, wie sie Ihr Stand mit sich brachte, früh in Ihre Seele gelegt, nicht ganz verloren gegangen. Wenn auch viele wüst durchlebte Jahre ihr Unkraut über die Keime dieser Saat hinwuchern ließen, so sprießt doch, wenn der Schritt des Lebens sich dem Grabe nähert, mancher segensreiche Halm aus der frühern Zeit empor und mahnt an Gott und seine ewigen Gebote. Gewiß ist auch über Sie schon eine Stunde gekommen, in welcher Sie sich einer bessern Zeit, eines innern Glücks, das sie jetzt vermissen, erinnern. Haben Sie denn nicht empfunden, daß es die höchste Zeit ist, von dem Pfade abzulenken, auf dem Sie noch immer wandeln?“

„Mahnen Sie mich nicht an jene frühere Zeit!“ antwortete finster der Alte. „Manchmal singt es in mir von frühern glücklichen Tagen, und es ist, als wollte eine Sirenenstimme mich wieder in die alberne Kindheit verlocken, in die läppische Zeit,

wo man noch nicht perd von gagne, nicht rouge et noir von Pharo zu unterscheiden vermag. Ich will nichts wissen von jener Zeit. Ich habe sie in die Nacht der Vergessenheit vergraben, ich will sie immer tiefer in diese vergraben. Ein entsetzliches Ereigniß scheidet mein Leben in zwei Hälften, und für mich soll nur die letzte Hälfte existiren. Die war lustig und lebendig, voll Abentheuer und wunderlichem Schnickschnack. Wie aber, mein Herr, kann es Ihnen, als einem Edelmanne, einfallen, das Spiel als etwas Verdammenswürdiges, Schändliches darzustellen? Von jeher hat es sich mit der Ehre eines wahren Edelmannes vertragen, so wie denn dieser überhaupt nur den gehörigen leichten Anstand dazu besitzt. Von den Zeiten des grauen Alterthums an haben Könige und Kaiser, Fürsten und Grafen gespielt, und ihr Beispiel muß uns lehren, daß die Sache durchaus rein für jeden Stammbaum und ehrenvoll für die Spieler selbst sey. Dagegen ist nichts zu sagen, mein Herr, und Sie werden nun Ihren Irrthum einsehen."

„Aber Sie spielen falsch!" warf ich mit einiger Heftigkeit hin. „Falsches Spiel können Sie doch unmöglich anerkennen?"

„Falsch!" wiederholte er in einem fast mitleidigen Tone. „Es wäre eine lange Erklärung über

die Bedeutung dieſes Wörtleins zu geben;“ fuhr er gelaſſen fort. „Über die Falſchheit, in der die ganze Welt befangen iſt, über die Falſchheit, mit der ein Stand den andern hintergeht! Wo finden Sie den Kaufmann, der Ihnen die Wahrheit ſagt, was die Waare koſtet, die er Ihnen eben aufdringen will? Er lügt noch weit lieber und nennt Ihnen das Doppelte. Er ſpricht falſch, er handelt falſch, indem er Ihnen mehr abnimmt, als er ſelbſt gegeben hat, er lebt von der Falſchheit. Wer aber mag ihn deren beſchuldigen? Seine Handlungsweiſe iſt einmal durch die Formen des bürgerlichen Lebens ſanctionirt. Der Soldat verkauft den Muth, den er nicht beſitzt, dem Vaterlande, der Gelehrte Kenntniſſe, die ihm fremd ſind, manche Braut dem reichen Bräutigam eine Liebe, die ſie nicht empfindet. Alles ſpielt falſch in der Welt, mein Herr! Warum ſollten es die ächten Spieler, die Männer vom Fache nicht thun? Dieſe Falſchheit, wie Sie die mühſam erlernten künſtlichen tours de main nennen, iſt ein zweites Spiel im erſten. Geſunde Glieder werden auf das Spiel geſetzt, das Leben ſelbſt, und ich meine, daß hiermit jede Differenz zwiſchen dem ſogenannten falſchen Spieler und dem Pointeur, der Auge hat zu ſehen, ausgeglichen iſt. So, mein Herr, denke ich als Edelmann! Das

eigentliche falsche Spiel ist ein ganz anderes. Das kenne ich auch, denn es hat furchtbar in mein Leben gegriffen, es hat meinen Geist erschüttert, daß ich manchmal glaube, ich tappe in der Nacht des Wahnsinnes."

Warno starrte mit den großen, aus ihren Höhlungen hervorgetretenen Augen auf einen Fleck am Boden. Das höhnische Lächeln um die Lippen war verschwunden, die dunkle Falte auf der Stirn, deren Lebermann gedacht hatte, trat jetzt erkennbar hervor. Ich sah ein, daß jede Bemühung, diesen aus Irrthümern gebildeten starr und stark gewordenen Charakter zu richtigerer Ansicht auf den Weg der Ehre und Pflicht zurückzuführen, ein eitles Unternehmen sey; allein ich konnte mich von dem Manne noch nicht trennen, dessen Eröffnungen mich neue Blicke in die Tiefe der Menschennatur thun, neue Erfahrungen sammeln ließen, die vielleicht in Zukunft wiederum auf andere Menschen anwendbar waren. Den Faden des abgesprochenen Gesprächs wieder anknüpfend, sagte ich:

„Was nennen Sie das eigentliche falsche Spiel? Ich wäre begierig, eine Erklärung darüber aus Ihrem Munde zu vernehmen!"

Der alte Herr fuhr wie aus einem Traume empor. Er besann sich, er rieb sich die Stirn und,

indem das alte spöttische Lächeln wieder um seinen Mund erschien, versetzte er:

„Ich will Ihnen eine Geschichte aus meinem Leben erzählen, die Ihnen als die beste Erklärung dienen kann. Eine Geschichte, die gewöhnliche Menschen auch gegen mich mit Abscheu erfüllen dürfte, die aber aus dem einzig richtigen Gesichtspuncte, wie ich sie ansehe, nur meinem Gegner Schande macht. Merken Sie wohl auf, mein Herr! Es ist kein gewöhnliches Histörchen, es lohnt schon der Mühe, ihm Aufmerksamkeit zu schenken und die Gedanken an andere Dinge zu verbannen. Ich war fünfzehn Jahre jünger, als ich jetzt bin, ich war einer der Matadore unter den Meistern von unserm Fache, ich fand selten einen Gegner, der es mit mir aufzunehmen vermochte. Meine Studien hatte ich in London und Paris, in Pyrmont und Spaa gemacht, nachdem ich lange vorher schon als Dilettant schöne Anlagen entwickelt. Aus Rücksichten auf mein Geschäft mehr als aus Liebe hatte ich mich verheirathet. Ein armes, aber ein sehr schönes Fräulein aus einem alten Geschlechte war die Meinige geworden. Sie können sich nicht denken, mein Herr, wie liebenswürdig sie den Soupers sind, die meistens den Spielpartien in meiner Wohnung vorangingen, präsidirte, wie sie oft selbst anmuthig und

anlockend Bank hielt, mit welchem Scharfsinne und welcher Gewandtheit sie die kleinen Künste begriff und erlernte, mit denen wir Männer von Fach das treulose Glück wieder uns zuzuführen wissen. Unsere gemeinsame Kunst gab uns die Mittel, in Fülle und Freude zu leben. Meine Gemahlin schenkte mir zwei Kinder, einen Knaben und ein Mädchen, die also unter den günstigsten Auspicien heranwuchsen. Da kam ein Pole an den Ort, wo ich gerade meine Triumphe feierte. Er war jünger als ich, er war ein schöner Mann von Anstand und gewandtem Benehmen. Ich bemerkte wohl, als er unsere Spielpartien fast täglich besuchte, daß er meiner Gemahlin eine besondere Aufmerksamkeit schenkte; allein ein Mann von Ehre, der sich nicht compromittiren will, sieht über dergleichen Kleinigkeiten hinaus. Was mich mehr bekümmerte, war, daß er fast nie verlor. Anfangs freilich wagte er nur unbedeutende Sätze, dann aber steigerte er sie, so daß meine Casse durch den Verlust der übrigen Pointeurs nicht für das, was ich ihm auszahlen mußte, Entschädigung fand. Ich riskirte einige **coups de main** gegen ihn, ein bedeutungsvoller Blick des Polen aber sagte mir, daß er sie kenne und bemerke. Nachdem die Gesellschaft unsere Wohnung verlassen, entdeckte mir meine Gemahlin, der Pole

habe mit ihr gesprochen, und er lasse mich warnen, meine Künste gegen ihn in Anwendung zu bringen. Es war freilich eine kitzliche Sache. Einen Ehrenhandel mit dem Polen hätte ich wohl ohne Umstände ausgefochten, dann aber wurde die Ursache bekannt, und um meine fernere Geschäftsthätigkeit, meine Existenz war es geschehen. Nach einiger Überlegung hielt ich es für das Beste, unsern Aufenthalt zu verändern und an einem andern Orte neue Früchte meines Fleißes und meiner Geschicklichkeit zu sammeln. Meine Gemahlin aber setzte sich entschieden dagegen, und ohne sie glaubte ich nichts Bedeutendes wagen zu können. Die kleine Treulose hatte damals schon im traulichen Verständnisse mit dem Polen einen für mich verderblichen Plan entworfen. Ich war ein Gimpel, ich ließ mich jämmerlich täuschen. Nach acht Tagen hatten die fortgesetzten Gewinne des Polen meine Casse bis auf Weniges geleert, so daß mich zwischen einzelne Goldstücke hindurch der Boden wie ein häßliches Gespenst anstarrte. Ich mußte die Bank schließen meine Soupers fins mußten aufhören. Jetzt, mein Herr, haben Sie wohl Acht, jetzt kommt der interessanteste Theil meiner Historie; Sie werden einsehen, was falsch Spielen ist, Sie werden denjenigen nicht mehr einen falschen Spie-

ler nennen, der gegen schnödes Geld Haut und Haare wagt!“

Der Hauptmann hielt einen Augenblick inne, als besänne er sich auf etwas. Dann benetzte er mit einigen Tropfen Wasser die Lippen und fuhr fort:

„Mein Gedächtniß ist schwach geworden, über dem ewigen Einerlei des perd et gagne; wenn ich mich einer Sache erinnern will, drängen sich immer Kartenblätter und Zahlen in meine Gedanken, und einzelne dumpfe Stimmen verwirren sie ganz, die aus der Tiefe meiner Seele heraufrufen, manque, passe, pair et impair, rien ne va plus und dergleichen. Also rien ne va plus heißt es in meiner Casse, und es war vorbei mit der Herrlichkeit. Da hörte ich, daß der Pole in einem der ersten Gasthöfe der Stadt Bank aufgelegt habe und treffliche Geschäfte mache. Es trieb mich hin, es zog mich an den Haaren hin. Daß er alle Künste der Handmechanik in seiner Gewalt hatte, davon glaubte ich überzeugt seyn zu können; aber ich wollte ihm aufpassen und, ertappte ich ihn, gerade so verfahren, wie er gegen mich zu Werke gegangen war, ich wollte mehr thun, ich hoffte ihn zur Herausgabe des mir abgenommenen Geldes bewegen zu können. Am nächsten Tage stand ich als Pointeur an seiner

Bank. Ich hatte alle Gelder zuſammengerafft, über die ich noch disponiren konnte, ich hatte kleine Schulden encaſſirt und glaubte mich ſo ſtark genug, meine Attaque zu beginnen. Meine Blicke hingen an den Händen des Polen. Ich ſah, daß er es bemerkte, ich ſah ihn ſpöttiſch ja mitleidig lächeln. Meine Anſtrengungen, ihn bei einem Kunſtſtücke zu ertappen, blieben vergeblich. Alles ging ihm ſo leicht und natürlich ab, daß es lächerlich geweſen wäre, einen Argwohn zu äußern, daß ich meine frühere Meinung ändern und als Mann von Ehre geſtehen mußte, ihn möge allein das Glück begünſtigen, nicht aber durch ſeine Geſchicklichkeit herbeigeführt werden ſeyn. Dennoch verlor ich Alles, was ich beſaß. Herr! Sie wiſſen nicht, welche Gluth ein ſolches Malheur in die Seele eines Mannes wirft, der das Glück bisher als ſeinen Unterthan angeſehen hat! Er erkennt Meuterei, Rebellion. Es drängt, es zerrt, es zwingt ihn, den rebelliſcher Sclaven wieder zu unterwerfen. Die Seele hat kein Häkchen, das dieſes Gelüſt nicht ergriff: Weib, Kinder, Hausſtand, Eigenthum — Alles iſt ihm gleich gültig, nur ein Ziel ſchwebt ihm vor Augen, Wiederbekämpfung des ſataniſchen Malheurs. Ich beſaß kein baares Geld mehr, aber Alles, ſelbſt das Letzte, mußte gewagt werden. Schon am Merge

des nächsten Tages wurde mein ganzer Hausrath, wurden alle entbehrlichen Kleidungsstücke, ohne daß meine Frau es wußte, die Kinder es ahnten, Eigenthum eines Trödlers, der mir gegen ansehnliche Prozente noch auf einen Tag den Gebrauch einräumte. Bis Morgen mußte sich ja Alles entscheiden! Ich erwartete mit Sehnsucht den Abend. Meine zwei Kinder, der Knabe vier Jahre, das Mädchen zwei Jahre alt, sah ich noch in ihre Bettchen legen, und ein wunderliches Gefühl ergriff mich mit dem Gedanken, daß sie morgen keine Stätte vielleicht mehr haben würden, ihr Haupt zu bergen. Ich eilte fort, ich stürmte durch einige düstere Alleen in der Nachbarschaft; dann trat ich in den nun geöffneten Spielsaal. Valet perd, Dame gagne, o, wie die vertrauten Zauberformeln mich mit einem Male umstimmten und belebten! Herr! Einem alten Spieler ist es, als begrüßten ihn alte Freunde, wenn er solche Worte hört. Ich dachte nicht mehr an die Kinder in ihren Bettchen, die ich auf die Karte setzte, ich dachte nichts als Gewinn, nichts als sept und treize leva, ich hoffte sogar auf das große va banque, die furchtbare Pulvermine, die den Banquier sammt der Bank in die Luft sprengt!"

Seine Rede war lebendiger, seine Geberde heftiger geworden. Die dunkle Ader auf seiner Stirn

ſchwoll an, ſein Angeſicht bedeckte dunkle Gluth, ſeine Stimme wurde gepreßt und bebend. Er ſprang auf und ging im Zimmer auf und nieder. Während dieſes Hin- und Herwandelns fuhr er fort:

„Ich kann, ich will mich jetzt kurz faſſen. Ein Edelmann verweilt nicht gern bei Dingen, wo er ſich am Ende betrogen und überliſtet ſah. Mit allen Herrlichkeiten, von denen ich träumte, war es nichts. Als ein Bettler ſtand ich bald vor dem grünen Tiſche und nagte an der Coeurdame, die mich ſchändlich um mein letztes Geld gebracht. Ich ſtand da ſchweigend, träumend und unthätig, bis die Bank aufgehoben war, bis die Spielgäſte ſich verlaufen hatten, und ich mich mit dem Polen allein ſah. Noch einen Satz! — rief er mir ſpöttiſch lächelnd zu. Hundert Louisd'or gegen Ihre ſchöne Frau! „Es gilt!“ rief ich auſſer mir und legte noch einmal die Coeurdame auf. Dame perd! klang es da plötzlich wie aus der Hölle herauf. Ich aber ſagte mit dem kalten Anſtande, der einem Mann von Fach in keinem Falle verlaſſen muß: Sie iſt die Ihrige; benachrichtigen Sie ſie ſelbſt davon. Der Pole ging. Ich warf mich in einen Seſſel und rief nach Champagner. Ich trank und trank — ich weiß nicht wie lange. Es war Morgen, die Sonne ſtand hoch, als ich erwachte und mich zu meinem Erſtaunen in dem bekannten Spiel-

seele fand. Nach und nach dämmerten die Ereignisse des gestrigen Abends in mir auf. Ich übersah meine Lage, ich konnte weder mir noch dem Polen einen Vorwurf machen; Alles war nach den Gesetzen des Spiels zugegangen. Aber die Kinder fielen mir doch schwer aufs Herz. Ich eilte nach Hause: Alles still und öde. Ich klopfte an die verschloſſene Thür meiner Wohnung, ich lärmte und tobte zuletzt. Da kamen die Hausleute, und ich erfuhr nun den Schurkenstreich, den mir der Pole gespielt hatte. Nach Mitternacht war er mit Extrapost vorgefahren, nur kurze Zeit verweilte er bei meiner Gemahlin, dann war er mit dieser lachend hinabgeeilt, das Kammermädchen mit den schlafenden Kindern auf den Armen war Velden gefolgt, und Alle waren fortgefahren in die weite Welt: Niemand wußte, wohin? Jetzt, mein Herr, werden Sie einsehen, was falsch spielen heißt. Der Pole hatte falsch mit mir gespielt, denn nur die Frau hatte er sich erspielt, aber nicht die Kinder, und das war eine niederträchtige Falschheit, daß er auch diese mitnahm, die ich gegen seine hundert nicht gesetzt, die ich nicht mit riskirt hatte."

Mit steigendem Eifer und steigender Heftigkeit war er zum Schlusse seiner Erzählung gelangt. Jetzt blieb er plötzlich dicht vor mir stehen, schlug

ein lautes Gelächter auf, das einige Zeit dauerte, und hob dann wiederum an:

„Finden Sie es aber nicht köſtlich, daß meine ſüße Gemahlin ſich ſo leicht in ihr Schickſal ergab? O, ich hatte es wohl gemerkt, daß ſie ſchon im heimlichen Einverſtändniſſe mit dem Polen ſtand, und deshalb ſchlug ich ſie los auf eine Karte."

„Hörten Sie nie etwas von ihr," fiel ich, den das Vernommene tief empörte, ihm in die Rede, „nie etwas von den Kindern?"

„Von den Kindern nie;" verſetzte er mit ſeltſamer, weicher Stimme. „Ich habe oft an ſie gedacht, aber ich weiß nicht, ob ſie leben, oder ob ſie geſtorben ſind. Wohin ſich der Pole mit ſeinem Menſchenraube gewendet, konnte ich nicht erfahren. Nach vielen Jahren fand ich in einem öffentlichen Blatte eine Anzeige, daß meine Frau in einem kleinem Orte an der polniſchen Gränze geſtorben ſey. Ich ſchrieb dorthin. In ihrer Geſellſchaft war nur der Pole geweſen. Auf der Durchreiſe hatte ſie eine raſch fortſchreitende Krankheit ergriffen und ſie in die Bahre gelegt. Ihr Begleiter war denn weiter gereiſt. Nun ſtand ich allein in der Welt; ſelbſt die letzte Hoffnung war mir genommen. Aber es hat auch ſein Gutes, dieſes Alleinſtehen. Man ſpielt nicht ſo ängſtlich, man

spielt freier, man wagt eher etwas dem Glücke zu Gefallen. Ich habe seitdem große Fortschritte gemacht in der Mechanik des Spiels, mein Herr, ich habe fleißiger studirt, emsiger geübt. Ich schlage die Volte mit der rechten und linken Hand, daß es keines Sterblichen Auge bemerken kann, ich empfinde mit den Fingerspitzen das leiseste Zeichen, das irgend eine bestimmte Karte bedeutet. Deshalb werde ich auch unter den Männern vom Fache der Altmeister genannt, deshalb setzt man mich nur bei großen, wichtigen Fällen in Thätigkeit.

„Wie," sagte Frohberg befremdet, „Sie gehören zu den Bankhaltern, Sie sind ein Theilhaber der Spielkasse?"

„Ich stehe gleichsam auf Pensien," erwiederte Warno spöttisch, „und werde, wie schon gesagt, auf die grand coupes verspart. Mir ahnt, daß man mich bald rufen wird, denn der junge Komödiant, der Lelio, treibt's gar zu kühn und glücklich. Die alten Collegen kennen mich und meine Kunst, sie halten mich, obschon mich einige junge Gelbschnäbel gern weggebissen hätten. Es war schon so weit gekommen, daß sie den Beschluß gefaßt hatten, mich aus der Korporation auszuscheiden. Da stellte ich mich ihnen aber als Pointeur gegenüber, ich zeigte ihnen, was auch da die Kunst und Erfahrung ver-

mögen. Sie krochen zu Kreuze, und wir vertrugen uns dahin, daß ich für jeden Spielabend meinen Louisd'or erhielt, aber nicht weiter pointiren durfte. So steht die Sache noch jetzt. Jeden Abend trete ich ihnen unter die Augen, um sie in gehörigem Respecte zu halten, und hole meinen Louisd'or. Dann aber begebe ich mich in meine kleinen Gesellschaften, dann wird bei der noblern ein Bänkchen aufgelegt, bei der Mittelklasse ein Schnittchen gemacht; muß ich aber ganz unten hinabsteigen, so begnügt man sich mit Knöcheln; aber spielen muß ich, ohne Spiel ist der Mensch, voll Leben und Gesundheit, nur ein Scheintodter."

„Daß Sie noch spielen können," versetzte ich, dem nun die Lösung des Räthsels geworden, welches die erste Erscheinung des Hauptmanns aufgegeben, „ist, was ich bewundere! Frau und Kinder raubte Ihnen die unglückliche Leidenschaft, auf eine Karte wagten und verloren Sie was die Natur mit heiligem Bande an Sie fesselte, das dame perd machte Sie für immer zum kinderlosen Vater, und dennoch vermögen Sie noch mit kaltem Lächeln, mit anscheinender Ruhe die Karte zu mischen, zu talliren, das für Sie so schwere Erinnerungen enthaltende perd et gagne zu hören — es ist mir

unbegreiflich! Sie müssen eine seltene Stärke der Seele besitzen!“

„Ich war nie sentimental, außer in einem Puncte;“ entgegnete er finster.“ „Ihr jungen Leute von jetzt verderbt den ächten Muth, die wahre Geisteskraft, die sich über Alles erhebt, durch diese Neigung zu Empfindeleien, die eines Mannes von Stand und Ehre gänzlich unwürdig erklärt werden sollte. Ja, bei großen ungeheuren Fällen will ich sie verzeihen! Sehen Sie, mein Herr,“ fuhr er fort, indem er das Licht ergriff und der Thür zuschritt, wodurch er seinen Wunsch, mich zu entfernen, deutlich aussprach, „wenn ein Blutfleck sich in die Lebensbahn eingefressen hat, wenn das Gewicht eines Mordes an dem Gewissen hängt, wenn der Gemordete gar ein Freund, ein Kindheits- und Jugendgefährte gewesen, dann mag man wohl von Zeit zu Zeit sentimental werden, dann verzeihe ich eine Rührung, durch die das Gewissen sich erleichtert, die selbst der Stärkste nicht von sich abwehren kann. Aber Sie, mein junger Herr,“ schloß er mit einem wilden Lachen, das mir durch Mark und Bein drang, „Sie kennen das nicht, Sie haben noch Niemand umgebracht?“

„Behüte Gott!“ rief ich entsetzt. „Gibt es etwas Schrecklicheres als den Mord? Wie viele Hoff-

nungen, die der Gemordete, welche die Seinigen um ihn gehegt, wie viele Sorgen, welche, als er noch ein Kind gewesen, seine Mutter um ihn getragen, wie viele Mühen der Erzieher und Lehrer, wie viele edle Gefühle, die, durch diese ausgebildet, die Menschheit beglücken könnten, werden da mit dem Leben des Unglücklichen nicht plötzlich auch vernichtet! Es gibt nichts Gräßlicheres, nichts Verdammungswürdigeres!"

Ich war dem Alten gefolgt; wir standen an der geöffneten Hausthür. Sein Angesicht hatte sich, während ich meinen Abscheu aussprach, seltsam verzerrt. Jetzt legte es sich wieder in die gewöhnlichen Falten, jetzt schwebte auch wieder das alte höhnische Lächeln um den Mund.

„Und dennoch," sagte er dumpf in sich hinein, „gibt es das, was sie die Vorsehung nennen, zu, daß in jeder Minute ein so ausgerüsteter Mensch stirbt, wer aber wagt es, die Vorsehung deshalb eines Verbrechens zu beschuldigen? Mein Herr," wandte er sich nun ungemein höflich wieder gegen mich: „Sie haben mein schlechtes Sommerlogis besucht, Sie haben mir als ein Mann von Ehre Gefälligkeiten erwiesen, Sie wissen, daß ich hier als Hauptmann Warno im Cours bin; darf ich bitten, mir zu vertrauen, unter welchem Namen Sie in der hiesigen Badeliste sich aufgeführt haben?"

„Unter meinem wirklichen;“ antwortete ich ernſt und beſtimmt. „Ich heiße und bin Lothar von Frohberg.“

Mit dieſen Worten und einer leichten Verbeugung verließ ich ihn. Seine letzten Äußerungen, nach denen ich vermuthen mußte, daß ein ſchreckliches Verbrechen auf ſeiner Seele laſte, hatten mich gegen ihn erkältet. Ich beſchloß ihn ſeinem Schickſale zu überlaſſen, und die Nähe eines Menſchen, die Gefahren mit ſich bringen konnte, für die Zukunft zu vermeiden. In einiger Entfernung von ſeiner Wohnung ſah ich mich noch ein Mal um. Er ſtand mit dem flackernden Lichte noch immer in der Hausthür und ſah mir nach. Es ſchien mir, als ſey er bleicher geworden als vorher, als ſtehe er gebeugter, als halte er ſich mühſam an dem Pfoſten der Thür aufrecht. Ich ſchwankte, ob ich noch einmal zu ihm zurückkehren, ob ich ihm, wenn ihn etwa eine plötzliche Schwäche überfallen, auf's neue meinen Beiſtand anbieten ſolle? Da verſchwand das Licht aus der Thür und mit ihm Warno. Ich hörte ſie heftig zuſchlagen und ſetzte nun in der bereits anbrechenden Dämmerung des Morgens meinen Weg nach Hauſe fort.

Ich war erſt früh ſchlafen gegangen und erwachte demnach ſehr ſpät, oder wurde vielmehr durch den ſtürmiſchen Eintritt Lebermann's geweckt, der vor mich hintrat und in groſſer Bewegung ausrief:

„Amerika iſt entdeckt, die neue Welt, in welche Lelio ſeine Zukunft einbauen will, iſt gefunden, und er kann uns nicht länger das „Geheimniß," Oper von Solié, verſpielen."

„Mein Gott," verſetzte ich, den noch vor wenigen Augenblicken ein ſchöner Traum von Melinden umfangen hatte, „wie können Sie nur ſo wild und jugendlich hereinſtürmen, beſter Lebermann, Sie, ein ſolider Gatte und Vater. Wie können Sie ſo frühe ſchon mich im beſten Schlafe ſtören?"

„So früh?" erwiederte befremdet der Direktor. „Es iſt halb zwölf, und wir haben bereits eine Probe von Schiller's Kabale und Liebe gehalten. Aber, wenn ich auch noch ſo früh eingetreten wäre und Ihnen in der That koſtbare Stunden des Schlafes geraubt hätte, ſo würde doch Alles vergolten durch die Entdeckung, die ich gemacht habe. Lelio hat geplaudert, er hat ſich verplaudert, er hat die Rolle des „Schwätzers" die er ſonſt prächtig auf den Brettern ſpielt, ins Leben übergetragen. Heute morgen riß ihn der Enthuſiasmus, der „Wahnſinn

aus Liebe“ hin. Ich ging mit ihm am Brunnen spazieren, wir sprachen vom Repertoire, von andern Dingen, die in unser Fach einschlagen. Da schritt Fräulein Melinde, die „Schönheit und Tugend,“ Oper von Martini, in eigener Person an uns vorüber, mit ihr die edle Mutter, an Anstand eine königliche Mutter aus der „Braut von Messina.“ Lelio konnte die Macht der Leidenschaft nicht länger vor mir verbergen. O, wie werde ich glücklich seyn, wenn ich sie erst besitze, wenn ich erst die Bank gesprengt habe!“ Das war das Wort der Entdeckung, das war das „Land,“ das die Matrosen des Columbus riefen, als sie Westindien erblickten. Ich hielt fest an dem Worte. Von ihm geleitet, drang ich nun immer tiefer in das „Labyrinth“ von Lelio's Entwürfen. Ich drängte ihn so, als hätte ich ihn in der „Beichte,“ von Kotzebue, und zuletzt gestand er Alles. Sein großes Ziel ist in der That die Sprengung der Bank. Es fehlen ihm etwa noch tausend Thaler zu diesem Unternehmen, und die denkt er heute Abend noch zu gewinnen. Morgen heißt es dann: va banque, und wenn der Goldschatz sein ist, dann will er hervortreten in seiner wahren Gestalt, dann will er um die schöne Melinde freien und, wenn sie ihn mit dem Jawort beglückt, einen theuern Eid leisten,

nie wieder zu ſpielen. Was ſagen Sie dazu, Herr von Frohberg, glauben Sie, daß die „Macht der Verhältniſſe,“ Trauerſpiel von Robert, ihm ein Luſt- und Freudenſpiel werden wird?“

„Ich bin kein Prophet,“ antwortete ich ruhig, „deßhalb kann ich nicht wiſſen, wie dieſe Verhältniſſe ſich geſtalten. Was wird aber Ihr Lelio, Ihr großer Unbekannter thun, wenn nun die Glücksgöttin, deren Wandelbarkeit zum Sprüchwort geworden iſt, ſich mit einem Male gegen ihn erklärt, wenn ſeine Börſe geſprengt wird und nicht die Bank?“

„Auch ich habe ihn das gefragt;“ ſagte der Director. „Er lächelte bitter und antwortete nicht, aber in dieſem Lächeln lag etwas ſehr Bedeutungsvolles, etwas Örindur'ſches möchte ich ſagen, als Herr Hugo den Selbſtmord meditirt!“

„Armer Lelio, du wirſt dein Ziel nimmer erreichen;“ ſprach ich kopfſchüttelnd. „Du kennſt Melinden nicht. Und brächte dir dein verwegenes va banque Millionen ein, und wäreſt du der liebenswürdigſte der Sterblichen und hätteſt ſchon ihr Herz gerührt, ſie würde dich verbannen aus dem ſchmerzhaft getroffenen Herzen, ſie würde ſich ſcheiden von dir auf ewig, eben weil dieſe Millionen durch das ihr tief verhaßte Spiel errungen wurden.“

„Dann thut er ſich ein Leid an,“ jammerte

Lebermann, „und ich verliere eben sowohl meinen Helden und Liebhaber, oder er geht in die weite Welt und gibt in der Verzweiflung Gastrollen. Er mag Glück oder Unglück haben: ich trage in jedem Falle des „Hasses und der Liebe Rache.“ Aber noch Eins, noch eine Neuigkeit, die Sie angeht, Verehrtester! Unser Freund, unser Jammermann aus der unterirdischen Spelunke, der mich gestern Abend so schnöde „Künstlers Erdenwallen“ empfinden ließ, sucht Sie allenthalben auf. Der würdige Edelmann verschmähte es sogar nicht, zu mir auf die Probe zu kommen und wie in tödtlicher Beängstigung, im wahren Drucke einer „Schuld,“ von Müllner, sich höflich, aber sehr eifrig nach Ihrer Wohnung zu erkundigen. Er schien außer sich, er war ein Bild der Verzweiflung. Ich gab ihm eine ausweichende Antwort und schickte ihn zum Badecommissarius. Damit haben Sie wenigstens Zeit gewonnen und können nun, wie Sie wollen, sich darauf einrichten, für ihn der „Unsichtbare,“ Oper von Eule, zu seyn, oder sans comparaison, der gastfreie Macbeth, der den Dunkan bei sich aufnimmt. Adieu, bester Freund! Morgen zur „Mittagsstunde,“ Oper von Danzi, ist Alles entschieden!“

Er eilte so rasch fort, daß ich ihn nicht weiter

befragen konnte. Was mochte, was konnte Warne von mir wollen? Unſer Zuſammentreffen, unſere Trennung in der vergangnen Nacht forderten keine weitern Erörterungen, ich war nicht begierig, die angeknüpfte Bekanntſchaft fortzuſetzen, er hatte bis jetzt ſo ſtill und zurückgezogen gelebt, den Menſchenfeind ſo entſchieden gezeigt, daß ich nicht wohl annehmen konnte, ihm ſey es aus einer geſelligen Neigung darum zu thun, ſich näher an mich anzuſchließen. Ich weiß nicht, warum mich der Gedanke an ihn beunruhiget. Es war nicht allein Mitleid mit ſeinem Alter und ſeinen Verirrungen, es war ein unerklärliches, geheimnißvoll mich zu ihm hinziehendes Gefühl, das mit meiner moraliſchen Überzeugung, die ihn verdammte, im Streite lag. Meine phyſiognomiſche Beobachtungsluſt wurde wach. Es fiel mir ein, Warne könne mit irgend jemanden, der mir früher ſehr nahe geſtanden, eine Ähnlichkeit haben, welche dieſe räthſelhafte Neigung hervorbringe. Ich rief meine alten Bekanntſchaften ins Gedächtniß zurück, ich verglich, ich prüfte, allein ich fand hier keine Aufklärung, kein Licht, das mir dieſe Dunkelheit erhellt hätte. Und dennoch — warum ſuchte ich immer nur in fernen Kreiſen, warum überging ich den, der mir am nächſten lag?

Eben hatte ich mich fertig angekleidet, um

Melinden und ihrer Mutter, meinen gewöhnlichen, dies Mal freilich etwas spät gewordenen Morgenbesuch zu machen, als plötzlich, ohne daß mich ein Klopfen von der Ankunft eines fremden Gastes benachrichtigt hätte, die Thüre meines Zimmers heftig aufgerissen wurde, und Warno in dieser erschien. Aus seinem Wesen sprach eine große innere Bewegung. Dunkle Röthe brannte auf den sonst bleichen Wangen, die Augen, von einem seltsamen Feuer belebt, sandten unsichere und irre Blicke rings umher, seine Brust holte schwer Odem, seine Glieder bebten. Er warf sich erschöpft in einen Sessel, ohne den Hut abzulegen, er ruhte einige Augenblicke, dann sagte er hastig und dringend:

„Wir sind beide Männer von Ehre, wir brauchen keine Complimente gegen einander zu machen. Sie haben mir schon einen Dienst erwiesen, ich erwarte einen größern von Ihnen. Gestern boten Sie mir das Paroli Ihrer Gefälligkeit, heute hoffe ich das Sirleva von Ihnen!“

Er hatte diese Worte heftig herausgestoßen. Mit Mühe schien er seine inneren Aufwallungen zu bekämpfen, mit Mühe einen gewaltsamen Ausbruch der Empfindungen, die ihn bestürmten, zu unterdrücken.

„Ich diene mit Vergnügen, wo es meine Verhältniffe und meine Grundsätze erlauben.“ antwor-

tete ich höflich, aber kalt. „Erklären Sie ſich näher, und dann wird ſich bald entſcheiden, ob ich Ihnen nützlich ſeyn kann und darf.“

„O, Sie dürfen!“ erwiederte empfindlich der Hauptmann. „Es iſt hier von keiner Spielgefälligkeit die Rede, ſondern von einer Handlung, wie ſie ſogenannten edlen Menſchenfreunden behagt, die, wie dieſe zu ſagen pflegen, ihren Lohn in ſich ſelbſt mit ſich trägt. Herr von Frohberg,“ bei dieſen Worten zitterte ſeine Stimme, er ſtand auf und wandte, indem er weiter ſprach, ſich von mir ab nach dem Fenſter zu, „es befindet ſich eine Dame hier, die ich vor vielen Jahren ſchwer beleidigt habe. Es iſt mehr als eine Beleidigung, was ich ihr zufügte: ich raubte ihr das liebſte, was ſie auf Erden beſaß. Es iſt die einzige That meines Lebens, die auf meinem Gewiſſen laſtet, der häßliche Fleck in meiner Laufbahn. Sie ſind ein Edelmann, Sie werden mir die Gelegenheit, mein Gewiſſen zu erleichtern, nicht verſperren, Sie werden mir behülflich ſeyn, den häßlichen Fleck abzuwaſchen.“

„Ich begreife nur nicht, wie ich das vermag?“ entgegnete ich von einem ſehr natürlichen Drange ergriffen, das Weitere zu vernehmen. „Der Kreis meiner hieſigen Bekanntſchaft iſt ſo enge, meine Verbindungen ſind ſo wenig ausgebreitet —“

„Sie kennen die Dame, die ich meine, Sie müssen sie kennen!“ fiel mir der Hauptmann sehr bestimmt in die Rede. „Es ist eine höchst achtungswürdige Frau: Die Baroneſſe von Wasserburg.“

„Melindens Mutter?“ fuhr ich hastig heraus. „Die Freundin meiner Mutter?“ verbesserte ich dann schnell.

„Dieselbe!“ erwiederte mit einem tiefen Seufzer und in einem Tone der Wehmuth, der mir fremd an ihm war, Warne. „Was ich ihr Böses zugefügt habe, kann ich nie wieder gut machen, und die Erinnerung daran ist die einzige Sache, die mich in einen sentimentalen Zustand versetzen kann. Ich möchte weinen, wenn ich meiner großen Schuld gegen sie gedenke. Freilich wird der Schmerz, den ich ihr bereitet, durch den Einfluß der Zeit gemildert seyn, sie wird mich vielleicht nicht mehr verabscheuen, sie bemitleidet mich wohl gar, aber — ich bleibe doch ein Verbrecher gegen sie, ich habe den Blutfleck im Kopfe und im Herzen, er brennt manchmal furchtbar und unerträglich — Herr von Frohberg!“ setzte er weich und bittend hinzu, „seyn Sie der Vermittler zwischen ihr und mir. Verschaffen Sie mir eine Zusammenkunft mit ihr an einem stillen, verborgenen Orte, aber forschen Sie nicht weiter nach, wenn Sie nicht etwa selbst

etwas vermuthen, welches gemeinsame Unglück uns mit einander in Berührung bringt. Verschaffen Sie mir diese geheime Zusammenkunft, damit ich die Verzeihung der Dame erflehen kann, damit der Blutfleck im Kopf und Herzen erbleiche, daß seine Gluth nicht mehr so schmerzhaft brenne."

Warno stand mit flehend erhobenen Händen vor mir. Die Starrheit seiner Gesichtszüge war verschwunden, es lag etwas tief Rührendes und Ergreifendes darin, seine Augen waren feucht, seine Wangen waren wieder bleich geworden. Quälende Gedanken schienen ihn niederzubeugen. Er war in die Knie gesunken, ich sah den Augenblick vor mir, in dem er mir zu Füßen fallen würde. Dennoch war ich zu sehr überrascht, zu sehr betroffen durch das Grauenvolle, Räthselhafte seines Geständnisses, als daß ich ihm gleich hätte eine befriedigende Antwort geben können. Besonders war mir die Hindeutung, daß ich vielleicht selbst eine Ahnung der That, die sein Gewissen quälte, eine Vermuthung über diese hegen könne, aufgefallen. Ich zögerte und besann mich. Ich forschte in meinen Erinnerungen, ich war unschlüssig über meine Antwort, und darüber vergingen einige Minuten.

Plötzlich sank er in der That vor mir auf die Knie. Der Ausdruck der Reue und der Zerknir-

schung, der noch eben rührend aus seinem Angesichte sprach, hatte sich in den der Verzweiflung verwandelt. Die zu mir erhobenen Hände zitterten heftiger, große Thränen rannen langsam über die hagern Wangen herab, seine Lippen bebten, seine Brust arbeitete in gewaltsamer Anstrengung: er wollte sprechen und konnte nicht. Es war ein herzerschütternder Anblick, welchen der alte Mann, dem der Hut entfallen war, dessen greise Locken unordentlich um den Kopf herabhingen, in dieser Lage, in dieser mächtigen Erregung der Gefühle bot. Ich wollte ihn aufheben, allein er ließ es nicht zu. Aus seiner gepreßten Brust rangen sich endlich gewaltsam die Worte los:

„Nein, nein! Ihre Hand kann mich nicht erheben, aber Ihr Wort vermag es. Sie sind ein junger Mann, Sie sind von der traurigen Wahrheit des Lebens noch nicht abgestumpft worden gegen Empfindungen der Theilnahme und des Mitleids. Seyn Sie barmherzig, sprechen Sie mit der Freundin Ihrer Mutter von mir, nennen Sie meinen Namen oder nicht — wie Sie wollen — denn Frau von Wasserburg kennt mich nicht unter demjenigen, den ich jetzt führe, sie kennt mich nur unter meinem wirklichen. Wenn Sie ihr aber von der Blutschuld sprechen, die ich gegen sie trage,

von der Reue, die ich darüber empfinde, von dem Blutflecke, der mich brennt und quält: dann weiß sie schon, wer ich bin, dann wird der Abscheu, den sie vielleicht noch nicht ganz bekämpft hat, der Güte und der Versöhnlichkeit weichen, dann wird sie geneigt werden, mir zu verzeihen, dann haben Sie Großes an mir gethan, dann kann ich ruhiger in mir seyn und habe nicht so oft die unglückselige sentimentale Stimmung zu fürchten. Ich beschwöre Sie, mein Herr, verschaffen Sie mir diese Zusammenkunft!"

Ich konnte den alten Mann nicht länger in dieser erniedrigenden Stellung lassen, ich vermochte auch nicht, seinen Bitten zu widerstehen.

„Ich will mit der Baronesse sprechen," antwortete ich, indem ich ihn aufhob, was er sich bei dieser Zusicherung gefallen ließ. „Ich werde ihr Alles vorstellen, was Sie mir mitgetheilt haben, Herr von Warno, und ich bin überzeugt, daß sich die edlen Gesinnungen der trefflichen Frau gütig gegen Sie äußern werden."

„Sie sind mein guter Geist, mein ange tutélaire, wie die Franzosen sagen!" erwiederte er plötzlich mit einer Fassung, die mich überraschen mußte. „Aber noch Eins, bester Herr! Ich bin alt, die Jahre, die Verhältnisse, Alles drängt mich. Der

Tod kann in jeder Stunde sein Warno perd aussprechen. Veranlassen Sie die Baronesse, noch heute mir diese Zusammenkunft zu bewilligen; daß ich den Ruf des Todes ruhiger vernehme. Sie kennen das Cypressenwäldchen am Schwanenweiher. Es wird wenig besucht, es ist still und einsam. Dort will ich heute Abend mit Sonnenuntergang mich einfinden, dort will ich die Freundin ihrer Mutter erwarten, dort das Wort der Verzeihung vernehmen. Aber lassen Sie mich nicht umsonst harren," setzte er in dem frühern Ton der Verzweiflung hinzu. „Lassen Sie nicht den Blutfleck mehr erglühen, mich von seiner Gluth verzehren!"

Ich gab ihm noch einmal das Versprechen, daß ich alles, was in meinen Kräften stehe, anwenden werde, die Baronesse, die in dieser Sache ohne Zweifel wohl heller sehen werde als ich, zu der Gewährung seines Wunsches zu vermögen. Er sah mich mit einem durchdringenden Blicke an, ergriff dann meine Hand und sagte ernst:

„En verité also: Sie ahnen nichts von der Wahrheit der Sache, keine Vermuthung sagt Ihnen, wer ich bin, und welches fatale Verhältniß zwischen mir und der Baronesse obwaltet?"

„Bei Gott, nein!" entgegnete ich, durch das Räthsel, das mir hier wieder entgegentrat, gereizt: „wie kann

ich wiſſen, was Sie mit Frau von Waſſerburg abzumachen haben, da ich weder die frühern Schickſale dieſer Dame, noch die Ihrigen kenne? Im übrigen ſcheint mir auch ein Wiſſen dieſer ſeltſamen Angelegenheit nicht ſehr wünſchenswerth. Sie ſprechen von einem Verbrechen, von einer Blutſchuld — es iſt nicht angenehm, Mitwiſſer ſolcher Dinge zu ſeyn, wenn man auch ſonſt durchaus keinen Theil daran hat als die bloße Kenntniß. Gern will ich Ihnen dienen, allein ich ſelbſt erſuche Sie, mich mit weiteren Eröffnungen über dieſe Angelegenheit zu verſchonen."

„Charmant!" erwiederte zerſtreut Warne, indem er meine Hand frei gab und ſich der Thür näherte. „Ich werde alſo in der Abenddämmerung im Cypreſſenwäldchen ſpazieren und dort die Entſcheidung über Wohl und Wehe erwarten."

Er entfernte ſich mit einer tiefen Verbeugung, ich aber griff nun raſch nach Hut und Stock, um die verſäumte Zeit bei Melinden wieder einzubringen.

Ich hatte noch nicht das Gaſthaus zum goldenen Hirſch erreicht, als mir ein Diener der Baroneſſe begegnete, der mir im Auftrage ſeiner Herrſchaft anzeigte, dieſe habe, wegen ungefälligen Betragens

des Wirthes, ihre bisherige Wohnung verlassen und eine andere im portugiesischen Hofe bezogen. Im portugiesischen Hofe? Sollte denn da auch nicht die wunderliche Verlarvte, die Gesellschafterin einer schwerkranken Engländerin, jene Unglückliche wohnen, die, von unbezwinglicher Leidenschaft getrieben, von ihrem Unstern geführt, jeden Abend den Bankhaltern ihren ansehnlichen Tribut brachte? Konnte ich da nicht vielleicht dieses seltsame Wesen kennen lernen, nicht vielleicht sie aufklären über ihre unglückselige Verirrung — nein, nein! ich fühlte, daß es vergebens sey, Jemanden, der so ganz schon den Schlingen des Spieldämons verfallen, durch Gründe der Vernunft und der Moral zu dem Bewußtseyn seiner Menschenwürde zu erheben; ich war durch den Verkehr mit Lelio und Warno belehrt worden, daß solche Bedaurungswerthe auch zugleich die Opfer von Sophistereien sind, die sie vor sich selbst rechtfertigen, die keine Darstellung der Wahrheit, nicht die reinste Wohlmeinendheit, nicht die sorgfältig angelegten Versuche, edle, vielleicht nur schlummernde Gefühle zu erwecken, entkräften kann.

Als ich das Zimmer der Baroneſſe betrat, fand ich diese in der Gesellschaft ihrer Tochter und einer andern jungen Dame, die mir unbekannt war. Sie wurde mir als Demoiselle Ducange, Freundin

und Gesellschafterin der Lady Maxwell, vorgestellt, welche die kranke, langsam einem gewissen frühen Tode entgegen schmachtende Zimmernachbarin der Baronesse sey. Demoiselle Ducange war gekommen, theils die Damen zu begrüßen, theils ihnen zu rathen, ihr Schlafgemach in einiger Entfernung von dem nächsten Zimmer, wo die Kranke liege, zu nehmen, da diese in den frühesten Stunden des Morgens schon von einem heftigen und lauten Krampfhusten befallen werde, der die nächsten Zimmernachbarn nothwendig stören müsse. Die Engländerin befinde sich in dem traurigsten Zustande. Fast immer liege sie in tiefer bewußtloser Schwäche, und nur, wenn der entsetzliche Husten eintrete, gewinne sie auf Augenblicke ihre Besinnung wieder, um ihre Leiden desto schmerzlicher zu empfinden.

So viel es der Anstand erlaubte, und so viel es sich unbemerkt thun ließ, beobachtete ich Demoiselle Ducange genau. War sie die Verlarvte am grünen Tische, oder war sie es nicht? — Sie war es. Sie mochte sich meiner erinnern, da ich dort dicht neben ihr gestanden hatte; ich konnte leicht bemerken, daß meine Gegenwart sie in Verlegenheit brachte. Aus diesen erschlafften Gesichtszügen, die nur ein tiefer Hauch von Röthe färbte, aus

diesen matten, trüben und irren Augen, aus den Furchen der Stirn sprach die entsetzliche Leidenschaft, die hier schon frühe ihre Verwüstungen begonnen hatte. Ich erkannte sie auch an der Zartheit ihrer Gestalt, an der blendenden Weiße ihrer Haut wieder. Ihr Antlitz war nicht regelmäßig gebildet, allein es besaß interessante Einzelnheiten, die, wäre die Leidenschaft hier nicht zerstörend eingeschritten, in allgemeiner Anmuth hätte hervortreten können. Sie sprach französisch, und es schien ihre Absicht, für eine Französin gelten zu wollen. Wer aber viel mit Franzosen umgegangen war und ihre Sprache in allen ihren kleinen Eigenthümlichkeiten kennen gelernt hatte, der bemerkt leicht den deutschen Accent und öftere Germanismen, die ihr entschlüpften.

In der nun bezogenen Wohnung gab es allerlei zu ordnen und einzurichten, und so kam es, daß Melinde uns bald verließ, um sich in einem andern Zimmer zu beschäftigen. Ihr ganzes Wesen hatte heute noch einen tiefern, wohlthätigern Eindruck auf mich gemacht als gewöhnlich. Ich hatte sie mit Demoiselle Ducange verglichen, die in gleichem Alter mit ihr stehen mochte. Aber welcher Unterschied! Wie sprach bei Melinden Tugend und Seelenreinheit, ihr unbewußt, aus dem offenen strahlenden Auge, aus den Rosen der Wangen, aus

der Himmelsheiterkeit der Stirn, aus dem Tone der Stimme, aus jeder Bewegung, während jene Unglückliche die Zeichen der Stürme, die ihr Inneres zerriſſen, der Leidenſchaft, die ſie verzehrte, in dem matten, unſichern Blicke, in allen Zügen und Gebehrden an den Tag legte! Ich ſah Melinden entzückt nach. Dann wandte ich mich zu ihrer Mutter und bereitete dieſe, indem ich ſie um eine zeugenloſe Unterredung über einen ſehr ernſten und wichtigen Gegenſtand bat, auf die Entdeckungen, welche ich ihr zu machen hatte, vor. Sie ſchien unruhig, ſie ſchien überraſcht. Als ich ihr den Namen Warne nannte, konnte ich leicht bemerken, daß ſie dieſen zum erſten Male hörte. Ich gedachte nun der Art, wie ich ſeine Bekanntſchaft gemacht hatte; ſo ſchonend als möglich erzählte ich den Auftritt im Keller; die empörende Begebenheit mit dem Polen, welcher ihm ſeine Frau und ſeine Kinder geraubt hatte, verſchwieg ich ganz. Die Baroneſſe ließ ſich genau die Geſtalt des Mannes, die Grundzüge ſeines Geſichtes, die Art ſeines Benehmens beſchreiben. Ihre Unruhe nahm zu, eine beſtimmte Erinnerung ſchien in ihr zu erwachen. Ich ſah, daß dieſe Erinnerung von Gefühlen begleitet war, die ihr ſchmerzlich fielen. Ihr Auge trübte ſich, der Ausdruck von Trauer, der immer ihre Stirn bewölkte,

wurde deutlicher und sprechender. Warno's Besuch auf meinem Zimmer kam jetzt zur Sprache. Hier mußte ich umständlicher seyn, damit der Baroneſſe keine Andeutung entging, welche ſie ihren Mann erkennen laſſen konnte. Aber ſie ahnte, ſie erkannte ſchon, das zeigte ihre zunehmende Bewegung, das zeigte ihre Bemühung, mir die Thränen, die ihr ins Auge traten, zu verbergen. Endlich, als ich der Blutſchuld gedachte, deren Warno ſich gegen ſie anklagte, des Blutflecks, der auf ſeinem Leben hafte, und der von ihr allein, wenn auch nicht gänzlich getilgt, doch gemildert werden könne, brachen ihre Thränen unaufhaltſam hervor, ſie verbarg ihr Angeſicht in ein Tuch, ſie ſchwankte zum Fenſter, um ſich meinen Blicken zu entziehen, um nach Ruhe und Faſſung zu ringen. Es gelang ihr erſt nach einiger Zeit, ſich in eine friedlichere Stimmung zu verſetzen und die Thränen zu hemmen, die in reichlicher Fülle floßen.

„Ich kenne dieſen Unglücklichen;“ ſagte ſie dann, indem ſie zu mir zurückkehrte. „Er hat mir die tiefſte Wunde meines Lebens geſchlagen, aber ſich ſelbſt noch tiefere. Und Sie, Herr von Frohberg, ahnen Sie denn nicht, wer er iſt? Scheint Ihnen dieſer Warno durchaus ein Fremder?“

Ihr Blick ruhte forſchend auf mir. Ich war

befremdet, faſt dieſelbe Frage aus dem Munde von Melindens Mutter zu vernehmen, die auch Warno an mich gethan hatte. So wenig ich mich berechtigt hielt, mich in ein Geheimniß einzudrängen, das, wie ich glauben mußte, nur die Baroneſſe und den Hauptmann anging, ſo konnte ich doch nicht umhin, meine Verwunderung über dieſes ſeltſame Zuſammentreffen zu äußern. Ich hoffte von der Baroneſſe eine Erklärung zu erhalten, die mich befriedigen möchte, ich hoffte das Räthſel, welches mich in eine Beziehung zu Warno ſtellte, gelöſt zu ſehen. Kopfſchüttelnd aber nahm Melindens Mutter das Wort:

„Es gibt Dinge," verſetzte ſie, „deren ſo wenig als möglich unter den Menſchen gedacht werden ſollte. Alles, was der Nachtſeite des menſchlichen Treibens angehört, wird am beſten in die Nacht der Vergeſſenheit begraben. Es war eine Unvorſichtigkeit, eine Uebereilung von mir, eine Frage an Sie zu richten, deren Beantwortung ſchon in der Unbefangenheit Ihres Benehmens lag. Forſchen Sie auch nicht weiter, da Sie nichts wiſſen, ſondern bemühen Sie ſich lieber, jede Neugier auf eine Kenntniß zu unterdrücken, die nicht erfreulich iſt. Was Ihren Warno betrifft, ſo wird mich die Zuſammenkunft mit ihm ſehr erſchüttern;

allein ich muß ihn sprechen, ich muß den Unglücklichen zu erheben, ich muß ihn zu trösten suchen, ich muß ihm verkündigen, daß ich ihm schon längst verziehen habe. Melinde darf nichts wissen von diesem Gange, nichts von dieser ganzen Angelegenheit. Ich werde Sie gegen Abend am Kaiserbrunnen finden, Sie werden mich zu dem Cypressenwäldchen begleiten, wo der Unglückliche meiner harrt, allein ich muß Sie bitten, nicht Zeuge unserer Unterredung zu seyn, uns nicht zu stören, und mich ruhig an einem bestimmten Plätzchen, das wir dann bezeichnen können, zu erwarten."

Ich versicherte die Baronesse, daß ich selbst empfinde, hier werde eine Sache in Anregung gebracht, die am besten in der Beschränkung des Kreises, dem sie einmal durch das Verhängniß zugeschoben worden sey, aufbewahrt bleibe, daß ich gern von Werken des Unglücks und der Trauer, wenn ich nicht etwa helfen oder nützen könne, mich entfernt halte. Im übrigen habe sie über mich zu befehlen, und ich werde, wie sie es wünsche, zu der bestimmten Zeit am Kaiserbrunnen mich einfinden.

Indem ich mich entfernte und über den äußern Gang schritt, bemerkte ich durch die offene Thüre eines Zimmers Melinden, die mit dessen inne-

rer Einrichtung beſchäftigt war. Wie ſchön ſtand ihr doch alles an, was ſie that! Aus jeder ihrer Bewegungen ſprach die reinſte Anmuth, auf ihren edeln Zügen ſtand das Gepräge der Reinigkeit, der innern Ruhe, mit der ſie überlegte und ordnete. Ich ſah ihrem Treiben lange zu, ehe ſie mich bemerkte. Alles geſtaltete ſich lieblich und angemeſſen unter ihren Händen. Jedes Stück zeigte ſich zu dem andern in einer gefälligen Ordnung, ohne daß eine allzuſtrenge Regelmäßigkeit den Reiz des Leichten und zufällig Scheinenden vermiſcht hätte. Melinde beſaß das Geheimniß, dem Lebloſen ein Anſehen von Leben, von einem vegetirenden Leben, wie es die Blumen haben, zu verleihen. Geſtalt und Farbe der Gegenſtände waren ihr die Leitfaden, an die ſie ihre Anordnungen reihte, die ſie ſo zu miſchen wußte, daß ein freundliches anſprechendes Bild entſtand. Sie beſaß dieſes Geheimniß, ohne es zu wiſſen. Es lag in ihren Gefühlen, in der Erziehung, die ihr von der frühſten Kindheit an durch die verſtändige Mutter geworden, die ihr immer das Wohlgeordnete als das Schöne hatte erſcheinen laſſen. Sie bemerkte mich endlich, und erhob ſich aus der gebückten Stellung, welche die Beſchäftigung, die ſie eben vorgenommen, erforderte. Eine hohe Röthe bedeckte ihre Wangen. Ich wußte

nicht, ob ich diese auf meine Rechnung, oder auf die ihrer Thätigkeit setzen sollte.

„Sie belauschen mich in einem Wirkungskreise, der eigentlich den Männern ganz verborgen bleiben sollte;“ sagte sie, während ich näher trat. „An uns ist es, hier zu säen, und wenn gleich die Ernte uns größtentheils zufällt, so mag auch der Mann, der für dergleichen Dinge Sinn besitzt, seinen Theil daran haben! Wir sind da das Leben der Häuslichkeit zu ordnen und zu bilden. Wir sehen aber die Art, wie wir das thun, nicht gern verrathen, obgleich es uns freut, wenn das vollbrachte Werk belobt wird. Mir erscheint jeder neue Aufenthalt, den uns das Schicksal, vielleicht nur auf kurze Dauer anweist, ein neuer Abschnitt im Leben; und sollten wir uns dieses Theilchen unsers Lebens nicht freundlich ausschmücken, wie es unsern Ansichten wohlgefällig ist? Wird nicht aus den einzelnen Theilchen das große Ganze, dessen Bedeutung in allen Beziehungen aufzufassen unsere schwere Aufgabe ist?“

Sie sprach mit einer so freundlichen Liebenswürdigkeit, daß ich von einem nie empfundenen Behagen in ihrer Nähe ergriffen wurde. Zugleich aber fühlte ich auch eine Verwirrung, die mich erkennen ließ, daß bald jeder Widerstand gegen die Macht meiner Gefühle, die ich Melinden bisher,

wie es die Jugend unſerer Bekanntſchaft erheiſchte, verbergen hatte, vergeblich ſeyn würde. Dieſe Verwirrung ſtieg von Augenblick zu Augenblick, je länger ich Melinden betrachtete. Sie ſchien ſie zu bemerken, ſie wurde ängſtlich und konnte oder wollte mir doch ihre Hand nicht entziehen, die ich im Übermaß der Empfindungen ergriffen. Schleuniger, als man glaubte, war der verhängnißvolle Moment meines Lebens gekommen. Ich war nicht mehr Herr meiner Selbſt, die Liebe hatte mich überwältigt, ſie löſte das Siegel von den Lippen, welche ſie bisher verſchwiegen gehalten. Was ich ſagte, was Melinde antwortete, weiß ich nicht. Wie ein glücklicher, beſeligender Traum ging dieſe Stunde an mir vorüber. Ich weiß nur, daß ich freudig und ſo glücklich, wie der irdiſche Menſch ſich nur fühlen kann, Melinden verließ, daß ich das Geſtändniß ihrer Gegenliebe mit mir davon trug, daß der Vorſatz nun feſt in mir ſtand, ſobald ich die Antwort meiner Mutter auf meinen Brief, die nicht anders als billigend ausfallen konnte, erhalten haben würde, bei der Baroneſſe um die Geliebte werben wollte.

Das Cypreſſenwäldchen am Schwanenweiher war etwa nur eine Viertelſtunde vom Badorte ent-

fernt. Es lag still und einsam, versteckt mit dem dunklen Spiegel, den es beschattete, ein anziehender Aufenthalt für diejenigen, welche sich ruhiger Gedanken und sinnigen Betrachtungen hingeben wollten. Deshalb eben vielleicht, und weil es die Mode nicht mit sich brachte, diesen Ort zu besuchen, begegnete man hier selten einem Badegaste. Alles athmete hier Melancholie, und die Seele, welche zu schwermüthigen Empfindungen geneigt war, wurde hier leicht von ihnen ergriffen. Die düstere Wasserfläche, von den glänzenden Schwänen durchzogen, das Geschrill der Frösche und Heuschrecken, der eintönige Schlag der Wachtel, seltsamer die rührende Klage der Nachtigall aus dem Cypressenhaine, der Anblick des Wäldchens selbst, die Bäume und Sträuche, die sonst dem Andenken theuer Verstorbenen gewidmet sind, das Flüstern des Windes in den beweglichen Zweigen und Blättern, außerdem die Stille ringsum: Alles war geneigt, das Gemüth in jene Stimmung zu versetzen, die sich von traurigen und wehmüthigen Erinnerungen nährt, welche sich in die Schmerzen einer vergangenen Zeit zurückempfindet, um irgend einem unglücklichen geliebten Wesen, oder dem eigenen früheren Unglücke stille Opfer der Rührung zu bringen.

Hierher hatte ich die Baronesse begleitet. Wie

oft ſchwebte nicht auf meinen Lippen das Geſtändniß meiner Liebe zu Melinden, die Entdeckung ihrer Gegenliebe, die Bitte um den Segen der gütigen Mutter! Aber der Ernſt, die Trauer und ſelbſt dieſe Wehmuth, welche aus dem Äußern der Baroneſſe ſprachen, ließen mich empfinden, daß der Augenblick nicht wohl gewählt ſeyn dürfte. Zugleich gedachte ich auch meiner Mutter, und daß es die Ehrfurcht gegen ſie verletzen hieße, wenn ich, ohne ihre Genehmigung erwartet zu haben, einen ſo wichtigen, entſcheidenden Schritt wagte. Ich verſchloß alſo meine Wünſche in das Innere meiner Bruſt, ich ſchritt ſchweigend und ernſt neben der ſchweigenden und ernſten Frau einher, ich mochte vielleicht eben wie ſie das Anſehen eines Trauernden haben, allein in meiner Seele brannten tauſend Freudenkerzen der beſeligendſten Hoffnung.

Melindens Mutter hemmte an dem Weiher ihre Schritte. Sie ſah über dieſen hin nach dem Wäldchen, das, ſchon von dem Schleier der Dämmerung leicht bedeckt, düſter und finſter jenſeits lag. Unter ſeinen erſten Bäumen ſchlich eine gekrümmte Geſtalt auf und nieder. Ich erkannte ſie: es war Warno. Auch die Baroneſſe hatte den einſamen Wanderer bemerkt. Sie wurde unruhiger, ihr Arm zitterte in dem meinigen, ſie ſah mich fragend an.

„Er iſt es!“ ſagte ich. „Wollen Sie, daß ich Sie zu ihm begleite?“

„Nein, nein!“ antwortete ſie haſtig, indem ſie mir raſch ihren Arm entzog. „Der erſte Augenblick unſers Zuſammentreffens könnte zu mächtig auf mich wirken, er könnte zum Verräther werden und mich zu einer Äußerung verleiten, die ich, da Sie gegenwärtig geweſen, bereuen müßte. Ich werde Sie nicht lange harren laſſen. Wir haben einige Worte zu wechſeln, jener Mann und ich, aber ſie ſind gewichtig für das ganze Leben, für ſeine Ruhe und die meinige.“

Sie entfernte ſich mit raſchen Schritten. Erſt als ſie dem Hauptmanne ſchon ganz nahe war, bemerkte ſie dieſer. Mit einer tiefen demüthigen Verbeugung trat er ihr entgegen. Er verharrte lange in dieſer Stellung, er ſchien zu ſprechen; die Baroneſſe aber wandte ſich von ihm und ſchritt tiefer in's Wäldchen, wohin er ihr ſogleich folgte. Beide waren bald vor meinen Blicken verſchwunden, und ich hatte nun Muße, meinen Gedanken und Empfindungen nachzuhängen. Ich warf mich in das duftige Gras, das am Ufer des Schwanenweihers üppig emporgeſchoſſen war. Die Wipfel der Cypreſſenbäume wurden noch vom durchglänzenden Abendrothe beleuchtet, während unten ſchon tiefe

Schatten ſich gelagert hatten. Im Weiher ſpielten ſich im wunderlichen Gegenſatze der Nachtglanz der untergegangenen Sonne und die finſtere Maſſe des nahen Wäldchens. In dieſer Einſamkeit, in dieſer friedlichen Stille konnte nur ein Gedanke, eine Empfindung in mir aufkeimen: die warme innige Liebe zu Melinden, das ſelige Bewußtſeyn, von ihr wiedergeliebt zu werden. Wie hatte ſich doch dieſe große Frage meines Lebens einfach, ruhig und befriedigend gelöſt, während ſo viele andere Begebenheiten der letzten Tage im wilden Gewirr an mir vorübergezogen waren und mir noch immer unauflösliche Räthſel boten! So mußte die reine Abſicht zum reinen Ziele gelangen, ſo fand die Liebe ihren Lohn in ſich ſelbſt, da ſie es doch eigentlich war, die Gegenliebe erzeugt hatte. Alle Vorzüge, Melindens ganze Liebenswürdigkeit und unendliche Anmuth traten vor meine Seele, und ich mußte geſtehen, daß ſie in ihrem ganzen Weſen geeignet ſey, gerade mich zum glücklichſten Gatten zu machen.

Dieſes Thema hatte ich wohl hundert Mal in meinen Gedanken variirt, völlige Dämmerung hatte ſich auf Wäldchen und Weiher niedergeſenkt, und einzelne Sterne glänzten ſchon vom abendlichen Himmel herab, als mich eine ſanfte bebende Stimme

beim Namen rief, und die Baroneſſe zu mir trat. Ich ſprang auf, bot ihr meinen Arm.

„Es iſt vollbracht!“ ſagte ſie, während wir den einſamen Ort verließen, in einem Tone, der ihre innere Erſchütterung an den Tag legte, „Ich fühle mich, da ich nun endlich das Werk der Verzeihung üben konnte, ruhiger; aber ich fürchte ſehr, daß der Unglückliche, gegen den ich es übte, wenig dadurch gewonnen hat. Sein Gemüth ſcheint zu ſehr von wilden Leidenſchaften bewegt, als daß es einen wahren Frieden in ſich aufnehmen könnte. Er iſt in traurigen Irrthümern befangen, von denen er ſich nicht loszumachen vermag. Die Stimme der Verſöhnung, die zu ihm geſprochen, wird bald verhallen vor den Lockungen des Wahnes, in dem er lebt, und dann kommen auch jene unſeligen Stunden der Gewiſſensqual, jene Schmerzen des brennenden Blutflecks wieder über ihn.“

Die Baroneſſe fröſtelte. Sie ſchlang ihr Tuch feſter um ſich, ſie ſchloß ſich näher an mich. Es war nicht zu verkennen, daß ſie die Unterredung ſehr angegriffen, daß ſie Saiten berührt hatte, die ſchmerzhaft in ihre Seele wiederklingen mußten. Meine Neugier erwachte aufs Neue. Ich war denn doch gewiſſermaßen mit verflochten in dieſe Angelegenheit, ich wußte, daß Warno zu mir in

irgend einer Beziehung ſtand. Ich ſuchte einen Ton anzuſchlagen, der die Sache nur leichthin traf, aber meine Begleiterin doch vielleicht vermögen konnte, mir einen Aufſchluß zu geben. Wie ich aber auch geſchickt und gewandt zu verfahren glaubte, ſo wich die Baroneſſe mir noch geſchickter und gewandter aus, und zuletzt richtete ſie ſehr ernſt die Bitte an mich: dieſer Sache nicht mehr zu gedenken, ſie als ganz abgethan anzuſehen, da die Erinnerung daran ſie nur ſchmerzen und betrüben könne.

Melinde ſchien betroffen, als ſie ihre Mutter in meiner Begleitung zurückkehren ſah. Sie erröthete und gerieth in eine reizende Verwirrung, weil ſie glauben mochte, ich habe der Baroneſſe das ſüße Verhältniß, das ſich heute zwiſchen uns neu gebildet, entdeckt, ich habe zu ihrer Mutter ein ernſtes Wort geſprochen, das über ihre und meine Zukunft entſcheiden konnte. Bald aber nahm ſie wohl an meiner ruhigen Stimmung, an dem Ernſte der Mutter wahr, daß ſie irre, daß wohl etwas Beſonderes ſich ereignet haben möchte, was aber keineswegs der Gegenſtand, den ſie meinte, betreffe. Eine Unruhe um die Mutter ergriff ſie nun. Sie fürchtete für ihre Geſundheit, ſie fragte ſie ängſtlich, aus ihrem ganzen Weſen ſprach kindliche Beſorgniß.

„Es ist nichts!“ sagte, sie beruhigend und ein Lächeln hervorzwingend, die Baroneſſe. „Ich bin aufgeregt, ich fühle mich gerührt durch eine Befriedigung, nach der ich mich seit vielen Jahren gesehnt und die ich nun endlich unserm Freunde Lothar zu verdanken habe. Was mich noch ernst, vielleicht wehmüthig stimmt, liegt in Erinnerungen, die sich an die ersehnte Beruhigung reihen. Dringe nicht weiter in mich, Melinde! Begnüge dich mit der Versicherung, daß ich mich körperlich ganz gesund und im Gemüth so heiter und gestärkt fühle, wie seit lange nicht.“

Die Baroneſſe besaß in der That eine große Herrschaft über sich selbst. Nach kurzer Zeit war keine Spur mehr jener räthselhaften Unterredung in ihrem Wesen zu bemerken, und sie erschien wieder sanft, gütig und freundlich in ihrer gewöhnlichen Weise.

Ich brachte den Abend bei den Damen zu, der nach eingeführtem Gebrauche mit Lectüre ausgefüllt wurde. Melinde hatte mir Schlegel's vortreffliche Übersetzung von Shakspeare's Romeo und Julie zugeschoben. Es gibt wohl keine Dichtung, die so viele bedeutungsvolle, jedes theilnehmende Gefühl anregende Beziehungen für ein junges liebendes Paar enthielt wie diese. Hatte das Me-

linde bedacht oder nicht? Nein, ſie hatte abſichtslos, nur aus reiner Bewunderung vor dieſem „zarten Gewebe aus Lieb' und Leiden" ihre Wahl getroffen. Wie oft erröthete ſie nicht, wenn ich eine Stelle las, die verborgener Liebe Glück pries, wie gerieth ſie nicht in reizende Verwirrung, wenn dann ihr Blick dem meinigen begegnete, der wohl daſſelbe ſagen mochte, was die Dichtung ſprach! Es war ein herrlicher Abend. Ich möchte ihn die noch unentfaltete Knoſpe unſerer Liebe nennen. Das theure Geheimniß, das zwiſchen uns beiden herrſchte, ſchien Melinden ein wenig zu beängſtigen und zu bedrängen, während durch dieſe kleine Beängſtigung zart und blöde die Neigung hindurchſchimmerte, die ſie und mich beglückte. Es war etwas in ihr Leben getreten, das ihr fremd war, aber doch wohlthuend ihr Herz berührte. Sie hatte den Anfang des ſüßeſten Lebensgeheimniſſes erlauſcht und harrte in anmuthiger, blöder Sehnſucht ſeiner völligen Entwicklung. Wäre nicht die Mutter zu ſehr mit ihren Gedanken an das heute Erlebte, mit ferne liegenden Erinnerungen beſchäftigt geweſen, ſo hätte ſie gewiß die Veränderung in dem Weſen Melindens bemerkt, ſie geprüft und das Rechte gefunden. Allein ſoviel ſie auch in ihrer Selbſtbeherrſchung über ihr äußeres Benehmen vermochte: aus ihrer unge-

wöhnlichen Aufmerksamkeit auf meine Vorlesung, die sich durch manche ungeeignete Antwort auf Melindens Fragen verrieth, ging hervor, daß ihr Gemüth durch jene Zusammenkunft zu tief bewegt werden sey, um so leicht, wie das Äußere, sein gewöhntes Gleichgewicht zu erhalten.

Wir trennten uns sehr spät. Als Melinde mir gute Nacht wünschte, dünkte mich dieser Wunsch in einem ganz andern Tone ausgesprochen wie sonst; so traulich und so lieb, als gebe er mir aufs Neue die Versicherung ihrer innigen Neigung. Ich war sehr glücklich, allein je glücklicher ich mich auch durch die Liebe Melindens fühlte, um so mehr mußte ich mich nach dem Antwortschreiben meiner Mutter sehnen, nach dem entscheidenden Augenblicke, in dem ich die Geliebte ganz die meinige nennen konnte.

Es war eine schöne sternhelle Nacht. Sie war milder als der Abend, kein Lüftchen bewegte sich in der lauen Atmosphäre. Meine Stimmung war so sentimental und schwärmerisch, wie nur die eines jungen Liebenden seyn kann. Im Gipfel einer Linde der großen Promenade schöpfte tief aus der Brust eine Nachtigall ihre Klänge und bildete sie bald zu einem jubelnden Triumpfgesange. Ich ließ mich in einem der vielen an einander stoßen-

den Bosquetchen, welche die Promenade begränzen, auf eine Bank nieder und lauschte der herrlichen Sängerin.

Nur erst wenige Minuten hatte ich hier meinen süßen Träumereien mich überlassen, als ich die raschen Schritte zweier Herannahenden vernahm, die in das nächste Bosquet, das nur durch eine dünne Scheidewand von Zweigen von dem meinigen getrennt war, eintraten. Ich war genöthigt, ihr Gespräch anzuhören, wenn ich nicht etwa mein schönes Plätzchen verlassen wollte; aber die ersten Worte, die ich vernahm, mußten schon mein Interesse fesseln, denn ich erkannte in der Sprecherin eine Person, die mir ohnehin bereits merkwürdig geworden war: ich erkannte Demoiselle Ducange.

„Hier sind wir sicher, hier werden wir von Niemanden belauscht;“ sagte sie. „Der Diener harrt meiner in der Promenade, bei Lady Maxwell ist ihre Kammerfrau, und meine Schritte werden wenig beachtet. Heute erlebe ich meinen doppelten Glückstag: das Spiel zeigte sich mir zum ersten Male günstig, und ich finde meinen Bruder wieder. Sprich, Hubert, wie ist es dir gegangen seit unserer Trennung, wie bist du in der Welt herumgeworfen worden, und welche Stellung nimmst du jetzt ein in der Gesellschaft?“

„Es ist wunderlich," versetzte im Tone des Nachdenkens ein Mann, der kein anderer war als Lelio, „daß wir uns gerade heute, am Vorabende der wichtigsten Entscheidung meines Lebens, wiederfinden mußten, gerade da, wo diese Entscheidung Statt finden soll! Und wie erkanntest du mich so schnell wieder, nach zehnjähriger Entfernung? Mich dünkt doch, ich hätte mich sehr verändert seitdem."

„Du bist ein Mann geworden, aber deine Züge sind fast dieselben geblieben;" antwortete Demoiselle Ducange: „es liegt eine Jugendlichkeit in ihnen, die dich erst spät verlassen wird bei der Heiterkeit, die dein ganzes Wesen zu beleben scheint. Aber gib mir Antwort auf meine Frage. Was hast du erlebt und erfahren, Hubert, und wie geht es dir jetzt!"

„Liebe Sidonia," sagte in scherzhaftem Tone der junge Mann, „erschrick nicht, wenn ich dir gleich anfangs eröffne, daß ich jetzt Schauspieler bin. Hast du nie von dem berühmten Helden und Liebhaber Lelio gehört? Siehe, der bin ich, und ich wette darauf, daß, wenn du mich in der Rolle des Hamlet oder des Räubers Moor gesehen hättest, du in Thränen zerflossen wärest, wie hundert andere deines Geschlechts! Aber du wirst des Glückes

nicht mehr theilhaftig werden, mich auf den Brettern zu bewundern. Der morgende Abend iſt ein Markſtein meines Lebens, dann werfe ich alle Rollen ab, komme es, wie es wolle!“

Lelio ſprach die letzten Worte mit großem Ernſte und großer Beſtimmtheit. Ungeachtet aller Kälte, aller Zurückſetzungen, die er von Melinden erfahren, ſchien er noch mit Hartnäckigkeit ſeinen Plan zu verfolgen. Er that mir leid. Wußte ich doch mit Gewißheit, daß ſeine Wünſche unerfüllt bleiben würden, daß ſein Loos, deſſen Entſcheidung er noch hoffnungsvoll erwartete, ſchon geworfen ſey. Ich beſchloß, ihn noch ein Mal durch Lebermann ermahnen, dieſen den Verſuch machen zu laſſen, ihn von ſeinem Vorſatze abzubringen, indem er ſogar darauf hindeuten dürfe, wie weit ich mit Melinden ſey, und daß kein Hinderniß unſerer Verbindung im Wege ſtehe. Immer ergriff mich eine ſeltſame Furcht um Lelio, wenn ich ſeiner thörichten Leidenſchaft zu Melinden gedachte. Es war mir, als habe er, ein leichtſinniger Spieler im Leben wie an der Bank, ſein ganzes Glück, ſein Heil und ſein Daſeyn auf dieſen einen Wurf geſetzt, und als könne aus dem Fehlſchlagen ſeiner hochgeſpannten Hoffnungen irgend ein entſetzliches, verhängnißvolles Ereigniß für ihn hervorgehen.

„Über meine bisherigen Lebensbegebenheiten ist wenig zu sagen;“ fuhr er fort. „Ich werde es nicht viel anders gehabt haben wie die meisten Menschen: heute Regen, morgen Sonnenschein; aber ich lernte mich wahrscheinlich leichter in Beides finden, so daß ich bald den Regen eben so gern wie den Sonnenschein hinnahm. Du weißt, ich war siebzehn Jahre, als ich dich, die Mutter und ihren Freund, den sie unsern Stiefvater nannte, verließ. Ich war besonnen genug, alle Familienpapiere, die meine Geburt und meinen Stand beweisen können, mit mir zu nehmen, und ich hoffe, sie werden mir bald gute Dienste leisten. Schwerlich hat sich die Mutter sehr gegrämt über mein plötzliches Verschwinden; sie hatte uns Beiden nie eine Liebe bewiesen, wie wir sie erwarten durften. Sie stieß uns von ihrem Herzen zurück, sie behandelte uns oft grausam. Und dennoch habe ich um sie getrauert und sie beweint, als ich vor einigen Jahren ihren Tod in einem öffentlichen Blatte las. Schon die ersten Schritte meines Wanderlebens führten mich einer Schauspielertruppe zu. Das bunte fröhliche Treiben gefiel mir. Ich gesellte mich zu den heitern Menschen, und so bin ich denn von einer Truppe zur andern gekommen, bis ich endlich die Stelle eines ersten Helden und Liebhabers bei einer ganz honorigen

Gesellschaft erlangte. Meine Plane aber gehen weiter: den Sternen oder dem Abgrunde zu! Das edle Blut unseres verstorbenen Vaters, unserer Vorfahren regt sich in meinen Adern. Ich mag nicht mehr Komödie spielen auf den Brettern, noch im Leben. Morgen gehe ich über den Rubicon wie Cäsar: Sieg oder Tod ist meine Losung."

„Du scherzest!" erwiederte leichthin Demoiselle Ducange. „Uns Beiden hat ein unglückliches Schicksal," fuhr sie dann ernster fort, „Rechte geraubt, auf die wir begründeten Anspruch haben. Ich kann dich nicht bedauern, daß du Schauspieler geworden bist, denn habe ich ein besseres Loos getroffen? Über unsere Mutter kann ich nicht anders denken wie du. Kurze Zeit, nachdem du uns verlassen hattest, machten wir die Bekanntschaft einer reichen Französin, Madame Ducange. Sie fand Wohlgefallen an mir, und als sie bemerkte, daß ich meiner Mutter und dem Stiefvater zu Last fiel, daß ich unter einem schweren Drucke traurig die Zeit der frühesten Jugend verlebte, machte sie den Eltern den Vorschlag, mich als Tochter zu sich zu nehmen, mich mit sich nach Frankreich zu führen und dereinst zu ihrer Erbin einzusetzen, wogegen ich nur meinen Familiennamen mit dem ihrigen vertauschen sollte. Meine Eltern gingen sogleich darauf ein.

Ich gewann die traurige Überzeugung, daß in dem Herzen unserer Mutter, keine Liebe für mich lebe, daß sie sich im Gegentheil der Gelegenheit erfreute, mich ganz und gar von sich zu entfernen; Alles, was ich im Elternhause schmerzlich vermißt, fand ich in der Heimath der Madame Ducange, die mich nun förmlich adoptirte und in die angesehensten Gesellschaften als ihre Tochter einführte. Einige Jahre vergingen in diesem schönen Verhältnisse. Da brachen plötzlich mehrere Banquerouttе angesehener Handelshäuser aus, bei denen Madame Ducange ihr Vermögen stehen hatte. Der herbe Schlag traf sie unerwartet, sie erkrankte schwer, sie wurde immer schwächer, und in ihrer Sterbestunde erklärte sie mir, daß ich nun kein Erbe von ihr zu erwarten habe, indem sie, arm wie eine Bettlerin, die Welt verlasse. Ich verlor meine Wohlthäterin. Die Mutter war schon früher gestorben, wie mir ein flüchtiges Schreiben des Stiefvaters gemeldet hatte. Elternlos, von den Verwandten der Madame Ducange gehässig zurückgewiesen: was blieb mir übrig, als den Antrag einer vornehmen, an unheilbarer Kränklichkeit leidenden Engländerin anzunehmen, sie auf ihren Reisen in die Bäder, von denen sie Genesung hoffte, als Gesellschafterin zu begleiten, ihrer zu pflegen und sie zu erheitern, wie

ich es vermöchte. In dieſem Verhältniſſe ſiehſt du auch hier, Hubert, als ein armes hülfloſes Weſen, das dienen muß, um zu leben."

„Um zu leben?" entgegnete mit einem Ausdruck des Befremdens der junge Schauſpieler. „Es kann dir doch an Geld nicht fehlen. Du ſpielſt viel, du ſpielſt hoch!"

„Ich wage meine Sparpfennige;" erwiederte in einem verlegenen Tone Demoiſelle Ducange. „Du haſt geſehen, wie mir heute das Glück lächelte, vielleicht wird es mir noch ſo günſtig, daß es mich von dem Drucke des Dienſtes, den ich tragen muß, erlöſt."

„Du haſt aber auch ſchon bedeutend verloren," ſagte mit ernſter Betonung Kelie. „Überhaupt ſcheinſt du nicht zum Spiel geboren, und ich möchte dir brüderlich rathen, ganz davon zu laſſen. Du ſpielſt leidenſchaftlich, mit allem Aufgebote deiner Seelenkräfte. Das bringt Unglück und verderbt den Menſchen an Leib und Seele. Leicht will das Spiel genommen ſeyn, wie ein Scherz, wenn es ſich unterwerfen ſoll. Ich bitte dich, Sidonia, ſpiele nicht mehr!"

„Du weißt, Hubert," verſetzte mit bewegter Stimme die Schweſter, „daß unſer Elternhaus nicht viel anders als ein öffentliches Spielhaus

war. Die Mutter und der Stiefvater trieben das Spiel als ein Geschäft, das ihre Existenz und die unsrige sicherte. Schon als Kind waren wir täglich Zeugen dieses Treibens und halfen oft bei den Vorbereitungen. Ist es da zu verwundern, wenn sich in unsern jungen Seelen eine Neigung fest setzte, die bei mir zwar Jahre lang schlummerte, aber nun in um so größerer Stärke erwacht ist?"

„Du irrst, wenn du meinst, daß auch ich aus Neigung, aus Leidenschaft spiele," sprach mit fortwährendem Ernste der Schauspieler. „Im Gegentheile, ich spiele aus Überlegung, aus Besonnenheit. Das Spiel behandle ich leicht, das Leben ernst. Bei leidenschaftlichen Spielen verschmilzt Spiel und Leben in Eins, indem die Spielsucht zur Beherrscherin aller Gefühle wird. Der Besonnene aber ordnet sein Spiel nach den Verhältnissen, nach den Richtungen seines Lebens. Noch ein Mal, Sidonia, spiele nicht ferner! Für dich blüht kein Glück im Spiel!"

„Und wer verbürgt es dir?" sagte gereizt das Mädchen, indem mir ein Geräusch verrieth, daß ihre Schritte sich dem Ausgange des Bosquetts näherten. „Diese Besonnenheit, diese Überlegung, mit der du groß thust, kann nichts seyn als ein Wahn, zu dem dich eine andere leidenschaftliche

Stellung, wenn auch nicht die Spielsucht, verleitet. Sprich mir nicht wieder davon! ich kann, ich darf das Spiel nicht aufgeben. Mein Schicksal, ob von einem bösen oder guten Genius geleitet, reißt mich fort auf dieser Bahn. Ich muß spielen, ich werde spielen, bis — es genug ist. Jetzt komm, Hubert! Es ist Zeit, daß ich zu meiner kranken Engländerin zurückkehre."

Sie verließen das Bosquett, und ihre Schritte verhallten bald in der Ferne. Welche seltsame, überraschende Entdeckung! Lelio ein Bruder dieser Demoiselle Ducange, beide von Leidenschaften beherrscht, die ihr Verderben herbeiführen konnten. Auch des Schauspielers Hindeutung auf eine Geburt, die ihm Ansprüche auf die Hand Melindens gebe, waren kein Mährchen, er hatte die Beweise dafür in Händen, er durfte wenigstens in dieser Beziehung hoffen. Während ich über diese wunderliche Fügungen des Schicksals nachdachte, hatte ich mich aus den Gartenanlagen entfernt und schritt am Ufer des Flusses, der dicht unter den Fenstern des Spielhauses hinströmt, hinab. War es nicht hier, als wolle man den Unglücklichen, der Ehre, Gewissen und Redlichkeit an der Spielbank verloren, um Verzweiflung einzutauschen, zum Selbstmorde einladen? Oben die Vernichtung alles irdischen

Glücks, unten der wogende Strom; wie leicht wurde da nicht die Wahl! ich wandte mich schaudernd ab, und eilte durch die dunkle Allee meiner Wohnung zu. Erst spät fand ich Ruhe auf meinem Lager. Wie Vieles hatte ich nicht zu überdenken, wie schwer war nicht Alles zu ordnen.

Mein erster Gedanke beim Erwachen am nächsten Morgen war an Lelio. Eine Landpartie, welche Melindens Mutter mit einigen Freunden und Freundinnen aus der Residenz verabredet, und zu der sie mich gütig eingeladen hatte, mußte mich den ganzen Tag über von dem Badeorte entfernt halten. Ich selbst also konnte nichts thun, ihn von irgend einem gewagten Unternehmen abzumahnen; Lebermann aber sollte, wie ich schon gestern Abend beschlossen, mein Bevollmächtigter seyn. Ich traf den Director mitten unter Frau und Kindern, das Frühstück austheilend und seinem Ältesten die Rolle des „kleinen Declamators" einlernend.

„Bester Freund," sagte ich, indem ich ihn bei Seite zog, „Sie müssen noch ein Mal mit Lelio reden, um ihn von dem tollen Streiche des va banque abzubringen! Sie können ihn merken lassen, daß der Bund zwischen mir und Melinden so

gut wie geſchloſſen iſt, Sie dürfen ihm ſagen, daß Sie es von mir ſelbſt wiſſen, und daß es nicht mit meinen Grundſätzen übereinſtimme, in ſolchen Dingen auch nur ein Haar breit von dem Wege der Wahrheit abzuweichen. Thun Sie Alles, um den jungen Mann zur Vernunft, zu einem kalten, ruhigen Nachdenken über ſich ſelbſt zu bringen. Ich fürchte ſonſt von ſeiner thörichten Leidenſchaft ein Unglück für ihn."

„Er thut's nicht!" antwortete kopfſchüttelnd und trübe Lebermann. „Nichts iſt von mir unverſucht geblieben, ſelbſt gelogen habe ich bereits, daß Sie mit dem Fräulein verlobt wären: er hört nicht, er antwortet nicht darauf, er iſt der Taubſtumme des Abbé de l'Epée. Ich habe Philoſophie geſprochen wie „Nathan der Weiſe," von Leſſing, ich habe gepredigt wie ein Iffland'ſcher Familienvater, ich habe gezürnt wie der „gutmüthige Murrkopf," von Goldoni. Alles vergebens! Er beſteht auf ſeinem Sinne, auf ſeinem Plane. Er kann auch nicht mehr zurück. Die ganze elegante Badewelt weiß ſchon, daß er heute Abend die Bank ſprengen will; denn ich habe geplaudert, ich habe die Sache unter dem Siegel der Verſchwiegenheit einigen Freunden erzählt, und unter dem Siegel der Verſchwiegenheit iſt ſie nun allenthalben herum-

gekommen. Man hat es ihm auf dem Kopf zugesagt, und er hat gelacht, aber nicht geläugnet. Ja, bester Herr von Frohberg, heute Abend wird im Schauspielhause das „Turnier von Kronstein" aufgeführt, und Gott weiß, wie es gehen wird! Ich verliere den Lelio in jedem Falle, und habe nun auch schon mich in diese Schicksalstragödie meiner Directionsführung geruhig ergeben."

„Ich kann Sie nicht verlassen, ohne das Versprechen mit hinwegzunehmen, daß Sie noch einen letzten Versuch wagen wollen!" sprach ich dringend zu Lebermann. „Sie kennen vielleicht den jungen Mann nicht so genau, wie mich der Zufall ihn hat kennen lernen lassen. Mag er leicht gesinnt und sorglos im Spiele seyn; in seinen Entwürfen ist er es nicht, und wenn nun diese, wie hier, in das Spiel eingreifen, so geben sie ihm ihre ernste, vielleicht eine entsetzliche Bedeutung. Sie müssen mit ihm reden, Sie müssen Alles aufbieten, ihm sein wahnsinniges Unternehmen zu verleiden. Auf Sie wird er eher hören als auf mich, weil er in mir den Nebenbuhler sieht, der ihn täuschen möchte. Auch bin ich verhindert, ihn heute im Laufe des Tages aufzusuchen. Noch ein Mal, bester Lebermann, rathen Sie ihm ab, sagen Sie ihm, daß ich vielleicht morgen schon öffentlich als der Bräu-

tigam Melindens erſcheinen würde — Sie verbinden, Sie beruhigen mich!“

„Meinetwegen!“ verſetzte der Director; „obſchon ich vorausſehe, daß ich abfahre mit meinem Gewerb wie Laſarra mit ſeiner Freierei bei der Johanna von Montfaucon. Er traut mir nicht, er hält mich für einverſtanden mit Ihnen, für einen Liebesvertrauten aus der franzöſiſchen Komödie. Ich will aber auf ihn einreden wie Paſtor Moſer auf den Franz Moor. Ich will ihm ſagen, daß ich ihn ſchon aufgegeben habe als erſten Helden und Liebhaber, damit er ſieht, daß ich nicht aus Eigennutz handle. Dann werde ich gerührt ſeyn wie ein edler Vater. Der alte Dallner aus Iffland's „Dienſtpflicht“ ſoll als ein Eiszapfen daſtehen, neben mir, dem feurigen Ermahner. Ich werde ihn in ein Weinhaus führen, und ihn mit exquiſitem Burgunder regaliren, um ihn für die Rührung empfänglich zu machen. Ich werde ihm vorſtellen, daß er mit ſeinem bisherigen Spielgewinne ſich ganz vom Theater zurückziehen und als ein einzelner Herr ganz anſtändig und faſhionable leben könne. Den Eheſtand werde ich ihm als einen Weheſtand, die Frau als eine Furie, die Kinder als kleine Quälgeiſter ſchildern. In den herrlichſten Farben ſoll er dagegen das Junggeſellenleben erblicken. Ihnen zu gefallen, Herr von

Frohberg, will ich das Letzte, das Äußerste versuchen, ihn von dem heillosen va banque abzuhalten, aber ich fürchte, ich fürchte — er bleibt nicht aus der Wolfsschlucht, er kommt nicht blos mit einem blauen Auge davon, wie der Jäger Max im Freyschütz!"

„Thun Sie, was Sie vermögen," erwiederte ich, ihm die Hand drückend. „Dann sind wir Beide außer Schuld, dann bleibt unser Gewissen frei."

Die Stunde war da, wo ich mich bei Melinden und ihrer Mutter zu der beabsichtigten Landpartie einfinden mußte. Ich verließ Lebermann mit den besten Hoffnungen für das Gelingen unserer guten Absicht. Was konnte in der That Lello unter der gegenwärtigen Lage der Dinge noch hoffen, warum sollte er muthwillig ein Glück das er schon besaß, auf das Spiel setzen wollen?

Ich war sehr erstaunt, vor der Wohnung der Baronesse mehrere harrende Equipagen und eben eine ansehnliche Gesellschaft versammelt zu finden. Die heutige Partie war schon vor einigen Tagen entworfen worden, man hatte davon gesprochen in geselligen Kreisen, ein Freund hatte den andern, eine Freundin die andere eingeladen, und so geschah es denn, daß sich jetzt eine weit größere Anzahl von Theilnehmern zusammenfand, als man vermuthete und wohl auch wünschte. Der schönen

Ausſicht manchen Augenblick traulichen Beiſammenſeyns mit Melinden verſtohlen zu gewinnen, mußte ich nun entſagen und mich begnügen, in ihren Blikken, in ihren Geberden die Ueberzeugung meines Glücks zu leſen.

Als wir durch die große Allee zunächſt der Promenade fuhren, erblickte ich, inmitten mehrerer Begleiter, einen Mann in einer fremden, prunkenden Militairuniform, der mir auffiel, weil er etwas Bekanntes für mich hatte; wir kamen näher, und ich erkannte den Hauptmann Warno. Aber welche Veränderung war mit ihm vorgegangen! Er ſchritt in gerader kräftiger Stellung einher, er ſprach in unaufhörlicher, lebendiger Bewegung mit denen, die ihn umgaben; er ſchien zu lachen und zu ſcherzen, auch ſeine Begleiter waren mir nicht fremd; es waren die Theilhaber der Bank. Ihm ſchienen alle ihre Aufmerkſamkeit zu widmen; er ſchritt zwiſchen ihnen daher wie ein Feldherr mit ſeinem Generalſtabe. Welche wunderliche Bedeutung mochte das haben? Sollte er vielleicht heute zu einem der groſſen und wichtigen Fälle berufen worden ſeyn, von denen er geſprochen hatte? War vielleicht er auserſehen worden, das drohende va banque des jungen Schauſpielers durch ſein Glück, durch ſeine Kunſt zum Nachtheile des kühnen Angreifers aus-

schlagen zu lassen? Ich würde für Lelio gefürchtet haben, wenn mir nicht immer noch einiges Vertrauen auf Lebermann's wirksame Vermittlung geblieben wäre.

Dennoch fühlte ich mich den ganzen Tag über zerstreut und unruhig. Die reizende Gegend sprach mich nicht an, die Theilnahme an der allgemeinen Unterhaltung der großen Gesellschaft konnte mich nicht befriedigen, da sie mich von Melinden mehr entfernte, als mich ihr nahe brachte. Gestern hatte ich mir noch so viel Erfreuliches von dieser Lustfahrt, von diesem kurzen Aufenthalte in einer ländlich schönen Umgebung versprochen; aber das Alles war vereitelt durch die übermäßige Erweiterung des geselligen Kreises, durch die Zweifel, in denen ich über Lelio's Entschluß, über die Entscheidung seines Schicksals schwebte. Es war mir, als sey ich, der seinen großen Plan durchkreuzte, zum Ersatze gewissermaßen verpflichtet, über ihn zu wachen. Aber hatte ich nicht Alles gethan, was in meinen Kräften stand, ihn von seinen Irrthümern zurückzubringen? Hatte ich, als ich selbst ihm das Thörichte seines Unternehmens vorstellte, mich nicht seinen Beleidigungen Preiß gegeben? War nicht noch meine Sorge für ihn durch Lebermann thätig und brauchte ich mir in diesem Bewußt-

seyn einen Vorwurf über das, was sich ereignen konnte, zu machen? Nein, nein! Mein Gewissen sprach mich frei, aber meine Theilnahme an dem halsstarrigen jungen Manne behauptete so ergreifend ihr Recht, daß ich mich durchaus in den Ton schicklicher Geselligkeit nicht finden konnte. Melinde bemerkte, daß meine Seele durch etwas Besonderes bewegt sey. Sie sah mich unruhig und forschend an, sie würde mich gewiß insgeheim gefragt haben, wenn sich die Gelegenheit dazu gefügt hätte.

Wir kamen spät, erst eine Stunde vor Mitternacht, nach dem Vaterte zurück. Kaum hatte ich den Wagen verlassen, kaum mich bei den Damen verabschiedet, so flog ich dem Spielhause zu, wohin mich meine tödtliche Beängstigung, die höchste Spannung auf das, was sich ereignet haben könne, trieb. Bald glänzten mir die erleuchteten hohen Fenster entgegen. Ein wildes Getöse ließ sich vernehmen, brennende Fackeln bewegten sich am Flusse herauf, viele Menschen schienen vor dem Hause versammelt. Ich verdoppelte meine Schritte, ich drängte mich in den dichten Haufen, ich vernahm die Worte: „Selbstmord, Tod, keine Rettung mehr!“ Da bewegte sich am Flusse ein düsterer Zug herauf. Mehrere Männer trugen eine Leiche, der Schein der Fackeln erhellte die leblose Gestalt, deren Angesicht durch

Blut entstellt, deren Stirn durch einen Schuß zerschmettert war. Aber an den Kleidern erkannte ich Lelio! Vor Entsetzen würde ich die Besinnung verloren haben, wenn nicht in diesem Augenblicke eine fremde Hand die meinige ergriffen, und Lebermann, der gebeugt neben den Trägern herschritt, mich angeredet hätte.

„Er hat's nicht anders gethan!“ sagte der trauernde Direktor. „Ich habe ihm Himmel und Hölle vorgestellt, ich habe ihm die Mariage zwischen Ihnen und Fräulein Melinde mit meiner Seligkeit garantirt, ich habe mich ihm zu Füßen geworfen, wie das arme Weib im „Tell“ sich dem Geßler zu Füßen wirft, aber er hat eben so wenig auf mich gehört, wie der grausame Landvogt auf das flehende Weib. Va banque! war sein Losungswort, Gewinn oder Verlust entschieden über Leben und Tod! Ich kam erst spät in den Spielsaal: eben als er das große Wort gesprochen. Da sah ich zu meinem Schrecken unsern Mann aus dem Keller, den soi-disant Warno in glänzender Uniform hinter dem grünen Tische stehen, die Bank haltend. Valet perd! klang es zwischen den höhnisch zusammengekniffenen Lippen hervor, Lelio wurde blaß wie die „Ahnfrau“ von Grillparzer, dann stürzte er zum Fenster, neigte sich über nach dem Fluße

hinab und ſchoß ſich eine Kugel durch den Kopf. Wenn er nur nicht von einem Kunſtſtückchen des ſaubern Hauptmanns geſtorben iſt. Aber ein Prachtjunge war es. Er war geboren zum Helden und Liebhaber, er iſt geſtorben als ein Held und Liebhaber. Kühn und groſsartig wie Karl Moor, entſchloſſen und feſt wie Otto von Wittelsbach!"

Ich konnte nicht ſprechen, die Bruſt war mir wie zugeſchnürt. Wie im tollen Kreiſe wirbelte Alles in meinem Kopfe: Warne wie er die Bank hielt und das verhängnißvolle Wort ſprach, Lelio ſich erſchießend im gräſslichen Falle nach den Wogen des Stromes hin. Der Zug konnte wegen des Gedränges ſich nur langſam fort bewegen. Die Leiche wurde ins Spielhaus gebracht, von einer Polizeiwache die Schaar der Neugierigen zurückgewieſen: Lebermann und ich erhielten Eingang.

„Sie hatten ganz recht mit ihrem Unglückszuge auf der Stirn;" begann jener auf's Neue. „Der arme Lelio war gezeichnet, er war beſtimmt, keines natürlichen Todes zu ſterben. Aber ihn nicht allein hat der Künſtler aus dem Keller auf der Seele. Auch die verlarvte Engländerin liegt darinnen zwiſchen Leben und Sterben, eine „Miß Sarah Samſon," von Leſſing. Sie hat Alles verſpielt am heutigen Abende: ihr eigenes Geld und

das der Lady, das sie veruntreut. Dann hat sie in einem Glas Wasser Gift genommen, das sie bei sich geführt, und eben als Lelio das Pistol auf sich abgedrückt, ist sie in Convulsionen verfallen und hat in gräßlichen Ausrufungen Alles gestanden. Schon lange spielte sie aus der Casse ihrer Gebieterin und spielte fort und fort, um wieder zu gewinnen, um zu ersetzen. So trieb sie die Verzweiflung, das Gewissen immer wieder zur Spielbank. Heute hat sie nun zu Ende gespielt: Geld, Diebstahl und Leben! Sollte man da nicht „Menschenhaß und Reue," die Menschen je geliebt zu haben, in sich aufnehmen?"

Betäubt, wie in einem entsetzlichen Traume lebend, schwankte ich in den Spielsaal. Eben trat der Brunnenarzt achselzuckend von der Vergifteten zurück. Sie war gestorben. Ihr gegenüber legte man Lelio's Leiche nieder. In der Mitte des Saales stand in seiner glänzenden Uniform Warno und sprach dem Anscheine nach, ruhig mit seinen Collegen.

Da trat ein Aufwärter zu mir und überreichte mir einen Brief. Er sey von Lelio, sagte er, und ihm von diesem mit dem Auftrage eingehändigt worden, ihn nicht eher an mich abzugeben, als nach der elften Abendstunde, wenn er ihn bis dahin

nicht etwa ſelbſt zurückfordere. Ich öffnete raſch, Alle drängten ſich um mich her. Ewiger Gott, welche Entdeckung! Lelio war der Sohn meines verlorenen, mit dem Freundesmorde beladenen Oheims, die unglückliche Geſellſchafterin der Lady, Demoiſelle Ducange, ſeine Tochter.

„Bruder und Schweſter liegen hier todt!“ rief ich aus. „Hubert und Sidonia von Werneck: beide Selbſtmörder, Opfer der entſetzlichſten Leidenſchaft, wenn nicht gar eines Verbrechens!“

Meine Blicke trafen Warno. Mit dieſem aber ging plötzlich eine erſchreckliche Umwandlung vor. Wild fuhr er aus ſeiner anſcheinenden Ruhe empor, ſtürzte auf mich los, ergriff mich ſtark mit beiden Händen an den Schultern und rief in einem wunderlichen, ſingenden Tone, während ſeine Augen aus ihren Höhlungen hervorzudringen drohten:

„Wen nannten Sie? Hubert und Sidonia von Werneck? Nein, nein! Ich habe mich verhört. Wenn man alt wird, werden die Sinne ſchwach. Nennen Sie noch ein Mal jene Namen, die Sie ausſprachen: ſie klingen gewiß ganz anders, es ſind fremde Namen, nie gehörte, vielleicht nur gemachte!“

„Hubert und Sidonia von Werneck!“ wiederholte ich ſehr beſtimmt und deutlich. „Die

Beweise für die Identität ihrer Person sind vorhanden. Möchten Sie, mein Herr, sich keine Schuld an diesem doppelten Selbstmorde beizumessen haben!"

„Selbstmord!" lächelte der alte Spieler, wie im Wahnsinne, entsetzlich auf. „Hier ist kein Selbstmord! Ich habe sie gemordet, denn ich habe falsch gespielt gegen sie, ich habe sie in Verzweiflung und Tod getrieben. Ich, der Vater seine Kinder, ich, der höllische Kunststückmacher, habe gewüthet gegen mein eigenes Fleisch und Blut, ich habe den Sohn bestohlen, durch Unterschlagung der gewinnenden Karten, ich habe die Tochter auf gleiche Art beraubt, ihm habe ich das Pistol geladen, ihr das Gift gemischt — ich bin der alte Eustachius von Werneck, der Mörder seines Freundes, seiner Kinder."

So viele bittere Erfahrungen auch wirkungslos an dem Leben des Spielers vorübergegangen seyn mochten, der Heftigkeit dieses Sturmes konnte er nicht widerstehen. Laut weinend warf er sich zwischen den beiden Todten nieder. Er küßte das blutige Angesicht des Sohnes, die erstarrte Hand der Tochter. Es war ein schrecklicher Anblick, den der alte Mann mit den greisen Locken in dieser Lage gewährte; es zerriß das Herz, seine furchtba-

ren Anklagen gegen ſich ſelbſt, ſeine Verwünſchungen zu hören. Er war mein Oheim. Die Stimme der Verwandtſchaft ſprach in mir. Ich redete ihn an, allein er vernahm mich nicht. Ich nannte den Namen meiner Mutter, ſeiner Schweſter. Da zuckte er noch ein Mal empor, dann wurde er plötzlich ganz ſtill, ſein Körper ſtreckte und dehnte ſich: ein Schlagfluß hatte ihn tödtlich getroffen.

Viele Räthſel hatte der Tod dieſer drei Unglücklichen gelöſt; das letzte wurde durch einen Brief meiner Mutter, den ich am nächſten Morgen erhielt, erledigt. Jener in der Wuth des Spieles von meinem Onkel getödtete Freund, war Melindens Vater geweſen. Man hatte die Art ſeines Todes vor der Welt verheimlicht und dieſen einer natürlichen Urſache zugeſchrieben. Deshalb war auch mir nie der Name des Getödteten genannt, nur die That des Oheims zum abſchreckenden Beiſpiele erzählt worden. Melinde wußte auch nicht anders, als daß ihr Vater auf dem Krankenlager geſtorben ſey. Meiner Mutter war es immer ein erfreulicher Gedanke geweſen, durch meine Verheirathung mit Melinden gleichſam ein verſöhnendes Band zwiſchen beiden Familien zu knüpfen;

ihre alte Freundin, die Baroneſſe, ſtimmte wohlwollend in dieſe Abſicht ein. Was ſtand nun noch meinem Glücke entgegen, da Melindens Gegenneigung auch meine Wünſche krönte? Unſere Verbindung, von beiden Müttern genehmigt, ſollte in kurzer Zeit auf dem Gute meiner Mutter ſtatt finden, und wir verließen ſchon in den nächſten Tagen das Bad, theils um die nöthigen Vorbereitungen zu treffen, theils um dem Gerede der müßigen Badegäſte zu entgehen, die allerlei wunderliche Mährchen über mein Verhältniß zu Lelio, über deſſen Anſprüche auf meine nun declarirte Braut, ſo wie über das Treiben des alten Werneks, der nun als mein Oheim bekannt geworden, zu erzählen wußten.

Jene drei Todten hatte ich in der Stille beerdigen laſſen. Sie ſchlummerten nahe bei einander in einem Winkel des Friedhofes. Nach einer geheimen Übereinkunft mit den Spielhaltern, die eine gerichtliche Unterſuchung wegen falſchen Spieles fürchteten, wurde der kranken Engländerin der Betrag der ihr zugehörigen, von Sidonia verſpielten Gelder aus der Caſſe der Bank erſetzt.

Als ich von Lebermann Abſchied nahm, ſagte er wehmüthig den Kopf ſchüttelnd:

„Mit meiner Freude am Theaterweſen iſt es

vorbei, seitdem der Lelio todt ist. Ich möchte sprechen wie Wallenstein, als er den Tod des Max Piccolomini vernimmt: „Die Blume ist doch weg aus meinem Leben!“ Ja, bester Herr von Frohberg, die Blume ist weg aus meinem Leben! Ein wilder Sturm hat sie gebrochen, ihr Farbenglanz ist hin mit seiner heitern Pracht, ihr süßer Duft verflogen. Womit kann man sich da besser trösten als mit den Worten des Dichters: „Das Leben ist der Güter Höchstes nicht?“

Erzählungen

von

Georg Döring.

Zweiter Theil.

Die Enkel. — Das Opfer der Ehre.

Frankfurt am Main.

Gedruckt und verlegt von Johann David Sauerländer.

1833.

Die Enkel.

Einem der nördlichen Thore der freien Reichsſtadt Augsburg näherte ſich an einem heitern Maitage des Jahres 1734 ein alter Mann, den ein junges Mädchen mit der Harfe auf dem Rücken begleitete. Der Frühling ſtand gerade in ſeiner vollen Pracht und die Ausſicht über die Stadt hin, die in Blüthenbäumen halb verſteckt lag, nach den blauen Bergen Tyrols und ihren höher überragenden Schneegipfeln, war entzückend. Der alte Mann ſetzte ſich auf eine Bank am Wege, und ſah mit finſtern Blikken auf die Stadt, während das Mädchen mit dem Ausdrucke des Vergnügens, welches der Reiz der Neuheit und eines erhabenen Eindruckes hervorbringt, ſeine Augen auf die Alpen und Schneehäupter im Hintergrunde richtete. Sie beobachtete dann auch wohl verſtohlen und forſchend ihren Begleiter, ihre Miene ſagte, daß ſie wohl gern an dieſen einige Fragen thun möchte, allein daß ſie auch nicht wage, ihn in dem finſtern Sinnen, dem er ſich hingegeben hatte, zu ſtören. Sie empfand nur ſtill und freudig für ſich, ſie lächelte nach den Blüthenbäumen und nach den glänzenden Eisbergen hin, ſie

faltete unwillkührlich die Hände, als jetzt in vollem, melodiſchem Geläute die Vesperglocken aus der Stadt herüberklangen. In ihren Geſichtszügen, in den Blicken ihres großen, blauen Auges lag der unbewußte Reiz der Unſchuld, allein es ſprach auch aus ihnen etwas Schwärmeriſches, was die Neigung ihrer Seele, manche Erſcheinungen der Außenwelt anders aufzunehmen, als ſie wirklich waren, verrieth. Wie in ihren Mienen, trat auch in ihrer Geſtalt mehr die gewinnende Anmuth, als die gebieteriſche Schönheit hervor. Sie war ſchlank gewachſen, aber nicht groß, ihre Bewegungen waren zierlich, ohne durch eine beſondere Aufmerkſamkeit, welche ſie ihnen gewidmet hätte, geregelt zu ſeyn. Sie trug eine einfache Kleidung, die mit dem ſchlichten Oberrocke ihres Begleiters übereinſtimmend erſchien.

Der Alte, deſſen Haupt die Jahre oder die Sorge grau gefärbt und gebeugt hatten, wandte indeſſen ſeine Blicke nicht von den Thürmen der Stadt. Mancherlei Gedanken ſchienen durch ſeinen Kopf zu gehen. Bald zeigte ſich auf ſeinem gefurchten Angeſichte ein düſteres Lächeln, bald ein ſtolzer Trotz, bald eine finſtere Unruhe, die zuletzt die Oberhand behielt und in einer dunkeln Wolke auf ſeiner Stirn ſchwebte. Er ergriff die Hand

des Mädchens, zog es neben ſich auf die Bank und unterbrach das lange Schweigen, indem er in einem bedeutungsvollen Tone, der etwas eigenthümlich Herbes hatte, ſagte:

„Ahnſt du nichts bei dem Anblicke dieſer Stadt, Antonie? Zieht ſie dich nicht an mit einer unerklärlichen, beſondern Gewalt, iſt es dir nicht, als ob ſie der Ruhepunkt unſeres langen Wanderlebens werden ſollte?“

Das Mädchen blickte den Alten unbefangen an. Sie war ſeiner Launen, des wunderlichen Wechſels in ſeiner Gemüthsſtimmung zu ſehr gewohnt, um über dieſe Frage ein Befremden zu empfinden. Sie ſah noch einmal nach der Stadt, dann ſchüttelte ſie das blonde Lockenköpfchen und antwortete:

„Dieſe dunkeln Mauern, dieſe hohen, ſchwarzen Dächer können mir nicht gefallen. Da behagte es mir weit beſſer in unſerm kleinen freundlichen Städtchen im Thüringerlande. Aber dort drüben die blauen Berge und die ſtrahlenden Schneegipfel, in ihnen liegt eine unwiderſtehliche Sehnſucht und eine Lockung nach oben, nach andern Höhen, wo Alles noch weit herrlicher und ſchöner glänzt, und wenn die Glocken hineinläuten und ſingen, dann iſt es mir, als ſprächen ſie eine Einladung in jene himmliſchen Höhen, und ich meine, ich wäre wie-

der ein Kind, mit dem die Mutter vor dem Entschlafenen betete."

Der Ton ihrer Stimme war belebter, ihr Blick war glänzender geworden unter dieser Rede. Der Alte ließ unwillig ihre Hand los und versetzte bitter:

„Thorheiten! Schwärmerei! Das ist ein Erbtheil deiner Mutter, und wenn dir das Übrige, was dir gebührt, so sicher kommt, wie dieses, da kann dein Vater ruhig das müde Haupt hinlegen und sterben. Für dich ist dann gesorgt, Antonie! Ja, mein Kind," fuhr er sanfter fort, „ich habe diese Reise nicht aus eitler Lust am Wanderleben, nicht in der Hoffnung, in fremden Ländern mehr durch meine Harfe zu gewinnen, als im heitern, musikliebenden Thüringerlande, angetreten; deinetwegen habe ich noch einmal zum Wanderstabe gegriffen, dein Recht auf ein Glück, das du nicht ahnst, will ich geltend machen und dann — mag der Himmel über mich verfügen, wann er will!"

„Ihr sprecht in Räthseln, Vater!" erwiederte bewegt Antonie: „aber diese Räthsel ängstigen mich. Ihre Lösung fürchte ich, und mir ist, als ob in ihr kein Glück, sondern nur Unheil und Verderben verborgen läge. Was bedarf ich auch eines andern Glückes, als ich daheim hatte? Den Sommer über zogen wir von Ort zu Ort, und

Euer Spiel, von Heinrichs Geige begleitet, war überall willkommen und geliebt. Winters lebten wir ſtill und vergnügt in unſerm kleinen Städtchen, und wenn Heinrich von ſeiner kranken Mutter abkommen konnte, ſo beſuchte er uns, und es gab einen fröhlichen Tag. Meinetwegen," ſetzte ſie mit einem Seufzer hinzu, „hätten wir wohl im Thüringerlande bleiben können. Ich wünſchte kein Glück auswärts."

„Es war ein braver Burſche, der Heinrich," ſprach finſter der Vater, „aber wenn du ihn vielleicht anders liebgewonnen haſt als deinen Bruder, ſo mußt du ihn dir aus dem Sinne ſchlagen. Du haſt eine höhere Beſtimmung, Antonie! Blicke dorthin auf das dunkle, mächtige Dach neben dem Kirchthurme mit dem hochgelegenen Umgange! das iſt das Haus, in dem deine Mutter Claudia geboren wurde, wo ich ſie kennen lernte, aus dem ich ſie als — mein Weib in die thüringer Heimath führte."

„Wie, mein Vater?" fiel ihm zitternd vor Überraſchung und Neugierde das Mädchen in die Rede — „meine Mutter wurde hier geboren, die liebe, gütige, treue, die mich als eine achtjährige Waiſe zurückließ, von der ich mich nur noch erinnere, daß ſie mich unendlich liebte, und dabei oft ſo tief traurig

war? Dann leben wohl auch noch Verwandte von ihr, dann finden wir Freunde dort —"

„Alles wird sich zeigen!" unterbrach sie ernst der Alte. „Höre mich ruhig an, Antonie! Du sollst jetzt Alles erfahren, was dir bisher nicht zu wissen nöthig that, du sollst die Geschichte deiner Eltern und ihrer Verirrungen hören, und die Ursache kennen lernen, warum die arme Claudia oft so tief traurig war. Dein Vater war nicht immer ein elender Musikant, der von Dorf zu Dorf, von Flecken zu Flecken ziehen mußte, um Frau und Kind kümmerlich zu ernähren. Sein Name wurde unter den Künstlern genannt, und im Welschland, wo er lange lebte, hoch gepriesen. Ja, Antonie, ich war dort unter der Leitung des großen Scarlatti ein wackerer Meister geworden! Aber das Bewußtseyn meiner Kunst hatte mich auch stolz und übermüthig gemacht. Ich schätzte mich dem Höchsten gleich, weil ich glaubte, daß die Kunst adle, und daß derjenige, welcher der Fürst seines Instrumentes sey, nicht hinter dem Fürsten eines Landes zurückstehe. Mit diesen Gesinnungen kam ich nach Deutschland zurück. Wie in diesem Augenblicke, läuteten damals die Glocken, und die Bäume blühten im Frühlingsschmucke wie jetzt, als ich zum erstenmale den Boden Augsburgs betrat. Die

Briefe, welche ich aus Venedig mit mir brachte, verſchafften mir Zutritt in die erſten Patricierhäuſer. Der Stolz der Reichsſtädter beleidigte mich nicht; ich ſetzte ihm meinen Künſtlerſtolz entgegen. In Welſchland hatte ich mir eine ſchöne Summe Geldes geſpart. Dieſe verwandte ich dazu, immer in Kleidung und in allen ſonſtigen Außendingen des Lebens wie ein Cavalier, wie die angeſehenſten Patricier der Stadt zu erſcheinen. Ich hielt mir Lakaien, ich wohnte prächtig, und machte, ohne an die Zukunft zu denken, einen Aufwand, der in reichen Städten immer empfiehlt und mich bald mit den erſten Familien in nähere Verbindung brachte. So kam ich auch in das Haus von Claudia's Eltern. Der Vater war Senator und ein ernſter, ſtolzer Mann, die Mutter eine eben ſo ſtolze Frau, aber dabei von einem lebhaften, heftigen Charakter. Claudia war die einzige Tochter, und außer ihr war nur noch ein Sohn da, ein junger Mann von glattem, einſchmeichleriſchem Betragen, der die Muſik ſehr liebte und mich in das Haus eingeführt hatte. Im Anfange achtete ich nicht ſehr auf deine Mutter. Sie war zart gebaut, bleich und ſchmachtend von Angeſicht, und entſprach nicht den Begriffen von Schönheit, die ich mir unter dem italieniſchen Frauenvolke gebil-

det hatte. Bald aber bemerkte ich, daß sie mich auszeichnete. Ihre Blicke ruhten oft mit einem besondern Ausdrucke auf mir, und wenn sie mich so ansah, seufzte sie tief und schwer auf aus bedrängter Brust. Das schmeichelte meinem Stolze. Ich näherte mich ihr, ich fand bald, daß sie durch Liebenswürdigkeit ersetze, was ihr an jener südlichen Schönheit abgehe. Was kann ich noch mehr sagen, als daß wir bald einverstanden mit einander wurden, um so mehr, da sie auf das Andringen ihres Bruders Unterricht auf der Harfe bei mir nahm, und ich nun täglich eine Stunde mit ihr allein zubrachte? Claudia liebte mich unbeschreiblich. Eltern, Bruder, Freundinnen, Alles, was sonst ihrem Herzen theuer gewesen war, wurde ihr gleichgültig über mich. Diese innige Neigung konnte ich nicht erkennen, ohne sie ebenso zu vergelten. Ich beschloß, bei ihren Eltern um ihre Hand zu werben. Meine Kunst dünkte mich ein Goldquell, der nie versiegen könne. Als ich deiner Mutter meinen Entschluß offenbarte, bemühete sie sich vergebens, mich zu einem Aufschube, zu einer vorläufigen Erörterung bei den Eltern durch den Bruder zu bewegen. Ich war zu stolz, ich war von meiner Künstlerwürde zu sehr eingenommen, um eine abschlägige Antwort zu fürchten. Hatte man doch

in Italien groſſe Sänger zu Grafen und Herzogen erheben, und mich ſollten dieſe unbedeutenden Reichsſtädter als Eidam verſchmähen? Und doch — denke dir, Antonie, meine Demüthigung, meine Wuth, als mich der Vater mit höhnender Verachtung zurückwies, als die Mutter mich mit Beſchimpfungen überhäufte, als der Sohn, der darüber hinzukam, mich ſpöttiſch fragte: ob ich etwa eine Sonate für einen Adelsbrief hielte, und den Stuhl hinter der Harfe für den künftigen Wittwenſitz meiner Gemahlin. Ich war außer mir, ich foderte Genugthuung. Da ſagte er im Tone der tiefſten Verachtung: er wolle mir den Hausknecht ſchicken, mit dem könne ich mich ſo lange herumprügeln, wie ich wolle! In dem ſchrecklichſten Zuſtande kam ich nach Hauſe. Ich dachte nur an Claudia und — meine Rache! Nichts ſchien mir arg genug, dieſen Schimpf zu vergelten. Tauſend Gedanken, tauſend Plane, immer einer ausſchweifender, als der andere, gingen durch meinen Geiſt. Da brachte mir eine Frau, die in dem Patricierhauſe ein- und ausging, einen Brief von Claudia. Sie wußte Alles, ſie war vom Vater und Bruder mit Vorwürfen überhäuft, von der heftigen Mutter ſogar mißhandelt worden. Man hatte ſie in eine Hinterſtube eingeſperrt. Die Frau, der man ein beſon-

deres Vertrauen schenkte, sollte sie bedienen. Sie versicherte, daß sie ohne mich nicht leben könne, sie beschwor mich, sie aus ihrem Kerker zu befreien, sie gab mir Mittel und Wege an, mit dem Beistande der Frau das Unternehmen zu bewerkstelligen. Ich lachte in wilder, rachsüchtiger Freude laut auf, als ich diesen Vorschlag las. Da erreichte ich ja mit dem Zwecke meiner Liebe, auch den meiner Rache; da wurde ja Alles mit einem Male ausgeglichen, was zwischen mir und Claudia's Verwandten auszugleichen war! Ich war damals ein wilder, leidenschaftlicher Mensch, und in Italien hatte ich vergessen gelernt, daß man nicht Böses mit Bösem vergelten soll. Dann liebte ich deine Mutter auch viel zu sehr, als daß ich ihr entsagen, daß ich sie der grausamen Behandlung im elterlichen Hause hätte überlassen können. Die Frau, welche den Brief gebracht hatte, war bald durch einige Goldstücke gewonnen. Alles gelang nach Wunsch, und um Mitternacht standen wir vor dem Altare einer entlegenen kleinen Kapelle, wo uns ein Priester, ebenfalls durch ein ansehnliches Geschenk bewogen, traute. Dann verließen wir die Stadt. Claudia führte nur ihre Kleidungsstücke mit sich; was ihr an werthvollen Dingen von ihren Eltern zum Geschenk gemacht worden war, ließen

wir zurück. Ich raubte ihnen die Tochter, aber ihr Geld wollte ich nicht. Die damaligen kriegerischen Zeiten waren unserer Flucht günstig. Man schlug sich wegen der spanischen Erbfolge in Bayern, die Verbindungen waren unterbrochen, und ich wußte unsere Reise so wohl einzurichten, daß wir wenig unter den Kriegsbedrängnissen zu leiden hatten, und den etwaigen Verfolgern unsere Spur entgehen mußte. Wir kamen glücklich im Thüringerlande, meiner Heimath, an. Hier hoffte ich meine Eltern wiederzusehen, um die ich mich freilich, während meines lustigen und herrlichen Lebens in Italien, wenig gekümmert hatte, aber sie waren todt, und die alten Freunde, nach denen ich fragte, waren auch gestorben oder verschollen. Das war die erste bittere Erkenntniß, die uns traf. Ich hatte gehofft, meine Claudia in ein freundliches, häusliches Leben, wie sie es sich wünschte, einzuführen; ich wollte, während sie ruhig bei den Eltern blieb, in großen Städten meine Kunst geltend machen. Das wurde nun anders. Sie reiste mit mir, sie lernte nun das Künstlerleben auch von seinen dunkeln Seiten kennen. Aber die innige Liebe zu mir, die sie immerfort beseelte, erhielt sie stark und heiter. Selten gedachten wir der Eltern und des Bruders; sie glaubte in mir Alles wiedergefunden

zu haben, was sie in der Heimath aufgegeben hatte. Wir befanden uns gerade zur Sommerszeit in meinem Vaterstädtchen in Thüringen, als mir Claudia das erste Kind, einen Knaben, schenkte. Du weißt, Antonie, daß von dieser Zeit an unser Mißgeschick begann. Das Kind starb, deine Mutter fing an zu kränkeln. Noch mehrere Kinder, denen sie das Leben gab, hatten dasselbe Schicksal; Du, Antonie, das jüngste, bist mir geblieben, deine Mutter versank nach und nach in einen Zustand von Schwäche, der mir nur selten erlaubte, ihr Krankenlager zu verlassen. Dann kam noch das Unglück über mich, daß ich bei der letzten Reise in eine nahe Hauptstadt mit dem Wagen stürzte und den Arm zerbrach. Er wurde wieder geheilt, aber die alte Spannkraft der Nerven war verloren, und aus einem großen Meister wurde ich ein Stümper, der sich begnügen mußte, sein Schärflein auf Messen und Jahrmärkten zusammenzuklimpern. Dein gesundes Aufblühen erhob indessen auch die Kraft der Mutter wieder, sie konnte ihr Lager verlassen und wir durften Besserung hoffen. Das Alles weißt du, Antonie, aber das weißt du nicht, daß Claudia, von dem Verluste der Kinder, den sie für eine Strafe des Himmels ansah, schwer getroffen, voll Reue an ihre Eltern zurückdachte, daß

sie nun anfing, ihre Flucht als ein Verbrechen zu betrachten, daß wir an die Eltern schrieben und um ihre Verzeihung, um Versöhnung mit ihnen flehten. Der erste Brief blieb unbeantwortet, viele andere kamen uneröffnet zurück, endlich gelangte ein kurzes Schreiben des Bruders, in das ein Goldstück eingewickelt war, zu uns, in dem er mit kurzen Worten meldete, der Vater sey todt, die Familie habe sich losgesagt von der entarteten Tochter, und man möge das Beigefügte als ein Almosen ansehen, das hiermit zum ersten und letzten Male erfolge. Deine Mutter konnte diesen Schmerz nicht ertragen. Sie starb an der Unversöhnlichkeit ihrer nächsten Verwandten."

Der Alte schwieg und zerdrückte eine Thräne, die in den grauen Wimpern hing. Antoniens Hand lag in der seinigen. Das Mädchen hatte, von seltsamen Empfindungen ergriffen, auf seine Rede gehört. Alles schien ihr wie ein Traum, aber wenn sie dann auf die Stadt, wenn sie auf den Vater sah, dann tauchte es vor ihr wie trübe Bilder der Wirklichkeit aus dem Traume auf.

„Ich habe das Goldstück noch!" fuhr der Alte in einem weichen Tone fort, indem er ein zerknittertes Papier aus seiner Tasche nahm, in das die Münze eingewickelt war. „Wir haben es in der

höchſten Noth nicht angegriffen, deine Mutter hat es durchlöchert, auf eine Schnur gezogen und auf ihrer Bruſt getragen, und iſt geſtorben, während ihre brechenden Augen auf dem letzten Angedenken aus dem Vaterhauſe ruhten. Es iſt ein Mard'or, die Zeit hat ihn unſcheinbar gemacht, oder die Thränen deiner Mutter, die oft darauf gefallen ſind."

„O, gebt mir das Goldſtück, mein Vater!" bat dringend Antonie. „Auf meiner Bruſt ſoll es ruhen, wie es auf der meiner Mutter geruht hat. Ich will es ehren, wie ein Heiligthum — ich habe ja ſonſt kein Angedenken an ſie."

Der Alte hing ihr das Goldſtück um und ſagte:

„Es iſt dein gerechtes Erbe, meine Tochter, und wie dir dieſes wird, ſo möge auch das dir werden, das mich den ſauren Gang hierher koſtet! Ich bin alt geworden, Antonie, und mit dem Alter kommen die Sorge, die Ahnung des Todes und der Drang, für die Zukunft derjenigen bedacht zu ſeyn, die uns angehören. Du biſt eine rechtmäßige Miterbin deines Großvaters," fuhr er in einem feſten, lebendigern Tone fort, „du biſt nicht beſtimmt, immer auf dem Pfade der Armuth zu wandeln, du haſt Rechte auf alle Bequemlichkeit, alle Freuden, alles Glück, was der Reichthum gibt. Ich verlange nichts von dieſen Herrlichkeiten, aber du ſollſt ihrer theilhaf-

tig werden, und du ſollſt durch mich erhalten, was deine Mutter durch mich verloren hat. Komm, meine Tochter! noch einen kurzen Weg und du ſtehſt am glücklichen Ziele.“

Wie betaubt verließ Antonie, an der Seite ihres Vaters, die Stelle, wo ſie die überraſchende Eröffnung erhalten hatte. Seldow — ſo nannte ſich der alte Harfenſpieler — ſchien von den Erinnerungen an jene Tage angegriffen. Er empfand einen heftigen Kopfſchmerz, und vermochte nur langſam weiterzugehn. Er hatte Vieles zu überlegen und Vieles zu bedenken. Noch hatte er abſichtlich Antonien den Namen ihrer mütterlichen Verwandten verſchwiegen. Er wollte nicht geradezu vor ſie hintreten, er wollte erſt Gelegenheit ſuchen, ihre Geſinnungen auszuforſchen, ob ſie vielleicht gütiger und verſöhnender geworden ſeyen. Indeſſen fing Antonie an, ihre Begriffe zu ordnen und mit klaren Blicken in die Zukunft zu ſehen, die der Vater vor ihr eröffnet hatte. Faſt noch als ein Kind hatte ſie die Heimath verlaſſen, und erſt auf der langen Reiſe, die ſie, mit manchen Unterbrechungen, zu Fuße zurücklegen muſſen, war ſie reifer in ihren Anſichten geworden, aber auch noch mehr geneigt, ſich phantaſtiſchen Träumereien und einer Gefühlsſchwärmerei hinzugeben, die noch in

ihren Richtungen irrte, und bei der es vom Zufalle abhing, ob sie dem Glücke oder dem Unglücke zugelenkt würde. Antonie war ein gutes Kind, sie liebte den Vater innig und treu, sie ertrug gern alle Beschwerden, um ihm eine Erleichterung, eine Bequemlichkeit zu verschaffen. Bisher hatten noch die grünen Auen und Berge der thüringer Heimath als das Herrlichste, was sie sich denken konnte, aus ihrer Vergangenheit herübergeleuchtet. Wie schöne und fruchtbare Länder sie auch durchwanderte, immer sehnte sie sich nach jenen zurück. Aber das Innere der Schlesser und Häuser der Reichen, die sie auf der Reise besuchten, der Glanz und die Fülle aller Bequemlichkeiten, die hier herrschten, das glückliche Loos der Frauen, die hier geboten, ergriffen mächtig die Phantasie des Mädchens und machten Wünsche in ihr rege, auf deren Erfüllung die arme Musikantentochter keinen Anspruch hatte. So lange sie überzeugt blieb, daß ihr ein solches Loos von dem Schicksal versagt sey, strahlte noch immer die thüringer Heimath in ihrem sehnsüchtigen Glanze in ihr Herz hinein. Jetzt aber war das Alles mit einem Male durch die Entdeckung des Vaters anders geworden. Was sie in jenen Palasten bewundert, was sie mit, damals eitel scheinenden, Wünschen erfüllt hatte, darauf war ihr

nun ein Recht geworden, das konnte sie hoffen, das konnte sie — nach des Vaters Meinung — fordern. Sie wurde sich, je mehr sie darüber nachdachte, ihres Glückes immer bewußter, es schien ihr, als wenn jetzt kein Hinderniß mehr zwischen ihre Hoffnungen und deren Erfüllung treten könne. Ihre Augen ruheten auf dem hohen Dache zunächst dem Kirchthurme. Dort also sollte ihr eine Zukunft voll reicher Freuden, voll Herrlichkeit, ohne Beschwerden und Sorge, erblühen? Wie konnte sie dann den Vater pflegen, wie ihm dann ein ruhiges, friedliches Alter bereiten! Einen Augenblick dachte sie an den treuen Heinrich, der ihr unermüdeter Begleiter auf den musikalischen Wanderungen im Vaterlande gewesen. Er hatte sich immer gegen den Vater so liebevoll bewiesen, wie ein Sohn, er hatte ihr eine Zärtlichkeit gezeigt, die sie wohl für etwas anderes, als eine brüderliche Neigung erkannt hatte, ohne aber in ihrer damaligen Unbefangenheit sie in seiner Weise zu erwiedern. Beim Abschiede, als er ihr die Hand gereicht, hatte diese heftig gezittert, er sah bleich und elend aus, und Thränen standen ihm in den Augen. Oft auf der Reise, wo sie oft an ihn dachte, oft seine Gesellschaft und den heitern Sinn, den er auch recht wohl zeigen konnte, vermißte, glaubte Antonie zu er-

kennen, daß auch sie ihm recht von Herzen gut sey, daß sie ihr ganzes Leben an seiner Seite durch das Thüringerland hätte hinwandern können, daß es ihr jetzt besonders deshalb so schön erscheine, weil er dort lebe. Diese Empfindung trat nun auch vor dem neuen Glücke, das sie erwartete, in den Hintergrund. Es war ihr, als müsse sich nun Alles, was sie bisher von der Zukunft gehofft, weit herrlicher und in einer Beglückung gestalten, für die sie keinen eigentlichen Begriff hatte. Aus der Tiefe ihrer Erinnerungen traten wunderliche Märchen hervor, die ihr die Mutter einst erzählt, in denen Alles von Geld und Edelsteinen geglänzt, und zuletzt ein wunderschöner Prinz ein armes Mädchen mit seiner Hand beglückt hatte. Sie bemühete sich, diese Träumereien als thörigt zu verwerfen, aber ihre Phantasie war mächtiger als ihr Wille.

Während die beiden Wanderer so ihren Weg fortsetzten, und durch die einbrechende Dämmerung schon das Stadtthor sehen konnten, gesellte sich ein ältlicher Mann in Bediententracht zu ihnen und betrachtete sie mit neugierigen Blicken. Der Harfenspieler blieb still, aber ein Blick auf die Livrei des Unbekannten belehrte ihn, daß er einen Diener des Hauses vor sich sehe, in das er Antonien als eine Angehörige, als eine Berechtigte auf seinen

Glanz und Reichthum einzuführen gedachte. Es wogte in seiner Brust, es drängte ihn zu so mancherlei Fragen, allein ehe er sich noch zu sammeln vermochte, unterbrach der Fremde selbst das herrschende Schweigen mit den Worten:

„Ihr seyd Spielleute, und habt wohl eine weite Wanderung zurückgelegt, um auch die reiche Stadt Augsburg in Contribution zu setzen mit Eurer Harfe? Sie war von jeher bekannt dafür, daß solche arme Schlucker, die mit der Musik was Warmes verdienen müssen, gute Zehrung, freundliche Aufnahme und reichlichern Lohn fanden, als fleißige Leute, die den ganzen Tag arbeiten. Ist das Eure Tochter, Alter, und spielt sie auf der Harfe oder thut Ihr es?"

Bei jeder andern Gelegenheit würde eine so unziemliche Art der Anrede den Vater Antoniens zu einem heftigen Ausbruche des Unwillens gereizt haben. Hier aber bekämpfte er den aufwallenden Zorn, er zwang sich ruhig zu scheinen, um eine Unterredung fortzusetzen, von der er manchen Aufschluß zu erhalten hoffte.

„Ich spiele," antwortete in einem ernsten Tone, der, ohne ihn zu beleidigen, den Fremden zu einem anständigern Betragen ermahnen sollte, Seldow. „Meine Tochter begleitet mich nur, weil ich in

meinen Jahren oft ihrer Pflege, ihrer Unterstützung bedarf."

„Das Geld wird sie doch einsammeln!" versetzte mit einem rohen Lachen, und indem er einen frechen Blick auf das Mädchen warf, der andere. „Schade, daß sie nicht auch spielt, denn ich wette darauf, unsere jungen Herren aus den edlen Geschlechtern würden noch einmal so tief in die Sekkel greifen, wenn ein so hübsches Kind hinter der Harfe säße und die Saiten fingerte, als wenn ein Graukopf mit steifen Händen sein Stückchen herunterklimpert. Aber es ist auch so gut genug für Euch! Ich kann Euch vielleicht schon morgen einen guten Verdienst verschaffen in meines Herrn Hause. Geld ist doch bei Euch die Losung, so hoch Ihr auch Eure Worte setzen mögt! Morgen ist Geburtstag bei uns und große Gesellschaft. Der Herr hat die Musik gern, und besonders die Harfe, ob sie gleich dem Hause keine große Ehre gebracht hat in frühern Zeiten. Ich werde von Euch sprechen, ich werde Euch empfehlen. Sagt, Alter, wo kehrt Ihr ein, damit man Euch finden kann, wenn man Eurer bedarf?"

„Im schwarzen Kopfe," antwortete Seldow, dem die Aussicht, ungekannt das Haus seiner Schwiegereltern zu betreten, höchst erwünscht kam. „Ich

habe vor vielen Jahren einmal dort gewohnt und mich wohl befunden."

„Es ist ein großer Unterschied zwischen sonst und jetzt," erwiederte der Diener. „Sonst war der schwarze Kopf ein Gasthaus, in das nur Grafen und Herren einkehrten, und wo man einen wandernden Spielmann in den Stall zu den Knechten und Fuhrleuten logirt hätte; jetzt ist er aber sehr heruntergekommen, und das alte Weib, das ihn unterhalt, wird Euch wohl ihr Staatszimmer anweisen, in dem Ihr aber vergebens nach andern Gerathen, als einigen zerbrochenen Schemeln und einem dreibeinigen Tisch suchen dürftet. Ihr wohnt aber da in unserer Nachbarschaft, und ich kann Euch gleich finden, wenn ich Euch haben will. Sollte ich Euch nicht morgen bestellen, so kommt von selbst in ein paar Tagen bei uns vor, mein Herr ist der Senator Trarel und ich heiße Daniel. Bis dahin Gott befohlen!"

Er beschleunigte, indem er Antonien freundlich grüßte, seine Schritte und war bald den Blicken der Wanderer ins Thor entschwunden. Seldow erinnerte sich seiner noch recht wohl. Er hatte schon damals, als der Harfenspieler seiner nachherigen Frau Unterricht ertheilt, dem Sohne des Hauses gedient. Er wurde von diesem wohl

gelitten, er ſchien dem Bruder Claudia's bei ſeinen geheimen Liebesabentheuern, deren dieſer viele hatte, beſonders nützlich zu ſeyn. Der kecke Übermuth, mit dem er Jedermann begegnete, ſtützte ſich auf die Gunſt des jungen Herrn. Seldow, deſſen Künſtlerſtolz oft durch ihn verwundet worden, hatte ihn unſanft zurechtgewieſen, und ſeiner Rachſucht, ſeinen Einflüſterungen ſchrieb es der Harfenſpieler beſonders zu, daß Claudia's Bruder, der ſich früher immer als ein Freund von ihm gezeigt, bei jener unglücklichen Kataſtrophe, die ihn aus der Patricierwohnung verbannt, ſo hart und feindſelig gegen ihn und die Schweſter aufgetreten war. Noch ſchien Daniel die volle Gunſt ſeines Herrn, des nunmehrigen Senators, zu beſitzen. Die böſen Eigenſchaften, die er in ſeiner Jugend gezeigt, ſchienen ſich aber auch weiter ausgebildet, und ihn in ſein Alter begleitet zu haben. Wenn es dem Harfenſpieler ſchon ganz gelegen kam, auf eine ungeſuchte und unbefangene Weiſe das Familienverhältniß, wie es ſich ſeit jenen frühern Jahren in Claudia's Elternhauſe geſtaltet hatte, zu beobachten, ſo konnte er doch nicht Herr des übeln Eindrucks werden, den der Umſtand, daß gerade der feindlich geſinnte Daniel es war, der ihm von allen alten Bekannten zuerſt begegnen

mußte, auf ihn hervorbrachte. Er glaubte in dieſer Begegnung eine böſe Vorbedeutung zu erkennen, er warf unruhige Blicke auf die Tochter, die indeſſen viel zu ſehr mit ihren Gedanken beſchäftigt geweſen war, um auf die Nähe und die Rede des fremden Mannes zu achten.

Sie ſchritten in die dämmerigen Straßen der Stadt. Die Unruhe, welche den Alten unter ſo vielen Erinnerungen, die ſich ihm hier aufdrangen mußten, ergriff, belebte ſeine Kräfte. Er eilte ſo raſch weiter, daß Antonie Mühe hatte, gleichen Schritt mit ihm zu halten. Des Mädchens trunkene Blicke weilten auf allen ſtattlichen Häuſern, aus deren Zimmern jetzt ein Lichtglanz angezündeter Kerzen herabſchwamm, die ſich in den Kronenleuchtern, welche ſie trugen, in einem mannigfaltigen Farbenwechſel wiederſpiegelten. Sie erkannte ſchwere, goldbeſetzte Vorhänge an den Fenſtern, koſtbare Gemälde mit goldenen Rahmen an den Wänden. Alles ſchien ihr wie ihr Eigenthum, und ihre Seele ſchwelgte im Entzücken des künftigen Beſitzes. Muſik ſchienen die Einwohner ſehr zu lieben. Aus mehreren offenen, mit Blumen zierlich geſchmückten Fenſtern tönte Lautenklang und Geſang weiblicher Stimmen. Da vernahm Antonie plötzlich auch die einfache Melodie eines Liedes, das

ihr Heinrich oft gespielt hatte, und das ehemals ein Lieblingsstück von ihr gewesen. Ein Schauer wehmüthiger Erinnerung durchströmte sie. Die alte Stimme aus der Heimath drang für Augenblicke in ihr Herz, aber als sie wieder zu dem Glanze und der Pracht aufschaute, verschloß sie ihr Ohr und — Seele.

Sie standen vor einem großen, aber sehr verfallenen Hause. Nur das Erdgeschoß und das erste Stockwerk schienen einigermaßen bewohnbar; in den Fenstern des obern Bau's waren keine Scheiben, und die Fledermäuse, welche die Dämmerung aus ihren Winkeln lockte, schwirrten dort aus und ein. Über dem Thorwege war ein ungeheurer schwarzer Kopf befestigt, der die Bestimmung des Hauses anzeigte und ihm den Namen gab.

Seldow deutete die Straße hinab nach einem stattlichen Gebäude, das, indem es quer vorlief, die Aussicht schloß, und sagte mit zitternder Stimme:

„Das ist Claudia's Elternhaus, meine Tochter; dort in jenem Zimmer des ersten Stocks, aus dessen Fenstern der Lichtglanz durch die schweren Vorhänge herabdämmert, sah ich sie zum ersten Male, ohne ihrer besonders zu achten, ohne daran zu denken, daß sie es wäre, die dereinst den Pfad des Lebens mit mir wandeln würde, auf dem sie

wenige Blumen gepflückt hat, aber um ſo mehr von Dornen verletzt worden iſt. Ihre Eltern, ihr Bruder haben nicht gut, nicht recht an ihr gehandelt. Sie hatte ein weiches Herz, und das brach an der Strenge, die ihr entgegentrat. Aber ich will Alles vergeſſen, ich will Alles für ungeſchehen achten, wenn ſie dich freundlich aufnehmen, wenn ſie der Enkelin die Liebe ſchenken, die ſie der Tochter verſagten!“

Antoniens Blicke hingen an den erleuchteten Fenſtern. Dort alſo war der Schauplatz ihrer Zukunft, dort ſollte ſie ein Glück finden, das nicht allein der Reichthum, das ein neues ſchönes Verhältniß in der Mitte von Verwandten gewähre! Ihre lebhafte Phantaſie malte ſich ſchon Alles auf das Freundlichſte, Herrlichſte aus. Sie ſah in das Innere der Zimmer, ſie ſah Geſtalten, die ihr bisher fremd geweſen waren, die aber gütig ihr ſich näherten, ſie mit freundlichen Namen begrüßten und ſie behandelten wie eine der Ihrigen. Die weibliche Eitelkeit miſchte ſich in die Bilder, welche ihr die raſtlos ſchaffende Phantaſie verführte. Sie ſah ſich ſelbſt, nicht mehr in dem einfachen ſchlichten Kleide, das ſie trug, nein! in Seide und Sammet gekleidet, mit goldenen Ketten, mit Perlen und Edelſteinen geſchmückt. Sie ſah ſich mit anderen

Frauen, sie gestand sich, daß sie diesen an Schönheit nicht nachstehe, sie bemerkte, daß die jungen Männer, Edelleute und Patriciersöhne sich mehr zu ihr drängten, als zu andern, allein in diesem Augenblicke hatten auch ihre Träumereien ihr Ziel erreicht, denn sie begann sich vor sich selbst zu schämen, daß sie solchen thörichten Gedanken, die ihr bisher fremd geblieben, Raum in ihrer Seele geben konnte.

„Wie die Zeit doch Alles zerstört, wie sie es liebt, zu vernichten statt zu erhalten!“ sagte indessen Seldow, der sich nach dem Gasthause, vor dem sie standen, gewandt und dieses nachdenkend betrachtet hatte, mehr zu sich selbst, als zu Antonien. „Dort oben, wo jetzt die weiten, dunkeln Mauerspalten herabklaffen, wohnte ich einst. Da war eine Reihe prächtiger Zimmer mit Marmorwänden und fein getäfeltem Fußboden, die ich im gestickten Kleide, mit dem Cavalierdegen an der Seite, im stolzen Selbstgefühle eines großen Maestro durchschritt. Die Diener lauschten meinen Befehlen, sie gehorchten meinem Winke, und die Gäste ließen es sich wohl seyn an der Tafel des großmüthigen italienischen Maestro. Was die Zeit an dem Hause gethan hat, das hat sie auch an mir gethan. Das Haus ist eine Ruine seiner alten Größe geworden, und mit mir ist es auch nicht

anders. Der Name Seldoni iſt verſchollen, Niemand gedenkt ſeiner mehr, und mit den Klängen, die in jener Zeit ſeine Hand mächtig aus dem Saitenſpiele zu locken wußte, iſt er einer todten, ſtarren Vergangenheit heimgefallen, die wie ein Leichenſtein auf ihm ruht."

Mit einem tiefen Seufzer ergriff er der Tochter Hand und führte ſie in das Haus. Der Hausgang war dunkel, und es herrſchte ringsum eine Stille, welche der Verödung des einſt ſo glänzenden Gaſthofes entſprach. Endlich entdekten die forſchenden Wanderer eine Spalte in einer Thüre, durch die ein dämmerndes Licht ſchimmerte. Sie hörten eine Frauenſtimme ein geiſtliches Lied ſummen, die aber plötzlich abbrach und in einem keifenden Tone auf eine andere, gränlich antwortende hineinſprach und ſchalt. Seldow öffnete die Thüre. Ein altes Weib, deſſen abſchreckende Häßlichkeit durch einen nachläſſigen Anzug ſehr vermehrt wurde, trat ihnen mit argwöhniſchen, fragenden Blicken entgegen. In einem Winkel des düſtern Gemachs ſaß hinter einem Spinnrade ein junges Mädchen, das ihre Dienerin zu ſeyn ſchien, und in ſeinem ganzen Weſen den Ausdruck der Stumpfſinnigkeit und Trägheit zeigte. Eine Lampe an der Decke des Zimmers verbreitete ein mattes

Dämmerlicht. Tiſche und Stühle befanden ſich in dem erbärmlichſten Zuſtande, und man ſah wohl, daß hier die Einkehr eines Gaſtes unter die Seltenheiten gehörte.

Als Seldow der Alten ſeinen Wunſch, in ihrem Hauſe Wohnung und Bewirthung zu finden, an den Tag gelegt hatte, betrachtete ſie ihn und Antonien mit ſeltſamen, höhniſchen Blicken.

„Aus welchem fremden Welttheile kommt Ihr denn her,“ ſagte ſie, „daß Ihr nicht wißt, wie es ſeit Jahren ſchon mit dem ſchwarzen Kopfe ſteht, daß er leer iſt, wie ein Fruchtboden, den Ratten und Mäuſe ausgetragen haben, daß Ihr hier ein Quartier findet, ſchlechter wie bei den Einſiedlern am Berge Carmel, und Speiſe und Trank nur, wenn Ihr ſelbſt das Geld dazu hergebt, damit Frau Lorenzin es Euch über die Straße herbeiſchafft? In jeder Fuhrmannsſchenke auf dem Wege von Venedig bis Frankfurt hättet Ihr erfahren können, was es jetzt für eine Bewandtniß mit dem ſchwarzen Kopfe hat! Oder,“ fuhr ſie höhniſcher fort, „gedachtet Ihr vielleicht hier zu zehren und zu leben auf blauen Dunſt und auf einen leeren Säckel, und eines Morgens ſammt Mädel und Harfe, ſammt Bündel und Zeche verſchwunden zu ſeyn vor den Augen der Frau Lorenzin? So leicht

preſſt man ſie nicht, wenn auch Eures gleichen in ſolchen Künſten wohl ſehr erfahren und geübt ſeyn ſollen!“

Der Harfenſpieler ſah die Frau finſter an. Ihr Name war bekannt in ſein Ohr geklungen, jetzt fand er in Spuren, welche die Zeit nicht verwiſcht hatte, Geſichtszüge heraus, die er ſchon einſt geſehen. Es war die Frau, welche ihm in jener verhängnißvollen Nacht Claudia zugeführt hatte. Daniel und dieſe? Welche Begegnungen, die ihm ſeltſam ſchienen, ihn aber nicht erfreuten! Er hatte damals ſchon in dem Weſen der Frau etwas Tückiſches bemerkt, das ihn, indem ſie ſich ſeiner Liebe behülflich zeigte, ahnen ließ, es liege hier mehr die Luſt, der Patricierfamilie ein Übles zuzufügen, als eine beſondere Neigung zu Claudia zum Grunde. Noch indem ſie, Claudia und er, den Schritt aus dem elterlichen Hauſe entfernt, hatte ihre damalige Genoſſin laut und höhniſch aufgelacht und die geballte Hand nach den Fenſtern des obern Stocks erhoben. Dieſe Erinnerungen erneuerten ſich in dem Harfenſpieler, während er die Frau betrachtete. Sein Schweigen erweckte mehr und mehr ihr Mißtrauen, ſie war ſchon im Begriff ihn aufzufordern, ihr Haus zu verlaſſen, als Seldow durch einige Silbermünzen, die er auf den Tiſch

warf, ihrem Argwohne ein Ende machte und den feindlichen Ausdruck ihres Weſens in den der Güte und Bereitwilligkeit verwandelte.

„So ſind mir die Spielleute willkommen,“ ſagte ſie, indem ſie haſtig das Geld zu ſich nahm. „O, ich habe auch ſchon großmüthige Männer unter ihnen gekannt, die die Goldſtücke ſpringen ließen, wie die reichen Patricierſohne oder die venetianiſchen Nobili, die ſonſt in den ſchwarzen Kopf einkehrten, als er noch in einem beſſern Rufe ſtand, wie jetzt bei der Frau Lorenzin! Einen habe ich gekannt, der trat ſtolz und herrlich auf, wie ein Fürſt, und die Frauen ſahen ihn gern, und er verſtand ſich ihnen angenehm zu machen durch ſein Betragen, und, ich glaube ſelbſt, ſie durch ſchwarze Kunſt zu bezaubern, ſo daß ſie nicht von ihm laſſen konnten. Er war auch ein Harfenſpieler, aber ſeine Kunſt ging nicht auf Märkten und Kirmeſſen nach Brod, ſie war willkommen und eingeladen bei den Vornehmſten und Reichſten. Und doch — ſo groß er auch that, ſo edelmänniſch er es auch trieb, zuletzt wurde er doch ein Spitzbube und ſtahl, zwar kein Geld, doch die einzige Tochter aus einem Hauſe, wo man ihn aufgenommen hatte, wie einen Freund und gehalten wie einen Verwandten! Es klebt immer etwas an den Spielleuten, wovor man ſich

zu hüten hat, und was nicht unter die ehrlichen Leute paßt."

„Macht das mit Euch selber aus," antwortete kalt und trocken der Harfenspieler. „Jetzt bringt uns auf unser Zimmer, denn wir sind ermüdet und bedürfen der Ruhe."

Antonie hatte wenig von dem, was die Frau sagte, vernommen. Ihre Gedanken waren wieder zu den Bildern des Glanzes und des Reichthums zurückgekehrt, denen ihre Hoffnungen angehörten. Sie folgte träumerisch dem Vater, der mit der Frau Lorenzin die breite steinerne Treppe zum ersten Stocke hinaufschritt. Oben auf dem Gange erkannte man bei'm schwachen Scheine der Lampe, welche die Wirthin trug, noch Spuren des ehemaligen Glanzes; zerrissene Ölgemälde mit abgeblaßten goldenen Rahmen, einzelne Stücke von Teppichen, die sonst den Fußboden bedeckt hatten, und durch die feuchte Schwärze der Wände einige Glanzpunkte des Marmors, welche der Zerstörung der Zeit widerstanden hatten.

Sie traten in ein hohes, weites Gemach mit kahlen Wänden, in dem sich, außer zwei armseligen Lagerstätten, nur noch ungefähr das an Zimmergeräthen befand, was Daniel voraus verkündigt hatte. Die Alte setzte die Lampe auf den Tisch und sagte:

„Das war ſonſt das Prinzenzimmer. Hier wurden nur Fürſten und edle Herren eingelegt. Seht nur auf das Getäfel im Fußboden! Hier in der Mitte iſt die Krone, die den Gebrauch dieſes Zimmers anzeigte. Hier iſt manches Gute genoſſen worden, und es thut mir leid, daß ich es Euch nicht vorſetzen kann, obſchon Ihr es vielleicht gar nicht zu eſtimiren verſtändet. Es muß Euch Vieles hier ſeltſam vorkommen in dem großen Hauſe, und am meiſten die Frau Lorenzin in ihrem Bettelſtaate, die wohl zu dem, was Küche und Keller vermag, paßt, aber zu dem großen Steinhauſe nicht im mindeſten. Das iſt eine wunderliche Geſchichte, wie ich zu dem ſchwarzen Kopfe gekommen bin! Ich will ſie Euch erzählen, denn ſo Etwas hört man nicht alle Tage. Der vorige Beſitzer des Hauſes war ein weitläufiger Vetter von mir, der ſich aber bei all ſeinem Reichthume nichts um mich bekümmerte, und mich bei fremden Leuten dienen ließ. Der Reichthum machte ihn zu einem ſtolzen Narren, und er wollte durchaus eine Patriciertochter freien. Er freite denn auch bei allen herum und wurde von allen abgewieſen. Das zog ſich der Narr zu Gemüthe, legte ſich hin und ſtarb. Da fand ſich denn plötzlich, was ich ſelbſt nicht wußte, daß ich die einzige hinterbliebene Anverwandte und

die rechtmäßige Erbin des ſchwarzen Kopfwirthes ſey; aber es fand ſich auch, daß er ſich bei ſeinen Freiereien ſo tief in die Schulden hinein geritten, gefahren, getrunken, geſchenkt und geſpielt hatte, daß die Erbſchaft zuſammenſchmolz wie ein Mummenſchanz, der erſt einem Rieſen gleicht und dann zu einem Zwerge wird. Da kamen die Gläubiger von allen Seiten herbei, wie die Raben, wo ſie eine neue Atzung wittern, und Frau Lorenzin ſollte zahlen, aber Frau Lorenzin hatte ſelbſt nichts. Sie ſagten mir, ich ſolle das große Haus mit Allem, was darin wäre, verkaufen, und meinten, es würden mir, nach Abzug aller Schulden, dann noch immer ein paar hundert Gulden für mich übrig bleiben. Ich aber wollte nicht. Der Hochmuthsteufel, den früher der Vetter beſeſſen, war nun in mich gefahren, aber auf eine andere Art. Ich hatte mir es in den Kopf geſetzt, das große Haus zu bewohnen und darin zu wirthſchaften nach Herzensluſt. Niemand konnte mich von meinem Entſchluſſe abbringen und ſo ging es mit ganz natürlichen Dingen zu, daß die Gläubiger kamen und von den Geräthen des ſchönen Hauſes und von dem ſchönen Hauſe ſelbſt ſo viel mit ſich nahmen, bis ſie genug hatten, und mir nun übrig blieb, was Ihr noch ſeht. Geſtohlen wird mir nun nicht leicht et-

was aus dem großen Hause, aber die Frau Lorenzin hat ihren und den schwarzen Kopf behauptet, und kein Bürgermeister, kein Patricier kann sie aus ihrem Eigenthume vertreiben."

Mit einem lauten Hohngelächter verließ sie das Zimmer. Antonie war erst jetzt auf die Frau aufmerksam geworden. Ihr Äußeres und ihr ganzes Wesen schienen ihr so widrig, daß sie sich von ihr abwandte und an's Fenster trat. Hier hingen ihre Blicke bald wieder an dem Prachtgebäude, das ihre Verwandten bewohnten, und sie gab sich wieder glänzenden Träumen hin, bis der Vater sie aus diesen störte und sie ermahnte, die Ruhe zu suchen, deren sie gewiß nach der starken Tageswanderung bedürftig seyn würde. Der Alte selbst blieb noch lange auf und ging unruhig im Zimmer auf und nieder. Endlich behauptete auch über ihn die Natur ihr Recht und er fiel in einen Schlummer, der oft von schwarzen Traumbildern beunruhigt und gestört wurde.

Schon in der Frühe des Morgens, als Antonie noch fest schlief, hatte er sein Lager verlassen und trat zu dem der Tochter. Er betrachtete sie mit düstern Blicken, mit dem Ausdrucke eines weichen, wehmüthigen Gefühles.

„Sie gleicht ihrer Mutter," sagte er leise zu

ſich ſelbſt. „Möge ihr Loos ein glücklicheres ſeyn, als das der Claudia!“

Geräuſchlos entfernte er ſich aus dem Zimmer. Noch war Alles ſtill im Hauſe und die erſten Strahlen der Sonne fielen über die verfallenen Hintergebäude des wüſten Hofes in die Gänge. Er ſtieg langſam die Treppe nach dem zweiten Stocke hinauf, den er einſt bewohnt hatte. Der Staub, der hier lag, der von den Wänden herabgefallene Kalk, welcher die Stufen der Treppe bedeckte, der Umſturz eines Theils des Treppengeländers bewieſen, daß ſich ſelten Jemand hierher verirrte, um zu ordnen, zu reinigen und zu erhalten. Seldem konnte ſich kaum zurecht finden, ſo thätig war in einem Zeitraume von etwa dreißig Jahren hier die Verwüſtung geweſen. Den Eingang zu ſeinen ehemaligen Zimmern erkannte er endlich an den Überbleibſeln eines Steinbildes in erhabener Arbeit, über einer Öffnung, welche ſonſt eine Thüre geweſen war. Jetzt fehlte der nackten Mauer jede Bekleidung, und es ließ ſich vermuthen, daß Frau Lorenzin, um ihre Bedürfniſſe an Brennholz zu decken, nichts verſchont habe, was durch Beil und Hammer von ſeiner Stelle zu bringen war. Jenes Steinbild hatte einſt Dianen, welche den Endymion belauſcht, vorgeſtellt. Es war unverkennbar die Arbeit eines

italieniſchen Meiſters geweſen, und Seldow hatte damals oft lange, im Anſchauen verloren, davor geſtanden, weil er in dem Angeſichte der Diana eine Ähnlichkeit mit ſeiner Geliebten zu finden glaubte. Jetzt war faſt Alles verwiſcht und verwittert, nur der Kopf der Diana hatte ſich einigermaßen erhalten, und es gelang dem Harfenſpieler, einige der vertrauten Züge herauszuahnen. Mit einem Seufzer trat er in das Innere der Gemächer. Welche Zerſtörung, welche Umwandlung! Nichts zeigte mehr eine Spur der ehemaligen Herrlichkeit. Die Bilder der Decke waren ſo ungeſtüm herabgeriſſen worden, daß ein Theil der Decke ſelbſt mit herabgefallen war, und man durch eine dämmerige Öffnung in die ungeheuren Räume des Bodens blickte. Das feine Getäfel des Parkets war verſchwunden, die Wände waren kahl und allenthalben traf der Blick auf nackte, von Feuchtigkeit und Schmutz geſchwärzte Mauern.

Seldow ließ ſich in eine Fenſteröffnung nieder und ſah, nachdem er die dichten Spinnweben, welche ihm die Ausſicht verſperrten, weggeräumt hatte, hinüber nach dem Hauſe ſeiner Schwiegereltern. Dort ſchien noch Alles im tiefen Schlafe zu liegen. Die Vorhänge der Fenſter waren niedergelaſſen, die Laden des Erdgeſchoſſes verſchloſſen.

In den Straßen fing es an ſich zu regen. Milchweiber mit ihren glänzenden Kannen gingen vorüber, Gemüſekarren fuhren zu Markte. Alles war noch wie ehemals, aber wie ganz anders war es ſeit jener Zeit in Seldow's Herzen, in ſeinen Erkenntniſſen geworden! Wie hatten jene ſtolzen und glücklichen Gefühle, die damals ſeine Bruſt ſchwellten, dem Drucke eines gram- und entbehrungsvollen Lebens erliegen müſſen, wie war ſein Trotz gebeugt, ſeine Hoffnung getäuſcht worden! Sein Blick fiel auf das Fenſter, aus dem ihn Claudia mit freundlichem Lächeln ſo oft heimlich begrüßt hatte. Es war ihm, als müſſe es ſich wieder öffnen, als müſſe die liebliche Geſtalt wieder jugendlich und blühend erſcheinen, die Hand bedeutungsvoll erheben, das lächelnde Antlitz leicht neigen und, wie im Anſchauen des Lebens in den Straßen verloren, ihm die Freude ihres Anblickes gewähren. Er ſprang auf und rannte, von bittern Empfindungen ergriffen, durch die lange Reihe der wüſten Gemächer.

„Der Menſch iſt der Narr der Zeit!“ ſprach er verbiſſen in ſich hinein. „Sie nimmt ihn, wie ein Inſtrument, auf dem ſie einige Charlatanskünſte und auffallende Poſſenſtreiche übt, dann wird ſie des Dinges müde und zerreißt eine Saite nach der an-

dern, wie es ihr einfällt, bis zuletzt nur diejenigen übrig bleiben, die einen ſchneidenden Mißklang geben. Ein Thor iſt, wer liebt und hofft! Nur der Augenblick hat ein Eigenthum, und das ihm abzuringen für ſein Ich, iſt des Menſchen Aufgabe! Nur ſich ſollte er denken und empfinden. So wollte ich's auch, als ich von den glühenden Welſchen zu den kalten Deutſchen zurückkehrte, aber ich war noch ein Anfänger in der Kunſt des Lebens und erlag ſeinen Verſuchungen. Wer einmal ſeine Gefühle von ſeinem Ich entfernt und auf Andere überträgt, der wird ein Spiel jener boshaften Macht, und er muß für Andere leiden, für ſich ſelbſt, und es jämmerlich tragen, wie die Zeit grauſam mit ihm ſpielt."

Noch lange trieb der arme, in ſeinem Innern zerriſſene Mann ſich in den oden Räumen umher. Endlich hörte er ſich von Antonien rufen. Ihre Stimme klang beſorgt und ängſtlich.

Er ſtieg hinab und fand ſie auf dem Gange vor dem ſogenannten Prinzenzimmer. Ihre beſorgnißvolle Miene verwandelte ſich in eine lächelnde, als ſie ihn erblickte. Sie hatte ihr beſtes Kleid angethan, ihr friſches, blühendes Angeſicht ſtrahlte von Hoffnung und freudiger Erwartung. Er fühlte ſich ſeiner düſtern Stimmung entriſſen bei dem An-

blicke des lieblichen Mädchens. Sie erinnerte ihn an die Mutter, wie diese gewesen, da auch er noch in jugendlicher Männlichkeit gestanden, da die nun untergegangene Herrlichkeit des schwarzen Kopfes auch noch ihren Werth und Ruhm behauptet. Sie gingen hinab in das Gastzimmer zu der Wirthin. So redselig sich diese am gestrigen Abend gezeigt, so schweigsam verhielt sie sich am heutigen Morgen. Nur durch einen Wink bedeutete sie die träge Magd, ein einfaches Frühstück herbeizubringen, an dem sie selbst keinen Antheil nahm. Oft sah sie mit forschenden Blicken auf Antonien, in denen etwas Scheues, Unheimliches lag, was dieser lästig gewesen seyn würde, wenn sie überhaupt auf die Frau geachtet hätte. So aber dachte das Mädchen an ganz andere Dinge, an die Verwirklichung der Wünsche in die Zukunft, von denen ihre Phantasie erfüllt war. Unwillkührlich summte unter diesen Träumereien Antonie die Melodie von Heinrichs Lieblinglied für sich hin. Sie erschrack, als sie dieses bemerkte, sie brach es rasch ab, wie man sich von einem Gedanken, von einer Erinnerung abwendet, die einem lästig dünkt.

Der Harfenspieler verabschiedete sich nach einiger Zeit von der Tochter, um einen Gang durch die Stadt zu machen. Antonie blieb, während die

Magd ihren Arbeiten im Hause nachging, allein bei der Frau. Diese trat jetzt herbei, machte sich in der Nähe des Mädchens etwas zu thun und begann, indem sie sich bemühete eine freundliche Miene anzunehmen, nach einiger Zeit ein Gespräch mit folgenden Worten:

„Ihr kommt wohl weit her mit Eurem Vater? Aus der Nähe seyd Ihr nicht, das hört man an Eurer Sprache, und der Zuschnitt Eures Kleides ist auch anders, wie sich die Mädchen im Bayerlande tragen."

„Wir kommen aus Thüringen," antwortete Antonie, welche sich durch die freundliche Weise der Frau mit der Herbigkeit, die sie gestern an den Tag gelegt hatte, versöhnt fühlte. „Wir sind viele Tage lang gewandert, ehe wir die Thore von Augsburg erreichten, wo wir nun rasten und ruhen wollen."

„Also nicht aus Italien!" sagte die Frau mehr zu sich selbst, als zu Antonien. Dann fuhr sie gegen diese fort: „das Thüringerland muß wohl sehr weit von hier liegen, denn ich habe nie davon reden hören. Die Musikanten, die hierher kommen, sind meistens Böhmen oder Welsche, und dann kommen sie in ganzen Trupps und sind lustig und guter Dinge, aber nicht grämlich und zurückhaltend

wie Euer Vater. Ihr habt ihn wohl sehr lieb, den Alten, weil Ihr so überall hin mit ihm geht, Euch die zarten Füßchen breit tretet auf den weiten Wanderschaften, und das feine Gesichtchen der Sonne und dem Regen aussetzt?"

„Mich dünkt, das ist meine Pflicht so," entgegnete ernst Antonie. „Habt Ihr denn nie Kinder gehabt, Frau Lorenzin?"

„Die Lorenzin keine Kinder?" erwiederte die Frau und schlug ein häßliches Gelächter auf. „Drei Buben von mir haben in des Churfürsten Regimentern gestanden, und sind auf dem Felde der Ehre, wie die Herren Offiziere es heißen, gefallen, drei andere waren so gescheidt zu desertiren, ehe sie auf das Feld der Ehre kamen, und ein Mädchen — ja, Jungfer! ein Mädchen habe ich gehabt — sie lebt noch, aber ich spreche doch von ihr wie von einer Gestorbenen — ein Mädchen, das war so schön, wie die Frühlingsblüthe am Weißdorn, aber sie ist auch frühe welk geworden, wie die Blüthe, und ein garstiger Stachel hat sich ihr in's Hirn gedrückt. Aber das sind alte vergessene Dinge! sie klingen wie ein Mährchen, wie die Geschichte von meinem todten Mann, der sich erhing, als er hörte, daß die Weißdornblüthe welk geworden sey."

Antonie ſchauderte. Die Geſichtszüge der Frau hatten ſich gegen den Schluß ihrer Rede hin wie zu einem böſen Krampfe verzerrt, aus ihren Blicken ſah Etwas, wie aufkeimender Wahnſinn. Sie ging jetzt fort, und Antonie war froh, von ihrer Gegenwart befreit zu ſeyn. Um ſich zu zerſtreuen, trat ſie an's Fenſter. Viele Leute bewegten ſich jetzt ſchon in der Straße auf und nieder. Schwer beladene Frachtwagen fuhren vorüber und Alles zeugte von der Betriebſamkeit der wohlhabenden Einwohner. Gerade dem Fenſter gegenüber, in welchem Antonie ſtand, befand ſich der reich geſchmückte Laden eines Goldarbeiters. Mit Wohlgefallen ſah das Mädchen hinüber. Da waren ſo viele Prachtſtücke, welche den Glanz eines Frauenzimmeranzuges erhöhen konnten, da ſtrahlte und glizzerte es herüber, wie eitel Diamanten, Smaragden und Rubinen! Wer das hätte, wer ſich damit putzen dürfte! dachte Antonie, und indem ſie es dachte, war es, als flüſtre eine leiſe Stimme ihr zu: biſt du denn nicht eine aus den edlen Geſchlechtern dieſer Stadt? Haſt du nicht Rechte auf Geld und Gut und was wäre dir dann verſagt von dieſen Dingen, nach denen dein Herz lüſtet?

Sie lächelte, indem ſie ſich dieſer freundlichen Hoffnung hingab. In dieſem Augenblicke hörte ſie

ein Geräusch in der Nähe, und als sie ihre Augen von dem Laden des Juweliers zurückzog, fielen sie auf zwei junge Männer, die in der Mitte der Straße standen und sie auf eine freie zudringliche Weise betrachteten. Die jungen Männer trugen seidene, geflickte Kleider und leichte Stahldegen an der Seite. Ihr ganzes Äußere verrieth, daß sie vom Stande waren und, in diesem Bewußtseyn, sich Dinge erlauben zu dürfen glaubten, die Andern als Verletzungen der Sittlichkeit erschienen. Der jüngere von ihnen war fein und zierlich gebaut, seine Bewegungen waren geschmeidiger, als die seines Begleiters, und sein Angesicht trug das Gepräge einer männlichen Schönheit, die einen schnellen und tiefen Eindruck auf Antonien hervorbrachte. Sie war nicht Menschenkennerin genug, um zugleich in den Zügen dieses Angesichtes den Ausdruck einer großen Charakterschwäche neben dem einer gewissen Gutmüthigkeit, so wie die Spuren einer leichtsinnig verlebten Vergangenheit zu erkennen. Der junge Mann trug einen Blumenstrauß in der Hand. Er trat jetzt zum Fenster, legte das Bouket auf den Rahmen nieder und sagte in einem sanften Tone zu der erschrockenen Antonie:

„Das hat Euch der Frühling mitgebracht, schöne Jungfrau! Ihr dürft seine Gabe nicht verschmä-

ben, Ihr müßt ſie annehmen, wenn Euch auch der Bote, den er ſich erwählt, nicht gefällt!"

„Was Teufel, thuſt du, Florentin?" rief der Andere, indem er ihn die Straße mit ſich hinab fortriß. „Die köſtlichſten Blumen, die je deines Vaters Kunſtgärtner gezogen und die du deiner hochedlen Braut überbringen ſollſt, verehrſt du einem Schützlinge der Frau Lorenzin? Wenn das Aurora erführe, ich glaube, ſie wäre im Stande, ihr Wort zurückzunehmen, und dich zu blamiren vor allen Leuten!"

Antonie war erröthend vom Fenſter zurückgetreten und hatte es verſchloſſen, aber ihre Hand hielt den Blumenſtraus und ihre Blicke ruheten auf dieſem, während ſie noch im Geiſte die Geſtalt des ſchönen jungen Mannes vor ſich, und die Worte, die er geſprochen hatte, unwillkührlich wiederholte. Sie ahnete den Werth des Geſchenkes nicht, das ſie ſo unerwartet erhalten hatte, ſie wußte nicht, daß dieſe Tulpen und Hyacinten aus Zwiebeln gezogen worden waren, die damals eine thörichte Liebhaberei mit hundert und mehrern Goldſtücken bezahlte. Zwiſchen den bunten Blumen glänzten brennende Granatäpfel hervor, ſanfte Roſenknoſpen und einfache, aber um ſo mehr bedeutende Myrthe. Der junge Mann war Bräutigam. Das hatte

Antonie gehört. Mit einem Seufzer dachte sie daran, aber dennoch trug sie rasch und heimlich den Blumenstrauß hinauf in ihr Zimmer, um ihm dort in frischem Wasser ein kurzes Leben zu erhalten.

Sie war noch nicht lange oben gewesen, als sie sich von der Hauswirthin rufen hörte. Als sie hinabkam, trat ihr Daniel entgegen, betrachtete sie mit einem frechen Lachen und sagte:

„Es ist Alles richtig wegen des Spielens am heutigen Abend. Sagt das Eurem Vater und er solle sich um die achte Stunde im Hause des Senators Israel einfinden mit Euch und der Harfe. Wollt Ihr aber die Pracht und die Herrlichkeit recht genau mit ansehn, wollt Ihr den Staat der Herrschaften bewundern, wie sie nach und nach eintreten, so kommt nur ein paar Stunden früher, und da will ich Euch einen Platz auf der Tribüne anweisen, wo Euch nichts entgeht, nicht eine Perle auf dem Kleide der alten gnädigen Frau, nicht ein Edelsteinchen im Haare der edeln Fräulein."

Ohne eine Antwort von Antonien zu erwarten, wandte er sich nach der Hausthüre. Unter dieser aber drehete er sich noch einmal um, sah höhnisch nach der Wirthin, die im Gange stand, und rief zurück:

„Eure Tochter läßt Euch grüßen. Beinahe hätte

ich es vergessen, denn wer kann alles tolle Zeug behalten, was sie schwatzt. Sie ist wohl auf, dick und fett und bei gutem Appetit. Ihr braucht nicht zu sorgen um sie."

„Wärst du in der Hölle, wo du hingehörst!" murmelte die Frau zwischen den Zähnen, indem sie dem lachend fortgehenden Daniel einen giftigen Blick nachschickte. „Es gibt keinen boshaftern Teufel, als dieser Daniel, und wenn die Wünsche der Frau Lorenzin Jemanden um's Leben zu bringen vermöchten, nun — ich will nicht gottlos reden, aber ich weiß, wie es wär'! Also zu Traxels geht Ihr!" fuhr sie, Antoniens Hand, die vergebens zurückzuckte, nehmend, mit lauter Stimme fort. „Habt acht auf Euch, Jungferle, daß Ihr auf dem glatten Boden in dem vornehmen Hause nicht ausgleitet oder gar fallet! Ich glaube, Ihr thut einen wichtigen Gang. Ihr tragt in Eurem Gesichte und Wesen eine Ähnlichkeit mit einer gewissen Person, deren man sich noch recht wohl bei Traxels erinnert, und diese wunderliche Ähnlichkeit kann Euch ebensogut zum Glücke, wie zum Unglücke ausschlagen. Ich verrathe nichts weiter, aber es kann Euch dort geschehen, wie es vielen vornehmen Reisenden bei der Frau Lorenzin ergangen ist. Die kamen oft an in später

finsterer Nacht und meinten noch den alten schwarzen Kopf zu finden in aller gaftlichen Pracht. Dann war Frau Lorenzin gleich bei der Hand, leuchtete den hohen Herrn und den feinen Damen vor, und fragte demüthig, ob sie es vorzögen, im Prinzen- oder im Grafenzimmer zu logiren? Prinzenzimmer, Grafenzimmer — das waren Worte, die wie eine lustige Musik in die Ohren der ermüdeten Reisenden klangen! Wenn sie aber dann eintraten in die leeren Gemächer mit den kahlen Wänden, den dreibeinigen Schemeln und Tischen, wenn sie das stattliche Ruhelager mit den Strohsäcken und der Wolldecke erblickten, dann fuhren sie zurück, als hätten sie ein Gespenst gesehen, dann wurde es ihnen selbst in der Gesellschaft der Frau Lorenzin etwas graulich und sie stürmten die Treppe hinab in solcher Eile, daß ich ihnen kaum mit dem Lichte folgen konnte, warfen sich in den Wagen und rollten davon. Mein lustiges Gelächter schallte hinter ihnen her. Seht, Kind, das waren die kleinen Zerstreuungen in meiner Einsamkeit, und wenn mir so etwas begegnet war, so konnte ich lange daran zehren in froher Erinnerung."

Frau Lorenzin schien in der That in diesem Augenblicke eine solche Gedächtnißfeier zu begehen. Sie lachte in sich hinein, sie fing an, mit schnei-

tender Stimme ein Lied zu ſingen, das in ihrer Jugend neu geweſen ſeyn mochte, jetzt aber, wenigſtens in ihrem Munde, einen höchſt widrigen Eindruck hervorbrachte. Antoniens geübtes Ohr konnte dieſe Mißlaute nicht ertragen. Sie floh auf ihr Zimmer, wo ihre Phantaſie ſich ſogleich mit allen Erſcheinungen der Pracht und des Glanzes, die ihr der heutige Abend vorführen konnte, beſchäftigte.

Die große Rotunde im Hauſe des Patriciers und Senators Trarel war von einem Lichtmeere, das unzählige Kerzen von den ſchweren Kronleuchtern und den Spiegelwänden herabſandten, erfüllt. Hier war das ſtattlichſte Gemach des geräumigen Hauſes, der Ort, wo Familienfeſte feierlich begangen, wo vornehme Gäſte geehrt wurden. Koſtbare Teppiche bedeckten den Boden, zwiſchen den Wandſpiegeln ſah man die Meiſterwerke der berühmteſten italieniſchen Maler, und der Glanz des Silbers und Goldes, der hier verſchwendet war, blendete das Auge, das lange auf ihm weilte. Oben um die Rotunde lief ein Umgang, eine Art von Altan, wo die Dienerſchaft des Hauſes, ihre Freunde und Bekannten hinführte, damit dieſe ſich an dem An-

blicke der Herrlichkeiten, die sich unten boten, ergötzten.

Hier hatten auch, durch Daniels Vermittlung, der Harfenspieler und seine Tochter eine Stelle gefunden. Antonie sah voll kindischer Lust, voll eitler Freude und Hoffnung auf das Schauspiel hinab, das sich ihren Blicken bot, und ihr so viel Neues, was sie bewundern mußte, zeigte. Sie wußte noch nicht, daß sie sich im Hause ihrer Verwandten befand, denn Daniel hatte sie, um sie dem Gedränge zu entziehen, durch eine entlegene Hinterthüre hereingebracht. Sie gab sich so ganz dem Eindrucke des Augenblicks hin, daß sie nicht bemerkte, wie ihr Vater von einer ungewöhnlichen Aufregung ergriffen war, wie er den Kopf mit dem dunkelroth glühenden Angesichte weit über die Brustwehr gebeugt hatte, mit dem Anschein eines Trauernden hinabstarrte und vor innerm Froste bebte. Ihre Blicke hingen an der Gestalt einer Matrone, die im Hintergrunde des Saales auf einem erhöheten Sitze, unter einem Baldachin von himmelblauem, mit goldenen Sternen besaeten Sammet ihre Stelle eingenommen hatte. Sie saß, trotz des hohen Alters, in dem sie schon zu stehen schien, aufrecht und in einer gebieterischen Haltung. Die Züge ihres Angesichtes waren ernst und starr. Es

glich mehr einem Steinbilde, als der ſchönen Erſcheinung des menſchlichen Lebens, die ein Spiegel der Seele, ein Dolmetſcher der Empfindungen iſt. Nur um den Mund ſchwebte ein Ausdruck von Stolz und Bitterkeit, wie ihn nur ein herbes, ſelbſtſüchtiges und despotiſches Gemüth zu erzeugen vermag. Alle koſtbaren Stoffe, das Gold, die Edelſteine, mit denen ſie beladen war, die Pracht, die ſie umgab, waren für ſie nicht da, denn ſie war — blind.

„Seht dort die Alte, die in Gold und Juwelen ſtarrt!“ ſagte in dieſem Augenblicke ein Bürgersmann hinter Antonien zu ſeinem Nachbar, der ein Fremder zu ſeyn ſchien. „Ihr geſchieht heute Alles zu Ehren. Ihr Geburtstag wird gefeiert, und jedes Jahr geſchieht es ſo, denn wenn ſie auch von allen Herrlichkeiten nichts mehr ſehen kann, ſo verlangt ſie doch dieſelben Ehrenbezeigungen, die ihr in frühern Zeiten dargebracht worden ſind. Es war immer eine hochmüthige und böſe Frau,“ fuhr er leiſer, doch Antonien verſtändlich, fort. „Sie war hart gegen die Armuth, herrſchſüchtig in ihrem Hauſe und, wenn es nicht darauf ankam, den Glanz des alten Geſchlechtes zu behaupten, geizig auf einen Pfennig. Sie iſt noch ſo. Das Unglück, das ihr der Himmel zur

Strafe gesandt, hat sie nicht gebessert. Sie wurde von ihm gestraft da, wo es ihr am wehesten thun mußte, denn ihre einzige Tochter hing sich an einen fremden Landstreicher, an einen Musikanten, und ging mit ihm in die weite Welt. Es war sonst ein sanftes, stilles Mädchen, das Fräulein Claudia, und bei allen Leuten, die sie kannten, wohl gelitten."

Antonien schwindelte es. Diese Frau mit dem bleichen, leichenstarren Angesichte, aus dem keine Empfindung der Güte und des Wohlwollens sprach, war also ihre Großmutter! Von diesen Lippen, so eng zusammengekniffen, so bitter eine Feindseligkeit gegen das Menschengeschlecht bekundend, hatte sie die Entscheidung ihres Schicksals, hatte sie für die liebe selige Mutter Versöhnung in den Himmel hinauf, oder — sie schauderte, es zu denken — Haß über das Grab hinaus, zu erwarten! Aller Reichthum, aller Glanz, der bisher ihr Auge so sehr ergetzt hatte, der ihr so wünschenswerth und anlockend erschienen war, verlor seine Bedeutung und sie sah nur die kalte, starre Frau, die das augenlose Haupt mit einem Stolze erhob, der keinem Bedrangniß des Lebens weichen zu wollen schien.

„Vater," flüsterte sie ängstlich zu Seldow hinauf, indem sie dessen Rechte, die ihr ungewöhn-

lich kalt schien, ergriff, „wir sind hier in dem Elternhause der Mutter? Wird mich die blinde Frau, als ihre Enkelin aufnehmen, wird sie gütiger seyn in ihrem Herzen, als auf dem kalten Antlitze?“

„Ich will dieses kalte Antlitz schon erglühen machen,“ erwiederte in einem seltsamen, gepreßten Tone der Alte, und druckte krampfhaft die Hand der Tochter. „Ich will ihr ein Stückchen aufspielen, das ihr starres Herz beleben und wieder jung machen soll um viele Jahre. Wir wollen Gutes hoffen, Antonie! Ich war auch jung, stolz und übermüthig, aber die Zeit ist über mich gekommen und hat mich weich und demüthig gemacht. Warum sollte sie einer Macht widerstanden haben, die sich durch nichts in ihrem Wirken hemmen läßt? Ihre Züge tragen vielleicht nur noch den Ausdruck der Gefühle, die sie ehemals beherrschten; die Gefühle selbst sind erstorben, und nur ihre Form, einer langjährigen, unbewußten Gewohnheit gleich, ist geblieben. Sey froh, Antonie, und hoffe! Der Himmel ist gerecht, und nach seiner Gerechtigkeit gehört dir ein Theil der Pracht und der Schätze, die du hier erblickst.“

Diese Worte ermuthigten das Mädchen, indem sie zugleich jene Wünsche und Hoffnungen wieder anregten, in denen sich ihre Eitelkeit nur zu sehr

gefiel. Sie ließ jetzt ihre Blicke auf den glänzenden Halbkreis geputzter Frauen und Jungfrauen schweifen, der sich zu beiden Seiten an den Sitz der Großmutter anlehnte. Eine hohe, jugendliche Gestalt neben dieser fiel ihr am meisten auf. Immer mußten ihre Blicke zu ihr zurückkehren, und es war Antonien, als wohne diesem Wesen eine unerklärliche, wunderbare Macht inne, die sie anlockte und fesselte, indem die Erscheinung selbst sie mehr in eine unangenehme, als in eine freudige Stimmung versetzte. Die Jungfrau neben der blinden Alten besaß jenen seltenen Reiz, der in seinem auffallenden Widerspruche etwas Unheimliches, Grauenhaftes hat. Sie war eine Mentine mit schwarzen Augen. Unter der lilienweißen Stirn, aus dem sanftrothen Angesichte blitzten sie hervor, wie dunkelglühende Sterne, drohend und herausfordernd, ahnungsvoll und bannend. Sie wandte sich oft zu der Matrone an ihrer Seite und sprach mit ihr, und es war dann ein seltsames Schauspiel, diese Augen, die in einem erhobenen Leben zu strahlen schienen, den verschleierten Augenhöhlen der Alten gegenüber zu sehen. Man konnte nicht läugnen, daß die Gesichtszüge der Jungfrau edel und regelmäßig gebildet waren, daß ihre Gestalt den Zauber des Mächtigen und Gebieterischen trug;

aber aus ihrem jugendlichen Antlitze, aus ihrer ganzen Haltung sprach auch schon jener Stolz, jene Eiseskälte und Herbigkeit, welche in den Zügen der blinden Greisin lagen.

„Ein Prachtmädel, die Aurora van der Halden aus Antwerpen!“ hob aufs neue der Bürgersmann hinter Antonien zu seinem Nachbar an. „Sie ist so reich wie schön, und Verstand soll sie haben für ein Dutzend. Es ist die, neben der Geburtstägerin. Seht nur einmal das goldene Krönlein mit den Edelsteinen, das die blonden Locken zusammenhält! Da steckt ein Kapital von wenigstens zwanzigtausend Gulden drin, und sie trägt das Glück einer ganzen Familie auf dem Kopfe. Sie wird den Junker Florentin heirathen, wie die Leute sagen! Das hat gewiß die Alte so abgekartet, damit das Regiment in der Familie immer in Weiberhänden bleibt, denn die Aurora sieht gerade danach aus, als wenn sie es recht wohl zu führen verstände. Hat sie nicht das Ansehn einer Königin, Gevatter?“

Antonie überhörte die Antwort. Aurora — Florentin! Waren das nicht Namen, die heute schon einmal bedeutungsvoll ihr Ohr getroffen hatten? Sie sah noch einmal schärfer und forschender

nach der prächtigen Jungfrau. Da bemerkte sie, daß diese einen Blumenstrauß trug, ganz dem ähnlich, den sie selbst am heutigen Morgen aus den Händen des fremden jungen Mannes empfangen hatte. Auch sie trug den übrigen, sie hatte dem Gelüst, wenigstens mit diesem einfachen Schmucke in der vornehmen Gesellschaft an der Seite ihres Vaters zu erscheinen, nicht widerstehen können. Und der ihr die Blumen gegeben, der — sie konnte es sich nicht bergen — Gefühle in ihrem Herzen rege gemacht hatte, die das Wohlwollen, welches sie dem Kindheitsgefährten Heinrich gewidmet, weit überstiegen, der schöne Jüngling, dessen Bild noch immer vor ihrer Seele schwebte, er war ihr Verwandter, er stand ihr durch Bande des Blutes nahe, aber wurde auch wieder durch andere, die ihn zu dem stolzen Wesen mit der Demantkrone hinzogen, von ihr entfernt! Aurevens dunkles Auge schien ihr jetzt drohender, feindlicher. Sie sah in ihr eine Gegnerin, sie fühlte sich erbittert gegen sie, sie empfand ein Vergnügen in dem Gedanken, nun bald vor sie hinzutreten, mit einem gleichen Schmucke an der Brust, wie jene trug, ihr gleichsam trotzend, ihr eine Erkenntniß aufdringend oder wenigstens ahnungsvoll bietend, die sie verletzen, die sie beunruhigen mußte. Nicht umsonst

hatte der böse Geist der Eitelkeit und Hoffahrt sein gleißendes Netz nach Antonien ausgeworfen!

Trompeten und Pauken erklangen von einer andern Seite der Tribune in den weiten Raum hinab. Man bemerkte eine Bewegung unter den geputzten Herren, die im Hintergrunde des Saales, den Frauen gegenüber, sich aufgestellt hatten.

„Jetzt geht's los, Gevatter!“ rief mit freudeglänzender Miene der Bürgersmann. „Jetzt gebt Acht, sperrt die Augen auf und auch die Ohren, ob Ihr von allen den trefflichen Dingen, die man dort unten sagen wird, etwas aufschnappen und profitiren könnt! Jetzt kommt die Gratulation, Paar um Paar, alle zierlich vortretend im Menuettschritt, wie es sich für vornehme Leute paßt, die nicht die Beine so gemein stellen dürfen, wie unser einer.“

„Wie behagt Euch die Herrlichkeit, Täubchen?“ ertönte in diesem Augenblicke eine widrige Stimme dicht an Antoniens Ohr. „Dergleichen habt Ihr noch nicht gesehn in Eurem Thüringerlande, und Ihr könnt auch wohl weit und breit reisen im lieben deutschen Reiche, ehe Ihr eine Pracht und einen Reichthum findet, wie in der guten Stadt Augsburg!“

Daniel hatte diese Worte gesprochen. Er stand in der reichen Livrei des Hauses neben An-

tonien. Der Bürgersmann und sein Begleiter wichen in ehrerbietiger Scheu vor ihm zurück, und er befand sich nun mit dem Mädchen auf einem freien Raume, wo er zu ihr flüstern konnte, ohne von Andern vernommen zu werden. Der Harfenspieler war so tief in seine Gedanken, in das Schauspiel unter ihm versunken, daß er dessen nicht achtete, was in seiner Nähe vorging.

In feierlicher Haltung und mit langsamen Schritten traten jetzt zwei Männer, deren Anzüge mit reichen Goldstickereien prangten, der Doppelreihe der übrigen vor, die sich, unter fortwährendem Trompeten- und Paukenschall, dem Sitze der blinden Matrone näherte. Antoniens Herz klopfte ungestümer. In dem jüngern der beiden Männer erkannte sie denjenigen, der sie mit dem Geschenke des Blumenstraußes überrascht hatte. Sie sah scharf nach ihm hin, sie bemühete sich zu bemerken, ob seine Blicke mit einer besondern Theilnahme auf der schönen Aurora van der Halden weilten. Ihre Besorgniß bestätigte sich nicht. Im Gegentheil konnte sie wahrnehmen, wie er verstohlen nach der Tribune heraufsah, wie er suchte und forschte, und plötzlich sein Auge auf sie traf und nun, als habe es gefunden, wonach es gesucht, einige Augenblicke auf ihr ruhete.

„So geht's immer her am Ehrentage unſerer Alten," nahm Daniel wiederum das Wort. „Seht Ihr die zwei ſtattlichen Männer, die in dem Gold auf ihren Röcken und den Ringen an ihren Händen den Werth von einem paar Landgütern mit ſich herumtragen? Jetzt treten ſie zu ihr, jetzt fängt der Ältere an, ſeine wohlſtudirte Gratulationsrede zu halten in franzöſiſcher Sprache. Das ſind unſere Herren. Derjenige, welcher jetzt redet, iſt der Sohn, der hochgeborene Herr Senator Traxel, und der neben ihm, der jüngere, mit dem glatten Angeſichte und der freundlichen Miene, der immer zu Euch heraufſchielt, während der Vater ſpricht, iſt der Enkel, der hochedle Patricier, Herr Florentin Traxel. Ein Prachtmännchen, ſage ich Euch, Jungfer Antonie! Gütig, ſanft, herablaſſend und großmüthig, wie ein Prinz! Ihr müßt ihn näher kennen lernen," ſetzte er leiſer hinzu, „er hat noch Beſſeres zu verſchenken, als elende, werthloſe Blumen."

„Er iſt Bräutigam?" verſetzte ſchüchtern Antonie, die zu unerfahren war, um Daniels Worte in dem ſchlimmern Sinne aufzunehmen, in dem ſie geſagt worden waren. „Dort jenes ſchöne Fräulein mit der Demantkrone in den blonden Locken iſt ſeine Braut?"

„Wer ſagt das?" entgegnete mit ſcheinbarem

Unwillen der Diener. „Wenn dergleichen vorginge in der Familie, so wüßte ich's! Mir verschweigt man nichts, mich zieht man zu Rathe in allen Dingen, denn ich diene nun schon vierzig Jahre dem Hause, und es sind Ereignisse geschehen, die ohne den Beistand des Daniel zu keinem guten Ende gekommen wären. Das ist mein Stolz, daß ich mehr ein Freund, ein Vertrauter der Familie bin, als ein Untergebener. Deshalb brauche ich auch nicht aufzuwarten unten mit den übrigen Lakaien, sondern ich kann herumschlendern wie ich will, und werfe nur manchmal einen Blick aufs Ganze, ob Alles seine Ordnung hat. Ja, was ich sagen wollte von dem jungen Herrn! Es kann wohl seyn, daß ihn die Leute ausschwatzen als Hochzeiter mit der reichen Niederländerin. Sie ist entfernt verwandt mit uns, kommt oft ins Haus und die Großmutter hat sie gern. Aber was will das heißen? Trägt doch Junker Florentin sie nicht im Herzen, wohl aber eine ganz Andere, die Euch" — sprach er wiederum mit gedämpfter Stimme — „so ähnlich sieht, daß man darauf schwören sollte, Ihr wäret es selbst!"

Er sah Antonien starr ins Gesicht und verzog den Mund zu einem spöttischen Lächeln, als er die dunkle Röthe wahrnahm, die sich über ihre

Wangen ergoß. Sie hatte die Blicke von ihm abgewandt, aber er sah wohl, daß sie um so fester an Florentin hingen und jede seiner Bewegungen beobachteten.

„Jetzt hat er seine Gratulation gemacht und der Großmutter die Hand geküßt," fuhr Daniel flüsternd fort. „Er tritt hinter den Stuhl der Niederländerin, aber das geschieht nicht um ihret-, das geschieht um Euretwillen. Da sieht er Euch gerade gegenüber und kann Euch immer ansehn, ohne daß es auffällt und Jemand bemerkt. Seht Ihr, wie seine Blicke heraufstiegen, indem er zu ihr spricht und, gewiß nur der Großmutter zu gefallen, einige leere Höflichkeiten an sie richtet? Wär' er an meiner Stelle, das wäre ihm tausendmal lieber und — ich wette darauf — er gäbe den Rubin vom Zeigefinger seiner rechten Hand dafür hin, wenn er es so gut haben könnte!"

Daniels willkommene Rede versöhnte Antonien mit ihm, dessen Erscheinung und Betragen früher einen so unangenehmen Eindruck auf sie gemacht hatten. Sie lauschte mit Vergnügen den Worten, die ihrer Neigung und ihren Wünschen schmeichelten. Sie glaubte keinen Fehler zu begehen, indem sie sich Hoffnungen hingab, zu denen sie die Entdeckung ihrer Geburt zu berechtigen schien.

Freilich war Florentin ihr naher Verwandter, er war Sohn des Bruders ihrer Mutter; aber wie oft hatte nicht schon die Kirche Verbindungen in diesem Grade der Verwandtschaft gebilligt? Antonie glaubte, durch Daniels Mittheilungen ermuthigt und belebt, es sey jetzt nichts weiter nöthig, als daß ihr Vater rede und sich entdecke, um ein schönes und inniges Familienverhältniß anzuknüpfen, in dem sie sich und Florentin schon im Geiste als Brautleute sah. „Die Großmutter ist gewiß auch so schlimm nicht" — dachte sie — „wie sie aussieht und wie die Leute sie machen. Sie steht doch auch schon nahe am Grabe und sieht mehr in den Himmel hinauf als sie für das Irdische empfinden kann, das sie gar nicht mehr sieht; sie muß erkannt haben, daß es besser ist zu lieben und zu verzeihen, als zu hassen und unversöhnt zu sterben." Ein besonders glückliches Walten der Vorsehung glaubte sie darin zu erkennen, daß sie und Florentin berufen seyen, das neue Band der Liebe, das nun von der seligen Mutter aus ihrem himmlischen Aufenthalte zu den Verwandten herabreichen werde, inniger und fester zu verknüpfen. Sie lachelte, ohne zu wissen was sie that, zu Florentin herab, bemerkte aber nicht den bedeutungsvollen Blick, mit welchem dieser ihr Lächeln beantwortete.

„Jetzt kommt die Reihe an Euch!“ mahnte nach einiger Zeit Daniel den Harfenspieler, indem er ihn durch einen derben Schlag auf die Schulter seinem dumpfen Hinbrüten entriß. „Die Gratulationen sind vorüber, jetzt wird venetianischer Marzipan, Eingemachtes aus Reveredo und spanischer Sect herumgereicht, dazu paßt ein zärtliches Stück auf der Harfe, und wenn Ihr Eure Sache gut macht, so könnt Ihr darauf rechnen, daß Ihr die nächsten acht Tage hin in den ersten Patricierhäusern besetzt seyd.“

Der Alte gab seine Harfe, die neben ihm stand, Antonien. Dann folgte er mit der Tochter, auf die er sich stärker als gewöhnlich stützen mußte, dem voraneilenden Daniel die Treppe hinab.

„Ich will ihnen ein Stückchen spielen,“ sagte er, indem sein Angesicht sich seltsam verzerrte, für sich hin, „so zärtlich, daß es sie Jahre weit zurückversetzen soll, in eine Zeit, wo sie noch von zärtlichen Empfindungen beherrscht wurden, die sie mir freilich nicht gezeigt haben, aber dir nun verschulden, Antonie, und an dich abtragen müssen!“

Er schwankte durch die Gänge zur offnen, hohen Thüre der Rotunde. Der Eingang war mit Blumenkränzen und bunten Bändern behangen.

„Hochzeitsplätze und Gräber schmückt man mit

Blumen!“ sprach der Harfenspieler Custer zu seiner Tochter. „Welche Bedeutung mögen diese Blumen für uns haben?“

Indem er in den Saal schritt, machte er sich von Antonien los. Er schien von neuer Kraft erfüllt und belebt. Seine Gestalt richtete sich hoch auf, mit erhobenem Haupte, mit freien, glänzenden Blicken, die die Versammlung überflogen, trat er ruhig und in einer Haltung, die ein gewisses Selbstbewußtseyn, ein Gefühl an den Tag legte, daß er sich nicht geringer achte, als jeden der hier Anwesenden, zu dem Sitze vor, den Daniel in der Mitte des Saales bereitet hatte. Er war der Einzige, der in dem glänzenden, vielfarbigen Kreise in ganz schwarzer Kleidung erschien. Seine Erscheinung, so wie die des einfach gekleideten schönen Mädchens an seiner Seite, erregte die Aufmerksamkeit der anwesenden Gäste. Aller Blicke hefteten sich auf die Eintretenden. Wenn man in dem Wesen des Alten eine Würde und einen Ernst fand, die sehr gegen die Demuth abstachen, welche andere wandernde Künstler dieser Art zeigten, so fühlte man sich doch bald mehr durch die anmuthige Gegenwart der Tochter angezogen, die mit hoch erglühenden Wangen, mit schüchtern zum Boden geschlagenen Blicken näher schritt und, indem sie die Harfe

vor dem, ihrem Vater bestimmten Sessel niederstellte, in jeder Bewegung einen neuen Reiz entfaltete. Hier hatte die Kunst nichts, die Natur alles gethan, und es war, als beabsichtige die letztere, in diesem Kreise, wo alle Pracht, alle Hülfsmittel des Putztisches verschwendet waren, durch Antonions einfaches Auftreten, durch ein Wesen, dessen Schmuck nur seine Persönlichkeit war, einen Triumph zu feiern. Unter den jüngern Männern war ein Stillstand der Höflichkeits- und Ergebenheitsbeweise eingetreten, mit denen sie bisher den Damen sich angenehm zu machen getrachtet hatten, und während sie untereinander flüsterten, um ein Näheres von dem schönen Harfenmädchen zu erfahren, wichen ihre Blicke nicht von dieser.

Aurora hatte den Blumenstrauß an Antonions Brust bemerkt. Mit einem verächtlichen Lächeln nach dieser hin, wandte sie sich um und richtete eine Frage an Florentin, welche dieser mit einem leichten Achselzucken beantwortete. Antonie sah das, sie sah auch, wie Aurora das Gegenstück ihres Blumenschmuckes von der Brust nahm, es mit einer bemerklichen Bewegung zu Boden fallen ließ und zertrat. Sie war hinter den Sitz, den jetzt ihr Vater einnahm, getreten. Aurora's Benehmen erfüllte sie mit Bitterkeit. Sie

fühlte wohl, nicht dem jungen Manne hinter ihrem Sessel, dem fremden, unbedeutenden Mädchen, das es wagte, in demselben Schmucke, wie sie, der nicht durch seine Kostbarkeit, der durch seine Seltenheit einen Werth erhielt, zu erscheinen, galt ihre Verachtung. Antonie sah jetzt nicht mehr schüchtern und blöde zur Erde. Sie scheuete sich nicht, ihre Blicke offen und frei denjenigen Aurorens begegnen zu lassen, die oft forschend, argwöhnisch und höhnisch nach ihr hinschweiften. Aber auch in Florentin's Auge traf ihr Blick, und sie glaubte hier eine Empfindung zu erkennen, die ihrer eigenen zu sehr entsprach, um sie nicht Aurorens Benehmen minder schmerzlich fühlen zu lassen.

Da begann ihr Vater in ernsten, schwermüthigen Accorden ein Vorspiel auf der Harfe. Gleich nach den ersten Gängen mußte sich Antonie gestehen, daß sie ihn noch nie mit dieser Kraft, diesem Schwunge, diesem Feuer hatte spielen hören. Sie war erstaunt, sie glaubte einen andern, einen fremden, großen Meister zu vernehmen. Als sie den Vater anblickte, bemerkte sie aber, daß eine Begeisterung über ihn gekommen war, die sie nur den Erinnerungen aus einer frühern, herrlichern Zeit, die ihn an dieser Stelle lebhaft ergriffen, zuschreiben konnte. Seine Augen glänzten und waren

zum Himmel gerichtet, seine Wangen zeigten eine Röthe, die ihm ein stattliches, jugendliches Ansehen gab.

Die Versammlung war still und lauschte mit gespannter Aufmerksamkeit den Tönen, die sie, von der Hand eines armen Wandermusikanten hervergezaubert, überraschen mußten. Nur die blinde Alte bewegte sich unruhig auf ihrem Platze, sie legte oft die Hand an die Stirn, als denke sie tief nach über irgend einen Gegenstand, oder als suche sie in ihrem Gedächtnisse nach einer alten, erloschenen Erinnerung.

Da schloß der Harfenspieler die Einleitung, zu der ihn seine erregte Phantasie im Augenblicke begeistert hatte, da ging er in ein Tonstück seines großen Meisters Scarlatti über, das er in den Tagen seines Ruhmes oft vorgetragen, zu dem ihm aber, wie Antonie bei fehlgeschlagenen Versuchen oft erkannt, später immer die Kraft gefehlt hatte. Heute schien alle Macht in ihn zurückgekehrt, die er einst über das Instrument besessen. Nicht nur in den Umgebungen, auch in seinem Innern wurde die alte Zeit wieder neu. Stolze Hoffnungen der Jugend, Liebesglück und Lebensfreude, Ehre und Ruhm zogen, wie ein rückkehrender, reich blühender Frühling, durch seine Seele hin, als seine Hände

kräftig und ſicher die alten lieben Töne anſchlugen. Aber er war es nicht allein, deſſen Herz ſie trafen. Kaum waren die erſten Accorde erklungen, ſo daß ſie ſich zur Melodie geſtalteten, ſo erhob ſich die blinde Matrone von ihrem thronartigen Sitz. Ihren Körper hielt ſie gerade und aufrecht, ihre vorgeſtreckten Hände aber bebten, und mit den todten Augenhöhlen ſtarrte ſie, als quäle ſie ſich zu ſehen, nach der Stelle hin, von der die Harfentöne erklangen. Dann ſtützte ſie ſich mit beiden Händen auf einen Tiſch, der vor ihr ſtand und beugte den Kopf weit vor, als wolle ſie genauer horchen, beſtimmter erkennen.

„Das iſt Seldeni's Harfe!“ rief ſie plötzlich mit einer ſchneidenden, gellenden Stimme, die in dem entfernteſten Winkel der Tribüne vernommen wurde. „Hinweg mit dem elenden, dem verworfenen Betrüger!“

Erſchöpft ſank ſie zurück. Während auf der Tribüne ein großer Tumult entſtand, und die Frauen ſich um die Ohnmächtige beſchäftigten, eilten der Senator und ſein Sohn, von dem Rufe der Matrone ahnungsvoll getroffen, zu dem Harfenſpieler. Sein Inſtrument war verſtummt, es lag zerbrochen am Boden. Er ſelbſt ſaß zuſammengeknickt, leichenähnlich da. Sein Haupt war auf die Bruſt geſunken, ein tiefes Röcheln nur verrieth, daß noch

Leben in ihm sey. Die übermächtige Anstrengung, der schreckliche Ruf von Claudia's Mutter hatten, mit seiner letzten Hoffnung, seine letzte Kraft zerstört. Antonie lag händeringend neben ihm auf den Knieen, und nannte ihn bei den süßesten Namen, verschwendete Bitten und Flehen an den Bewußtlosen, um eine Antwort, ein Zeichen, daß er sie vernommen habe, zu erhalten.

„Der Mann ist krank!" sagte der Senator hastig zu Daniel, der mit mehrern Dienern herbeieilte. Ihm war Alles daran gelegen, den Eclat, der schon enstanden, so viel als möglich zu verwischen. Er warf noch einen raschen, forschenden Blick auf den Harfenspieler und seine Begleiterin, dann fuhr er dringend fort: „Schafft ihn und sein Mädchen in's blaue Zimmer! schickt nach dem Arzte und sorgt, daß Alles geschehe, was zu seiner Pflege nöthig ist, aber," wandte er sich leiser zu Daniel, „bewache ihn und das Kind wohl bis auf weitere Ordre, laß außer dem Arzte Niemand zu ihm, und bleib immer gegenwärtig, wenn dieser kommt, denn mir ahnt, daß die Mutter besser gehört hat, als wir gesehen haben!"

Er eilte zu der Blinden zurück. Diese hatte sich indessen erholt und er sah, wie sie bemüht war, gegen diejenigen, die ihr zunächst standen, eine

Ruhe und Faſſung zu zeigen, die ihrem Innern noch fremd waren. Er drängte ſich zu ihr, er flüſterte ihr einige Worte, die ſie mit einem Lächeln des Einverſtändniſſes beantwortete. Dann wandte ſie ſich zu den Übrigen und bat ſie, Alles für ungeſchehen anzuſehen und eine arme blinde Frau, durch eine fortgeſetzte Störung der geſelligen Freude, nicht zu ſehr für eine Schwäche zu beſtrafen, der ſie ohne ihre Schuld unterlegen. Dieſe Erklärung ſtellte die Ruhe unter den Gäſten wieder her. Man ehrte den Senator als einen Mann von Bedeutung und großem Reichthum zu ſehr, um ihn durch weitere Erwähnung eines Ereigniſſes, das der einflußreichen Mutter unangenehm zu ſeyn ſchien, zu beleidigen. Viele aber erinnerten ſich noch des Namens Seldoni, Vielen lag noch die Begebenheit, welche die ſtolze Patricierfamilie ſo tief verletzt und gedemüthigt, im Gedächtniſſe, und der plötzliche Schreckensruf der Matrone legte der Erſcheinung des alten Harfenſpielers eine Bedeutung bei, die ihre Neugierde auf's höchſte ſpannen mußte. Jetzt ſahen ſie ſich nach dem Harfenſpieler um. Er war verſchwunden. Die Trümmer ſeiner Harfe, der Sitz, den er eingenommen, wurden ſo eben fortgeſchafft. In dem fernen Eingange der Rotunde bemerkte man noch die Geſtalt ſeiner Begleiterin, die,

schwankend und gebückt, von Florentin unterstützt und ihrem Vater nachgeführt wurde. In kurzer Zeit aber schien Alles vergessen. Die Gesellschaft wogte bunt und lebendig durch einander, und bald erklang eine Musik, die, zum Tanze einladend, den größten Theil der Anwesenden in einen Taumel hinriß, in welchem sie nicht daran dachten, daß, während sie hier jubelten und sich des Lebens erfreueten, vielleicht wenige Schritte von ihnen eine Waise den Tod ihres Vaters beweinte. Nur die blinde Matrone war heute zerstreuter als sonst an ihrem Ehrentage, und Fräulein Aurora van der Halden bewilligte ihrem Verehrer Florentin keinen der Tänze, um welche er so dringend bat, und deren Verweigerung er endlich damit vergalt, daß er sich von dem Fräulein gänzlich zurückzog und am heutigen Abend nicht mehr in ihrer Nähe erschien.

Noch in später Nacht, nachdem die Gesellschaft sich entfernt hatte, war der Senator durch Daniel zu einer geheimen Unterredung mit seiner Mutter entboten worden. Auch der alte Diener hatte an dieser Theil genommen. Als er am andern Morgen in dem Zimmer erschien, in welches man An-

tonien und ihren Vater gebracht hatte, zeigte er beiden eine Aufmerksamkeit und Ehrerbietung, welche sie nur erwarten durften, wenn man geneigt sey, die Ansprüche und Hoffnungen, die sie hierher geführt, anzuerkennen. Der Harfenspieler hatte sich während der Nacht von dem Krankheitsanfalle am gestrigen Abend einigermaßen erholt, doch fühlte er sich sehr schwach und konnte das Lager nicht verlassen. Er erinnerte sich, daß die Mutter seiner heimgegangenen Claudia ihn erkannt habe, aber jene schmähligen, drohenden Worte, die sie noch gegen ihn ausgestoßen, waren seinem Gedächtnisse entfallen, und Antonie hatte sie ganz überhört.

„Ich hoffe," sagte der Alte, nachdem Daniel das Zimmer verlassen hatte, „daß ich ruhig werde sterben können. Du wirst unter dem Schutze deiner mütterlichen Verwandten leben, sie werden dich lieben und dir nicht verweigern, worauf du ein Recht hast. Es war ein schrecklicher Augenblick, der mich gestern niederwarf, aber ich will ihn gern ertragen haben, wenn diese Art der Entdeckung dich früher zum Ziele bringt. Ich hatte eine Erscheinung, Antonie, eine furchtbare Erscheinung! Mit alterschwachen, erlahmten Händen wagte ich mich an ein wunderbares Werk meines großen Meisters, da schrie plötzlich die Blinde: das ist Seldoni!

und zugleich ſtand mitten im Saale die Geſtalt Scarlatti's rieſengroß, mit ſtrafendem Blicke, und aus dem Blicke ſchoß ein Blitz in mein Gehirn, der es ſchmerzhaft durchzuckte und mir alles Bewußtſeyn raubte. Ich habe gefrevelt an dem Angedenken des herrlichen Meiſters, und ſein Schatten trat aus dem Grabe herauf, um mich zu ſtrafen."

„Beruhigt Euch, Vater!" ſagte Antonie, die neben dem Bette ſaß und die ſchlaff herabhängende Rechte des Harfenſpielers gefaßt hatte. „Der Arzt will, Ihr ſollt nicht viel ſprechen und ſo viel als möglich alle beunruhigenden Vorſtellungen von Euch fern halten."

Es folgte eine lange Stille, während der Antoniens Blicke mit dem Ausdrucke der Angſt und Beſorgniß auf den eingefallenen Zügen ihres Vaters ruheten. Der Arzt hatte wenig Troſt gegeben. Er hatte Antoniens dringende Fragen mit einem bedenklichen Achſelzucken beantwortet, er hatte hingeworfen, daß mehrere Tage vorübergehn könnten, ehe man mit einiger Beſtimmtheit über den Ausgang der Krankheit urtheilen könne. Wie viele Dinge hatte nicht Antonie in kurzer Zeit erlebt, die wohl im Stande waren, ein junges, unerfahrenes Gemüth, wie das ihrige, zu erſchüttern und zu verwirren. Während ſie an das ſchmerz-

verzerrte Angesicht ihres Vaters sah, dachte sie an die Möglichkeit, ihn zu verlieren. Sie mußte weinen, sie zwang sich, dieses so leise zu thun, daß es der Kranke nicht bemerkte. Aber unter diesen schmerzlichen Empfindungen trat auch das Bild Florentins, wie das eines tröstenden, hülfreichen Engels vor ihre Seele. So war er ihr am gestrigen Abend, als er sie, die fast Besinnungslose, unterstützt und dem Vater nachgeführt, als er ihr tröstliche Worte zugeflüstert, und sie für jeden Fall seiner Hülfe, seines Beistandes versichert hatte, erschienen. Es war ihr, als sehe sie aus dem düstern Grunde, auf dem sie den Vater in der Bahre erblickte, Florentin hervortreten als denjenigen, der ihr den Todten ersetzen, der sie mit der Zukunft versöhnen werde. Bald beschäftigten sich ihre Gedanken nur mit ihm, und sie versank so tief in diese Träumereien, daß endlich nur eine Bewegung des Vaters sie in die Wirklichkeit der Gegenwart zurückführte.

Der Kranke hatte sich mühsam umgewandt. Er sah in das Zimmer, und ein friedliches Lächeln trat auf das Angesicht, das seit gestern sehr bleich geworden war.

„Sie meinen es gut mit mir!“ sagte er mit schwacher, aber bewegter Stimme. „Sie haben mich

in Claudia's Zimmer gebracht. Ja, Antonie, in diesem Zimmer lebte deine Mutter, und hier haben wir die ersten Schwüre der Treue mit einander getauscht! Wie mich Alles mit seltsamer Gewalt ergreift, was ich sehe, und wie ein wunderbares Gefühl aus jenen Tagen in meine Brust zieht! Wenn es möglich ist, daß selige Geister sich zu Menschen herabneigen können, so durchzieht in diesem Augenblicke der Odem deiner Mutter dieses Gemach. Hier ergriff ich zum ersten Male ihre bebende Hand und legte sie an die Harfe, hier wurden wir einig über unsere Liebe, hier träumten wir von Glück und seliger Zukunft."

Antonie legte mit bittender Gebehrde einen Finger auf den Mund, um den Vater zum Schweigen zu ermahnen. In diesem Augenblicke erhob sich ein Geräusch, das ihre Blicke nach der Thüre lockte. Diese öffnete sich und hereintrat der Senator mit seiner blinden Mutter, die sich auf ihn stützte und in ihren Gesichtszügen wiederum allen strengen Ernst, alle finstere Kälte zeigte, die Antonien am gestrigen Abend so unangenehm aufgefallen waren. Das Mädchen schritt betroffen und erglühend den Eintretenden entgegen. Gestern hatte sie der Senator kaum beachtet, jetzt fuhr er, erstaunt über die Ähnlichkeit Antoniens mit Claudien,

zusammen und flüsterte seiner Mutter einige Worte zu, welche jedoch keine Veränderung in dem starren Antlitze der Matrone hervorbrachten. Gegen Antonien hin machte er eine abwehrende Bewegung, so daß sich diese schüchtern in eine Fenstervertiefung zurückzog. Dann liest er die Mutter vorsichtig in einen Sessel neben der Thüre nieder und trat dem Lager des Kranken näher.

„Wer ist da?“ sagte dieser, indem er sich, wiewohl vergebens, aufzurichten strebte. Bei dem ersten Worte, das er sprach, zuckte die blinde Alte, wie von einem elektrischen Schlage getroffen, zusammen, und eine leichte Röthe flog über ihr Angesicht. „Er ist es!“ sprach sie unwillkürlich und so leise zu sich selbst, daß ihre Äußerung mehr einem Hauche, als einer bestimmten Rede glich. Ihre Hände hatten krampfhaft die Lehnen des Sessels gefaßt, und ein feiner Beobachter hätte erkannt, wie sie in diesem Augenblicke ein mächtiges, stürmisch erregtes Gefühl zu bekämpfen bemüht war.

„Bleibt ruhig, lieber Mann, und laßt Euch nicht stören!“ beantwortete indessen der Senator die Frage des Harfenspielers, indem er ihn forschend ansah und in dem veralteten und verfallenen Angesichte noch Züge einer frühern Zeit suchte. „Es ist der Herr vom Hause, Senator Trarek

— wenn Ihr Euch noch aus der Bestellung meines Bedienten dieses Namens erinnert — der nach Eurem Befinden sehen will und Euch alle ärztliche Hülfe, alle Pflege, deren Ihr bedürft, gern zusichert."

„Leodegar, kennst du mich wirklich nicht mehr, oder willst du mich nicht kennen?" versetzte mit weicher wehmüthiger Stimme der Kranke. „Hat der Klang jenes alten, bekannten Liedes nicht in deine Seele getroffen, wie in die deiner Mutter? Ist ihr Ausruf, ihre Erkenntniß dir kein hinlänglicher Bürge, daß du selbst den Seldoni wieder in dein Haus geladen hast?"

Antonie stand zitternd im Fenster. Es wurde ihr bange in der Nähe der blinden Großmutter, die ihr unbeweglich gegenübersaß und, wie es ihr schien, das Gespräch der beiden Männer mit der Theilnahmlosigkeit einer Fremden anhörte. Jetzt flogen ihre Blicke auf den Senator, der Ausdruck der gespanntesten Erwartung trat in ihre Züge, sie fühlte ihr Herz in unruhiger Bewegung, denn was sie nun hören, was sich jetzt entscheiden sollte, betraf ja auch ihre künftige Stellung zu Florentin, Wünsche, die aus der Tiefe ihrer Seele sprachen, Hoffnungen, mit denen sie ihre Zukunft schmückte.

„In der That," erwiederte nach einigem Zögern,

und indem er das, was er sprach, vorsichtig abzuwägen schien, der Senator, „ist meine Frau Mutter durch das Musikstück, in dessen Ausführung Ihr durch einen unangenehmen Zufall gestört wurdet, sonderbar ergriffen und überrascht worden. Es mahnte sie an ein schmerzliches Familienereigniß, an Denjenigen, der es veranlaßte. Deshalb stieß sie in der ersten Überraschung einen Namen aus, der vielleicht in manchem der Anwesenden, wie auch in Euch, die unrichtige Vermuthung erregen mußte, sie habe da eine Erkenntniß gefunden, wo sie nur eine Überraschung getroffen. Ein Näheres läßt sich aus einer solchen unwillkürlichen Äußerung nicht bestimmen, und es käme nun allerdings erst auf besondere Beweise an, die Eure Behauptung, Ihr wäret der, für den Ihr Euch ausgebt, unterstützen müßten!"

„An diesen soll es nicht fehlen, Leodegar!" sprach in einem festern Tone, als bisher, der Harfenspieler. „Ich will dir von Dingen reden, die nur demjenigen bekannt seyn können, der in deine Geheimnisse und die des Hauses eingeweiht war. Sage mir, Leodegar," fuhr er leiser fort, „was ist aus der schönen Marie geworden, der Tochter jener Frau, die jetzt im schwarzen Kopfe Wirthschaft treibt?"

„Nichts von ihr!“ rief entsetzt der Senator, indem er einen Schritt zurücktrat. „Weshalb ruft Ihr diese Schreckensgestalt auf, daß sie zwischen uns trete? Sie kann nichts aufklären, sie kann nur verwirren, das Andenken an sie erprobt nichts, es kann mich nur verletzen! Andere Beweise, alter Mann! Die Wahnsinnigen zeugen nicht vor Gericht.“

„Ich verstehe dich nicht, Leodogar!“ entgegnete sanfter der Kranke. „Es müssen Dinge geschehen seyn, die ich nicht kenne, daß diese Erinnerung dich so heftig erschüttert. Aber ich habe andere und bessere Beweise. Siehe jenes Mädchen an, Leodogar! Sie ist Claudia's und meine Tochter. Trägt sie nicht die Gestalt, die Züge ihrer Mutter? Ist es möglich, daß du das Ebenbild deiner Schwester in ihr verkennst?“

„Ähnlichkeiten sind oft ein Spiel des Zufalls,“ sagte verlegen und indem seine Blicke den Boden suchten, der Senator. „Mögt Ihr nun Seldoni seyn oder nicht, so müßt Ihr in jedem Falle mir zugeben, daß man in einer so wichtigen Angelegenheit einer Familie, wie die unsrige, nur solchen Dokumenten Beweiskraft zugestehen kann, welche sich selbst vor Gericht als vollkommen gültig und unwiderleglich darstellen würden.“

„Claudia ist todt!“ sagte in einem Tone

tiefer Rührung der Harfenſpieler. „Ihre letzten Worte enthielten ein Gebet, in dem ſie den Segen des Himmels für ihre Mutter, für ihre Verwandten erflehete. Sie ſtarb mit den Gefühlen einer kindlichen und ſchweſterlichen Liebe, die wohl eine Erwiederung verdient hätten. Sprich, Leodegar, zieht dich keine wohlwollende Empfindung zu ihrer Tochter, zu deiner Nichte hin?“

„Ich muß es Euch wiederholen, lieber Mann,“ antwortete ungeduldig der Senator, „daß hier von Gefühlen und Ahnungen, von perſönlichen Anſichten und Vermuthungen keine Rede ſeyn kann, ſondern nur von geſetzlichen Beweisſtücken, die ein unumſtößliches Recht begründen.“

Er blickte den Kranken mit erhöheter Aufmerkſamkeit an, in ſeinem ganzen Weſen zeigte ſich, neben der geſpannten Erwartung, dieſe Frage auf eine entſcheidende Weiſe beantwortet zu ſehen, etwas Lauerndes, Heimliches und Unruhiges, das irgend eine verſteckte Abſicht ahnen ließ. Antonie hatte ihren Platz nicht verlaſſen. Oft trieb es ſie, zu der blinden Großmutter zu eilen, ſich dieſer zu Füßen zu werfen und unter Thränen um Verzeihung für die todte, unglückliche Mutter zu bitten; aber das ſtarre, kalte Anſehn der Frau lähmte die Kraft ihrer Entſchlüſſe, ehe ſie zur Ausführung kamen,

und die ausweichenden Reden des Oheims verſetzten ſie in eine Beängſtigung, die ihre Gedanken verwirrte.

Der Harfenſpieler hatte eine kurze Zeit ſinnend vor ſich niedergeblickt. Dann ſagte er:

„Ich ſehe wohl ein, Leodogar, du willſt unſer Wiederſehn, du willſt unſere Anerkennung wie ein kaufmänniſches Geſchäft, wie eine ſtreitige Rechtsſache behandeln. Auch dazu bin ich bereit, wenn es ſeyn muß. Ich beſitze alle Zeugniſſe, die verlangt werden können: meinen Trauſchein mit Claudia, alle andere Dokumente bis zu ihrem Todesſchein. Sie befinden ſich mit meinem übrigen Gepäck in dem Gewahrſam der Wirthin zum ſchwarzen Kopfe.“

Kaum hatte der Kranke dieſe Worte geſagt, ſo erhob ſich die Blinde raſch von ihrem Sitze, griff mit ſicherer, bekannter Hand nach der Thüre und verließ, ohne ihren Sohn zur Begleitung aufzufordern, das Zimmer. Antonie ſah ihr erſtaunt nach, aber bald zog das Benehmen des Senators, der mit ausgebreiteten Armen, mit einem Angeſichte, aus dem eine übermäßige Freundlichkeit ſtrahlte, ſich zu dem Kranken herabneigte, ihre ganze Aufmerkſamkeit auf ſich.

„So ſeyd mir denn herzlich willkommen, Herr

Schwager!“ sagte er in einem Tone, in dem das Mädchen nur Wahrheit und Wohlwollen zu erkennen glaubte. „Um wie viel freudiger wollte ich Euch begrüßen, fändet Ihr als ein gesunder, kräftiger Mann vor mir; aber auch das wird besser werden, Ihr werdet genesen und dann sollt Ihr erfahren, wie sich unsere Gesinnungen gegen Euch und die gute selige Schwester verändert haben, und wie wir jetzt nur lauter Liebes und Gutes gegen Euch im Herzen tragen. Jetzt sprechen meine Gefühle für Euch, und ich verlange nicht, jene Papiere zu sehen, ehe ich Euch anerkenne. Und das“ — wandte er sich gegen Antonien und fragte lauernd — „das ist Claudia's Tochter, ihr einziges Kind, ihre Erbin?“

„Wenn die Bande des Blutes noch von der Gerechtigkeit der Menschen anerkannt werden, so ist sie es,“ antwortete mit fester Stimme der Harfenspieler. „Ach, Leodegar,“ fuhr er fort, und jene Schwäche, der er nur durch eine große Anstrengung sich zu entreißen vermocht hatte, begann wieder zurückzukehren, „warum habt Ihr nicht damals schon, als unsere Briefe Eure Liebe, Eure Verzeihung erbaten, uns gütig und versöhnlich ans Verwandtenherz aufgenommen? Claudia würde noch leben, denn, glaube mir, sie starb am gebro-

denen Herzen um Eures Hasses, Eurer Strenge willen!“

„Es ist sehr traurig,“ sprach der Senator und fuhr mit der Hand an die Augen, „aber gerade damals herrschte hier im Hause eine große Verwirrung, die uns nicht zur Besinnung kommen ließ. Mein Herr Vater war gerade damals gestorben, und wenige Tage nach seinem Tode wurde ich Wittwer. Alles ging durcheinander, ich war wie vor den Kopf geschlagen und kann wohl, ohne es zu wissen, Dinge begangen haben, die Euch kränken mußten. Aber laßt das jetzt vergessen und vergeben seyn, lieber Herr Schwager! Ihr müßt jetzt an nichts Unangenehmes, Trauriges denken, Ihr müßt nur Eurer Gesundheit pflegen, damit wir bald alles Nöthige ordnen und ausgleichen können. Und du, Jungfer Nichte,“ fuhr er aufstehend zu Antonien fort, „sieh dich nun als ein Kind vom Hause an! Wahrhaftig, du siehst deiner Mutter ähnlich, wie aus den Augen geschnitten! Selbst das Grübchen im Kinn fehlt nicht. Jetzt erst bemerke ich diese wunderbare Ähnlichkeit. Lebe wohl, Kind, ich werde Sorge tragen, daß du eine anständige Bedienung erhältst!“

Nachdem er noch einige freundliche Worte an den Kranken gerichtet, entfernte er sich. Kaum

hatte er das Zimmer verlassen, so rief Seldow seine Tochter an's Lager.

„Traue ihm nicht, Antonie!“ sagte er ängstlich zu dieser. „Sein Widerstreben, uns anzuerkennen, war zu ernst, und der Wechsel in seinen Gesinnungen zu plötzlich, als daß wir an seine Aufrichtigkeit glauben könnten. Laß uns Alles auf- und annehmen, als sey es wahr und offen gemeint; aber wir müssen auch auf unserer Hut seyn, um uns in unsern Rechten nichts zu vergeben. Ich ahne, daß sie diese fürchten, ich fürchte, daß nur diese Furcht ihnen den Schein der Gutmüthigkeit und des Wohlwollens aufdrängt. Wäre ich ein gesunder, kräftiger Mann, so sähe ich ruhig der Entwickelung dieser Verhältnisse entgegen; aber, Antonie, wenn ich dieser Schwäche, die mich lähmt, unterliege, wenn ich sterbe, ehe sie dich vor aller Welt als ein Glied der Familie aufgenommen haben, was soll dann aus dir werden, du armes Kind?“

Antonie konnte diese Besorgnisse in dem hohen Grade, wie sie der Vater empfand, nicht theilen. Sie fürchtete die blinde Alte, aber sie vertraute und hoffte auf Florentin. Das spätere Benehmen des Senators hatte sie mit seinem frühern versöhnt, und seine Aufforderung, sie solle sich

als ein Kind vom Hauſe anſehen, war, ſie freudig belebend, in ihre Seele gedrungen. Er war Florentins Vater, und es dünkte ſie, als müſſe ſie ihm als dieſem eine höhere Achtung beweiſen, wie nur dem Oheim, und als verſündige ſie ſich an ihm, indem ſie den Äußerungen ſeiner Güte böſe Abſichten unterlege. Aber die Großmutter! Antonie hatte in ihrer Kindheit ein Mährchen von einer bezauberten Prinzeſſin gehört, die ein Herz von Stein in ihrer Bruſt getragen, jeden durch ihre Schönheit angezogen, aber durch ihre Grauſamkeit in's Verderben geſtürzt habe, bis endlich dieſer Zauber auf die einzig mögliche Weiſe gelöſt worden ſey, indem man ein Todtengerippe die Verzauberte habe umarmen laſſen, worauf das ſteinerne Herz in Staub verfallen ſey, und die erlöſte Prinzeſſin kein Unheil mehr geſtiftet habe. Nun dünkte es ſie, als ſey die blinde Matrone dieſe bezauberte Prinzeſſin mit dem Herzen von Stein, und das Gerippe ſchien ihr der Tod ſelbſt, der ſich erſt zu jener neigen müſſe, damit ſie kein Böſes mehr brüte und ſtifte. Dieſes häßliche Bild verfolgte ſie auf eine läſtige Weiſe, bis endlich gegen Mittag der Arzt wiederkam und mit ihm Daniel, welcher Antonien ein Mädchen zuführte, das, wie er ſagte, nach des „hochgebornen Herrn Senators"

Anordnung, zu ihrer Bedienung und zur Mitpflege des Kranken bestimmt war.

Die Blinde hatte, aller Gänge des Hauses kundig, ohne Jemandes Hülfe sich zu ihrem Zimmer zurückgefunden. Was sie gehört, war genug, ihr die Überzeugung zu geben, Derjenige, der sie auf eine unverzeihliche, tödtliche Weise beleidigt, liege als ein Kranker, als ein Sterbender in ihrem Hause. Sie haßte ihn noch immer, sie fühlte keine gütige Regung gegen ihn; die Nachricht von dem Tode ihrer Tochter hatte sie nicht schmerzlich ergriffen, sie sah die Verlorene nur als ein Geschöpf an, das eine Schmach auf die Familie gehäuft, die nun in dem Wesen, das sie als ihre Enkelin erkennen mußte, fortlebte. Die Bitterkeit, die sich ihrer vor vielen Jahren bei der Flucht Claudia's bemächtigt, blühete und wucherte noch kräftig und jung in ihrem Herzen fort. Was sie damals von freundlichern Empfindungen in sich getragen, war mehr erdrückt worden von der Last herber Erfahrungen, als jenes gehässige Gefühl, das sich im Gegentheile diesen hülfreich und das Herz immer mehr erkaltend anschloß. Der Mensch war ihr nie als etwas Liebenswürdiges, als ein Wesen, dem sie ihre

Neigung ſchenken konnte, erſchienen. Sie liebte und ſchätzte ihn nur in ſeiner Beziehung auf Wahnbegriffe, die ſie beherrſchten, auf den Glanz ihres Hauſes, auf den unbefleckten Ruf ihres alten Geſchlechtes, auf den Reichthum, der ihrer Familie geworden, auf künftige Vermehrung deſſelben und zu gewinnende neue Ehren. Als ein ſolches Mittel zu dieſen Zwecken, die ihr allein beglückend ſchienen, liebte ſie ihren Enkel Florentin faſt abgöttiſch. Sein Vater war ihr gleichgültiger, da er ſchon gewirkt hatte, was er für das Patricierhaus thun konnte, da mit der Geburt, mit dem Aufblühen des Enkels ſeine Bedeutung, ſein ganzes Daſeyn überhaupt, wieder nichtig erſchien. Sie hatte früher eine unumſchränkte Herrſchaft auf ihren Gatten geübt, ſie wußte dieſe auch auf den Sohn zu übertragen und, wenigſtens immer in der Hauptſache, über den Enkel auszudehnen. Dieſem waren, eben jener thörichten Liebe wegen, die ſie ihm widmete, manche Freiheiten geſtattet worden, deren er mit jugendlichem Übermuthe genoſſen hatte. Er wußte nicht, daß man nur das Band lockre und verlängere, an dem man ihn hielt, daß der kalte, berechnende Verſtand der Großmutter Mittel genug beſitze, ihn immer wieder unter ihre Botmäßigkeit zurückzuführen. Die Natur hatte ihn mit günſtigen

Anlagen ausgestattet, aber die Erziehung hatte sie verdorben. Er war ein leidenschaftlicher, charakterloser Mensch geworden, den der Augenblick lebendig ergreifen konnte, dessen bessere Regungen aber bald wieder erlahmten und sich dem Willen derjenigen, die ihn zu leiten verstanden, unterwarfen. Er war wie nie unartiger Knabe, der mit unbeugsamem Starrsinn nach einem verbotenen Spielzeug verlangt, es, wenn er es erhalten, zertrümmert und dann der Willkühr des Zufalls überläßt. Die schöne Aurora van der Halden mußte ihn anziehn, da sie überhaupt ein Anziehungspunkt für die jungen Herren aus den edlen und reichern Geschlechtern war, und Florentin, neben andern Schwächen auch die der Eitelkeit in einem hohen Grade besaß. Niemanden konnte diese Neigung willkommener seyn, als der blinden Großmutter, die schon früher einen Plan zur Verbindung ihres Enkels mit der reichen und hochgebornen Niederländerin entworfen hatte. Bei ihrer Kenntniß von dem Charakter Florentins wußte sie dessen Neigung durch vorgespiegelte Hindernisse zu erhöhen, während es ihr gelang, bei Auroren eine günstige Stimmung für ihn zu erwecken, und diese mit Wohlwollen einen Plan aufnehmen zu sehn, den sie als das letzte und wichtigste Werk ihres Lebens betrachtete.

Wir wiſſen bereits, daß Florentins körperliches Äußere ihn empfehlen konnte. Auch auf Auroren hatte es einen günſtigen Eindruck gemacht, und das ſtolze, herrſchſüchtige Gemüth des Fräuleins erkannte bald, daß ſie einen Gemahl in ihm finden würde, der ſich bei einiger Vorſicht, ohne ſonderliche Mühe leiten laſſen würde. Sie fing alſo an, ſeinen Huldigungen ein freundliches Gehör zu leihen. Florentin wurde nun öffentlich ein eifriger Verehrer Aurorens, und ſeine Freunde nannten ſie ſchon ſcherzhaft ſeine Braut, während die blinde Matrone bereits mit dem niederländiſchen Fräulein eine vorläufige Übereinkunft wegen der künftigen Verbindung verabredet hatte. Da ſah Florentin die einfache, friſchblühende Antonie, da war ſein Herz mit einem Male von Auroren abgezogen und dem fremden, ſchönen Mädchen zugewendet. Erſt erſchien dieſe ihm nur als ein Gegenſtand, der allerdings anziehend genug, aber doch nicht mehr, als leichter, vorübergehender Opfer werth ſey. Als er ſie aber am geſtrigen Abend dem kranken Vater nachgeführt, als er aus ihrem Munde Worte vernommen hatte, die ihn überzeugen mußten, er ſehe in ihr eine nahe Verwandte, die Tochter der Tante Claudia, die er nicht gekannt, die ihm aber doch oft bemitleidswerth erſchienen war, vor ſich: da

wurzelte jene Neigung tiefer, da dachte er mit Überdruß an Auroren, mit neu erwachenden, ernsten Wünschen an Antonien.

Diese Stimmung war dauernd geblieben, und in ihr erwartete er die Großmutter in ihrem Gemache, die, seiner Ungeduld viel zu spät, jetzt endlich von ihrem Forschungsbesuche bei dem kranken Harfenspieler zurückkam. Florentin trat ihr rasch entgegen, küßte ihr, nach dem eingeführten Gebrauche, die Hand und führte sie zu dem Sessel, den sie gewöhnlich einnahm.

„Wir haben Gäste bekommen," nahm er dann in einem leichten Tone das Wort, „einen nahen Verwandten und seine Tochter. Ihr kommt eben von ihnen, Großmutter, und ich sehe voraus, daß nun auch vor Euch das Geheimniß mit Gewißheit entschleiert ist, das gestern schon Euer feines Gefühl ahnete, und daß Ihr nun in dem Harfenspieler Seldow den Italiener Seldont erkannt habt, und in seiner Tochter Eure Enkelin, das Kind der unglücklichen Tante Claudia!"

Die Matrone begnügte sich, die Äußerung ihres Enkels mit einer Bewegung ihres Hauptes zu bejahen. Ihre Lippen blieben verschlossen und keine Veränderung in ihren Zügen verrieth, wie sehr sie in ihrem Innern auf die weitere Mittheilung Flo-

rentins, auf die Folgerungen, zu denen dieſe Eröffnung des Geſprächs führen werde, geſpannt war.

„Ich kann nicht bergen," ſprach nach einer kurzen Pauſe der junge Mann weiter, „daß mir das Unglück dieſes Mannes und die niedrige Stellung, in der ſo lange eine nahe Verwandte von uns leben mußte, ſehr zu Herzen gehe. Mich dünkt, man iſt zu hart gegen ihn und die arme Claudia verfahren, man iſt ſogar über die Grenzen des Rechtes geſchritten, indem man weder der Zeit, die Alles verſöhnt, noch ihren Bitten um Verzeihung Gehör geſchenkt hat. Wir müſſen in der That das wieder gut zu machen ſuchen. Ihr könnt Euch nicht denken, liebe Großmutter, wie anmuthig und reizend Eure Enkelin iſt, wie ſehr ſie in dem Schmucke ihrer Unſchuld und — wenn man erwägt, daß ſie gerechte Anſprüche auf ein glänzendes Loos hat — wie ſehr ſie eben in dieſen tief unterdrückten Anſprüchen Theilnahme erregend erſcheint."

„Du ſaheſt das Mädchen geſtern Abend nicht zum erſten Male?" fragte abweichend, aber in einem ruhigen Tone, die Blinde. „Sie trug einen Blumenſtrauß, der nirgend anders, als aus den Gewächshäuſern deines Vaters genommen ſeyn konnte."

Ein Zug des Unmuths flog über Florentins Angeſicht.

„Fräulein Aurora ist eben so scharfblickend in ihren Bemerkungen, wie geschäftig in ihren Mittheilungen," sagte er dann mit einiger Bitterkeit. „Es ist zum Erstaunen, daß eine Dame von so hohem Range, wie Fräulein van der Halden, bei einem übermäßigen Bewußtseyn der Vorzüge, welche ihr Geburt und Reichthum geben, sich erniedrigt mit andern Gefühlen, als denen einer standesmäßigen Gleichgültigkeit und Verachtung auf ein Wesen herabzublicken, das ihr als ein bloßes Harfenmädchen erscheinen mußte. Sie beneidet sie, weil sie Blumen an der Brust trug, die an demselben Stocke gewachsen sind, wie diejenigen, die, unter der reichen Umgebung von Gold und Edelsteinen, nur ein unbedeutender Schmuck des edlen Fräuleins waren, weil aber vielleicht diese Blumen das arme Harfenmädchen mehr putzten, als andere ihre Perlen und Demanten. Ja, theure Großmutter," fuhr er in einem traulichern Tone fort, indem er sich neben die Matrone setzte und schmeichelnd ihre Hand ergriff, „Euch gestehe ich es gerne, daß ich Antonien schon früher sah, ohne zu wissen, wie nahe sie uns durch die Bande des Blutes stehe. Aber dennoch muß in diesem Augenblicke eine wunderbare sympathetische Kraft in mir gesprochen haben, denn ich fühlte mich unwiderstehlich zu ihr

hingezogen, ich mußte vor ihr den Blumenstrauß niederlegen, der Auroren bestimmt war, und hatte, nachdem ich zur Erkenntniß meines seltsamen, von einer fremden Macht regierten Benehmens gekommen war, nur die Sorge, des Vaters Gärtner um einen zweiten, ähnlichen Strauß anzugehn."

Die Matrone hatte den Enkel ruhig angehört. Sie schien während eines kurzen Schweigens seine Worte reiflich zu erwägen. Leise zog sie ihre Hand unter der seinigen weg und erwiederte:

„Was meinst du nun, Florentin, daß wir in dieser wunderlichen Lage beginnen sollen? Wie wäre die Sache mit den Verwandten am besten abzumachen, rasch und ohne große Umstände?"

Sie saß still und bewegungslos. Nichts zeigte an, daß sie auf die Beantwortung dieser Frage einen großen Werth lege.

„Liebe Großmutter," antwortete lebhaft der junge Mann, „keine Sache ist so verwickelt, daß nicht Eure geschickte Hand sie zu entwirren und zu ordnen vermöchte. Aber hier, dünkt mich, liegt Alles offen da, und die Art der Ausgleichung, der vollständigsten Versöhnung, der nothwendigen Gütergemeinschaft," setzte er lachend hinzu, „scheint mir so leicht, daß ich selbst, nach erhaltener Vollmacht von Euch, sie übernehmen möchte!"

Die Blinde hatte ihn verſtanden. Sie zuckte leiſe zuſammen, ſie ſchien eine groſſe, unwillkommene Bewegung in ihrem Innern zu unterdrücken.

„Und Aurora van der Halden?“ fragte ſie dann lauernd.

„Mein Himmel!“ verſetzte im Tone der Ungeduld Florentin, „muß denn dieſe reiche, hochmüthige Niederländerin mir allenthalben läſtig entgegentreten? Welche Rechte hat ſie auf mich? welche Anſprüche kann ſie geltend machen? Ich habe ihr meine Ehrerbietung bewieſen, wie es die Pflicht eines jungen Mannes vom Stande iſt, aber wir haben weder Ringe gewechſelt, noch einander Treue gelobt bis in den Tod. Ihre Nähe beläſtigt mich, und ihre Gewohnheiten des Herrſchens und Befehlens ſind mir zuwider geworden. Das, Herzens-Groſsmütterchen, wäre eine Sache, deren Fäden Ihr trefflich zu löſen vermöchtet. Aurora hört nur auf Euch, nur Euch vertraut ſie, und ich bin überzeugt, daſs aus Eurem Munde ihr ſelbſt das Unangenehmſte erträglich ſcheinen wird.“

„Wer ſagt dir denn,“ antwortete im Tone des bitterſten Spottes die Blinde, „daſs ſelbſt eine Verzichtleiſtung auf deine werthe Perſon für eine Dame von den hohen Eigenſchaften, wie Fräulein Aurora van der Halden, etwas Unangeneh-

mes in ſich trage? Ich glaube, dein Spiegel hat dir den Kopf verrückt, und es wäre gut, wenn er blind wäre wie ich, der ein groſser Theil der Vorzüge, die du zu beſitzen wähnſt, völlig unbekannt geblieben iſt!"

Florentin ſchwieg beſchämt. Die Groſsmutter verſank in ein tiefes Nachdenken und hob erſt nach einiger Zeit wieder an:

„Ich will dir erlauben, den kranken Mann und ſeine Tochter, drüben im blauen Zimmer, ſo oft und ſo lange zu ſehen, wie du willſt. Du darfſt ihn verpflegen, ſie tröſten, du darfſt beide offen als deine Verwandten behandeln; aber unter zwei Bedingungen: Niemand, ſelbſt deine nächſten Freunde nicht, erfährt weder die Anweſenheit der Gäſte hier im Hauſe, noch ihren Stand, ihren Namen, und du ziehſt dich nicht eher aus ihrer Geſellſchaft zurück, bis ich mich einverſtanden damit erkläre, wogegen ich verſpreche, nie deine Trennung von ihnen zu verlangen. Giebſt du mir darauf das Wort eines Patriciers, der ſein Geſchlecht zu hoch hält, um es durch den Bruch eines Eides, den er zu ſeine Ehre geſchworen, zu beflecken?"

„Von Herzen gern, theuerſte Groſsmutter!" ſagte in freudiger Bewegung Florentin und legte ſeine Hand in die geöffnete der Blinden. „Die erſte Be-

dingung fällt mir nicht schwer, und das, was die andere voraussetzt, kann nie eintreffen. Nehmt meine Cavalierparole zum Pfande dieses Vertrags!"

„Florentin," sprach in einem warnenden Tone die Alte, „wenn du einst vergebens mich mit dringenden Bitten bestürmst, dich von der Erfüllung der zweiten Bedingung loszusprechen, dann erinnere dich dieses Augenblicks, dann klage mich nicht an, daß ich dich zu einer Übereilung, zu einem unbedachtsamen Versprechen bewogen hätte!"

„Nimmermehr!" rief Florentin und preßte die Hand der Großmutter an seine Lippen. „Ich ehre Euren Willen, indem ich die Erlaubniß, die Ihr mir gegeben, benutze, und es für eine heilige Pflicht ansehe, dem armen, schönen Bäschen Trost zu bringen, und Zerstreuung zu verschaffen. Tausend Dank für Eure Güte, Herzensgroßmutter! Besseres konnte ich mir nicht wünschen, als Ihr mir gewährt habt!"

Er eilte tanzend aus dem Zimmer. In den Zügen der Matrone zeigte sich der Ausdruck eines höhnischen Triumphs, den sie im Innersten ihrer Seele feierte. Sie griff nach einem zierlich geflochtenen Körbchen, das in ihrer Nähe stand und mehrere Gold- und Silberborden enthielt, welche, nach einem bekannten Gebrauche jener Zeit, der sich

auch noch in eine spätere fortpflanzte, die Blinde zupfte, wodurch sie eine Beschäftigung erhielt, die ihren körperlichen Fähigkeiten entsprach. Sie schien von einer besonders glücklichen Stimmung ergriffen, sie war mit ihren Planen für die Zukunft im Reinen, sie war in sich überzeugt, daß sie nicht mißlingen könnten, sie hatte sie auf ihre tiefe Kenntniß von dem Charakter des Enkels, der in ihrer Ausführung eine Hauptrolle zu spielen hatte, gegründet.

Da stürzte, wie außer sich, der Senator Trazel in's Zimmer, warf sich in einen Sessel neben die Matrone und rief in einem kläglichen Tone:

„Alles ist verloren, Frau Mutter! Hätte der Herr Vater selig ein Testament hinterlassen, und die gottlose Claudia enterbt, wie es sich gebührte, so wäre jetzt Holland nicht in Noth in unserm Hause, und das halbe Haus selbst und das halbe Vermögen ständen nicht auf dem Spiele. Wer hat noch an den italienischen Seldoni und den thüringischen Seldow gedacht? Kommt er da mit einem Male vom Himmel gefallen, sinkt mir in Ohnmacht mitten in einer Gesellschaft, die Euch zu Ehren versammelt war, Frau Mutter, läßt sich von Euch bei seinem Namen rufen, der Manchem nur noch zu sehr erinnerlich war, und kündigt mir nun ohne große Umstände an, daß er im Besitz

von Papieren iſt, die mich zu einem miſerablen Manne, zu einem Backfiſche unter den Goldfiſchen, denen ich bisher zugehört, machen können. Was ſagt Ihr dazu, Frau Mutter? Wie iſt da zu rathen, wie iſt da zu helfen?"

„Sage mir erſt, Leodegar," erwiederte in einem faſt verächtlichen Tone die Matrone, „haſt du dich, in der Gegenwart jener fremden Leute, eben ſo albern und läppiſch benommen, wie jetzt in der meinigen?"

„Frau Mutter," verſetzte mit einigem Trotze, dem aber Muth zu einem völligen Ausbruche fehlte, der Senator, „ich habe vor jenen Leuten geſtanden in der Kraft meiner Amtswürde und meines Patriciergefühles, ich habe ihnen das Geſtändniß, daß ſie jene Beweiſe mit ſich führten, abgenöthigt, und erſt, als es am Tage lag, habe ich, wie es Eure Inſtruktion wollte, mich wohlwollend und freundlich als Schwager und Oheim gezeigt. Was iſt aber nun zu thun, wie können wir die geſetzlichen Anſprüche des Landſtreichers befriedigen, ohne uns zu entehren, ohne Geld und Gut herzugeben?"

„Der Mann, mit deſſen Namen ich nicht meine Lippen beflecken mag," ſagte kalt und finſter die Blinde, „wird nicht wieder auferſtehn von dem Lager, auf das ihn die ſtrafende Hand der ewigen

Gerechtigkeit geworfen hat, als er mit gestohlenen Ansprüchen auf fremdes Gut dieses Haus betrat. Der Arzt spricht ihm das Leben ab. Er wird uns nicht schaden."

„Aber die Tochter?" nahm ängstlich der Senator das Wort. „Leider Gottes, möchte ich sagen, steht dem Mädchen Gesundheit und Lebenskraft so leserlich auf dem hübschen Affengesichte geschrieben, daß man ihm ein Alter von siebenzig bis achtzig Jahren prophezeihen könnte."

„Ist sie wirklich hübsch?" fragte neugierig die Alte.

„Süperb, Frau Mutter!" antwortete Leodogar, „und was das Schlimmste ist, der gottlosen Claudia wie aus den Augen geschnitten."

„Sie soll zu mir kommen," sagte überlegend die Matrone. „Gegen Abend, wenn Alles recht still ist um mich. Dann will ich mich von dieser Ähnlichkeit überzeugen, nicht um mich zu erfreuen, nein! um mich schmerzlich zu verwunden, aber auch zu stärken in meinen Vorsätzen."

Der Senator hörte wenig auf diese Worte, welche die Blinde ohnehin mehr an sich selbst, als an ihn richtete. Er war ganz mit seiner Furcht, mit seinen Besorgnissen in die Zukunft beschäftigt.

„Was hilft uns Alles," nahm er auf's neue

den Faden der abgebrochenen Unterhaltung auf, „was hilft es uns, wenn der gute Doctor den Harfenſchwager unter die Erde dectort, und das friſche, geſunde Kind nimmt ſeine Papiere in die Hand und tritt mit dem Claudia'sgeſichte, das man ihr nicht wegpracticiren kann, vor Gericht und ſagt: hochgeborner Herr Senator Leodogarius Traxel, wollet ohne Weiteres gelieben, mir gegen dieſe wenigen Papiere die Hälfte Eures Vermögens nebſt laufenden Zinſen ſeit dem Tode des Erblaſſers herauszugeben? Was werden wir dann antworten, Frau Mutter? Und darauf kömt Ihr Euch verlaſſen, das Mädchen hat ſicher ſeine Inſtructionen von dem Herrn Schwager Muſikanten, wie ich die meinige von Euch mit hinübertrug zu dem Bettelvolke."

„Auch für dieſen Fall iſt zu helfen," erwiederte kalt, aber mit einem Anflange grauſamen Hohnes die Matrone. „Wie wäre es, wenn wir aus den beiden Enkeln, aus Florentin und der Muſikantentochter, ein Pärchen machten? Der junge Menſch iſt ſo ſchon in Feuer und Flammen um das Lärvchen, und das Vermögen bliebe dann zuſammen, und jede läſtige, gerichtliche Verhandlung würde vermieden!"

„Mich rührt der Schlag!" rief der Senator,

ſprang von ſeinem Sitze auf und trat dicht vor die Matrone. „Hat die Frau Mutter aller Regeln der nobeln Rechenkunſt ſo ſehr vergeſſen, daß ſie das Deficit nicht bemerken ſollte, das bei einem Bruche der mit dem hochedlen Fräulein van der Halden beabſichtigten Verbindung und einer Verheirathung Florentins mit einem Mädchen, das ihm nichts zubringt, als unſer eigenes Geld, uns treffen würde? Die van der Halden iſt um die Hälfte reicher als wir, ſie iſt eine große, glänzende Partie und kein Fleckchen, nicht ein Titelchen übler Nachrede haftet an ihrem Namen."

„Schwachkopf!" ſagte die Alte, indem ſie aufſtand und ſeine Hand ergriff. Dann führte ſie ihn ſo ſicher, wie ſich ein Blinder in ſeinen gewohnten Umgebungen zu bewegen pflegt, nach einem Fenſter, das die Ausſicht in den geräumigen Hof und auf das hohe, thurmähnlich ſich erhebende Hintergebäude hatte. Sie erhob die Hand und zeigte nach oben, nach einer Gegend dieſes Baues, wo, hinter Mauern und Dachabſtufungen verſteckt, kaum merklich ein kleines, mit eng zuſammenlaufenden eiſernen Gitterſtäben feſt verwahrtes Fenſter hervortrat. „Siehſt du den Käfich, wo jetzt mit lahmen Flügeln das Täubchen trauert, das dich einſt verlockte?" fuhr ſie in einem herben, ſchneidenden

Tone fort. „Wer hat damals die Ehre der Familie gerettet, dich von einer Thorheit zurückgehalten und die „schöne Wahnsinnige," wie du sie nanntest, den Augen der Welt entzogen, der sie eine lustige Geschichte von den Eulenspiegelstreichen des Patriciers Leodogar Trarel hätte mittheilen können, und die wohl aus allen verrückten Verzierungen die Wahrheit herausgefunden hätte?"

„Das waret Ihr, Frau Mutter!" entgegnete blaß geworden und zitternd der Senator. „Aber wozu das jetzt, wozu die widrige Erinnerung an eine Sache, die ich in ewige Vergessenheit begraben möchte!"

Ohne auf den Sohn zu hören, sprach die Alte weiter, indem das starre Angesicht mit den todten Augenhöhlen nach jener Gegend des Hintergebäudes gerichtet war:

„Ich sehe den Kerker, der sie von den Lebenden scheidet, nicht mehr, aber noch immer sehe ich das tolle Mädchen, wie es sich zu meinen Füßen wand und den Trauring, den du ihr in einer leichtsinnigen Stunde gegeben hattest, mir vor die Augen hielt. Sie sey die deinige, sie sey deine Braut, sie wolle mich ehren als eine gute Tochter, schrie sie — die Unverschämte! Eine Betteldirne meine Tochter? Als mein Fuß sie hinwegstieß, als ich

die Diener rief, ſie fortzuſchaffen, da brach ihre Tollheit in wilde Wuth aus, da war ſie in meine Hand gegeben, und man pries und lobte den Edelmuth, den Wohlthätigkeitsſinn derjenigen, die ſich mit der Pflege einer Wahnſinnigen belaſteten. Die Geſchichte kann ſich wiederholen, Leodogar. Damals war nur die Ehre, jetzt ſind Ehre und Vermögen bedroht. Ich bin nicht ſchwächer geworden, weil ich erblindet ſeitdem; im Gegentheile, ich fühle mich ſtärker, feſter in meinen Entſchlüſſen, beſonnener in ihrer Ausführung, denn was ſo Manchen beſticht, was ſo leicht eine Anwandlung thörichter Schwäche hervorruft, der Anblick der Menſchen, iſt für mich nicht da."

Man vernahm ein Geräuſch auf dem äußern Gange. Die Matrone begab ſich wieder auf ihren Sitz zurück, wenige Augenblicke ſpäter rauſchten beide Flügelthüren auf und Fräulein Aurora van der Halden trat ſehr erhitzt in das Zimmer. Sie begrüßte leichthin den Senator, der ihr in ehrerbietiger Haltung entgegentrat, und nahm ſogleich ihre Stelle neben der Blinden ein.

„Ich komme, mich bei Euch zu beurlauben, Frau Traxel," ſagte ſie in einer Aufregung, deren Grund die Matrone leicht errieth. „Unſere guten Verwandten in Nürnberg plagen mich ſchon

über Jahr und Tag, ſie zu beſuchen, und da ich bei meiner Anweſenheit in Deutſchland, die vielleicht jetzt nur noch von ſehr kurzer Dauer iſt, gern jedem ſein Recht gönne, ſo kann ich ihnen die Erfüllung dieſes billigen Wunſches nicht verſagen."

„Ihr wolltet uns ja gar nicht mehr verlaſſen, liebes Mädchen!" antwortete ſehr freundlich und mild die Blinde. Zugleich gab ſie dem ängſtlich aufhorchenden Leodegar einen Wink ſich zu entfernen. Dieſer folgte widerwillig. „Wie kommt es," fuhr ſie in demſelben Tone der Neigung und Güte fort, „daß Ihr plötzlich Euern Sinn verändert habt, daß eine Dame von Eurem Verſtande, Eurer Feſtigkeit des Willens mit einem Male alle die Hoffnungen, zu denen ſie mich berechtigt, zerſtört, daß ſie ihren eigenen Verſprechungen untreu wird?"

„Fragt Euren Enkel!" erwiederte ſcharf Aurora. Dann beklagte ſie ſich in herben Worten über die Nachläſſigkeit, welcher ſich Florentin gegen ſie ſchuldig gemacht, jetzt noch, wo ſie ſchon in den Augen der Welt für ein verlobtes Paar gälten; ſie verſicherte, daß ihr Stolz ein ſolches Benehmen nicht zu ertragen vermöge, daß ſie ſich genöthigt ſehe, zuerſt zu brechen, um nicht durch einen Bruch von Seiten Florentins zum Spotte

der Stadt zu werden, ſie bemerkte mit Bitterkeit, daß auch Florentius Verwandte ſeine unwürdige Neigung zu begünſtigen ſchienen, indem die Landſtreicherin, der er ſie widme, eine gaſtliche Aufnahme im Hauſe gefunden habe.

„Iſt es nur das, was Euch verletzt?“ ſagte lächelnd die Matrone. „Ihr ſeyd dieſes Mal die Blinde und ich bin die Sehende. Hier waltet ein Geheimniß, deſſen Schlüſſel ich Euch geben werde, weil ich weiß, daß er gut und ſicher bei Euch aufgehoben iſt. Reiſ't nur immer zu den Nürnberger Verwandten, liebes Kind — dieſe Reiſe iſt gut, iſt nöthig; aber wiederkehren müßt Ihr, wiederkehren im Triumphe, den ich Euch bereiten werde, Aurora! Darauf verlaßt Euch.“

Sie enthüllte nun dem lauſchenden Fräulein das Geheimniß, welches den Harfenſpieler und ſeine Tochter umgab, ſie verbarg ihr Nichts, nicht ein Mal den ſchwarzen, tückiſchen Plan, den ſie zur Vernichtung ſeiner Anſprüche, zum Verderben ihrer eignen Enkelin entworfen hatte. Aurorens jugendliches Gemüth war noch nicht ſo ſehr allen edlern Empfindungen fremd geworden, um nicht von einem Widerwillen gegen dieſe Handlungsweiſe, von einigem Mitleiden gegen diejenigen, die ſie traf, ergriffen zu werden. Sie ſah in ein ſchwar-

zes, häßliches Gewebe des Verraths und der Täuschung. Sie konnte sich nicht enthalten, den Wunsch zu äußern, man möge die Sache auf einem mildern Wege beizulegen suchen.

„Wer ist milde gegen mich gewesen?“ entgegnete hart die Blinde. „Der Fremde hat mir mein Kind gestohlen, er hat den Namen meines Hauses beschimpft — er verlangt noch Lohn dafür und kommt her, ihn auf eine feindliche Weise zu fordern. Sein Kind kenne ich nicht, sein Weib hörte auf meine Tochter zu seyn, als sie sein Weib wurde. Er hat mich in Dem verwundet, was ich höher halte, als das Leben: in meiner Ehre, in meinem Stolze. Muß ich Euch, Fräulein van der Halden, noch sagen, daß es kein höheres Glück gibt, als das, Alles, was uns umgibt, zu leiten und zu beherrschen? Deßhalb werdet Ihr glücklich mit Florentin seyn, denn er ist schwach im Innern und Ihr seyd klug und stark genug, ihn zu führen, wie Ihr wollt.“

Aurorens Stolz wurde durch diese Worte erregt und belebt. Sie fing an, die Absichten der Matrone in einem günstigern Lichte zu betrachten. Sie war eitel, selbstsüchtig und von früher Kindheit an gewohnt, ihre Wünsche erfüllt zu sehen, sobald sie diese nur leise geäußert hatte. Bei die-

ſen Geſinnungen, bei dieſer Verwöhnung durch eine ſchlechte Erziehung, mußte ihr eine Nebenbuhlerin um ſo haſſenswürdiger dünken, je gefährlicher ihr dieſe durch ihre beſondere Stellung erſchien. Antonie war nicht mehr das niedrige Harfenmädchen, das nur die flüchtige Laune eines leichtſinnigen jungen Mannes auf ſich ziehen konnte, ſie ſtand ihr jetzt bedeutungsvoller, als Florentins Verwandte, gegenüber, es galt zwiſchen beiden einen Kampf, in der ihr die Blinde als eine mächtige Verbündete, als diejenige eigentlich, die nur den Sieg für ſie gewinnen konnte, zur Seite ſtand.

„Ich vertraue Euch Alles, Frau Traxel!“ ſagte Abſchied nehmend Aurora. „Eure Erfahrung überſteigt bei weitem die meinige, und Ihr ſeyd auch frei von Schwächen und Vorurtheilen, die mich noch manchmal befallen. Ich werde Euch ſchreiben, aber laßt auch mich Neuigkeiten von Euch vernehmen, von unſerer gemeinſchaftlichen Angelegenheit.“

Als ſie durch den Vorſaal ging, ſtieß ſie auf den Senator. Dieſer trat ihr freundlich in den Weg, er glaubte in ihren Mienen eine Veränderung ihrer Geſinnungen zu leſen und ſagte ſchlau lächelnd:

„Ihr reiſet alſo nicht, hochedles Fräulein? Meine Frau Mutter hat Euch hinreichende Gründe ange-

geben, dieſen fatalen Gedanken nicht weiter zu verfolgen?“

„Im Gegentheile,“ erwiederte mit einer raſchen Verneigung und indem ſie ſich ohne weitern Aufenthalt entfernte, Aurora, „ich reiſe heute noch, in einer Stunde bin ich auf dem Wege nach Nürnberg.“

Der Senator verſtummte. Das Fräulein hatte keineswegs das Anſehn, als nähme ſie den Groll, den ſie hergebracht, wieder mit ſich fort, ein frohes Lächeln zeigte ſich um ihren Mund, ihre Augen glänzten, und ihr raſcher, ſchwebender Tritt verrieth eine innere, freudige Wallung, eine willkommene Befriedigung ihres Selbſtgefühls.

„Unbegreiflich!“ ſprach nach einer Weile, indem er nach ſeinem Zimmer ſchlich, der Senator zu ſich ſelbſt. „Die Frau Mutter ſpielt ein kluges, geheimnißvolles Spiel, aber ich fürchte, ſie wagt zu viel und es geht verloren, wenn ſie noch in der beſten Hoffnung lebt, verloren mit allen ſchönen Ausſichten und Hoffnungen auf das Goldfräulein von Antwerpen.“ —

Antonie hatte indeſſen, nachdem der Arzt den Vater verlaſſen und in unbeſtimmten Ausdrücken eine Hoffnung geäußert hatte, welcher die liebevolle Tochter gern Gehör gab, die Freude, Florentin in ihrem Zimmer erſcheinen zu ſehen, der mit un-

verkennbarer Herzlichkeit beide als liebe Verwandte willkommen hieß. Bei ſeinem offenen, gewandten Benehmen gelang es ihm bald, neben dem Vertrauen der Tochter, das er ſchon beſaß, auch das des Vaters zu gewinnen, und der Kranke geſtand ſich mit einem tröſtlichen Gefühle, daß die Gutmüthigkeit des Neffen, die ungeheuchelte Neigung, die er gegen ſie an den Tag legte, wohl eher für eine Bürgſchaft des guten Willens der Verwandten gelten könne, als alle Verſprechungen Leodogars. Florentin war in wenigen Stunden ganz heimiſch bei Vater und Tochter. Er nahm Theil an der Pflege des Kranken, er tropfte ihm Arznei ein, er ſuchte ihm Alles recht bequem zu machen und ſprach mit einer ſolchen Beſtimmtheit von ſeiner baldigen Geneſung, von einer würdigen, öffentlichen Anerkenntniß Antonien als Enkelin des Hauſes, daß dieſe ihr Entzücken über das Gehörte nicht verbergen konnte und es in einer Weiſe ausſprach, die den glücklichen jungen Mann ihre Neigung zu ihm ahnen ließ. Als der Harfenſpieler eingeſchlummert war, ſetzte ſich Florentin zu Antonien, und ſie mußte ihm erzählen: von ihrer Mutter, von ihrer Kindheit, von den ſchönen Gebirgsgegenden Thüringens, von ihren Wanderungen in dieſen. Indem er ſo der Vertraute ihrer Vergangenheit

wurde, trat er ihrem Herzen immer näher. Sie ſah in ihm den einzigen Freund, den ſie und ihr Vater auf der Welt hatten. Heinrich verſchwand faſt ganz aus ihrem Gedächtniſſe, und ſie fühlte tief und lebendig, wie Florentins Daſeyn mit dem ihrigen ſo innig verſchmelzen ſey, daß dieſes ohne jenes nicht beſtehen könne. Ein unbewußter Nachklang der frühern Liebe zu ihrer Mutter, war ſchon bei Florentins erſtem Anblicke in ihr Herz gezogen. Er trug mit jener einen Zug, der mehr oder minder in der Familie herrſchend war, und der ihr, ohne daß Antonie ihn bemerkte, und daran dachte, ihn lieb, bekannt und vertraut gemacht hatte.

Bis gegen Abend blieb Florentin bei den Verwandten. Als er Abſchied nahm, fragte ihn Antonie erröthend und mit gepreßter Stimme: ob er jetzt zu ſeiner Braut, dem Fräulein Aurora van der Halden, gehe? Da wies aber Florentin dieſen ungerechten Verdacht, wie er ihn nannte, ſo heftig zurück, daß Antonie, völlig beruhigt über dieſen Punkt, ihn gehen ſah, und mit den ſchönſten Hoffnungen an das Lager ihres Vaters zurückkehrte. Der junge Mann hatte ſich nicht minder froh entfernt, denn er nahm die Überzeugung von der Gegenliebe Antoniens mit

ſich, er ſah, von der jung erwachenden Leidenſchaft geblendet, kein Hinderniß einer Verbindung mit dem reizenden Bäschen entgegenſtehn, es ſchien ihm vielmehr in dieſer das Mittel der Verſöhnung, der Ausgleichung aller Widerſprüche und Verwickelungen zu liegen.

Er hatte noch nicht lange die Gäſte verlaſſen, als Daniel zu dieſen in's Zimmer trat und Antonien zu der blinden Großmutter entbot. Das Mädchen folgte furchtſam und zitternd. Die Alte war allein und rief in ihrem gewöhnlichen herben Tone Antonien zu ſich heran. Bei dem Dämmerlichte, das eine verdeckte Lampe in dem hohen Gemache verbreitete, erſchienen ihre Züge noch ſtarrer und härter als gewöhnlich. Sie hieß Antonien ſich auf ein Tabouret zu ihren Füßen niederlaſſen. Sie fragte ſie nach ihrem Namen, ihrem Alter. Der Ton der Stimme ſchien ihr aufzufallen, denn bei ſeinem erſten Lautwerden neigte ſie den Kopf, um ſchärfer zu hören. Sie ſelbſt ſprach wenig. Wie von ungefähr ließ ſie die innere Fläche der Hand über Antoniens Angeſicht hingleiten, dieſe fühlte, wie die Hand zuckte, wie ſie mehr und mehr erbebte, und ſah, als ſie ſich erhob, daß die Matrone ſie nachſinnend an die Stirn legte. Jetzt wurde es ſtill und unheimlich in dem Gemach.

Die Blinde ſprach und fragte nichts mehr und als nach einem langen ängſtlichen Harren die Enkelin fragte, ob ſie ſich entfernen dürfe, um zu ihrem kranken Vater zurückzukehren, gab jene ihr nur durch einen bejahenden Wink ihre Zuſtimmung zu erkennen.

Am folgenden Morgen wurden Antonien von dem Mädchen, das ſie bediente, mehrere feine Anzüge überbracht, welche der Stellung, die ſie nun als eine Enkelin vom Hauſe einnahm, entſprachen, und, wie die Dienerin verſicherte, von der alten Frau Traxel ſelbſt beſorgt worden ſeyen. Mit wohlwollendem Blicke ſah der Kranke auf die blühende Tochter. Sie ſtrahlte im Reize ihrer jugendlichen Anmuth und der Freude, die ihr der Putz, der ſie ſo wohl kleidete, machte. Als Florentin kam, trat er überraſcht und bewundernd vor der ſchönen Erſcheinung zurück. Jetzt erſt, dünkte es ihn, ſey dieſem liebenswürdigen Weſen alles Recht gethan, das ihm gebühre, und er konnte ſich nicht enthalten, einige zärtliche Äußerungen zu wagen, die von dem eiteln und zu glänzenden Hoffnungen erregten Kinde mit ſichtbarem Wohlgefallen aufgenommen wurden. Wie von ungefähr ließ er fallen, daß Aurora am geſtrigen Tage abgereiſt, und daß ihre Wiederkehr zum mindeſten höchſt zweifelhaft ſey. Antonie wurde immer freher,

und bewegte ſich bald in aller heitern Unbefangenheit ihres frühern Lebens, die Florentin das geliebte Mädchen in einem neuen, reizenden Lichte erſcheinen ließ, und ſeine Leidenſchaft zu einem hohen Grade ſteigerte. Auch der Vater, obgleich ſehr ſchwach und leidend, erfreuete ſich der glücklichen Wendung, die Alles zu nehmen ſchien, und rechnete nun feſter auf eine geſicherte, glückliche Zukunft ſeines Kindes. Als gegen Mittag der Senator kam, ſchien er gar nicht befremdet, ſeinen Sohn bei den Verwandten zu finden. Er lobte ihn im Gegentheile wegen ſeiner Fürſorge, er lächelte bedeutungsvoll, als er Florentin beſonders empfahl, auch auf eine Zerſtreuung, eine Erheiterung Antoniens bedacht zu ſeyn, die ihr die Pflege des Vaters erleichtern würde.

So vergingen mehrere Tage, ohne daß ſich eine bedeutende Veränderung ergeben hätte. Florentin verließ faſt die Gäſte nicht mehr, und ſein Verhältniß zu Antonien nahm immer mehr den Charakter einer innigen Zärtlichkeit an. Sie fühlte ſich nur glücklich in ſeiner Gegenwart, ſie war ſehnſüchtig, unruhig und unzufrieden, bis er erſchien. Ihre Empfindungen, tief und ſtark, wie ſie ſie von der unglücklichen Mutter ererbt hatte, richteten ſich jetzt alle auf ihn, auf ſeine Liebe,

ſeinen Beſitz. Sie verſäumte nichts in der Pflege des Vaters, ſie zeigte ihm dieſelbe Freundlichkeit wie bisher, aber ſie erkannte doch, daß Florentia ihr höher gelte, ſie ahnete fern, daß ſie den Verluſt des Vaters wohl ertragen, daß den Schmerz über dieſen die Zeit lindern könne, daß aber eine Treuloſigkeit Florentins oder ein anderes Verhältniß, das ſcheidend zwiſchen ihn und ſie treten möchte, ihr das Herz brechen, ihr die Kraft, ferner zu leben, rauben würde. Der Senator fand ſich täglich mit immer gleicher Freundlichkeit ein, um ſich nach dem kranken Schwager, deſſen Zuſtand noch immer ein ſehr ungewiſſer war, zu erkundigen. Indeſſen hatte auch Antonie zum Öftern, wenn der Vater ſchlummerte und ſie die Sorge für ihn der Dienerin anvertrauen konnte, in Florentins Geſellſchaft die Prunkgemächer des Hauſes beſucht. Sie hatte ſich an der Pracht, an dem Reichthum, die hier herrſchten, ergötzt, ſie hatte ſie mit den Augen, mit den Gefühlen der künftigen Beſitzerin angeſehen. Hier war es, wo Florentins Leidenſchaft nach und nach Worte gewann, wo er endlich Antonien das Geſtändniß der Gegenliebe, die Verſicherung entrang, daß ſie ohne ihn nicht leben könne, daß alle Güter und Herrlichkeiten der Welt keinen Reiz für ſie hätten, wenn ſie ſie nicht

mit ihm theile. Florentin ſah ſich am Ziele ſeiner Wünſche. Was konnte nun ihrem Bunde, den der Vater, den die Großmutter zu begünſtigen ſchienen, noch entgegenſtehn?

Nicht ſo ruhig, nicht ſo glücklich, wie er, fühlte ſich am Abend des Tages, an dem ſich ihr Herz verrathen hatte, Antonie. Jetzt erſt, da ſie Florentins gewiß zu ſeyn glaubte, erheben ſich Zweifel gegen den guten Willen der andern in ihrer Seele. Die immer gleiche Freundlichkeit des Senators hatte nichts Drohendes, aber auch nichts Tröſtliches. In Daniels Betragen zeigte ſich, neben aller Demuth, doch immer etwas Falſches, was ſelbſt dem wenig geübten Scharfblicke des Mädchens nicht verborgen blieb. Und warum ließ ſich die Großmutter nie ſehen, warum hatte ſie Antonien noch nicht wieder in ihre Nähe gerufen, wie ſie doch bei einigem Wohlwollen für die Enkelin ſicher gethan haben würde? Wie eine ſchwüle, drückende Wetterwolke preßten dieſe Gedanken auf Antoniens Gemüth, als ſie noch ſpät Abends, da der Kranke ſchon ſchlief, am Fenſter ſtand und in die Finſterniß einer mond- und ſternloſen Nacht hinausblickte. Da hörte ſie plötzlich aus der Ferne den Ton einer Geige, weich, wehmüthig und klagend, aber bekannt und vertraut ihrer Erinnerung.

Das war Heinrichs Geige, das war jene Melodie, die er so oft gespielt, Niemand anders als er, vermochte sie so schmelzend und an's Herz dringend vorzutragen. Er war hier, er war ihnen gefolgt, darüber herrschte kein Zweifel in Antoniens Seele. Sie fühlte auch, daß er aus Liebe zu ihr die Heimath verlassen, daß ihn eine Hoffnung hierher geführt, in der er sich selbst grausam getäuscht habe. Sie verschloß leise das Fenster, sie schlich still in's Zimmer zurück, aber der Klang jener Melodie verfolgte sie noch lange, während sie vergebens auf ihrem Lager sich nach Ruhe sehnte, und sie mußte den armen Jüngling bedauern, für den sie nun, da sie sich als Florentins Braut ansah, auf ewig verloren war. Als sie endlich einschlief, hörte sie noch im Traume das klagende Saitenspiel und manches Bild aus frühern Zeiten lebte neu auf in ihrer Phantasie.

„Und wenn Ihr noch fünfzigmal wiederkämt, so gibt die Lorenzin nichts heraus!“ schrie die Wirthin des schwarzen Kopfes giftig gegen Daniel hin, der in der Abenddämmerung auf dem großen, düstern Hausgange vor ihr stand. „Ihr liefet Euch

nicht die Schuhe von den Füßen, um die elenden Habseligkeiten des Harfenspielers in Eure Hände zu bekommen, wenn Ihr nicht irgend einen schlechten Streich im Schilde führtet! Die Lorenzin kennt Euch, und sie mag weder Euren falschen, schmeichlerischen Redensarten, noch Euren Dukaten, den sie nicht braucht. Meint Ihr, sie habe nichts gesehen, nichts gehört, nichts gemerkt, sie sey so dumm wie der hölzerne Mohrenkopf über ihrer Hausthür? Man weiß recht wohl, wie die blinde Alte sich an ihrem Ehrentage verrathen hat, wie sie, als der Harfenspieler sein Spiel begann, einen Namen ausstieß, der noch Manchem wohl bekannt klang, daß sie dann in Ohnmacht fiel und den Harfenspieler der Schlag rührte, der nun mit seiner hübschen Tochter einer sonderlichen Pflege und Ehre im Traxelschen Hause genießt."

„Das ist ein gutes Lexikon von Seiten des hochgeborenen Herrn Senators," erwiederte ernst Daniel, „und eben deshalb solltet Ihr keinen Anstand nehmen, mir das Bischen Gepäck der zwei Fremden zu übergeben, an dem wir uns doch wahrhaftig nicht bereichern wollen."

„Die guten Werke sind rarer bei Euch, wie die Ehrlichkeit bei einem Advokaten, und ich für mein Theil glaube gar nicht daran!" erwiederte höhnisch

das Weib. „Ich habe nicht in das Paket des Harfenspielers gesehen, denn es ist versiegelt, und ich bin nicht vornehm genug, um mir kein Gewissen daraus zu machen, anderer Leute Siegel zu erbrechen; aber ich wette mein Gasthaus gegen Euren Treffenreck, daß irgend eine Sache in dem Paket steckt, die Ihr, ich meine den hochgebornen Herrn Senator, meinen ehemaligen Schwiegersohn, und seine kluge, Alles leitende und lenkende Frau Mutter, um jeden Preis in Eurem Besitz sehen möchtet!"

Daniel blickte die Frau forschend an. Als er aber in ihren verzerrten Zügen kein Anzeichen, das ihn auf irgend eine Spur leiten konnte, wahrnahm, sagte er verdrießlich:

„Wie kommt Ihr nur auf so tolle Gedanken, Lorenzin? Was kann ein elender Landstreicher bei sich führen, an dessen Besitz Leuten, wie uns, gelegen seyn könnte?"

Die Wirthin lachte widrig in sich hinein. Dann näherte sie sich dem Diener, sah ihn listig an, nahm vertraulich seinen Arm und sprach:

„Ich will Euch etwas erzählen, Meiße Daniel, was halb neu und halb alt ist, aber zeigen soll, daß die Gedanken der Lorenzin noch nicht so toll sind, wie die ihrer Tochter. Es gab einmal einen Harfenspieler, der nannte sich Seldoni, er

war aber eigentlich ein Deutscher und hieß Seldow. Er entführte die Tochter einer reichen Patricierfamilie, und eine Frau, deren Kind von der Familie unglücklich und wahnsinnig gemacht worden war, stand ihm aus Rache darin bei. Nach vielen Jahren kam er arm und elend mit seinem einzigen Kinde zurück. Man erkannte ihn, und das Kind sah seiner Mutter so ähnlich, daß jeder, der diese früher gekannt, es Jungfer Claudia hätte nennen mögen. Die Patricier hatten nun aber ihre guten Gründe, die Leute vor aller Welt zu verbergen, und heimlich nach ihren Absichten mit ihnen zu verfahren. So weit ist die Sache, und was weiter daraus werden wird, muß die Zukunft lehren. Wißt Ihr's nicht vielleicht, Mosje Daniel, könnt Ihr etwa eine nähere Auskunft darüber geben?" setzte sie im Tone des giftigsten Hohnes hinzu.

„Lorenzin, Lorenzin," versetzte warnend, aber boshaft Daniel, „nehmt Euch in Acht, daß Ihr Euch nicht um den Kopf sprecht!"

„Ich um den Kopf?" lachte das Weib. „Nicht einmal um den hölzernen, schwarzen Kopf vor meinem Hause, geschweige um meinen eigenen, der einmal mit dem übrigen Leibe sein ehrliches Begräbniß haben soll. Wir stehn in einer großen Abrechnung, die werthe Patricierfamilie da drüben

und die Lorenzin hier haben, wenn aber der Schluß gezogen wird, so hat die Lorenzin noch herauszubekommen. Warum? Weil sie schweigt, weil sie nicht allerlei Geschichtchen von verliebten Senatoren und bösartigen alten Webern unter die Leute bringt."

„Ihr solltet doch bedenken, Lorenzin," sprach Daniel ermahnend, „daß die Familie Euch Gutes erzeigt, daß sie Euch mit der Verpflegung der verrückten Tochter eine große Last abgenommen hat."

„Sie sollen ihr nur den Stuhl vor die Thüre setzen," erwiederte hastig die Wirthin. „Die Lorenzin kennt noch Schliche und Wege, ihr verrücktes Mädchen in's Spital zu bringen, wenn sich auch der hochgeborene Herr Senator zehnmal in den Weg stellt, und was dann die Marie in ihren hellen Augenblicken vor Doctoren und Wartleuten dort ausplaudern wird, das kann genug seyn, die edle Patricierfamilie so schwarz zu machen, wie meinen Kopf, so schwarz, daß die Leute mit Fingern auf sie zeigen und sagen: seht, dort gehn die Mohren aus den alten Geschlechtern."

„Laßt einmal vernünftig mit Euch reden!" hob Daniel nach einer kurzen Pause an. „Ihr seyd eine heftige, aber eine gescheidte Frau, das ist stadtbekannt. Hier sind zwei Dukaten für Euch, wenn

Ihr mir gebt, was ich verlange. Es ist blos um der Ordnung willen, und die Zeche der beiden Leute bezahlt der hochgeborene Herr Senator noch obendrein."

„Meinen Respect ein für allemal an das ganze hochgeborne Haus," entgegnete verbissen die Alte, „und es würde nichts herausgegeben von dem anvertrauten Gepäck, wenn nicht der Harfenspieler selber käme oder seine Tochter schickte, es zu holen. Die Lorenzin wüßte anvertrautes Gut zu wahren, und sie ließe sich nichts abschwatzen und abkaufen, denn sie wäre eine ehrliche Frau. Und damit Gott befohlen, Mesje Daniel! Ich kann Besseres thun, als die Zeit mit Ihm verplaudern, denn ich habe Gäste oben im Prinzenzimmer."

Sie wandte sich nach der Treppe um und Daniel entfernte sich, indem er eine Verwünschung in sich hineinmurmelte. Kichernd stieg die Alte zum ersten Stock empor. Als sie das Prinzenzimmer öffnete, fielen ihre Blicke sogleich auf einen jungen Mann, der am Fenster saß, den Kopf in die Hand gestützt hatte, und schwermüthig vor sich niedersah. Hier drang durch die großen Fenster noch hinlängliches Licht herein, um alle Gegenstände genau erkennen zu lassen. Eine Geige lag auf einem Tische in der Nähe des jungen Mannes,

und ein Pack Noten daneben. Er selbst war von starker, untersetzter Gestalt, von frischer, gesunder Gesichtsfarbe, aber von jenem bedenklichen, finstern Ansehn, das Leuten von einem vielleicht gutmüthigen, aber auch rohen Charakter eigen zu seyn pflegt.

„Warum so melancholisch, Meeje Heinrich?“ rief schon im Eintreten die Wirthin nach ihm hin. „Wenn ich ein Musikant wäre, so wollte ich mir die Grillen und schwarzen Gedanken schon vertreiben. Wenn ich spürte, daß sie an mich möchten, so griffe ich gleich nach meiner Fidel und spielte ein lustig Stückchen, daß mir das Herz im Leibe lachen und tanzen müßte. Ihr dürft auch heute einmal flott und munter seyn, Meeje Heinrich! Eure Sache steht gut, und auf meine Verantwortung könnt Ihr ein Scherzese oder Jocose, wie es die welschen Musikanten nennen, aufstreichen!“

„Was wollt Ihr damit sagen, gute Frau!“ sagte der junge Mann, indem er aufstand und sich mit der Hand über die Stirn fuhr, als wolle er Alles, was schwer und quälend in seinem Kopfe umging, von hier vertreiben. „Werde ich endlich Einlaß zu Antonien und ihrem Vater finden?“ fuhr er fort, „wird man mich nicht wieder grob und stürmisch von der Thüre zurückweisen, wie einen Bettler und Landstreicher?“

„Die Jungfer, wegen der Ihr so weit her, aus dem Thüringerlande, gekommen seyd," erwiederte die Alte, „wird mich besuchen, morgen oder übermorgen. Dann will ich nicht Lorenzin heißen, wenn ich Euch nicht eine geheime Unterredung mit ihr verschaffe, so lange, als Ihr wollt, und in der Ihr Alles vom Herzen wälzen könnt, was Euch darauf drückt. Gelt, das erfreut Euch, das thut Euch wohl! Nun spielt mir aber auch Eins auf für die gute Nachricht, was Hübsches, Liebliches, den aimable vainqueur, oder eine alamedische Gigue, wie sie bei den vornehmen Leuten gespielt werden!"

Sie nahm behaglich Platz auf einem der wenigen im Zimmer befindlichen hölzernen Schemel, und der junge Mann war in der That gefällig genug, ihrem Verlangen zu willfahren.

„Es ist Schade, daß ich nicht mehr jung bin!" sagte sie, nachdem Heinrich geendigt hatte. „Mit dem aimable vainqueur hättet Ihr mir das Herz fortgespielt, und ich hätte Euch in die weite Welt nachlaufen müssen, wie dem Rattenfänger von Hameln die beherten Kinder. Wenn die Jungfer Antonie nur ein ebenso verliebtes Gehör hat, wie ich, wenn ihr nur nicht die Pracht und der Reichthum drüben im großen Hause, und die Patricierverwandtschaft und der schöne Junker Florentin in den Kopf

gestiegen sind, so daß ihr Hören und Sehen für alles Andere vergangen ist!"

Heinrich blickte finster nach der Patricierwohnung. Dann erkundigte er sich weiter nach Florentin, und erfuhr nun, daß er einer der schönsten jungen Männer der Stadt sey, daß er dabei ein angenehmes, einschmeichelndes Benehmen besitze, aber auch schon manches Mädchen, die seinen Versprechungen und Schwüren geglaubt, getäuscht habe. Schon vor einigen Tagen, als er sich gleich bei seiner Ankunft nach Seldow befragt, hatte ihm die Alte, die ihm sogleich ein besonderes Wohlwollen geschenkt, ihre Vermuthungen, daß Seldow Seldoni und seine Tochter die Enkelin der blinden Frau Tracel sey, mitgetheilt, und, was er selbst von seinen ehemaligen Freunden wußte, hatte diese bestätigt. So oft er an der Thüre des Tracelschen Hauses sich gezeigt, um den Harfenspieler und Antonien zu sehen, war er von den Dienern heftig angefahren worden, mit den Worten, man kenne keine Leute dieses Namens, er solle seines Weges gehen und an andern Orten seine Genossen und Kameraden suchen, als in einem vornehmen Patricierhause. Heinrich war ein guter Mensch, aber er besaß ein leicht verletzbares Gemüth, und eine Tiefe der Empfindungen, welche eine solche

Verletzung lange nachtrug. Mit Antonien war er faſt aufgewachſen. Noch als er ein Knabe geweſen, war er mit ihrem Vater umhergezogen und hatte deſſen Harfenſpiel mit der Geige begleitet. Was er damals erworben, hatte er immer der kränklichen Mutter, einer armen Wittwe, mit heimgebracht, und eben weil Antonie mit ſo inniger Liebe ihrem Vater ergeben war, weil ſie dieſen unterſtützte und ihm ſein trübes Leben zu erheitern ſuchte nach ihren Kräften, hatte er ſie liebgewonnen, und im Laufe der Zeit, die ihn das Mädchen näher kennen lehrte, ſtieg ſeine Liebe zu einem Grade, der ſein ganzes Sinnen und Hoffen beherrſchte. Er konnte ſich nicht denken, daß jene Maßregel, die ihn von der Thüre des Traxelſchen Hauſes entfernte, von Antonien oder ihrem Vater herrührte. Sie hatte ihm immer zuviel Freundlichkeit, wenn auch nicht die liebevolle, die er erſehnte, der Alte hatte ihm zu viel Wohlwollen bewieſen, um jetzt mit einem Male den Freund, der ihnen ſo weit nachgefolgt, gänzlich zu verläugnen. Er ahnte ein ränkevolles Spiel von Seiten der vornehmen Verwandten, die dem Harfenſpieler und ſeiner Tochter jede Mittheilung nach Außen unmöglich machen wollten; er vermuthete auch, daß Junker Florentin vielleicht dieſe Zurückweiſungen veranlaſſe, um

in seinen Bewerbungen um Antonien nicht durch die Zuführung eines frühern Bekannten gehindert zu werden. Diese letzte Meinung, die ihm der Argwohn der Liebe eingab und die Eifersucht nährte, wurde bald die herrschende in seiner Seele, und er sah nun mit Ungeduld dem Augenblick entgegen, wo, nach der Wirthin Äußerung, Antonie im schwarzen Kopfe erscheinen würde, und sich dann so Vieles aufklären mußte.

Sehnsüchtig stand er den folgenden Tag hindurch am Fenster und harrte und lauerte. Aber erst als der Abend kam, sah er zwei Frauengestalten, von dem alten Diener gefolgt, der gestern bei der Wirthin gewesen, aus dem Patricierhause treten und auf die Herberge zuschreiten. Die Lorenzin, die, wie er, auf der Wache gestanden haben mochte, rief ihn herab, und schob ihn hastig in ein Kabinet neben der Gaststube.

„Wenn ich dir das Mädchen hereinpraktizirt habe, Goldjunge," sagte sie eilig, „so schiebe nur gleich den Riegel vor! Du kannst dann ungestört mit ihr reden, was du zu reden hast, und mir soll es indessen eine Seelenlust seyn, den Messje Daniel und wer sonst mitkommt, zu narren und hinzuhalten, so lange es Noth thut. Ihr seyd auch nicht ohne Zeugen! Da sitzt Anne, die taube Magd,

und läßt ihr Spinnrad zu Eurem Gespräche schnurren. Sie sieht wohl, aber sie hört nicht, sie ist eine gute Gesellschafterin für Verliebte, denn sie verräth nichts."

Ohne sich weiter aufzuhalten, begab sich die Alte in das Gastzimmer zurück. Eben trat Antonie durch die entgegengesetzte Thüre herein, und ihr folgten Daniel und das Mädchen, das sie bediente. Sie war reich und anständig gekleidet, wie die Töchter aus den vornehmen Häusern. Über ein gesticktes, seidenes Kleid hatte sie einen leichten Sammetmantel geworfen, ein Baret, mit Granaten geziert, schwebte auf ihrem Kopfe, und ihre ganze Haltung hatte das Sichere, Selbstbewußte angenommen, was diesem Aufzuge entsprach. Mit einer kurzen Verneigung und einem Ausdrucke von Verlegenheit in ihren Zügen näherte sie sich der Wirthin. Ehe sie aber zur Rede kommen konnte, nahm schon die Alte das Wort und sagte:

„Gott behüte Euch, schönes Kind! Aber es sind Wunder mit Euch geschehen, seit ich Euch nicht gesehen habe, denn Ihr seyd eine Patriciertochter geworden, wie ich sehe, und gehört zu unsern edlen Geschlechtern! Bleibt nur auf Eurer Hut gegen das Patricierthum und gegen Euch selber! Das Patricierthum steigt oft den Leuten in den Kopf,

wie spanischer Tabak, und verwirrt sie und macht sie glauben, sie seyen bei der Erschaffung der Welt von Gold geformt worden, statt von schlechter Erde, wie die übrigen Christenmenschen. Aber das müßt Ihr sagen, Mosje Daniel," wendete sie sich zu diesem, „in den Kleidern, in dem Staate, den das hochedle Fräulein jetzt trägt, sieht sie gerade aus, wie ihre Mutter selig, als diese siebenzehn oder achtzehn Jahre alt war!"

Daniel schüttelte unwillig den Kopf, und Antonie erröthete. Dann erklärte diese, daß sie im Auftrage ihres Vaters, der jetzt durch Krankheit ans Lager gefesselt werde, komme, um ihre Rechnung zu berichtigen und das versiegelte Päckchen in Empfang zu nehmen, das er bei seiner Entfernung aus dem schwarzen Kopfe der Wirthin zur Verwahrung übergeben.

„Ihr sollt Alles haben, Kind!" antwortete die Frau. „Andere haben sich heiser gesprochen um die Dinge," fuhr sie mit einem spöttischen Blicke auf Daniel fort, „und nichts bekommen, ob sie gleich ihre Worte vergolden wollten, aber Ihr braucht nur zu winken, so befindet sich alles in Euren Händen. Tretet in dieses Zimmer, seht Euch um, wie es die einbrechende Dämmerung noch erlaubt, und Ihr werdet finden, was Euer Herz begehrt!"

Unbedenklich schritt Antonie in das Gemach, dessen Thüre die Frau geöffnet hatte. Kaum war sie hineingetreten, da schloß sich die Thüre hinter ihr, und als Daniel und seine Begleiterin ihr nacheilen wollten, drängte sich die Wirthin dazwischen und rief in einem höhnischen, gellenden Tone:

„Das ist nichts für Euch, weder für Ihn, Mosje Daniel, noch für das Jüngferchen, das Er zu seinem Beistande mitgebracht hat. Ihr seyd nur arme, geringe Leute, die um Lohn und Brod dienen, und dürft mein Patricierzimmer nicht betreten, das nur für Angehörige der edlen Geschlechter bestimmt ist. Glaubt mir, Mosje Daniel, dem Fräulein Antonie wird auch indessen die Zeit nicht lang drin, denn es ist gute Gesellschaft bei ihr, von der sie sobald nicht fortverlangen wird! Setzt Euch nur ruhig zu mir und erzählt mir Eins und das Andere, etwa wie Junker Florentin der schönen Antonie den Hof macht, während das hochedle Fräulein van der Halden verreist ist!“

Sie hatte gehört, daß Heinrich von Innen den Riegel vorgeschoben, und begab sich nun mit großer Kaltblütigkeit zu ihrem Lehnsessel, indem sie sich auf die Festigkeit der starken eichenen Thüre, die Daniel vergebens zu öffnen suchte, verließ.

Antonie hatte indessen den Kindheits- und

Jugendgefährten gefunden. Sie ſtand überraſcht, verwirrt vor ihm, er, unentſchloſſen und ſchüchtern gemacht durch den unerwarteten Glanz ihrer Erſcheinung, vor ihr. Die Töne ſeines Liedes klangen wieder in ihr Ohr: was es ihr an jenem Abende verkündigt, war jetzt Wirklichkeit geworden. Sie ſtanden lange einander ſchweigend gegenüber. Endlich wurde Antonien dieſes Schweigen peinigend. Sie reichte, ohne jedoch ſeinen Druck zu erwiedern, dem jungen Manne die Hand und ſagte in einem ſchwankenden, gepreßten Tone:

„Was führt dich hierher, Heinrich? Wie haſt du dich entſchließen können, deine kranke Mutter zu verlaſſen?“

„Sie iſt todt,“ erwiederte finſter der Befragte. „Ich habe nichts mehr daheim, was mich halten konnte, dir und deinem Vater trieb es mich unwiderſtehlich nach, und da nahm ich meine Geige und ſpielte mich hierher, um nun zu fragen, ob die alte Freundſchaft nicht auch geſtorben iſt, wie meine alte Mutter, und ob deines Vaters Harfe nicht wieder meiner Begleitung bedarf, wie ſonſt?“

„Armer Heinrich,“ verſetzte bedauernd das Mädchen, „ſo haſt du den Schmerz gehabt, am Sterbebette deiner Mutter zu ſtehen! Auch mein Vater iſt krank, ſehr krank, und ich fühle mich oft

von dem Gedanken geängſtigt, der Himmel könne ihn plötzlich abrufen von meiner Seite; aber ich habe gütige, liebevolle Verwandte gefunden, die mich tröſten und beruhigen in ſolchen Augenblicken, die dem Vater alle Pflege, allen Beiſtand angedeihen laſſen, deſſen er benöthigt iſt."

„Reiche, vornehme Verwandte!" ſagte mit beſonderer Betonung der junge Mann, und indem ſeine Blicke bedeutungsvoll über Antoniens Putz flogen. „O Antonie," fuhr er bewegter fort, „traue ihnen nicht zu ſehr! Dieſe reichen, vornehmen Leute empfinden nicht, wie wir. Kein Bedürfniß, kein Mißgeſchick hat ſie veranlaßt, ſich Andern innig anzuſchließen, ihren Wünſchen war ihr Glück zuvorgekommen, und Alles, was ſie in ihrem Wege finden, ſcheint ihnen nur da, ihnen zu dienen, oder, wenn es ſie beläſtigt, ſtoßen ſie es zur Seite, gleichviel, ob ſie es beſchädigen oder verderben."

„Ich verzeihe dir dieſe Beleidigung meiner Verwandten," entgegnete Antonie, die ſich in Florentin verletzt fühlte, „denn du kennſt ſie nicht. Wir ſind wohl bei ihnen aufgehoben, ihr Rang, ihr Reichthum iſt für ſie nur da, daß ſie ihn mit uns theilen, und Alles, was uns angenehm ſeyn kann, wird uns von ihnen geboten."

„Warum hat man mir denn den Eintritt ver-

weigert," fragte mit einiger Bitterkeit der Thüringer, „mir, der sich als einen alten Freund von Euch meldete, dessen Gegenwart Euch doch sonst weder lästig, noch unangenehm war?"

„Davon weiß ich nichts!" antwortete verlegen Antonie, der einfiel, daß dieses wohl eine von Florentin angeordnete Maßregel seyn könne. „Wahrscheinlich denken meine Verwandten, daß dein Besuch meinen Vater in seinem gegenwärtigen Zustande zu sehr ergreifen möchte, und es ist selbst möglich, daß der Arzt dem Kranken Ruhe und Entfernung jeder Störung verordnet hat."

Der junge Mann ging einige Male nachdenklich und unentschlossen im Zimmer auf und nieder. Dann blieb er vor dem Mädchen stehen und sagte:

„Antonie, ich will dir nicht verbergen, warum ich eigentlich gekommen bin, obschon die Umstände sich sehr verändert haben und du selbst mir auch verändert scheinst. Ich will dir ein Geheimniß entdecken, das ich Jahre lang verschwiegen habe, wie es mir auch drückend auf dem Herzen lag, und manchmal ein freundliches Wort, ein gütiger Blick von dir mich ermunterten, es dir zu offenbaren. Ich bin dir immer sehr gut gewesen, Antonie, schon als ein Knabe, und jetzt liebe ich dich so sehr, daß ich meine, ein Leben ohne dich

wäre ein Unglück und nicht zu ertragen. Ich fühle das ſchon lange, aber da die Mutter noch lebte, und ich für ſie zu ſorgen hatte, durfte ich nicht davon ſprechen. Jetzt, Antonie, bin ich gekommen, um dich zu fragen, ob du meine Frau werden willſt, ob du ein treues Herz, das du kennſt, den glänzenden Gütern vorziehſt, die dir vielleicht werden können, die aber wohl nicht immer die Zufriedenheit hinter ſich tragen."

Die taube Magd, die ſich mit dem jungen Paare im Zimmer befand, hatte indeſſen eine Lampe angezündet, bei deren Schein Antonie ſah, daß Heinrich an allen Gliedern zitternd vor ihr ſtand, daß ſein Angeſicht eine dunkle Gluth bedeckte, und ſein ganzes Weſen ſich in der größten Spannung befand. Sie beſann ſich nur einige Augenblicke, dann erkennend, daß Heinrichs Frage eine entſcheidende und aufrichtige Antwort erheiſche, verſetzte ſie:

„Ich will es nicht läugnen, Heinrich, daß du mir nach meinem Vater und nachdem die Mutter geſtorben war, der liebſte Menſch auf Erden geweſen biſt. Wie hätte es auch anders ſeyn können, da ich Niemanden kannte, als den Vater und dich, da ich täglich mit dir umging und mehr und mehr einſah, wie vielen Dank ich dir wegen deiner

treuen Anhänglichkeit an uns schuldig war? Aber anders, als mit den Augen einer Schwester, habe ich dich nie angesehen. Nein, Heinrich," fuhr sie eifriger fort, „du kannst nicht sagen, daß ich je ein Wort zu dir gesprochen, je einen Blick auf dich geworfen hätte, der dir zu andern Gedanken Ursache geben konnte!"

„Es ist schon gut," sprach, als Antonie jetzt inne hielt, der junge Mann dumpf für sich hin. „Rede nur weiter, mach' es kurz mit meiner Qual!"

„Ich kann nie die Deinige werden, Heinrich!" sagte nun mit festrer Stimme das Mädchen. „Ich will nicht davon sprechen, daß ich jetzt nicht mehr von mir und meinem Vater allein abhänge, daß auch viel auf die Entscheidung meiner mütterlichen Verwandten ankäme; ich brauche dir nur das Eine zu sagen, daß ich mich einem Manne, den ich von ganzem Herzen liebe, gelobt habe, daß ich die Braut meines Vetters Florentin bin."

„Des schönen Vetters!" wiederholte gepreßt Heinrich, indem er sich auf einen Tisch in seiner Nähe stützte und die dunkelrothe Farbe seines Angesichtes in eine Leichenblässe überging. „Ich gratulire!" fuhr er mit bebender Stimme fort. „Sie loben ihn alle wegen seiner Schönheit, aber wehe ihm, wenn er nicht auch so brav wie schön

iſt! Du liebſt ihn, Antonie, du hoffſt mit ihm glücklich zu werden, und er hat dir auch verſprochen, dich glücklich zu machen? Das läßt ſich denken, denn die Liebe will ja nichts anders, und ich glaube gern, daß er auch dich liebt, weil ich meine, daß es unmöglich iſt, dich zu ſehen, ohne dich zu lieben. Aber er ſoll nur feſt und treu bleiben in dieſer Liebe! Ich kann dich als die Frau eines Andern ſehn, Antonie, aber dieſer Andere muß dich beglücken, wie ich es geſonnen geweſen zu thun, ſonſt, glaube ich, könnte ich wahnſinnig werden aus Rachſucht, und ein Verbrechen begehen, deinen Verderber zu ſtrafen. Lebe wohl, Antonie! Grüße mir auch deinen Vater, denn die Schwelle jenes Hauſes, in dem mein Glück begraben liegt, betrete ich nun nicht wieder. Lebe wohl! Mich ſiehſt du auch nicht mehr, aber ich werde dich ſehen, denn ich wache über dein Glück."

Eine Thräne ſtand in Heinrichs Auge. Antonie war gerührt, allein ſie bemühete ſich, dieſe Rührung zu bekämpfen und zu verbergen, ſie glaubte es Florentin ſchuldig zu ſeyn, eine Gleichgültigkeit zu zeigen, die ſie in dieſem Augenblicke nicht empfand. Indem ſie mit der einen Hand ein Päckchen ergriff, das auf dem nahen Tiſche lag und welches ſie für das ihres Vaters erkannte, berührte

sie mit der andern leichthin Heinrichs dargebotene Rechte und sprach in einem verlegenen, zwangvollen Tone:

„Du mußt uns doch nicht ganz vergessen, Heinrich! Wir haben schöne Tage mit einander verlebt, an die sich gewiß jedes gern wieder erinnert. Du kannst uns ja immer von dir hören lassen, durch briefliche Nachrichten oder mündliche Kunde, die wohl irgend ein Bekannter, der dir in deinem Wege begegnet, gern übernimmt!“

„Sey überzeugt, daß ich dich nicht vergesse!“ erwiederte mit einem tiefen Seufzer der junge Mann und schob den Riegel von der Thüre, um Antonien anzudeuten, daß er sie nicht länger zurückhalte. „Wenn deine Wünsche erfüllt werden, wenn du alles Glück erreichst, das du jetzt hoffst, so ist es nicht nöthig, daß du noch jemals an das Daseyn eines Menschen, wie des armen Heinrichs aus Thüringen, erinnert werdest; geht es mit dir zum Leide, statt zur Freude, dann lebt der Heinrich noch und du sollst von ihm hören.“

Antonie ging. Die Zusammenkunft mit Heinrich hatte sie nachdenklich gemacht. Sie bemerkte nicht, wie Daniels Blicke argwöhnisch auf ihr ruheten, als sie aus dem Kabinette trat; sie schritt, ohne auf die Wirthin zu achten, an dieser vorüber,

ſie hörte nicht auf ihre Rede, in welcher ihr dieſe empfahl, das Päckchen ja in keines andern Menſchen Hand niederzulegen, als in die ihres Vaters, nicht auf den ſpöttiſchen Gruß, den die Frau dem Daniel an den „hochgeborenen Herrn Senator" auftrug, indem ſie hinzufügte, ſeine ehemalige Frau Mutter laſſe ihm alles Gute wünſchen, was er verdiene. Als ſie in die dunkle Straße trat, glänzte ihr das hellerleuchtete Haus ihrer Verwandten entgegen. Da ſtand gleich auch Florentins Bild vor ihrer Seele, der ſicherlich im Krankengemache des Vaters ihrer harrte, ihre Schritte beſchleunigten ſich, und was Heinrich geſagt hatte, was er zu leiden und zu fürchten ſchien, trat vor der Hoffnung, den Geliebten in wenigen Augenblicken zu ſehn, tief in den Hintergrund ihrer Erinnerungen zurück.

Mehrere Tage vergingen, und noch immer zeigte ſich keine günſtige Veränderung in dem Zuſtande des Kranken. Im Gegentheile nahm ſeine Schwäche von Tag zu Tag zu, was nur Antonie, die zu viel um ihn war, um die leiſen Abſtufungen, in welcher die Lebenskraft ſich erſchöpfte, zu erkennen, nicht bemerkte. Sie ſchmeichelte ſich noch mit den

beſten Hoffnungen, während der Arzt hinter ihrem Rücken dem theilnehmenden Florentin eröffnete, daß er von den Hülfsmitteln der Kunſt nichts mehr erwarte, daß die Natur des Kranken ſich nicht mehr zu erheben vermöge, und alſo eine baldige Auflöſung zu fürchten ſey. Florentin ſah dieſer Stunde ängſtlich entgegen. Seine Liebe zu Antonien war noch immer ſo leidenſchaftlich, wie bisher, er glaubte ſie inniger zu lieben, als er noch je ein weibliches Weſen geliebt habe, er wähnte deshalb jetzt eigentlich zum erſten Male zu lieben, und früher nur durch vorübergehende Wallungen getäuſcht worden zu ſeyn. Er ſelbſt erkannte nicht, daß er nur ſolcher leidenſchaftlichen Wallungen, von längerer oder kürzerer Dauer, fähig ſey. Antonie war ganz Liebe, ganz Vertrauen. Wenn ſie Nachmittags in der Stunde, wo der Kranke zu ſchlummern pflegte, neben Florentin ſaß, und dieſem in kindlicher Unbefangenheit von ihren frühern Tagen, von den Wanderungen in den reizenden Gebirgsgegenden Thüringens erzählte, wie dort Alles Muſik ſey und athme, wie die Wälder lebten in den Melodien herrlicher Sangvögel, wie die Landleute dieſe zu künſtlichen Virtuoſen zu erziehen wüßten, wie es nicht leicht eine Hütte gebe, in der nicht eine Flöte oder eine Geige zu finden ſey,

wenn sie dann, ihm näher rückend, nicht ohne einige Scheu von dem verrufenen, wunderbaren Hörselberge bei Eisenach sprach, in dem sich unterirdische Stimmen hören ließen, und in welchen, der Sage nach, die alte heidnische Schönheitsgöttin Venus mit ihrem Hofstaate hineingebannt seyn sollte, wenn alle diese Schilderungen und Mährchen über ihre blühenden Lippen gingen, dann war er ganz Ohr, ganz Entzücken, denn diese einfache, natürliche Rede, von wahrhaften, lebendigen Gefühlen beseelt, mußte für ihn, der gewohnt war, im Munde seiner weiblichen Bekanntschaften immer nur die gewöhnlichen geselligen Formeln zu finden, einen Reiz der Neuheit besitzen, der ihn unwiderstehlich anzog. Er war überzeugt, jetzt erst eine Idee des Glückes erhalten zu haben, das einen Mann an der Seite eines liebenswürdigen Weibes erwarte. Seinen Betheuerungen, seinen Schwüren einer unwandelbaren Liebe lauschte Antonie in süßer Trunkenheit. Sie bedurfte ihrer nicht, um sich in dem Glauben an ihn zu befestigen, aber sie erfreuete sich ihrer, weil sie immer wieder die Empfindungen aussprachen, die ihr so theuer waren, und sie so glücklich machten. Das junge Paar ahnte nicht, daß oft, während es sich noch seinem Entzücken hingab, während es noch freudig von Liebe und Gegenliebe

sprach, der Vater schon erwacht war, ihnen zuhörte und in jenen Betheuerungen Florentins eine Beruhigung fand, die ihm seinen Zustand erleichterte, den Blick in die Zukunft erhellte.

Er selbst fühlte endlich das Herannahen der Stunde, die ihn von der Tochter trennen würde. Da bat er den Neffen, ihn einige Augenblicke mit Antonien allein zu lassen, da beschied er diese an sein Lager und befragte sie mit väterlicher Güte um ihr Verhältniß mit Florentin. Sie gestand ihm Alles. Er erfuhr, wie sie dem schönen jungen Manne, als sie ihn noch nicht gekannt, und er erst durch das Geschenk jenes Blumenstraußes sich ihr genähert, schon ihr Herz zugewandt, wie sie ihn dann am Ehrentage der blinden Großmutter wiedergefunden, wie sie ihm anvertraut, wie sie endlich sein Geständniß und seine Schwüre empfangen und diese erwiedert habe. Sie zeigte eine so offene Liebe, eine so feste Überzeugung von Florentins redlichen Absichten, daß der Kranke freudig erregt auch in sein Lob einstimmte, und den Augenblick, in dem er den Entschluß gefaßt, Antonien ihren Verwandten zuzuführen, segnete. Dennoch wurde er mit einem Male von einer sonderbaren Ängstlichkeit befallen. Er nahm das Päckchen, das Antonie aus dem schwarzen Korbe holen mußten, unter

ſeinem Kiſſen, wo er es ſeitdem verwahrt, hervor, entſiegelte es, betrachtete die Papiere, welche er herausnahm, mit großer Aufmerkſamkeit und ſagte, indem er ſie der Tochter übergab:

„Mich kann Gott abrufen in jedem Augenblicke, Antonie! Dieſe Papiere aber enthalten die Beweiſe deiner Anſprüche auf das Erbe deiner Mutter, ſie ſind dein einziges Eigenthum, der Bürge deiner Zukunft. Bewahre ſie wohl, gieb ſie in keines Andern Hände, ſelbſt nicht in diejenigen deſſen, den du am meiſten liebſt!“ fuhr er beſorgt und unruhig fort. „Du biſt noch unerfahren in der Welt, du kennſt die Menſchen nicht, du kannſt leicht getäuſcht werden. Gelobe mir, ſie in deinem Gewahrſam zu halten, unverbrüchlich und heimlich, bis du Florentins Gattin geworden biſt oder deine geſetzliche Anerkennung erfolgt iſt!“

Antonie, von ihres Vaters Todesahnungen tief ergriffen, gelobte weinend, was er verlangte. Sie verbarg die Papiere auf ihrer Bruſt, ſie erſchrak zum erſten Male vor dem Ausſehn des Vaters, deſſen Geſicht ihr bleicher und gedehnter erſchien, als bisher, deſſen Blicke nur ſehr matt und trübe glänzten. Doch zeigte er nun wieder eine völlige Ruhe, und verlangte Florentin zu ſprechen, der im Nebenzimmer harrte.

„Du liebſt Antonien," ſagte er mit matter Stimme zu dem jungen Manne, als dieſer an ſein Lager trat, „du haſt ihr deine Liebe geſtanden, du haſt ihr Gegengeſtändniß empfangen und ſiehſt ſie nun als deine Braut an. Darfſt du auf die Einwilligung deines Vaters, auf die Zuſtimmung der Großmutter rechnen?"

Da ergriff Florentin Antoniens Rechte, ſah mit einem Blicke des Entzückens in ihre thränenvollen Augen und erwiederte feurig:

„Wenn Ihr uns ſegnet, Oheim, ſo iſt uns jeder andere Segen gewiß. Mein Vater iſt unſerer Verbindung geneigt, die Großmutter hat mich ſelbſt ermuntert, mich um Antonien zu bewerben, es kann ihrem Scharfblicke nicht entgangen ſeyn, daß dieſe Heirath Alles, was bisher getrennt erſchienen, verſöhnt. Antonie wird glücklich an meiner Seite, ich werde es an der ihrigen ſeyn, Euch werde ich als meinen Vater, als den Schöpfer meines Glückes ehren."

Florentin ſprach ſo innig und herzlich, daß der Harfenſpieler wohl erkannte, er ſey in der That tief ergriffen von den Empfindungen, die er an den Tag legte. Ein Strahl der Freude leuchtete aus ſeinem matten Auge zu dem jungen Paare empor. Er hob mit Anſtrengung beide Hände,

ergriff die übrigen und fügte ſie zuſammen. In dieſem Augenblicke öffnete ſich die Thüre, und der Senator trat zu ſeinem gewöhnlichen, täglichen Beſuche herein. Er ſchien anfangs überraſcht, als er die bedeutungsvolle Gruppe der jungen Leute vor dem Lager des Kranken erblickte, bald aber hatte er ſich wieder gefaßt, ſah mit einem durchdringenden Blicke auf den Kranken, und kam leiſe und lächelnd näher.

„Mein Vater," rief ihm Florentin entgegen, „dieſer Augenblick iſt der ſchönſte meines Lebens. Antonie will die Meinige werden, ihr Vater hat uns geſegnet und auch Euer Segen wird uns nicht fehlen. Hier führe ich Euch die Tochter zu, Eurer Schweſter Claudia Kind, welcher die Natur ſchon Rechte auf unſere Liebe gegeben hat."

Der Kranke richtete ſich mit groſſer Beſchwerde auf, blickte nach dem Senator und ſagte:

„Leodogar, der Augenblick iſt gekommen, in dem ſich die Aufrichtigkeit deiner Geſinnungen bewähren muß! Ich rede frei und unumwunden, denn die Nähe des Todes duldet keine Verſtellung. Willſt du meine und Claudia's Tochter als dein eigenes Kind halten, willigſt du in ihre Verbindung mit Florentin? Iſt auch deine Mutter einverſtanden

mit dieſem Bunde, auf den gewiß Claudia aus dem Aufenthalte der Seligen ſegnend niederblickt?“

Der Senator ſtand einige Augenblicke betreten und ſchweigend. Dann ergriff er wie mit einem raſchen Entſchluſſe die dargebotene Hand des Harfenſpielers und erwiederte:

„Wenn Florentin in dieſer Verbindung ſein Glück findet, habe ich nichts dagegen, und ich darf ſelbſt in dieſem Falle verſichern, daß meine Frau Mutter gleiche Geſinnungen hegt.“

Matt entſank die Hand des Kranken der ſeinigen. Dieſer ſchien nur eine ſolche beruhigende Äußerung erwartet zu haben, um nicht länger durch ein Aufgebot der letzten Kräfte der allgemeinen Erſchlaffung, die ſich, der übergroßen Anſtrengungen folgend, ſeiner bemächtigte, Widerſtand zu leiſten. Aber ſchon vermochte die erſchöpfte Natur ſich nicht wieder zu erheben. Er ſank in das Kopfkiſſen zurück, ſein Bewußtſeyn ſchwand und dunkle Vorſtellungen, verwirrte Phantaſien und Fieberträume begannen ihr willkührliches Spiel zu treiben. Er ſprach von ſeiner blinden Schwiegermutter, wie von einem bösartigen Geſpenſte, das Antonien lauernd und drohend umſchleiche, das ſie auf den Gipfel eines hohen, ſenkrechten Felſens führe und von da hinabſtürze in ein wild empörtes Meer, aus dem ſie aber

in Engelgeſtalt wieder auftauche und emporflöge zu Vater und Mutter, die ihrer im Himmel harrten. Dann wurden die Bilder, die vor ſeine Seele traten, heiterer, aber ſeine Sprache wurde ſchwächer und lallender und unverſtändlicher. In demſelben Zimmer, in welchem er jetzt lag, ſah er ſich mit Claudia wieder, als er ihr noch Unterricht auf der Harfe gegeben, als Beiden noch eine reichblühende Zukunft lächelte. Er ſprach zu ihr wie damals, er unterwies ſie, wie ſie die Töne greifen, wie ſie die Accorde bilden müſſe, er ſang mit leiſer, ſterbender Stimme die Melodie eines alten Liedes, das er ſie damals gelehrt, er bat, daß ſie es ihm nachſpielen möchte. Dann verſchloß er die Augen und ſchien Tönen zu lauſchen, die er nur allein vernahm. Ein ſeliges Lächeln umſpielte ſeinen Mund, die tiefen Furchen, die der Gram in ſein Angeſicht gezogen hatte, ebneten ſich, denn ſchon war der Todesengel zu ihm getreten, vor deſſen Nähe die Spuren des irdiſchen Leidens entweichen, der den erſten Hauch der Himmelsverklärung mit ſich bringt.

Antonien traf die Überzeugung, daß der Vater geſtorben ſey, mit betäubender Gewalt. Nur Florentins Stimme, die ſie vernahm, goß einen ſchwachen Troſt in ihr Herz, nicht ſeine Rede, die

ſie nicht verſtand. Man mußte ſie behandeln wie eine Kranke, der Arzt verſchrieb ihr Arznei, ließ ſie das Lager hüten, und das Mädchen, welches man ihr zur Bedienung gegeben, mußte ſie verpflegen und bei ihr wachen. Nur die Gegenwart Florentins, der ſie den Tag über nicht verließ, und eine ängſtliche Sorge um die ſichere Bewahrung der vom Vater erhaltenen Papiere, regten von Zeit zu Zeit ihr Bewußtſeyn auf. Einesmals, mitten in der Nacht, erwachte ſie und es dünkte ihr, als ſuche Jemand das Band, an dem ſie die Papiere um ihren Hals befeſtigt trug, loszuknüpfen. Sie ſchlug die Augen auf und ſah die Dienerin, die über ſie hingebeugt war. Mit einer heftigen Bewegung ſtieß ſie das verwirrte Mädchen zurück, die ſich entſchuldigte, ſie habe nur die Kopfkiſſen bequemer legen und ordnen wollen. Von dieſem Augenblicke an war Antonie noch ängſtlicher beſorgt um die Beweiſe ihrer Herkunft. Sie verbarg ſie tief in der Fülle ihres Haares, wo ſie nicht vermuthet und nicht geraubt werden konnten, ohne daß ſie es bemerkt hätte.

Der Zuſtand der Betäubung, der ſie ergriffen hatte, dauerte noch, als ihr Vater begraben wurde. Das Begräbniß fand, nach des Senators Anordnung, ſtill und in der Nacht ſtatt. Nur Floren-

tin und Daniel folgten der Leiche; der Senator war, unter dem Vorwande einer Unpäßlichkeit, zurückgeblieben. Als der kleine Zug eine nicht weit von dem Trarel'schen Hause entlegene enge und düstere Straße betrat, gesellte sich noch ein dritter Leidtragender zu ihnen. Er trug den Hut tief in die Augen gedrückt, war in einen Mantel gehüllt und schritt schweigend und mit gebücktem Haupte neben Florentin einher. Dieser fühlte sich durch seine Gegenwart belästigt. Er bemühete sich vergebens ihn zu erkennen, aber ein leises Schluchzen unter dem Mantel, mit dem er zur Hälfte sein Gesicht bedeckt hatte, ließ ihn vermuthen, daß der Fremde dem Hingeschiedenen als ein Freund und Vertrauter nahe gestanden haben müsse. Die traurigen Empfindungen, mit denen er anfangs der Leiche gefolgt war, waren gestört, es quälte ihn zu wissen, wer hier, in der für Antonien und den Verstorbenen fremden Stadt, einen so innigen Antheil an dem letztern nehmen könne.

So erreichten sie den Gottesacker. Während eines kurzen Gebetes, das der Geistliche über den eingesenkten Sarg sprach, kniete der Unbekannte am Rande des offenen Grabes nieder, und sein Weinen wurde hörbarer. Der Geistliche, die Träger und Daniel entfernten sich, die Todtengräber

begannen ihr düſteres Geſchäft, aber der Fremde kniete noch immer, und Florentin fühlte ſich unwiderſtehlich in ſeine Nähe gebannt. Es war ihm, als hänge ſein Glück davon ab, das wunderliche Räthſel, das ſich ihm in der Perſon des geheimnißvollen Leidtragenden bot, zu löſen. Eine dunkle Idee, daß Antonie in irgend einer Beziehung zu ihm ſtehen könne, regte ſich im Hintergrunde ſeiner Seele und mochte die eigentliche Urſache ſeiner Neugierde und ſeiner Unruhe ſeyn.

Endlich erhob ſich der Fremde. Er ging langſam der offenen Pforte zu, hier aber blieb er ſtehen und ſchien Florentin, der ihm folgte, zu erwarten. Bald hatte ſich dieſer ihm genähert und maß ihn mit einem forſchenden, ſtolzen Blicke.

„Wir haben uns bei einer traurigen Feier zuſammengefunden," begann in einem düſtern Tone der Unbekannte. „Ihr beklagt einen nahen Verwandten und ich einen zweiten Vater. Ihr ſeyd doch Junker Florentin?"

„Ich nenne mich Florentin und bin der Sohn des Senators Traxel," verſetzte gereizt der Angeredete. „Wer aber ſeyd denn Ihr? und was gibt Euch das Recht, Euch zu dieſer ſtillen Begräbnißfeier zu drängen?"

Der Fremde hüllte ſich tiefer in ſeinen Man-

tel und ſtieg die Stufen des Einganges hinab, während Florentin ſich an ihn anſchloß.

„Wenige Menſchen kennen mich, und dieſe wenigen nennen mich den armen Heinrich,“ erwiederte er dann, „aber meine Liebe zu dem Geſtorbenen, und die Liebe, die er mir im Leben gezeigt, berechtigen mich ſo gut, wie einen ſeiner Blutsverwandten, ihm zu ſeiner letzten Ruheſtätte zu folgen, ihn zu betrauern und zu beweinen. Ich bin viele Jahre lang mit ihm und Antonien im Thüringerlande herumgezogen, wir haben Freud' und Leid mit einander getheilt, und wenn er ermattete, oder von ſeinem Kummer über eine ſchlimme Vergangenheit ſo tief ergriffen wurde, daß er nicht ſpielen konnte, ſo brachte ich wohl allein ſo viel mit meiner Geige zuſammen, um uns weiter fortzuhelfen.“

„Alſo ein Muſikant!“ ſagte in einem verächtlichen Tone der junge Patricier. „Und Ihr ſeyd ihm nachgereiſ't,“ ſetzte er aufmerkſamer werdend hinzu, „ihm und Antonien! Was kann Euch dazu bewogen haben?“

„Junker,“ antwortete finſter der Thüringer, „es verräth kein gutes Herz, daß Ihr in dieſem Augenblicke, wo Ihr von einem ernſten und traurigen Geſchäfte zurückkehrt, mich höhniſch und ver-

schilich behandelt! Man sagt, Ihr werdet Antonien heirathen, und Antonie ist doch auch nur die Tochter eines Musikanten, und Ihr solltet, so nahe dem Grabe ihres Vaters, den Stand, dem er Ehre gemacht, nicht beleidigen. Warum ich ihr und dem Harfenspieler gefolgt bin, verlangt Ihr zu wissen? Ich will es Euch sagen, wenn Ihr es auch in Eurem Stolze übel aufnehmt und mir nachtragt. Ich liebe Antonien. Die Liebe zu ihr hat mich aus der Heimath fortgetrieben, sie hat mich hierher geführt, wo ich nun erfahren mußte, daß sie nicht mich, daß sie Euch liebt, daß Ihr der Glückliche seyd, mit dessen Leben sie das ihrige vereinigen will."

„Wie," fiel heftig Florentin ein, „Ihr habt Antonien gesprochen. Ihr habt hier eine Zusammenkunft mit ihr gehabt?"

„Das kümmert Euch nicht, Junker!" entgegnete mit Festigkeit Heinrich. „Sie liebt mich nicht, sie zieht Euch vor: was könnt Ihr Besseres zu wissen begehren? Ich habe nur noch wenige Worte mit Euch zu sprechen," fuhr er mit erhobener Stimme und indem er Florentins Hand so stark ergriff, daß dieser sich vergebens loszumachen strebte, fort, „aber bewahrt sie wohl in Eurem Gedächtnisse, denn ihre Bedeutung ist wichtig für

Antoniens Zukunft, für die Eurige. Ich kann Antonien in dem Beſitz eines Andern wiſſen, aber ſie muß glücklich mit dieſem Andern ſeyn, glücklich wie ſie es verdient, wie ſie es erwartet. Alle Freude meines Lebens opfere ich gern ihrem Wohle. Doch, Junker, wenn Ihr treulos an der Vertrauenden handeltet, wenn Ihr ſie täuſchtet in ihren Hoffnungen, wenn ich dieſes Opfer umſonſt gebracht hätte, dann fürchtet mich, dann iſt Euch Antoniens Rächer nahe! Lebt wohl, Junker! Seyd Ihr ein edler Menſch, ſo ſeht Ihr mich nie wieder."

Mit einem raſchen Sprunge war er in ein dunkles Seitengäßchen verſchwunden.

„Unverſchämter!" rief entrüſtet der junge Patricier und eilte ihm, mit der Rechten das Gefäß des Trauerdegens ergreifend, einige Schritte nach. Dann blieb er nachdenklich ſtehen. „Es lohnt nicht der Mühe," ſagte er nach einer Pauſe für ſich hin, „dieſem Burſchen nachzuſetzen. Einem verſchmäheten Liebhaber muß man eine Aufwallung verzeihen."

Dennoch konnte er, während er ſich zu ſeiner väterlichen Wohnung begab, eines unangenehmen Gefühles nicht Herr werden, das aus dem Bewußtſeyn, einen Nebenbuhler ſo niedriger Art bei Antonien zu haben, entſprang. Sein Stolz war

verletzt, seine Eigenliebe gereizt. Die Drohungen des nächtlichen Begleiters hatten keinen Eindruck auf ihn gemacht, sie schienen ihm ebenso bedeutungslos, wie verächtlich.

Am nächsten Morgen fand er Antonien besser, ruhiger und gefaßter. Sie zeigte ihm ihre Neigung noch inniger, als bisher, sie fühlte, daß er es nun sey, der ihr in einer Welt, die sie so wenig kannte, als Stütze dienen müsse. Der Tod ihres Vaters hatte sie auf das heftigste erschüttert. Während der wenigen Tage, die sie auf dem Krankenlager zubrachte, waren die Rosen ihrer Wangen gebleicht, die Lebhaftigkeit ihres Auges war verschwunden, sie schien an Frische, an jugendlicher Blüthe verloren zu haben. Florentin bemerkte diese Veränderung mit Mißbehagen. Ihm galt der Reiz der Form zu viel, als daß Antoniens Gegenwart jetzt dieselbe Anziehungskraft, denselben belebenden Einfluß auf ihn hätte üben können, wie früher. Er war zerstreut, er legte manchmal eine Geistesabwesenheit an den Tag, die Antonie schmerzlich hätte empfinden müssen, wenn sie nicht selbst zu sehr von Empfindungen ergriffen gewesen wäre, die sie in ihrer Achtsamkeit auf äußere Dinge gestört hätten. Endlich leitete er, mit dem Anscheine, sie ihrer traurigen Stimmung entreißen zu

wollen, das Gespräch auf ihr früheres Leben in Thüringen. Er wußte sie, ohne daß sie von seiner Seite eine Absichtlichkeit wahrnehmen konnte, zu einer Erklärung über ihr früheres Verhältniß zu Heinrich zu veranlassen, die ihn jedoch nicht befriedigte, da sie in dem reizbaren Zustande, in welchem sie sich befand, mit einer Innigkeit des jungen Mannes gedachte, die er einem tiefern Gefühle, als dem der Dankbarkeit, zuschrieb. Sie sagte nicht, daß sie von seinem Hiersein wisse, sie verschwieg, daß sie ihn gesprochen habe. Sein Argwohn erwachte und er schied zum ersten Male in einer Verstimmung von Antonien, die ihm lästig fiel, und von der er sich Abends in der Gesellschaft leichtsinniger Freunde loszumachen suchte.

Am nächsten Tage, noch ehe er bei Antonien gewesen war, wurde er zu der blinden Matrone beschieden. Diese hatte Briefe von Fräulein Auroren erhalten und bat den Enkel, sie ihr vorzulesen. Florentin konnte eine wohlwollende Erinnerung, die bei der Erwähnung Aurorens in seiner Seele aufstieg, nicht zurückweisen. Er sah im Geiste die hehre, blühende Gestalt, mancher glückliche Augenblick, den er in ihrer Nähe verlebt, erwachte mit Blitzesschnelle in seinem Andenken. Hastig ergriff er die Briefe, welche die Großmutter

ihm darreichte. Sie ſchrieb nichts wie Frohes und Freudiges. In den erſten Häuſern, von den edelſten Geſchlechtern war ſie mit der größten Auszeichnung aufgenommen worden, wie einen Triumph hatte man ihre Ankunft gefeiert. Seitdem waren Feſte auf Feſte gefolgt, bei denen alle ſie als die Königin erſchienen. Sie nannte unter den Beſuchenden, die ihr täglich ihre Ehrerbietung bewieſen, mehrere junge Patricier, die Florentin wohl kannte, und wußte nicht genug ihre Aufmerkſamkeit zu preiſen. Das war Florentin verdrießlich, er wußte ſelbſt nicht warum! Am Schluſſe des Briefes fanden ſich Grüße an ihn, in deren Stellung er zu erkennen glaubte, daß Aurora ihm noch immer ihr Wohlwollen und ihre Neigung widme. Die Blinde bemerkte ſchon an dem Tone ſeiner Stimme, wie ſich dieſer während des Vorleſens veränderte, mit dem ihr eigenen Scharfſinne, daß dieſer Brief ganz den Eindruck auf Florentin gemacht hatte, den ſie von ihm erwartete. Sie ſelbſt begann nun in einem ruhigen Tone von Auroren's Vorzügen zu ſprechen, von dem günſtigen Erfolge ihrer Erſcheinung in Nürnberg, und daß wohl nicht zu bezweifeln ſey, einer der dortigen jungen Männer aus den edlen Geſchlechtern werde ſich dieſen Schatz für ſeinen Haus- und

Theſtand zu gewinnen wiſſen. Florentin fühlte ſich immer verſtimmter. Er wollte Aurorens Bild aus ſeiner Seele verbannen, um wieder das Antoniens allein darin herrſchen zu laſſen, allein es gelang ihm nicht. Immer drängte ſich die üppig blühende, reizende Aurora wieder vor, und die bleiche, verweinte Antonie trat in den Hintergrund. Antoniens Anblick ſelbſt, hoffte er, würde ihm den gewohnten Gleichmuth zurückgeben. Indem er ſich von der Großmutter beurlaubte, rief ihn dieſe zurück und ſagte in einem Tone, der einen Anflug von Spott enthielt:

„Wie geht es deiner Verlobten aus Thüringen? Hat ſie deine Liebe über den Tod des Vaters ſchon getröſtet? Wird deine Ungeduld die lange Dauer eines Trauerjahres ertragen können?“

„Das arme Mädchen iſt ſehr zu beklagen,“ antwortete verlegen der Enkel. „Sie härmt ſich und grämt ſich tief, ſo daß es ihrer Geſundheit leicht Nachtheil bringen kann. Ich gehe jetzt zu ihr. Habt Ihr kein gütiges Wort mir für ſie mitzugeben?“

„Nichts!“ erwiederte ſcharf die Blinde. „Ich bin mit Allem einverſtande, was bis jetzt zwiſchen ihr und dir vergegangen iſt; aber erinnere dich des Wortes, das du mir gegeben haſt, Florentin!

Ich sehe die Zeit nahe, in der es eine Bedeutung erhält."

Florentin verließ, ohne etwas zu erwiedern, das Zimmer. Die Matrone hörte ihn gehen.

„Seine Standhaftigkeit, eine Liebe ohne alle Reize, die Reichthum, Herkunft und Erziehung geben, sollte ein ganzes Jahr währen können?" sprach sie dann spöttisch für sich. „Armer Florentin, dein Herz schwankt, deine Liebe wird schläfrig, in der nächsten Woche schon ruht sie ganz!"

Was Florentin aus den Briefen Aurorens an seine Großmutter ersehen hatte, bestätigten Nachrichten von seinen Nürnberger Freunden in vollem Umfange. Täglich ging er noch zu Antonien, betheuerte sie seiner Liebe, glaubte auch noch selbst daran; dachte aber dabei mit Entzücken an die Zeit zurück, in der ein bewundertes, beneidetes Wesen, wie Aurora, ihn vor allen Andern ausgezeichnet hatte. Je mehr Antonie sich erholte, je mehr die Zeit jene Wunde, die der Tod des Vaters ihrem Herzen geschlagen, heilte, desto ängstlicher, drückender und drohender schien ihr ihre Lage. Die Großmutter ließ nichts von sich hören,

der Senator erſchien ſeit dem Sterbetage des Harfenſpielers nur ſelten auf ihrem Zimmer. Immer verweilte er dann nur einige Augenblicke, ſprach von nichts bedeutenden Dingen und entfernte ſich, ſobald Antonie die Rede auf ernſtere, für ſie wichtigere Gegenſtände zu lenken ſuchte. Sie fühlte, daß ſie hier im Hauſe nur einen Freund habe, den Verlobten, ſie bemühete ſich, ihm alle Innigkeit der Liebe, die ſie für ihn empfand, an den Tag zu legen. Dennoch drängte ſich dem zagenden Mädchen eine Ahnung auf, ſie werde nicht mehr ſo ſehr von Florentin geliebt, wie ſonſt. Sie mußte länger harren, bis er kam, ſeine Begrüßung ſchien ihr nicht ſo lebhaft und herzlich, er kam ihr zerſtreut vor, wenn ſie zu ihm ſprach, wenn ſie ihrer Jugendzeit, ihrer ſchönen Heimath erwähnte, von der er ſonſt immer ſo gern reden gehört hatte. Sie wurde ängſtlicher, ſie wurde traurig. Florentin bemerkte das, aber fern davon, ſich als Urheber dieſer Veränderung anzuerkennen, ſuchte er vielmehr in ihr eine Entſchuldigung für die Abnahme ſeiner Liebe. Er überredete ſich, ſie ſpreche nur ſo gern von ihrem Vaterlande, weil indeſſen ihre Phantaſie ſich lebhafter mit Heinrich beſchäftige, dem ſie ihn nur aus Rückſichten auf Stand Vermögen und verwandtſchaftliche Bande vorziehe;

sein untreues Gedächtniß sagte ihm nicht, daß er selbst sie so oft gebeten habe, ihm von ihrer Vergangenheit und den thüringer Bergen zu erzählen; seine sinkende Liebe ließ ihn nicht errathen, daß Antonie Alles aufsuchte und aufbot, wodurch sie seine Aufmerksamkeit, seine Theilnahme zu erregen glaubte.

Das arme Mädchen grübelte vergebens nach, was sie ihm gethan haben, was ihn gleichgültiger gegen sie machen könne. Vorwürfe wagte sie nicht, aber sie härmte sich im Stillen, sie wachte und weinte die Nächte durch. So verfielen die Reize ihrer Gestalt immer mehr, und mit dem, was dem jungen Patricier allein liebenswürdig erschien, ging auch seine Neigung ihrem Untergange entgegen. Endlich glaubte Antonie eine Schuld in ihrem Benehmen gegen Florentin zu entdecken. Sie klagte sich eines Mangels an Vertrauen gegen ihn an, sie machte es sich zum Vorwurfe, nicht ihm, der ihr doch den Vater zu ersetzen, der ihr Alles auf der Welt zu seyn gelobt hatte, die wichtigen Papiere, welche ihre Herkunft und ihre Ansprüche bewiesen, übergeben zu haben. Sie dachte an des Vaters Warnung, sie kämpfte lange einen Kampf des kindlichen Gehorsams und der Sehnsucht, den Geliebten wieder ganz zu gewinnen. Endlich siegte

die Liebe. Als Florentin eines Abends von ihr ſchied, und freundlicher, als bisher, geweſen war, hielt ſie ihn zurück, drückte mit einer ſeltſamen Haſt das Päckchen mit den Dokumenten in ſeine Hand und ſagte mit bebender Stimme:

„Ohne ein vollkommenes Vertrauen gibt es keine vollkommene Liebe. Ich hatte noch immer ein Geheimniß vor dir, Florentin: das Erbe meines Vaters, das dieſer in ſeiner Todesſtunde in meine Hände niedergelegt hat, das er mich ermahnte, wohl zu bewahren, und es nicht von mir zu laſſen, bis ich die Deinige ſey. Aber ich habe nachgedacht, ich habe geprüft und gefunden, daß ich ſeinem Willen nicht gehorchen darf in dieſer Sache. Er meinte es wohl gut mit mir, aber er kannte dich nicht, wie ich dich kenne. Mein Herz, mein Leben, meine Seligkeit gehören dir, Florentin! Welchen Werth hätten dieſe Dinge, wenn ich ſie den Anſprüchen auf ein vergängliches, irdiſches Glück nachſetzen wollte?“

Florentin erfuhr den Inhalt der Papiere. Er war tief gerührt über dieſen Beweis eines unumſchränkten Vertrauens, aber auch ſein guter Genius mahnte ihn, einer Gefahr ſich zu entziehn, der er im Augenblicke der Verſuchung wohl unterliegen könne. Er drang in Antonien, die Pa-

piere zurückzunehmen, er versicherte sie, daß er dieses Beweises ihres Vertrauens nicht bedürfe, um ihrer innigen Liebe gewiß zu seyn; er schien in diesen Augenblicken wieder ganz so liebevoll und zärtlich, wie in den ersten Tagen ihrer Liebe. Antonie aber wies ihn gefaßt und lächelnd zurück.

„Nein, nein!“ sagte sie, „du mußt die Papiere behalten. Nun bin ich ganz dein, nun bin ich dein Geschöpf, ein Wesen, das von deiner Liebe lebt, das unter deinem Schutze nur gedeihen kann.“

Er verließ Antonien mit zweifelhaften Empfindungen. Er mußte sich gestehen, daß ein so zärtliches, innig und tief empfindendes Gemüth, wie das ihrige, ein stilles häusliches Leben mit unendlichen Reizen schmücken könne, aber er erkannte auch, daß ein Leben dieser Art nicht für ihn geschaffen sey, daß es ihn nicht befriedigen könne. Sie opferte ihm Alles, ihre Zukunft lag in seinem Willen. Das rührte ihn, das mußte ihn wieder ihr näher bringen. Aber warum war sie nicht mehr schön, wie vormals, warum war dieses einst so glänzende Auge jetzt getrübt, warum die einst heitere Stirn umwölkt, warum die Fülle und Blüthe der Wangen verwelkt und warum schien Aurora van der Halden in der Ferne so herrlich, Alles überstrahlend und wünschenswerth? Die Ge-

wißheit des Beſitzes, eines unbeneideten, von ſeinen Jugendgefährten nicht gekannten und verlangten Beſitzes, war ihm läſtig, während er den, den er noch vor kurzem verſchmäht, jetzt, da ihn Andere hoch hielten, da er die Überzeugung in ſich trug, durch ein Wort, durch ſeinen Willen ihn ſich ſichern, auf jene Andern im Triumphe herabblicken zu können, erſehnte. Er war ein ſchwacher, eitler Menſch. Nur wenige Tage wurde durch das rückſichtloſe Vertrauen, das Antonie ihm bewieſen, das gänzliche Erſterben ſeiner Liebe zu ihr zurückgehalten. Dann kamen wieder Briefe von Auroren an die Blinde, von ſeinen Freunden an ihn. In jenen meldete das Fräulein, daß ſie ſchon mehrere angeſehene Partien, die ſich ihr geboten, zurückgewieſen habe, daß aber jetzt ein neuer Bewerber aufgetreten ſey, der allerdings einige Beachtung verdiene. Wieder hatte ſie freundliche Grüße an Florentin hinzugefügt. „Aurora die Frau eines Andern!“ dachte dieſer, nachdem er der Matrone das Schreiben vorgeleſen hatte, „ſie, die Jedermann hier ſchon meine Braut nannte, die mich vor allen Andern auszeichnete, die um meinetwillen ihren Wünſchen, ihren Neigungen ſpottete, ſoll mir entriſſen werden? Wird man nicht ſagen, ſie habe mich verſchmäht, ſie habe ein Spiel mit mir getrieben, das mich dann

lächerlich vor allen Freunden und Bekannten erscheinen läßt?“ Seine Briefe enthielten genaue Beschreibungen der Feste, die Aureren gegeben wurden. Jedermann pries Denjenigen glücklich, den ein so reizendes, geistvolles und reiches Geschöpf zu seinem Lebensgefährten erwählen würde. Man spöttelte darüber, daß er sich diese „goldene Venus,“ wie der „Nürnberger Witz“ Aureren nannte, habe entgehen lassen; man wollte das um so seltsamer finden, da frühere Gerüchte schon nach Nürnberg berichtet, daß sie sich ihm überaus geneigt gezeigt habe und die goldenen Verbindungsringe für das schöne Paar bereits bestellt gewesen seyen.

Florentin fing an, sich sehr unglücklich zu fühlen in dem Verhältnisse, das ihn an Antonien knüpfte. Dieses drückende Gefühl, das Bewußtseyn einer eigenen Schuld, die er gern von sich abwälzen wollte, machte ihn ungerecht. Er beschuldigte in seinem Innern das Mädchen, sie habe ihn absichtlich an sich zu ziehen gesucht, er sey nur in die Netze gefallen, die sie ihm gestellt. Dann dachte er an Heinrich und überredete sich, in dessen Liebe ein Recht zu finden, die seinige aufzugeben. Nur eine mitleidige Theilnahme, die er nicht zu bezwingen vermochte, führte ihn noch zu Antonien. Er war aber dann kalt, verschlossen

und ernſt. Sie fühlte, daß er ſie nicht mehr liebe, aber ſie ließ es ihn nicht wahrnehmen. In ſeiner Gegenwart bot ſie alle ihre Kräfte auf, heiter und unbeſorgt zu erſcheinen, ihn zu zerſtreuen, ihn freundlich zu ſtimmen; wenn ſie aber allein war, gab ſie ſich ganz ihrem Schmerze, ganz dem Grame über eine Täuſchung hin, die ſie ſchon ſo frühe erkennen mußte. Doch blieb der Gedanke ihrer Seele fern, Florentin könne den Schwüren, die er ihr geleiſtet, dem Gelübde, das er dem ſterbenden Vater abgelegt, treulos werden. Sie fürchtete nur eine trübe, unglückliche Ehe, und dennoch hoffte ſie zugleich, durch fortgeſetzte Zärtlichkeit, durch die Innigkeit ihrer Liebe die verloren ſcheinende Florentins wieder zu gewinnen.

Dieſer war zu ſehr an eine entgegenkommende Befriedigung ſeiner Wünſche gewöhnt, um einen ſolchen Zuſtand lange ertragen zu können. Sein Stolz erlaubte ihm nicht, ſich ſeiner Großmutter zu entdecken, aber Daniel, der das volle Vertrauen der Blinden beſaß, war ganz zu einem Vermittler in dieſer Angelegenheit geeignet. Einige Tage lang ging er mit dem Entſchluſſe, ſich ihm zu eröffnen, umher, und immer, wenn er den alten Diener anreden wollte, hielt ihn dunkles, warnendes Gefühl zurück. Endlich konnte er nicht länger ſchweigen.

Er rief Daniel in ſein Zimmer, er entdeckte ihm ſeine Lage, er verlangte ſeinen Rath, wie die Großmutter zu bewegen ſey, ihn von dem Worte, das er ihr gegeben habe, zu entbinden.

„Das iſt ein verwickelter Handel!“ ſagte Daniel, indem er eine ſehr ernſte, bedenkliche Miene annahm. „Die hochedle Frau Frarel hat ſich da in ihrer Gutmüthigkeit ein Plänchen in den Kopf geſetzt, deſſen Ausführung Alles ausgleichen ſoll, was zwiſchen der Familie und dem Mädchen, das man einſtweilen für die Enkelin gelten läßt, ſtörend obwaltet. Wenn Ihr das Mädchen heirathetet, ſo wäre die Sache abgemacht für ewige Zeiten, und die Großmutter hätte ihren Zweck erreicht. Deshalb hat ſie Euch das Patricier-Ehrenwort abgenommen, und ich kenne nur ein Mittel, das ſie vielleicht vermögen kann, Euch wiederum freie Hand zu laſſen.“

„Du weißt ein Mittel?“ rief haſtig Florentin. „Nenn' es, Daniel, hilf mir aus dieſer Bedrängniß, und ich will dir ewig dankbar ſeyn.“

„Seht, hochedler Junker,“ erwiederte der Alte mit einem boshaften Lächeln, „es iſt noch gar nicht ſo feſt ausgemacht, daß der verſtorbene Harfenſpieler eigentlich der wirkliche Seldoni war, und daß die Jungfer Antonie, die ſich bei uns

häuslich niedergelassen hat, das Kind Eurer Tante Claudia ist. Der Seldoni ist wahrscheinlich schon lange gestorben, und wer weiß, ob er überhaupt Kinder hinterlassen hat. Aber die Landstreicher, die sich bei uns eingedrängt, waren von der Geschichte unterrichtet, sie haben sich Papiere zu verschaffen gewußt, die ihre Ansprüche auf eine unbestreitbare Weise bestätigen, und deshalb zeigt sich Eure Großmutter so nachgiebig, deshalb hat Euer Herr Vater in eine Verbindung gewilligt, die wahrhaftig sonst nicht nach seinem Geschmack ist."

„Die Papiere besitze ich," versetzte übereilt der junge Mann. „Aber Antonie eine Betrügerin? Unmöglich! Das glaube ich nimmermehr."

Bei der Entdeckung, daß die verhängnißvollen Dokumente sich in Florentins Händen befanden, leuchtete eine tückische Freude aus Daniels kleinen, grauen Augen.

„Hochedler Junker," sprach er dann, „Ihr laßt Euch von Eurem guten Herzen hinreißen und von einem Lärvchen blenden, dessen Schönheit doch nun auch schon ihre Zeit gehabt hat. Wäre ihre Sache ächt und rein, weshalb hätte sie sich einen alten Freund aus dem Thüringerlande nachkommen lassen, der sie im Falle des Mißlingens wieder heimgeleiten kann? Ihr kennt den Burschen. Er war

Euer Nebenmann, als wir dem Harfenſpieler zu Grabe folgten. Erſt hat er im ſchwarzen Kopfe gewohnt, wo die Jungfer, als wir des Vaters Gepäck abholten, ſich auf eine liſtige Weiſe eine lange geheime Unterredung mit ihm zu verſchaffen wuſte. Da iſt Alles abgemacht und abgeſprochen worden. Jetzt wohnt er weit draußen in einer Vorſtadt, Abends aber ſchleicht er immer um das Haus herum, und ſie werden auch wohl da Mittel gefunden haben, ſich mit einander zu verſtändigen."

Florentin dachte an die Drohungen, die der junge Thüringer gegen ihn ausgeſtoſſen hatte, an deſſen Aufforderung, ſein Wort gegen Antonien zu erfüllen und ſie als ſeine Gemahlin zu beglücken. Alles ſchien ihm in einem vollſtändigen Einklange mit der Täuſchung, welche ihm Daniel jetzt entdeckte, und deren Gegenſtand er geweſen war. Er war beſchämt, empört in einem hohen Grade, daß man ein ſolches Spiel mit ihm getrieben habe; er glaubte gern der Verläumdung, da ſie ihm eine Urſache bot, ſich des drückenden Verhältniſſes zu Antonien zu entledigen.

„Wenn Ihr Euch entſchlieſſen könntet," fuhr indeſſen in einem gleichgültigen Tone der Alte fort, „der hochedlen Frau Irarel die Papiere einzuhändigen, die doch nur dem Betruge dienen

ſollen, ſo bin ich überzeugt, die gute Großmutter willigt dann gern in Alles, was Ihr begehrt, und läßt Euch ſelbſt den Reiſewagen anſpannen, daß Ihr noch heute nach Nürnberg abfahren, dort um Fräulein van der Halden werben und ſie als Eure Braut, als eine Verlobte, die Eurer und der Familie würdig iſt, hierher führen könnt! Die thüringer Jungfer kann dann mit ihrem alten Schatze ziehn. Eine gute Ausſteuer gibt ihr die Großmutter noch mit auf den Weg."

Er entfernte ſich und überließ es der Nachwirkung ſeiner Worte, Florentin zu einem Entſchluſſe, der den Abſichten der Blinden entſprach, und zu welchem er ſchon ſich hinneigte, völlig zu beſtimmen. Wie hätte der eitle, ſchwache Jüngling einen Kampf der nur leiſe mahnenden Pflicht, die er ohnehin zu verſchleiern und wegzuleugnen ſuchte, gegen ſeine Leidenſchaft ausfechten können? Nach einigen Stunden unterlag er, nach wenigen Stunden hielt die Blinde die wichtigen Dokumente in ihren Händen und ließ ſie, während die Kutſche mit Florentin fortrollte, der ſchönen Aurora, der willkommnen Enkelfrau zu, durch den folgſamen Leodogar der Flamme opfern. Dann lächelte ſie zufrieden, dann fragte ſie ſpöttiſch den Sohn: „Habe ich nun das gewagte Spiel verloren oder

gewonnen?“ Dann gab sie dem harrenden Daniel Befehl, die überlästige Dirne, wie sie Antonien nun nannte, aus dem Hause und in ihre Heimath zurückzuschaffen.

Antonie ahnte nichts von dem Ungewitter, das sich über ihrem Haupte zusammenzog. Als aber der Tag vorüberging und Florentin sich nicht sehen ließ, als sie die Nacht durch geweint und sich immer vergebens gefragt hatte, worin sie gefehlt, um den Geliebten, den Bräutigam zu einer Vernachlässigung zu veranlassen, die sie, wie er wußte, so tief schmerzen mußte, als auch der Abend des nächsten Tages kam, und Florentin nicht erschienen war, als die Dienerin ihr auf alle Fragen nur mürrische, ausweichende Antworten gab, als noch eine entsetzliche Nacht hinter ihr lag, und dann am Morgen, statt des Mädchens, das bisher immer zu dieser Stunde sich eingefunden, mit finsterm Blicke, mit einer Unheil verkündenden Miene Daniel, den sie immer gefürchtet, hereintrat: da war es ihr, als sey nun auch das Unglück zu ihr getreten, als werde sich nun das Verderben und Elend und Verzweiflung in ihr Leben drängen. Und es ward so! Dem bösen Alten hatte es lange verdrossen, einem Mädchen, das ihm nicht zur Familie zu gehören schien, da er es früher nicht in

dieſer gekannt, eine Ehrerbietung erweiſen zu müſſen, wie der alten Patricierdame, wie dem Senator Leodogar. Jetzt wollte er ſich durch Rache für dieſen Zwang entſchädigen. Mit bitterm Hohne verkündigte er Antonien, daß ihre Rolle ausgeſpielt ſey, daß man ihre Papiere unterſucht und ſie falſch befunden habe, daß ihr Vater keineswegs jener Seldoni geweſen, den man einſt hier im Hauſe gekannt, ſondern ein Betrüger, der um Jenes Schickſale gewußt, und nur die augenblickliche Täuſchung der blinden Frau Traxel geſchickt zu benutzen verſtanden habe. Antonie ſtand erſtarrt. Sie trauete ihren Sinnen nicht; Daniel mußte das Geſagte wiederholen. Dann gab ihr die Entrüſtung über die ſchwere Beſchuldigung, die den verewigten Vater traf, Worte. Daniel, hörte ſie ruhig an. Als ſie endlich Alles erſchöpft hatte, was ihr kindliches Gefühl ihr eingab, und nun einen Blick auf ſich ſelbſt, auf ihre eigene Lage warf, als ſie mit bebender Stimme nach Florentin fragte und ſeine Gegenwart verlangte, die Alles entſcheiden müſſe, da erklärte wiederum mit einem boshaften Lächeln der Alte, daß der hochedle Junker um die ganze Angelegenheit wiſſe, daß er in völliger Entrüſtung über dieſen ſchmählichen Betrug ſchon geſtern von Augsburg abgereiſt ſey und

erſt in einigen Wochen in Begleitung ſeiner ſchönen, edlen Braut, Aurora van der Halden, zurückkehren werde.

„Das iſt eine Lüge!“ rief außer ſich Antonie. „Mir hat er Treue geſchworen, mir hat er ſich verlobt im Angeſichte des Todes! Wer fürchtet nicht dieſen Zeugen, wer kann mit einem Meineide auf dem Gewiſſen einſt ruhig vor ihn treten? Ihr verläumdet Euren Herrn, ich glaube nichts von Allem, was Ihr von Florentin ſagt; mögen Alle ſich gegen mich verſchworen haben, Florentin iſt nicht unter ihnen.“

„Glaubt, was Ihr wollt!“ entgegnete kalt der Diener. „Thun müßt Ihr doch, was wir wollen. Der hochgeborene Herr Senator hat Mitleid mit Eurer Jugend, Eurer Unerfahrenheit. Desbalb will er Euch nicht öffentlich für Euren Betrug beſtrafen laſſen. Er erlaubt Euch ſogar, ruhig in Eure Heimath zurückzukehren, und meint, Ihr würdet einen Reiſegefährten, der Euch lieb und angenehm wäre, in dem jungen Burſchen finden, der Euch von dort nachgelaufen iſt. Paßtet Ihr etwa gut zuſammen zu einem Ehepaare, ſo käme es ihm auch auf ein Stück Geld zur Ausſteuer nicht an: Alles aus purem Mitleiden!“

„Glaubt Ihr,“ verſetzte voll Entrüſtung An-

tonie, „ich sehe Euer Unternehmen nicht klar und offen vor mir daliegen, wie es ist. Man hat Florentin meine Papiere aus den Händen gespielt, man hat ihn absichtlich entfernt, damit er mir gegen die Ausführung Eurer Pläne nicht beistehen kann, daß ein armes, verlassenes Mädchen keinen Helfer in ihrer Noth, in ihrer gerechten Sache habe. Aber Ihr verrechnet Euch! Ich gehe nicht aus diesem Hause, ohne Florentin gesehn, ohne ihn gesprochen zu haben."

„Ich meine," sagte Daniel, „Ihr müßtet schon an meinem Betragen merken, daß Ihr von dem Junker nichts mehr zu erwarten habt. Dann kennt Ihr ihn auch schlecht, wenn Ihr glaubt, er wäre der Mann, sich in einer Liebesangelegenheit von Andern zwingen und von seinem Schatze wider Willen entfernen zu lassen. Verlaßt Euch drauf, er ist Eurer müde und hat erst ein leichtes Herz wiedergefunden, als die gute Stadt Augsburg hinter ihm lag, und die Hoffnung mit der schönen, jungen Braut vor ihm. Nehmt jetzt in Güte und Gelassenheit Euren Rückzug in's Thüringerland, sonst möchte dem hochgeborenen Herrn Senator die Geduld und das Mitleid ausgehn, und ein Mann vom Stadtregimente, wie er, hat Mittel und Wege, Euch bei Nacht über die Grenze und als eine ge-

meine Landſtreicherin in Eure Heimath ſchaffen zu laſſen.“

Antonie war vernichtet, ihr Herz, ihr Stolz waren gebrochen. Nicht Daniels Drohung erſchütterte ſie, aber die Erkenntniß, daß ſeine Gründe für Florentins Treuloſigkeit Glauben verdienten, drang mit bitterm, tödtlichen Schmerze in ihre Seele. Sie verlangte ein Geſpräch mit dem Senator, eine Zuſammenkunft mit der Blinden: Beides wurde ihr in harten Worten abgeſchlagen. Da ergriff ſie der Kleinmuth, da wich ihre letzte Stärke, da nahm ſie mit flehentlicher Gebehrde Daniels beide Hände, bedeckte ſie mit Thränen und bat: man möge ihr nur ein ſtilles, entlegenes Winkelchen im Hauſe vergönnen, bis Florentin zurückgekehrt ſey, bis ſie ihn nur einmal noch geſehen, wenn auch nicht geſprochen, bis ſie ſich von ſeiner Treuloſigkeit überzeugt habe, dann wolle ſie gern gehn, dann gelobe ſie, die Familie nie wieder zu beläſtigen, nie eine Kunde, eine Nachricht von ſich zu geben. Sie dachte nicht an Reichthum und Gut, die ſie durch die leichtſinnige Hingabe der Papiere verſcherzt, ſie dachte nur an Florentin, der ihr mehr als Alles geweſen, und der nun verloren für ſie ſeyn ſollte. Tief im Hintergrunde ihrer Seele lebte noch ein Schimmer von Hoffnung, daß er

reuig zurückkehren könne, und deshalb flehete ſie ſo ängſtlich, man möge ſie nicht gleich verſtoßen. Aber Alles ſchien vergeblich! Daniel ſetzte ihren Bitten Spott, ihrem Jammer Hohn entgegen. Da beſann ſie ſich, wodurch ſie dieſes feindliche Gemüth wohl gewinnen könne, da fiel ihr ein, daß, wenn es dem Mitleiden verſchloſſen ſey, es vielleicht um ſo eher durch ein Geſchenk günſtiger geſtimmt werden könne. Sie beſaß nichts, als das Goldſtück, das ihre Mutter einſt aus dem väterlichen Hauſe erhalten, und das ſie in dieſes zurückgebracht hatte. Sie riß es vom Halſe, ſie bot es dem Alten und verſicherte, daß ſie, wenn ſie nur einmal ihres Unglücks gewiß ſey, gleich fort wolle, ohne eine Unterſtützung von dem Senator zu verlangen, noch anzunehmen. Daniel hielt den Mard'or zwiſchen ſeinen Fingern und überlegte. Er konnte nicht allein das Goldſtück, er konnte auch das bedeutende Reiſegeld, die Mitgabe, welche der Senator für Heinrich und Antonien ausgeſetzt hatte, an ſich bringen, wenn er die Wünſche des Mädchens zu erfüllen ſuchte und eine Lüge gegen ſeine Herrſchaft für keine Sünde rechnete.

„Es gibt noch ein Plätzchen in dem großen Hauſe," begann er nach einem langen Schweigen, das Antonien mit den beängſtigendſten Zweifeln

erfüllte, „zu dem ſich nie der Schritt eines andern Hausbewohners lenkt, als der meinige. Dort will ich Euch hinführen und verbergen. Es iſt zwar nur ein Dachkämmerlein und kein Prunkzimmer, wie Ihr hier zu bewohnen gedachtet, aber ich gebe es, ſo gut ich kann, und Ihr müßt bedenken, daß der alte Daniel nur ein Bedienter iſt und ſeinen Gäſten keine Patricierherrlichkeit bieten kann. Aber Alles muß geheim und in der Stille abgemacht werden. Niemand darf ahnen, daß Ihr noch hier ſeyd, während Daniel für Euch ſorgt und Euch eine Freiſtätte gibt. Ihr müßt auch eben ſo ſtill und geheim Eure Reiſe antreten, wenn Ihr geſehn habt, was Ihr durchaus ſehen wollt. Haltet Euch heute Abend, wenn es dunkel wird, bereit. Dann will ich Euch hinauf, ſtatt hinaus führen, wie der hochgeborene Herr Senator es meint."

Er ging und überließ Antonien ihrem Grame, dem ſie ſich ganz hingab. Sie machte ſich Vorwürfe, dem Gebote des ſterbenden Vaters nicht Folge geleiſtet, ſie klagte ſich an, vielleicht ſelbſt auf irgend eine Weiſe Florentins Kälte veranlaßt zu haben, ſie bemühete ſich, den Geliebten zu entſchuldigen, und vermochte es nicht, und verſank, weil ſie es nicht konnte, in eine immer tiefere Trauer. Die Zukunft, in welche ſie ſah, war von engen

Grenzen beſchränkt, ſie ging nicht weiter bis zu Florentins Rückkehr, bis zur völligen Entſcheidung ihres Unglücks. Was dann weiter erfolgen werde und müſſe, was mit ihr geſchehen, wohin ſie ſich wenden ſolle, das war ihr gleichgültig, das mochte der Zufall oder ein fremder, äußerer Zwang beſtimmen. An Heinrich dachte ſie mit Schrecken. Um keinen Preis hätte ſie ihn je wieder ſehen, ſich ihm nähern oder eine Annäherung von ſeiner Seite erfahren mögen. Was ſollte ſie ſagen, wenn er vor ſie trat wie ein wohlmeinender Schutzgeiſt, der ſie früher umſonſt gewarnt? Was konnte ſie auf ſeine wiederholten Bewerbungen antworten, da ſie fühlte, daß ſie Florentin allein liebe und ewig allein lieben werde?

Der Tag verging unter bangen, jammervollen Kämpfen. Abends, als es dunkel geworden, kam Daniel, wie er es verſprochen hatte. Er trug eine Blendlaterne und forderte das Mädchen auf, ihm mit leiſen Schritten zu folgen. Er führte ſie durch weite, entlegene Gänge, eine ſchmale Wendeltreppe hinauf, die bis unter das Dach des Hauſes ſtieg. Nachdem ſie hier noch einige düſtere Winkel durchkrochen hatten, ſchloß Daniel eine ſtarke eichene Thüre auf, die über einen langen Gang zu zwei neben einander befindlichen Dach-

kammern führte. In der einen derſelben vernahm Antonie ein ſeltſames Geräuſch, ein dumpfes Sprechen, das bald wie Gebet, bald wie Verwünſchung und Drohung klang.

„Ihr habt da eine Nachbarin," ſagte Daniel, indem er die Thüre der andern Kammer öffnete, „die manchmal unruhig wird, beſonders in der Nacht, und an die Ihr Euch gewöhnen müßt. Es iſt eine arme, verrückte Perſon, die der hochgeborene Herr Senator aus Großmuth hier im Hauſe unterhält, die keinem Kinde ein Leid thut, aber doch manchmal Zeug ſchwatzt, das nicht für Jedermanns Ohren taugt. Hier iſt Euer Kämmerlein, hier Speiſe und Trank, ſo gut ich's geben kann. Vor morgen Abend ſeht Ihr mich nicht wieder, und Licht darf ich Euch nicht laſſen, das würde uns verrathen! Gehabt Euch wohl bis dahin."

Als Daniel ſich entfernte, hörte Antonie, daß er die Thüre von Außen verſchloß und verriegelte. Von dem Gemache der Verrückten ſchien das übrige nur durch eine Bretterwand geſchieden. Sie vernahm ihre Seufzer, ihr gebetartiges Murmeln, und wurde oft durch einen lauten, ſchneidenden Schrei erſchreckt, der ihr, je mehr ſie ihn hörte, wie der Name Leodegar klang. In der Finſterniß, die ſie umgab, tappte ſie vorwärts und ſuchte

nach der elenden Lagerſtatt, die ſie früher bei dem matten Schimmer von Daniels Laterne bemerkt hatte. Das halblaute, dumpfe Sprechen, das Schreien der Unglücklichen im Nebengemache, das oft in ein entſetzliches, jammervolles Weinen überging, verwirrte ſie ſo ſehr, daß ſie nicht klar an ihr eigenes Unglück denken konnte, und dieſes nur wie eine ſchwere, ahnungsvolle Laſt auf ihrer Seele lag. Sie ſaß ſtill, unbeweglich auf ihrem Lager und ſtarrte in die Finſterniß. So kam Mitternacht heran. Jetzt fielen einige Strahlen des Mondes durch ein hoch über Antoniens Haupt befindliches Fenſter in die Kammer. Selbſt in dem Gefühle ihres tiefen Elendes begrüßte ſie dieſes Licht wie einen alten Freund. Nun wurde auch ihre Nachbarin ruhiger, ſie ſchrie, ſie weinte nicht mehr, ſie ſprach nur immer ſehr raſch und lebendig, aber durchaus unverſtändlich für ſich hin, bis der Morgen herankam und ſie nun endlich in Schlaf zu fallen ſchien.

Antonie konnte nicht ſchlafen. Jetzt, da es ſtill um ſie war, ſtiegen die mahnenden Bilder der Vergangenheit vor ihrer Seele auf. Aus dem Hintergrunde ihrer Kindheit trat die Mutter zu ihr und ſagte mit wehmüthiger Stimme: wie konnteſt du Denjenigen dein Glück anvertrauen, die gefühl-

los die Tochter und Schweſter im Elende zurückgeſtoßen? Sie ſah wieder die blinde Matrone im glänzenden Geſellſchaftskreiſe, und mußte ſelbſt ſich fragen: erkanntest du nicht gleich, daß dieſes ſtarre, kalte Weſen keiner liebevollen Regung fähig ſey? warum vergaßeſt du der Warnung, die in dieſem erſten Augenblicke lag? Der Vater ſchritt finſter und ſchweigend an ihr vorüber, aber ſeine Blicke ruheten durchbohrend auf ihr und ſprachen ſchärfer und quälender ſeine Vorwürfe aus, als es Worte zu thun vermochten. Dann ſah ſie auch Florentin wieder, wie er anmuthig und freundlich ihr den Blumenſtrauß dargebracht, dann ſah ſie ihn in der Rotunde, wo ſeine Blicke ſie geſucht und gefunden, dann, als er ſie bei dem Übelbefinden des Vaters unterſtützt, und weiter als freundlichen Beſucher, als zärtlichen Freund und endlich als liebevollen Verlobten! Und dieſes Glück, dieſe beſeligende Herrlichkeit ſollte nun verſchwunden, verloren und todt ſeyn? Die Schwüre, die er ihr unaufgefordert geleiſtet, die Betheuerungen, die er von ihr verlangt und empfangen, waren mit dem Augenblicke verrauſcht, der ſie geboren? „Nein, nein!“ rief es tröſtend in Antoniens Seele, „er wird wiederkehren, er kann mich nicht untergehen laſſen in Verzweiflung.“

In dieſem quälenden Wechſel der Empfindungen, in der unſichtbaren Geſellſchaft der beklagenswerthen Nachbarin, die fortfuhr, ſich beſonders Nachts bemerklich zu machen, vergingen Tage und Wochen. Immer gegen Abend erſchien Daniel und brachte die gewöhnlichen Lebensmittel, und Antonie hörte, daß er ſich dann auch zu der Gemüthskranken begab, deren Unglück ihn nicht abhalten konnte, ſie auf eine rohe Weiſe zu necken. Wenn Antonie ihn um Nachricht von Florentin bat, ſo lachte er ihr höhniſch in's Geſicht und ſagte:

„Geduldet Euch nur, Ihr zärtliches Täubchen! Ich denke immer, Ihr ſeht ihn nur zu frühe wieder, und die Geſellſchaft, in der er dann erſcheint, behagt Euch nicht.“

Mitternacht war ſchon vorüber, als ſie einsmals ein lautes Geräuſch über ſich vernahm. Die Nacht war hell, und ſie ſah eine dunkle Geſtalt, die ſich mit dem Oberleibe durch das Dachfenſter hereinbog und nach ihr blickte. Sie erſchrak, ſie fürchtete für das ſeltſame Weſen, das zu dieſer Stunde ſeinen Aufenthalt an einer ſo gefährlichen Stelle nahm. Auf ihr lag in dieſem Augenblicke das volle Licht des Mondes und jeder Zug ihres Angeſichtes war zu erkennen.

„Alſo hier haben ſie dich eingeſperrt, die hochedlen Patricierleute," ſprach eine widrige Stimme, in der ſie diejenige der Wirthin aus dem ſchwarzen Kopfe erkannte, „hier neben meinem Töchterchen, der ſchönen Marie, die der hochgeborene Leodogar toll gemacht? Iſt es auch ſchon ſo weit gekommen mit dir, hat der Sohn die Wege gefunden, die der Vater betreten, und hat die blinde Sünderin mit böſem Rathe zur böſen That geholfen?"

„Stört meinen Frieden nicht!" erwiederte Antonie, der die aufdringliche Vertraulichkeit der Frau läſtig war. „Ich bin mit meinem freien Willen hier, ich kann dieſen Ort verlaſſen, wann ich will."

„Mit deinem freien Willen!" verſetzte jene in einem herben Tone. „Du ſitzeſt mit eben ſo freiem Willen im engen Kämmerlein, wie die Lorenzin auf dem Dache. Die treibt's zu der armen Tochter hin, und dich hält es hier, weil du von dem ſchönen Junker nicht laſſen kannſt, der ſich doch kein Gewiſſen draus macht, von dir zu laſſen. Der Daniel iſt nicht ſo klug, wie er ausſieht, und man kann wohl manches bedeutungsvolle Wort von ihm herausbringen, wenn man es geſcheidt anfängt. Laß dir rathen zum Guten, laß dir helfen, armes Kind, von der Lorenzin, die es beſſer mit dir

meint, wie deine vornehmen Verwandten! Von dieſem Fenſter aus kommt man leicht über das flache Dach zu den Fenſtern des Kirchendaches. Der Küſter iſt mein guter Freund, er leiht mir eine Leiter, die dich heraufbringt, und dann ſteigen wir durch die Kirche hinab, und ich führe dir bald deinen guten Freund aus dem Thüringerlande zu, der dich mit Freuden aufnehmen, wiederſehn und in die Heimath geleiten wird, wo Ihr dann mit einander noch glücklich werden könnt. Beſinne dich nicht lange, Kind, nimm meinen Rath an und befolge ihn gleich, denn morgen kommt ein ſchwerer Tag über dich, der Verzweiflung und Wahnſinn mit ſich bringen kann!“

„Ich weiche nicht von hier, ich ſehe den Heinrich nie wieder!“ ſagte entſchloſſen das Mädchen. „Sagt ihm, daß ich ihm gut bin, wie einem Bruder, daß er leicht mein beſter Freund auf der Welt ſeyn kann, daß ich aber nur einen Gedanken, ein Trachten habe, ſo lange ich lebe, und daß Dieſes ihm fremd iſt.“

„Thorin!“ rief unwillig die Alte. „Du verſchmähſt die Hand, die dich vom Abgrunde zurückreißen will. Der Heinrich brütet nichts Gutes und dein Elend geht ihm tief zu Herzen. Ich laſſe dir Bedenkzeit. Morgen iſt der Hochzeittag des

Junkers mit dem reichen Fräulein aus Antwerpen. Er iſt zurückgekommen mit ihr in Pracht und Herrlichkeit. Bedenke dich, bedenke deine Zukunft!“

Sie verſchwand vom Fenſter. Während ſie an dem des Nebengemaches mit ihrer Tochter redete, klang die Kunde, die ihr die Alte gegeben, wie von einem lähmenden, entſetzensvollen Donnertone wiederholt, immerfort in Antoniens Seele. Sie hörte nur ſie immer, ſie konnte nicht weinen, ſie konnte nichts anders denken, nicht einmal, daß ihr Unglück mit dieſer Nachricht ausgeſprochen ſey, daß nun die letzte Hoffnung in Nacht verſinke. Als die Alte wieder vor dem Fenſter erſchien und noch einmal mahnte und fragte, rief ſie ihr ein ſo beſtimmtes und entſchloſſenes Nein! zu, daß jene von allen weitern Bemühungen abließ und, eine Unglücksprophezeihung vor ſich hin murmelnd, ſich zurückzog.

Der Morgen kam und fand Antonien in demſelben Zuſtande der Betäubung. Raſche Schritte, die von dem Gange her erklangen, der zu den beiden Kammern führte, erweckten und belebten ſie, aber in einem nur geringen Grade. Sie ſah ſtarr und träumeriſch nach der Thüre. Da trat Daniel, in die Staatslivrei des Hauſes gekleidet, herein und ſagte eilig:

„In einer Stunde ſoll Euer Wunſch erfüllt werden. Dann ſollt Ihr den Junker ſehn und Euch überzeugen, daß es rein aus iſt zwiſchen ihm und Euch und nie wieder Etwas werden kann mit Euch Beiden. Ich laſſe Eure Thüre offen, in dem Gange findet Ihr ein Fenſter, aus dem Ihr auf die Straße ſehen könnt: da mögt Ihr Euch ſatt ſehen und Euren Willen haben, wie Ihr ihn verlangt! Dann iſt aber auch Alles geſchehen, was ich verſprochen, und heute Abend heißt es: Marſch aus dem Hauſe! und ich laſſe Euch durch die Hinterthüre hinaus, wo Euch Niemand bemerkt.“

Er ging eben ſo raſch, wie er gekommen war. Die Kammerthüre verſchloß er nicht, aber die äußere des Ganges. Mechaniſch ſtand Antonie auf, kramte unter ihren Kleidern und legte das an, welches ſie an jenem Morgen getragen, als ihr Florentin den Blumenſtrauß gegeben. Dann ſuchte ſie dieſen ſelbſt, den ſie wohl aufgehoben hatte, hervor und betrachtete ihn lange mit nichtsſagenden, bedeutungsloſen Blicken. Er war welk, ſie ſteckte ihn aber doch an ihre Bruſt. Sie weinte nicht mehr, ſie war nur ſehr bleich und in ihren Augen lag etwas Trübes, Mattes, als ſey ſie unendlich müde und ſehne ſich nach Ruhe. So ſaß ſie unbeweglich auf ihrem Lager und horchte in

groſſer Spannung auf die Glockenſchläge der nahen Thurmuhr, die ihr bald die Stunde einer ſchrecklichen Überzeugung und Entſcheidung anzeigen ſollten.

Auf dem Platze vor dem Hauſe des Senators Trarel wogte die Volksmenge hin und her. Man erwartete das Brautpaar aus der Kirche zurück; Alles war begierig, den Staat der reichen und ſchönen Braut, die heute zum letzten Male den Namen van der Halden trug, zu bewundern. Viele ſahen auch mit Neugierde dem Bräutigam entgegen, der ſchon ſo manchem edeln Mädchen ſeiner Vaterſtadt ſich zärtlich genähert, es getäuſcht hatte und doch nun endlich in Hymens Netz eingegangen war. An dem Thorwege des Trarelſchen Hauſes, der mit Blumenkränzen geſchmückt war und durch den man auf den mit Teppichen und Seidenſtoffen belegten und behängten Vorplatz ſah, ſtanden viele Bedienten in Gallakleidung, um die Herrſchaft zu erwarten und Jedem, der nicht in das Haus gehörte, den Eingang zu verwehren.

Nur Einer aus dem drängenden Volkshaufen bemerkte im höchſten Giebelfenſter des Gebäudes eine weiße weibliche Geſtalt, die unbeweglich die Straße hinabſtarrte, welche der Hochzeitzug kom-

men mußte. Dieſer eine war Heinrich, der junge Thüringer. Er ſah mit verſtörten Blicken hinauf, er winkte, wenn er ſich unbemerkt glaubte, nach der weißen Geſtalt, aber ſie nahm ihn nicht wahr, ſie ſchien nur Aufmerkſamkeit für die Erwarteten zu beſitzen. Mit dem jungen Manne war eine große Veränderung vergegangen. Sein volles, friſches Angeſicht hatte in kurzer Zeit ſehr gealtert, die Ruhe ſeines Weſens war verſchwunden, er ging haſtig hin und her, und ſeine Rechte wühlte unter dem Aufſchlage ſeines Kleides, wo ſie irgend einen Gegenſtand bald krampfhaft zu faſſen, bald tief in die Bruſttaſche hinabzuſchieben ſchien.

In der Nähe des Einganges hatte die Wirthin aus dem ſchwarzen Kopfe einen Theil der Anweſenden um ſich verſammelt. Sie ſtand hier in ihrem gewöhnlichen, keineswegs dem Auge erfreulichen Hausanzuge, fuhr in lebendigen Bewegungen mit den Händen in der Luft umher und erzählte von der Hochzeit des „hochgeborenen Herrn Senators,“ die vor ſiebenundzwanzig Jahren, um die nämliche Jahreszeit gefeiert worden, und bei der es ſo luſtig hergegangen ſey, daß Einem und dem Andern, welche allzugroßen Theil daran genommen, die Luſt für ihr Lebelang zu Kopf geſtiegen ſey.

Die unruhigen Erwartungen der Verſammelten

wurden endlich befriedigt. Man ſah langſam erſt die geldglänzende Staatscareſſe, welche den Senator und ſeine Mutter brachte, dann die mit dem jungen Paare, und, dieſer folgend, die andern mit den Brautjungfern und Copulationszeugen ſich nähern. Die Leute wichen ehrerbietig zu beiden Seiten aus, aber nahe am Hauſe harrte doch noch immer ein dichter Haufen, in deſſen erſte Reihen ſich Heinrich, in deſſen düſterm Angeſichte ein drohender Ausdruck lag, und die Wirthin des ſchwarzen Kopfes verdrängten. Die Linde und ihr Sohn ſtiegen zuerſt aus. Sie traten unter das Portal des Hauſes und ſtanden hier, umgeben von der Schaar der Diener, das Brautpaar erwartend und es gleichſam willkommen heißend. Die Glocken läuteten von der Kirche, in der Florentin und Aurora getraut worden waren; es war daſſelbe Läuten, das auch ſchon vielen Tauſenden zu Grabe geläutet hatte. Auf dem ſonſt kalten und ſtarren Angeſichte der blinden Matrone ſchwebte ein zufriedenes Lächeln, mit einer ſeeben, ſiegreichen Miene flüſterte ſie dem Sohne einige Worte zu. Da hielt die Caroſſe des jungen Paares. Freudeſtrahlend ſprang Florentin heraus und half dann der ſchönen Braut, die mit Diamanten bedeckt war, zur Erde.

In diesem Augenblicke ertönte ein furchtbarer Schrei des Entsetzens aus der vordern Reihe der Umstehenden. Fast zugleich flog mit Blitzesschnelle ein verdunkelnder Gegenstand vor Florentins Augen vorüber und, nach einem schweren Falle, sah er zerschmettert, blutig und todt das Mädchen, das er grausam betrogen hatte, zu seinen Füßen liegen. Ob sie der Schwindel, ob sie die Gewalt des Augenblickes herabgerissen, wer konnte das sagen?

„Antonie!“ rief er zurückschaudernd und hielt sich an dem Schlag der Kutsche.

Es war sein letztes Wort. Wie ein entflammter Tiger stürzte sich Heinrich auf ihn, ein Messer blitzte in der Hand des Jünglings, tödtlich getroffen fiel Florentin, ohne noch einen Laut von sich zu geben, vor der erstarrenden Braut auf und neben die blutige Leiche Antoniens nieder.

„Mord! Ergreift den Mörder!“ tönte es ringsum, und viele geschäftige Hände packten den jungen Thüringer, der sich ihnen widerstandslos überließ.

„Was geht vor? Was ist geschehen?“ rief mit starker Stimme die Blinde und schritt vor. Da stieß ihr Fuß an die blutigen Leichen, sie bückte sich und griff nach ihnen, schaudernd zog sie die Hand zurück.

„Es iſt das Blut deiner Enkel, das dir an den Händen klebt!“ ſchrie ihr die Lorenzin, die ſich herangedrängt hatte, in's Ohr. „Glaudia's Tochter und Leodogars Sohn hat der Tod copulirt. Du haſt ſie ihm in die Knochenbank verkauft, du ſelbſt haſt all' dein Wünſchen und Hoffen gerichtet, das ſtolze Patriciergeſchlecht ſtirbt nun aus und fremde Leute werden nach dir in dem glänzenden Hauſe wohnen!“

Dieſe Prophezeihung traf ein. In dem Hauſe, wo bisher ein glänzendes Feſt dem andern gefolgt war, wurde es nun ſtill und einſam. Sämmtliche Diener, bis auf Daniel, waren verabſchiedet worden, die Thüre des Hauſes wurde den ganzen Tag über verſchloſſen gehalten, und Abends verrieth nur ein düſterer Schein aus einem Fenſter des erſten Stockes, daß noch menſchliche Bewohner darin hauſ'ten. Weder der Senator, noch die Minde hatten der Vollziehung der Strafe, die das Geſetz über Heinrich verhängte, beigewohnt. Dieſer erlitt den Tod mit Ruhe und Standhaftigkeit. Nur die Wirthin des ſchwarzen Roſſes, die noch Niemand Thränen vergießen geſehen hatte, weinte öffentlich bei dieſer Gelegenheit; alle übrigen Anwe-

senden verdammten den Jüngling als einen gemeinen Mörder.

Jahre waren vergangen. Der Senator hatte seine Stelle niedergelegt, und nur selten wurde unter den frühern Freunden des Hauses derjenigen gedacht, die sich gern selbst in eine gänzliche Vergessenheit bringen zu wollen schienen. Da bewegte sich eines Abends ein düsterer Fackelzug, in dessen Mitte man einen Sarg unterschied, aus dem Innern des Hauses. Jetzt erst erfuhr man, daß der Senator gestorben sey. Er hatte der Wirthin im schwarzen Kopfe ein bedeutendes Legat ausgesetzt, mit der geheimen Klausel, daß sie von nun an die Pflege der geisteskranken Marie übernehme. Ihm folgte bald der greise Diener Daniel in die Gruft. Die Blinde blieb allein zurück. Sie hatte ihr Geschlecht begraben, den Glanz ihres Hauses, Alles, woran ihr Herz auf Erden hing, weshalb sie das Recht, weshalb sie jedes menschliche Gefühl verleugnet hatte. Niemand gedachte ihrer noch als einer Lebenden, als sie endlich in eine kurze Krankheit verfiel, an der sie nach wenigen Tagen, in einem beinahe hundertjährigen Alter starb.

Das Opfer der Ehre.

Erwach'! Erwach'! Sieh', Liebender, ich bringe
Dir frohe Kunde, welche ſüßen Frieden
Auch wiedergiebt; jetzt lach' und ſpiel' und ſinge,
Denn Heilung iſt vom Himmel dir beſchieden.

Jacob I. v. Schottland.

Es war in der ſtürmiſchen Zeit des ſiebenjährigen Krieges, daß eines der Schloſſer des Barons Sternberg, eines ältlichen, aber noch ſehr rüſtigen und kräftigen Mannes, der früher in der öſterreichiſchen Armee gedient hatte, durch ſeine Lage bald zu einem Grenzpunkte zwiſchen den Heeren Friedrichs des Zweiten und Mariens Thereſiens gemacht wurde, bald unter die Oberherrſchaft einer der beiden Partheien, derjenigen, deren Schritte der Sieg leitete, oder derjenigen, die gerade hier eine günſtige, feſte Stellung fand, gerieth. Die Freunde und Verwandte des Barons hatten ihm ſchon oft ihre Verwunderung geäußert, daß er in dieſen Tagen der Unruhe lieber an einem Orte weile, wo er allen Bedrängniſſen, die der Krieg mit ſich brachte, ausgeſetzt ſey, als auf einem ſeiner entlegenen Güter oder in der volkreichen Hauptſtadt der Provinz; er hatte aber dann immer die Sache mit Leichtigkeit behandelt, ſich auf ſeine Vorliebe gerade für dieſes Beſitzthum berufen und gemeint, ein alter kriegserfahrener Soldat wiſſe ſich ſelbſt in die

ſchwierigen Fälle zu finden, die aus den obwaltenden Zeitverhältniſſen entſtehen könnten.

Mit ihm theilten ſeine Frau und ſeine Tochter die Unannehmlichkeiten dieſes Aufenthaltes; jene mit einer Gleichgültigkeit und Gemüthsruhe, die mehr aus Mangel an richtiger Erkenntniß entſprangen, als aus einer gewiſſen Stärke des Charakters; dieſe mit einem Ernſte und einer Würde, welche nur einer in ſich abgeſchloſſenen, mit den Erſcheinungen des äußern und innern Lebens klar vertrauten Seele eigen ſeyn können. Hedwig war das einzige Kind des Barons aus einer frühern Ehe. Nach dem Tode ihrer Mutter, die ihr ſchon geraubt wurde, ehe ſie das ſechste Jahr erreicht hatte, kam ſie in ein Fräuleinſtift der Hauptſtadt, wo ſie eine vortreffliche Erziehung erhielt, aber auch jene ſtrengen und ſtolzen Begriffe über den Werth ihrer Geburt und ihres Standes in ſich aufnahm, die ein edles Gemüth die Aufrechthaltung der Ehre und Tugend für das höchſte Gut anerkennen laſſen, ein unedles aber nur zu oft zu Hochmuth, Anmaßung und ungegründeter Verachtung andrer verleiten. Glücklicherweiſe fiel hier die ausgeſtreuete Saat auf einen guten Boden. Hedwig ſah nicht mit dem Stolze, der ihr eingeflößt worden, auf andere herab, ſondern mehr in ſich hinein, wo ſie jeden An-

hauch, der sich hier zu einem Flecken bilden wollte, bemerkte, und mit kräftiger Selbstbeherrschung hinwegschaffte, sie suchte in der Ausbildung ihres Geistes und ihres Herzens sich der Idee der Würde zu nähern, die ihr, wie sie glaubte, ihre Stellung in der Welt einräumte. Ein solches Ehrgefühl verlangte sie auch von jedem, dem das Loos einer adelichen Geburt gefallen. In unserer Zeit würde man eine Absonderung dieser Art schon für eine Anmaßung halten, damals, wo noch eine feste, unbestrittene Schranke zwischen Adel und Bürgerthum stand, schien sie es nicht.

Hedwig hatte das siebenzehnte Jahr erreicht, als sie in das Vaterhaus zurückkehrte. Jetzt erst lernte sie die Stiefmutter kennen, mit der sich indessen der Baron Sternberg schon seit mehrern Jahren vermält hatte. In dieser neuen Wahl hatte ihn nicht wie früher die Neigung des Herzens, sondern die Berechnung des Verstandes, welche Glücksumstände und andere günstige, äußere Verhältnisse berücksichtigt, geleitet. Des Barons zweite Gemalin war, als er sich mit ihr verband, weder jung, noch schön. Einer äußerst vernachläßigten Erziehung hielt ein sehr gutes Herz und ein unerschütterlicher Gleichmuth, ein ruhiges sich Fügen in jeden Wechsel des Lebens, die Wagschale. Der Baron ver-

langte nichts mehr. Er war viel beſchäftigt in ſeinem Kabinet, er beſuchte Abends meiſt die benachbarten Landgutsbeſitzer und fröhnte hier einer Leidenſchaft, die eine unbegrenzte Herrſchaft über ihn übte: dem Spiele. Hedwigs Scharfblick hatte bald die Verhältniſſe im Vaterhauſe durchſchaut. Sie wußte ſich in eine freundliche Stellung zu der Stiefmutter zu bringen, während ſie dem Vater, bei aller kindlichen Ehrfurcht eine gewiſſe Zurückgezogenheit zeigte. Sie hielt die Freunde des Vaters, die er oft zu Spielgelagen einladete, und welche ſich gern der reizend erblüheten Jungfrau nähern mochten, in einer Entfernung, die ihnen bald als ihr natürliches Verhältniß zu Hedwig erſchien. Sie fand keinen unter ihnen, deſſen Betragen ihr ſeiner Geburt, ſeines Standes würdig erſchien.

Da kam der Krieg und vertrieb die Nachbarn aus ihren Beſitzungen. Baron Sternberg, der in der letzten Zeit eine ſehr lebhafte Correſpondenz geführt hatte, blieb ruhig auf ſeinem Gute. Das Hauptquartier der kaiſerlichen Armee kam in deſſen Nähe. Er bewirthete die Stabsoffiziere mit ausgezeichneter Gaſtfreundſchaft, ſeine Feſte waren glänzend, die Art und Weiſe, wie die reizende Tochter die Wirthin machte, wirkte wohlthuend auf Alle

und ließ Viele die ansehnlichen Verluste vergessen, die sie an der Bank des Vaters, welche dieser gewöhnlich Nachts, nachdem die Damen sich zurückgezogen hatten, auflegte, erlitten. Baron Sternberg galt für einen angenehmen Lebemann von unbeschränkter Gastfreiheit, dem man es nicht Dank genug wissen könne, durch sein beharrliches Aushalten auf dem gefährdeten Gute den Kriegern, die selten sich des Genusses einer höhern Geselligkeit erfreuen durften, diesen gewährt zu haben. Als später die Österreicher sich zurückziehn mußten und die Preußen vordrangen, verfuhr er auf eine gleiche Weise gegen diese und erhielt von ihnen das gleiche Lob, wie von jenen. Nur war es der Tochter auffallend, daß er oft mit einigen Offizieren höheren Ranges sich in sein Kabinet verschloß und Stundenlang mit ihnen darin verweilte. Er schien sehr vergnügt, er zeigte eine Heiterkeit, wie sie ihm in ruhigern Zeiten nicht eigen gewesen war.

Daß in dem Wechsel der kriegerischen Ereignisse der Baron dieselbe Aufmerksamkeit, dieselbe Gastfreundschaft einer Parthei erwies, wie der andern, konnte seiner Tochter nicht auffallen. Das Gut lag auf der strittigen Grenze, es war in den gegenwärtigen Augenblicken zweifelhaft, wer der eigentliche Landesherr sey, wenn auch bis zum Ausbruche

der Feindſeligkeiten Öſterreich ſeine Anſprüche aufrecht zu halten gewußt hatte; es ſchien mit einer ruhigen, unpartheiiſchen Anſicht der Sache, mit einer redlichen Weltklugheit ganz verträglich, daß es der Eigenthümer mit keiner der beiden Streitmächte verderben mochte. Hedwig ſah dieſes ein, obgleich ſich ihr Herz der Sache der Monarchie zuneigte, unter deren Szepter ſie geboren war. Als nun aber die Heere einander ernſter gegenüberſtanden, als ſie ſich feſter auf den eingenommenen Standpunkten hielten und es nun ſtiller ward auf dem Schloſſe ihres Vaters, da fand ſie Gelegenheit an dieſem eine ſeltſame Zerſtreutheit, eine ungewöhnliche Unruhe zu bemerken und von ſeiner und einer fremden, geheimnißvollen Seite ein wunderliches Treiben, das ſie Anfangs nicht zu deuten vermochte. Ihr Vater hatte die Gewohnheit, ſich, wenn keine Gäſte im Hauſe waren, ſehr früh zur Ruhe zu begeben. Dem Fenſter ſeines Schlafgemachs befanden ſich die des ihrigen gerade gegenüber; nur ein ſchmaler Raum, ein Einſchnitt des großen Gartens, der ſich in den benachbarten Wald verlief, trennte ſie. Hedwig machte bald die Entdeckung, daß der Baron um Mitternacht wieder aufſtand, Licht anzündete und dann mit unbekannten Männern, die er ſelbſt durch eine in den Gar-

ten führende Hinterpforte einließ, geheimnißvolle Unterredungen hatte, die oft bis gegen den Morgen dauerten. Die Fremden entfernten sich dann eilig auf demselben Wege, den sie gekommen waren. Ein Zufall machte Hedwig mit den Geheimnissen bekannt, die hier walteten, die ihr Ehrgefühl auf das Höchste empören mußten. Eines Morgens fand sie auf einem Spaziergange durch den Garten einen Zettel von der Hand ihres Vaters, mit einer genauen Angabe der österreichischen Streitkräfte, ihrer gegenwärtigen Stellung und der Punkte, auf denen ein Angriff am Sichersten gelingen könne. Sie konnte nicht zweifeln: einer der nächtlichen Besucher hatte dieses Papier unvorsichtiger Weise verloren. Sie fühlte sich in dem Augenblicke, wo sie diese entsetzliche Entdeckung machte, in den heiligsten Tiefen ihrer Gefühle verletzt, ihre Seele war niedergebeugt, ihr Muth zu Boden gedrückt. Sie mußte erkennen, daß ihr Vater sich, wahrscheinlich um irgend eines großen Gewinnes willen, zum Verräther seines Vaterlandes hergebe, daß er den alten Ehrennamen des Geschlechtes mit unauslöschlichem Schimpf beflecke. Eine Zeitlang blieb sie unentschlossen, was sie thun solle. Dann war sie gefaßt, dann stieg sie ruhig hinauf in das Zimmer ihres Vaters. Sie hatte eine lange Unterredung

mit ihm, aber die Frucht dieſer Unterredung ſchien eine bittere, keine erquickende, ſtärkende zu ſeyn. Als ſie von ihm in das gewöhnliche Frühſtückszimmer zurückkehrte, fand ſie die Stiefmutter ſchon gegenwärtig. So ſehr dieſe ſonſt ſich nur in den Schranken ihres häuslichen Wirkungskreiſes hielt und wenig auf das achtete, was um ſie vorging, ſo bemerkte ſie doch heute, daß Hedwig ungewöhnlich blaß ſey, Alles mit einer ſeltſamen Haſt that und gegen den Vater, als dieſer erſchien, ſich noch zurückhaltender und ernſter betrug, als früher. Überhaupt fing jetzt das Verhältniß zwiſchen Tochter und Vater an, einen beſondern Charakter zu gewinnen. Hedwig ſprach nicht anders zu dem Baron, als wenn er eine Frage an ſie richtete und dann immer ſo kurz und entſchieden wie möglich. Der Vater ſchien ſich nicht hierüber beleidigt zu finden, ſondern vermehrte ſogar ſeine Aufmerkſamkeit gegen Hedwig. Er beſchenkte ſie oft, er brachte ihr manches neue Putzſtück; man ſah jedoch nie, daß ſie ſich mit einer dieſer Gaben ſchmückte. Oft lagen die Blicke des Barons nachſinnend auf ihr und ein Wölkchen ſammelte ſich dann auf ſeiner Stirn, das erſt ſpat, wenn andere Dinge ihn zerſtreut hatten, ſich wieder verzog.

Schon öfter waren indeſſen bei'm Beginne des

Herbſtes, mit eintretendem Abende, einzelne preußiſche Offiziere im Schloſſe eingetroffen, hatten die Nacht hier zugebracht und ſich vor Anbruch des Morgens wieder entfernt. Hedwig war bald überzeugt, daß ſie Nachts geheime Unterhandlungen mit dem Vater gepflogen hatten. Sie behandelte ſie mit einer Kälte, die an Verachtung grenzte, mit einem Stolze, der das Gepräge eines Übermuthes trug, welchen ihre Gäſte auf Rechnung einer unmäßigen, von dem Bewußtſeyn ihrer Schönheit erzeugten Eitelkeit ſetzten. Selbſt der beſchränkten Stiefmutter fiel dieſes ſonderbare Betragen der Tochter auf, ohne daß ſie es jedoch bei ihrer Gleichgültigkeit gegen Alles, was nicht ihr Hausweſen anging, rügte. Sie wunderte ſich nur im Stillen darüber, daß der Baron, dem jene Beſuche ſehr werth und willkommen zu ſeyn ſchienen, Hedwigs Übelwollen gegen ſie mit einer Ruhe und Gelaſſenheit aufnahm, die ihm ſonſt nicht eigen waren.

Die Heere rückten indeſſen einander immer näher und eine baldige Schlacht ſchien unvermeidlich. Die Beſuche preußiſcher Offiziere wurden häufiger, aber fielen in eine ſpätere Abendzeit. Der Baron trug jetzt ängſtliche Sorge, daß dann die gewöhnliche Dienerſchaft ſchon entfernt war und nur ſein alter vertrauter Kammerdiener das Ge-

ſellſchaftszimmer betreten durfte. Da geſchah es an einem heitern Tage, daß, ehe noch die Sonne ganz hinter den weſtlichen Waldhügeln verſchwunden war, ein junger ſchlank gebauter Mann zu Pferde ſich raſch dem Schloſſe näherte. Er trug einen bürgerlichen Überrock, aber den preußiſchen Militärhut und den Degen mit dem preußiſchen Portepée. Sein ganzes Äußeres hatte etwas Keckes, Verwegenes und aus dem friſchen, edelgebildeten Angeſichte ſprachen Offenheit und ein fröhlicher leichter Sinn. Er ſprengte gerade in den Hof des Schloſſes und ließ ſich ſogleich zu der Herrſchaft führen, die Abends gewöhnlich im Geſellſchaftszimmer verſammelt war.

Sein feines und zugleich unbefangenes Benehmen, vielleicht auch die Vorzüge ſeines Äußern, machten auf Hedwig gleich anfangs einen höchſt günſtigen Eindruck. Er hatte ſeinen Familiennamen genannt. Er ſtammte aus einem der älteſten Geſchlechter Preußens. Hedwig zeigte ihm eine Artigkeit, deren keiner ſeiner Cameraden ſich ſeit lange hatte erfreuen dürfen. Als er aber nun freilich mit einer Leichtigkeit, die bei Jemand anders als Hedwig, die ſchon zu tief in das Treiben ihres Vaters eingeweiht war, keinen Verdacht erregt haben würde, dem Baron einen Brief mit großem Siegel einhändigte, welchen

dieſer mit bewölkter Stirn annahm und, während ſeine Blicke von Zeit zu Zeit unruhig und ängſtlich nach dem Offizier hinſchweiften, in einer Fenſtervertiefung las, als Ottokar — ſo wollen wir den Gaſt nennen — mit ungeſtörter Leichtigkeit die Unterhaltung der Damen fortſetzte, da glaubte Hedwig in ihm einen vollendeten Heuchler zu erkennen, da war ſie überzeugt, daß ihn der nämliche Bewegungsgrund verführe, wie die frühern Gäſte, und ſie ließ nun ein ſo ernſtes, ſtarres und kaltes Betragen eintreten, daß der junge Krieger über dieſen plötzlichen Wechſel höchſt betroffen ſchien und bald auch ſtiller und zurückgezogener wurde.

So kam es denn ſehr natürlich, daß ein finſterer Geiſt über der Abendtafel herrſchte, den der Baron vergebens durch eine erzwungene Heiterkeit, durch Scherze, die ſehr gewaltſam herauskamen, zu verbannen ſuchte. Ottokar ſaß wie auf Kohlen. Hedwigs Schönheit, der reine, edle Sinn, der in ihren Zügen hervortrat, die Anmuth, welches ihr ganzes Weſen athmete, waren ganz geeignet, das Herz eines feurigen jungen Mannes mit lebhaften Gefühlen der Verwunderung, wenn nicht gar der Neigung zu erfüllen. Einmal ſchien ſie von einem Geiſte ergriffen, der die Schranken ihrer ſtarren Zurückhaltung durchbrach. Sie ſprach von den Ge-

ſetzen der Ehre, von ihrer unbefleckt zu erhaltenden Heiligkeit, für die das Leben nur ein geringes Opfer ſey, von der hohen Pflicht, einen alten edlen Namen rein durch das Leben zu tragen und ſeinen Nachkommen zu vererben. Das Feuer, mit dem ſie ſprach, die Anſichten, die ſie entwickelte, entzückten Ottokar. So dachte er ſelbſt, ſo hatte er immer das Verhältniß ſeiner Geburt und ſeines Standes betrachtet und er konnte ſich nicht enthalten, in Hedwigs feurige Rede lebhaft einzuſtimmen. Da traf ihn ein langer, durchbohrender Blick des Mädchens, da ruhete ihr Auge mit dem Ausdrucke einer Verachtung auf ihm, der ihn verwirrte und ihn verſtummen machte. Unerklärbar dünkte ihn Hedwigs Handlungsweiſe. Nach langem Nachſinnen ſchrieb er ſie endlich einem launenhaften, einer bedeutenden Berückſichtigung nicht werthen Gemüthe zu.

Der Baron war eben im Begriff, die Abendtafel aufzuheben, als ein großer Lärm im Hofe entſtand, der alte Kammerdiener des Gutsherrn hereinſtürzte und mit allen Zeichen der Angſt und des Entſetzens berichtete, das Schloß ſey von einem Commando Öſterreicher umringt, deſſen Anführer unter dem Eingange halte, in heftigen, tobenden Worten nach dem Beſitzer verlange und ihn einen Landesverräther

ſchelte, der nun endlich der Strafe der Geſetze, die ihn erwarte, heimfallen werde. Der Baron erhob ſich leichenblaß und zitternd von ſeinem Sitze. Ottokar war nach ſeinem Degen geſprungen und machte ſich zur Vertheidigung gefaßt, während Hedwig todtenbleich, wie ihr Vater, aber in feſter und ruhiger Haltung aufſtand und nach jenem ſcharf und eintönig hinſprach:

„Das habe ich längſt voraus verkündigt, mein Vater! Wer die Ehre begraben hat, der darf den Blick nach dem Schaffot nicht ſcheuen.“

„Um Gotteswillen!“ rief händeringend der Baron. „Mit mir hat es noch keine Noth, ich bin noch nicht verloren, denn man kann mir noch nichts beweiſen. Aber wenn man dieſen hier findet“ — er deutete auf Ottokar — „wenn er in die Hände ſeiner Feinde fällt, dann kann ihn und mich nichts retten, dann ſind wir beide verloren! Hedwig, du warſt ſtrenge gegen mich, aber ſey nun auch mild und menſchlich. Verlaß uns nicht mit Rath und That in dieſem Augenblicke! Führe den jungen Mann fort, bringe ihn die heimliche Treppe hinab in's Grabgewölbe! Dort iſt er ſicher, dort ſuchen ihn die Verfolger nicht.“

Der junge Offizier warf befremdete Blicke auf den Baron. Freilich erwartete ihn im ſchlimmſten

Falle das Schickſal, Kriegsgefangener zu werden, und dieſes war allerdings hart genug, aber doch nicht ſo entſetzlich, wie die Worte des Gutsherrn es andeuteten. Da wurde es laut und lebendig auf der Treppe, man vernahm Flüche und Schimpfreden.

„Fort, fort, um Gotteswillen fort!“ ſchrie der Baron mit einer heftigen Bewegung nach ſeiner Tochter und Ottokar hin, indem er ſelbſt in ſein Kabinet entſprang. Hedwig war entſchloſſen. Ottokars Jugend, eine tiefere Urſache der Theilnahme vielleicht, beſtimmten ihren Entſchluß. Während die Stiefmutter, keiner Bewegung fähig, der Sorge des alten Dieners überlaſſen blieb, ergriff Hedwig raſch die Hand des nur wenig widerſtrebenden Jünglings und führte ihn durch einige dunkle Zimmer, in denen er ganz ihrer Leitung folgen mußte, in ein erhelltes Gemach. Ottokar wollte ſprechen, aber Hedwig gab ihm ein bedeutungsvolles Zeichen, zu ſchweigen. Sie zündete eine Leuchte an, öffnete dann durch den Druck an einer Feder eine wohlverſteckte Tapetenthüre, durch welche ihr der junge Krieger eine ſchmale Wendeltreppe hinab folgte. Unten an der Treppe befand ſich wiederum eine Thüre, die auf einen Druck von Hedwigs Hand ſogleich aufſprang, und nachdem

das Mädchen ihm vorangeschritten war, den Offizier in ein schwarz bekleidetes Gewölbe blicken ließ, wo die sterblichen Überreste der Ahnen des Barons eine bisher noch unentweihte Ruhe gefunden hatten.

Hier, wo ein so reicher Stoff zu ernsten Betrachtungen sich bot, sollte Ottokar, nach einer kalten und ernsten Mittheilung seiner Begleiterin, so lange verweilen, bis ihm angezeigt würde, daß er in vollkommener Sicherheit dieses Asyl verlassen könne. Der junge Mann besaß einen Muth, der sich oft schon in den verzweifeltsten Lagen bewährt hatte. Der finstere, ruhige Ernst des Todes, der hier herrschte, wehete ihn aber mit einem ungewohnten, sein ganzes Wesen ergreifenden Schauer an. Er empfand einen Fieberfrost, der seine Glieder erbeben machte. Mochte auch der Eindruck, den der Ort auf ihn hervorbrachte, den größten Theil hieran haben, so konnte auch der Wechsel der Luft, das plötzliche Eintreten in das feuchte, kalte Grabgewölbe in einem Zustande großer Erhitzung, auf die nachtheiligste Weise wirken. Ein dumpfer Kopfschmerz betäubte ihn, allein, indem Hedwig die Leuchte auf eines der Grabmäler stellte, bemerkte er doch, daß sie das reizendste weibliche Wesen sey, welches er je gesehen, und ein bitteres Gefühl über die Verachtung, die sie ihm gezeigt, bemächtigte sich

ſeiner. Sie war eben im Begriff, die Stufen, welche zu dem heimlichen Gange führten, zu betreten, ſie ſchien ihn verlaſſen zu wollen, ohne ihn weiter eines Grußes, eines Wortes zu würdigen: da überwältigte ihn die Empfindung der unverdient erhaltenen Beleidigung, und er rief im Tone bitterer Kränkung:

„Bei'm Himmel, mein Fräulein, ich weiß nicht, was Sie veranlaſſen kann, mir eine Geringſchätzung zu zeigen, die mich auf das Empfindlichſte verwunden muß! Ich bin fremd in Ihrem Hauſe, ich trete als ein Gaſt in daſſelbe, und der Fremde, von dem Sie weder Gutes noch Böſes wiſſen, der Gaſt, der ſich vertrauungsvoll naht, muß hier die herbſte Erfahrung ſeines Lebens machen. Wahrlich, die Gefahr, in die Gewalt des Feindes zu gerathen, hat nicht das Schreckliche, Drückende für mich, wie dieſe Begegnung!"

Hedwig hatte ſich in der Thüre, welche aufwärts führte, umgewandt. Die Worte des jungen Mannes änderten nichts in der Kälte, in der Strenge ihrer Geſichtszüge, in ihrer ſtolzen Haltung. Sie blickte finſter auf ihn hinab, ſie ſtand da wie eine Gebieterin ſeines Geſchicks, von der er den Richtſpruch zu erwarten hatte. Nach einem kurzen ſpannenden Schweigen entgegnete ſie kalt und feſt:

„Ich habe Sie gerettet, mein Herr, aber glauben Sie mir, kein Gefühl der Achtung, nicht der Wunsch, ein würdiges Leben zu erhalten, hat mich hierzu bewogen; nur das Mitleid, nur eine Theilnahme, wie ich sie einem zum Tode verurtheilten Verbrecher schenken würde! Derjenige, der die Ehre seines Namens befleckt, wie Sie, mein Herr, ist der Freundschaft eines edlen Mädchens unwerth; einen Spion kann Hedwig von Sternberg nur verachten!“

Mit diesen Worten verschwand sie rasch durch die Thüre, die sie hinter sich verschloß. Ottokar stand vernichtet. Er sah stumm und betäubt auf den Eingang, durch den sich Hedwig entfernt hatte. Das schreckliche Wort hatte seine Geistes- und Körperkräfte gelähmt. Endlich konnte er wieder denken, aber zu seinem Unglücke! Er übersah das Entsetzliche seiner Lage, er sah ein, daß er von seinem Vorgesetzten, der ihn vergeblich in einem Privatgeschäfte, für das er seine Gefälligkeit in Anspruch genommen, zu dem Baron gesandt hatte, auf das Schimpflichste mißbraucht worden sey, daß er in der That die Laufbahn eines Spions betreten habe, daß nun auf seiner Ehre ein unauslöschlicher Flecken hafte. Ein Schwindel ergriff ihn, seine Gedanken verwirrten sich, dumpfer und heftiger

drückte der Schmerz in ſeinem Kopfe. Mit einem Gefühle des herannahenden Wahnſinns ſtarrte er auf die Särge, die ihn umgaben. Da war es ihm, als öffneten ſich ihre Deckel, als ſtiegen Gerippe heraus und deuteten mit den langen Knochenarmen auf die unbefleckten Wappenſchilder an ihren Särgen, als richteten ſie bedeutungsvoll die tiefliegenden Höhlungen, die einſt von Augen belebt wurden, auf ihn hin. Er konnte das Entſetzliche nicht ertragen. Mit dem Schmerzensrufe: „meine Ehre, meine Ehre!“ ſtürzte er ſinnlos zu Boden.

Als am nächſten Tage eine freundliche und heitere Mittagsſonne durch das Gitter der in der Decke des Grabgewölbes befindlichen Öffnung ſchien, wurde leiſe die Thüre des geheimen Ganges geöffnet und der alte Kammerdiener des Barons trat durch dieſe ein. Er blieb entſetzt auf der unterſten Schwelle der Treppe ſtehen, denn der erſte Gegenſtand, auf welchen ſeine Blicke fielen, war der junge Offizier, regungslos hin auf den Boden geſtreckt, einer Leiche ähnlicher, als einem Lebendigen. Der alte Mann wußte ſich nicht zu faſſen, ſeine Glieder

verſagten ihm den Dienſt, er mußte ſich auf die Treppe ſetzen und eine Stille herrſchte nun ringsum, die nur durch den fernen Donner bald langſam, bald raſch auf einanderfolgender Kanonenſchüſſe unterbrochen wurde. So wenig auch der Liegende ſonſt ein Lebenszeichen von ſich gab, ſo zuckte er doch bei jedem Schuſſe der ertönte, heftig zuſammen und es war, als ob nur eine einzige Erkenntniß, die, welche dieſes Zeichen veranlaßte, in ihm zu einer Art von Bewußtſeyn, vielleicht nur zu einer leiſen Ahnung gelangen könne.

Der alte Mann befand ſich in der That in einer ſehr ſchwierigen Lage. Das Schloß, noch geſtern eine Wohnung des Reichthums und eines bequemen Familienlebens, bot jetzt eine öde Stätte, wo allein der Kammerdiener mit ſeiner Tochter, einem ſchon ältlichen Mädchen, noch hauſten. Der öſtreichiſche Commiſſär, der am geſtrigen Abend mit ſeinen Leuten in das Schloß gedrungen war, hatte das geheime Schubfach in des Barons Schreibtiſch entdeckt, das alle Dokumente verbarg, welche ſeine Schuld erwieſen. Er war entlarvt, nichts konnte ihn retten, nur die Gnade ſeiner Landesherrin vermochte die Strafe, die ihn erwartete, zu mildern. Bei der Gewißheit ſeines Mißgeſchicks ergriff ihn eine lähmende Verzweiflung. Der Commiſſär zeigte

ihm an, daß er ihn noch im Laufe der Nacht in's Hauptquartier abführen müſſe; er fiel ihm zu Füßen und bat weinend, wie ein Kind, um Aufſchub, der natürlich nicht gewährt werden konnte. So ſehr auch Hedwig das Treiben des Vaters gehaßt hatte, ſo erwachte doch jetzt in ihrem Herzen die ganze Gewalt der kindlichen Liebe. Sie machte der ſchwachſinnigen Mutter begreiflich, daß beide Frauen den Vater in dieſer Noth nicht verlaſſen dürften, daß ihre Nähe, ihre Gegenwart allein vermöchten, ihm in der entſetzlichen Lage, die ſein Leichtſinn über ihn verhängt, Troſt zu bereiten. Sie erhielten die Erlaubniß, ſich dem Commando anzuſchließen. Indem Hedwig den Wagen beſtieg, erinnerte ſie ſich des Verlaſſenen im Grabgewölbe. Der alte Kammerdiener wurde ihr Vertrauter, ihm empfahl ſie für den jungen Mann zu ſorgen und dieſem Mittel und Wege anzugeben, wie er ſeine Entfernung aus dem Schloſſe ſicher bewerkſtelligen könne. Kaum hatte der Commiſſär mit dem Gefangenen, den Damen und einer kleinen Militärbedeckung das Schloß verlaſſen, ſo überließen ſich die übrigen Soldaten, die, wie es ſchien, abſichtlich zurückgeblieben waren, allen Zügelloſigkeiten, welche die Gelegenheit ihnen einräumte. Sie erbrachen Schränke und Kiſten und bemächtigten ſich aller Dinge von

Werth. Die herrenlos gewordene Dienerſchaft ſchloß ſich dieſem Unfuge an und mit dem Anbruche des Morgens, als ein ferner Kanonendonner das Beginnen der erwarteten Schlacht ankündigte, ſah man die beutebeladenen Krieger abziehn und ihnen folgend die treuloſen Diener, die ſich nach allen Richtungen zerſtreuten. Nur der alte Kammerdiener, das Unglück ſeines Herrn und ſeines einſt ſo blühenden Hauſes bejammernd, blieb mit ſeiner Tochter zurück, um zu hüten, was noch zu hüten war. In der Verwirrung, in welche ihn alle dieſe Ereigniſſe verſetzen mußten, hatte er des fremden Gaſtes im Grabgewölbe vergeſſen, bis ihn gegen Mittag der Anblick ſeines Pferdes, das, in einem Nebenſtalle verborgen, der Raubgier der Plünderer entgangen war, daran erinnerte.

Er ſah nun den Unglücklichen vor ſich, er ſah ihn in einem Zuſtande, der ihn mit um ſo größerm Schrecken erfüllte, da er im erſten Augenblicke ſich ſelbſt und ſeine Nachläſſigkeit der Schuld des Mißgeſchickes, welches den jungen Mann getroffen, anklagen zu müſſen glaubte. Nachdem er ſich einigermaßen erholt hatte, ſtieg er mit bebenden Gliedern zu ihm hinab. Er überzeugte ſich jetzt, daß er, woran er bisher gezweifelt hatte, noch lebe, er be-

merkte die heftigen Zuckungen, er fand den Kopf in fieberhafter Hitze, die Hände eiskalt. Ein schwer Erkrankter lag zu seinen Füßen, was sollte er in der verlassenen Lage, worin er sich selbst befand, mit ihm beginnen, wie konnte er ihm die nothwendige Fürsorge und Pflege angedeihen lassen? Ihm blieb nichts übrig, als seine Tochter zur Vertrauten des Geheimnisses zu machen. Ein weibliches Herz wendet sich nicht leicht ab, wo das Unglück um seine Theilnahme, um seine Hülfe zu ihm spricht. Vater und Tochter fühlten sich zu schwach, den jungen Mann hinauf in eins der Gemächer des Schlosses zu schaffen, um dort seiner zu pflegen; auch schien dieses vor der Entscheidung der Schlacht, die in der Nähe geschlagen wurde, noch bedenklich. Man mußte daher ein Lager in's Grabgewölbe bringen und unter den Gegenständen des Grauens, die sie umgaben, und die wohl im Stande waren, den Muth eines Weibes zu erschüttern, übernahm hier das Mädchen eine Pflege, zu der ihr nur wenige einfache Mittel, wie sie diese in häuslichen Nothfällen kennen gelernt hatte, zu Gebote standen. Das Landhaus stand entlegen und einsam. An die Berufung eines Arztes aus dem nächsten, zwei Meilen weit entfernten Städtchen war unter den obwaltenden Verhältnissen nicht zu denken. Man mußte

ſich alſo ganz auf eigenen Rath und auf den Beiſtand des Himmels verlaſſen.

Der Kranke blieb in dem beängſtigenden Zuſtande, in welchem ihn der alte Diener gefunden, bis gegen Abend. Dann trat ein entſetzlicher Paroxismus ein mit Ausbrüchen des Irreſeyns, der Wuth und der Verzweiflung. Der Kanonendonner der Schlacht hatte ſich genähert. Ottokar ſchien ihn zu vernehmen. Mitten in den wildeſten Phantaſieen fing er plötzlich an, ſo tief und klagend zu weinen, daß ſeine Pflegerin auf's Innigſte gerührt wurde. Er ſprach mit anſcheinendem Bewußtſeyn von ſeiner Unwürdigkeit, in den Reihen ſeiner Cameraden zu fechten, er beweinte ſich ſelbſt als einen Ehrloſen, der nun ausgewieſen ſey für immerdar aus dem Kreiſe redlicher Männer, er klagte ſich an, ſeiner Familie, ſeinen Eltern einen Schmerz bereitet zu haben, der nie erlöſchen könne, da er mit einem Schimpf, der den bisher fleckenloſen Namen traf, verbunden war. Dann ging dieſer ſanftere Zuſtand wieder in einen wilden, Grauen erregenden über. Der Kranke ſchien den Ort, wo er ſich befand, zu erkennen. Er ſtarrte mit Blicken, aus denen Fiebergluth leuchtete, auf die Särge mit ihren ſchwarzen Behängen, mit ihren goldgeſtickten Wappenſchildern. „Bin ich denn ſchon todt?“ Ihrie

er in einem Tone der Verzweiflung: „haben ſie mich hier begraben, ſoll ich hier den Spruch des Richters erwarten bis zum jüngſten Tage? Nein, nein!“ fuhr er bebend fort und ſeine Blicke hafteten an dem Eingange. „Dort ſteht ſie ja, das reine Bild der wahren Ehre, die edle, reizende Jungfrau — ſie hat mich gerichtet: ich bin verurtheilt, verdammt — ein Ehrloſer, ein Spion! Sie duldet mich nicht hier in der Geſellſchaft ihrer edeln Vorfahren, die nie ihre Ehre verleugnet!“

Dieſer Tobſucht, dieſen Qualen, welche die Phantaſie, ſchwach von der Wirklichkeit unterſtützt, bereitete und vermehrte, folgte eine gänzliche Erſchöpfung. Während der Nacht wurde der Kranke oft von einem Zuſtande der Schwäche befallen, der ſeine augenblickliche Auflöſung fürchten ließ. Er ſchien jetzt von einer gänzlichen Bewußtloſigkeit ergriffen, erkannte niemand und blieb ſprachlos.

Welchen Eindruck dieſe Nacht auf Leute, wie den alten Diener und ſeine Tochter, deren Gemüth dem Einfluſſe des Aberglaubens und allen ſeinen entſetzlichen Täuſchungen offen ſtand, hervorbringen mußte, läßt ſich denken! Dennoch hielten ſie treu bei dem Unglücklichen aus, ihre Aufmerkſamkeit der Sorge für ihn widmend, die Empfindungen der Furcht, die ſie von ihm hinwegdrängen wollten,

nach ihren ſchwachen Kräften bekämpfend. Die erſte Dämmerung des Morgens erſchien ihnen wie der Gruß eines tröſtenden Engels, den der Himmel ſandte. Jetzt wagte der alte Mann ſeine Tochter zu verlaſſen, nachdem er ſich überzeugt hatte, daß der Funke des Lebens, wenn auch nur ſchwach, noch in der Bruſt des Kranken glimme. Er ſtieg hinauf in die Gemächer des Schloſſes, er fand es zu ſeinem Erſtaunen von Preußen beſetzt, die, nachdem ſich die Schlacht zu ihren Gunſten entſchieden, im Laufe der Nacht eingetroffen waren. Eine Centnerlaſt fiel von der Bruſt des Mannes. Er begab ſich ſogleich zu dem Anführer, zeigte dieſem die Anweſenheit eines kranken, preuſſiſchen Offiziers an, der ohne alle Hoffnung im Grabgewölbe, wo man ihn vor dem Feinde verbergen müſſen, darniederliege, und bat ihn dringend, ſogleich ſelbſt ſich von dem Zuſtande des Unglücklichen zu überzeugen.

Der Zufall, der dieſe Abtheilung von Preußen, welche ſich in der Nacht verirrt hatte, in das Schloß führte, rettete Ottokar'n das Leben. Er wurde ſogleich aus dem dumpfen, feuchten Gewölbe in ein heiteres, luftiges Zimmer gebracht, und der Wundarzt, welcher ſich bei dem Trupp befand, bot alle Hülfsmittel ſeines, wenn auch vielleicht nur beſchränkten Wiſſens auf, dem Kranken Erleichterung

zu verſchaffen. Den Tag über dauerte der Zuſtand der Ohnmacht, in dem man ihn gefunden hatte, fort, Abends aber traten wiederum wilde Phantaſieen ein und mit ihnen eine quälende Täuſchung, die ihn in das Grabgewölbe zurückverſetzte, dort die drohende Geſtalt Hedwigs erſcheinen und ihn den verdammenden Richterſpruch aus ihrem Munde vernehmen ließ. Zu ſeinem Glücke rückte am nächſten Tage die preußiſche Hauptarmee vor und ein Militärſpital wurde nach Schloß Sternberg verlegt. Jetzt kam der Kranke unter die Aufſicht eines Arztes, der, indem er das körperliche Übel zu bekämpfen wußte, auch mit ſteter Berückſichtigung des pſychiſchen verfuhr. Aus den Phantaſieen des jungen Mannes, aus einzelnen unbewachten Äußerungen, die ihm entfielen, nachdem die Krankheit einen glücklichen Wendepunkt überſchritten, als er ſich beſſerte und ſeine körperlichen Kräfte zunahmen, konnte der verſtändige Arzt ungefähr das Geheimniß errathen, das quälend auf der Seele Ottokars lag. Er wagte einige beruhigende Worte, allein dieſe, ſtatt ein günſtiges Ergebniß herbeizuführen, verſetzten den Geneſenden in einen Zuſtand, der einen Rückfall befürchten ließ. Der Arzt beſchloß nun, dem wohlthätigen Einfluſſe der Zeit es zu überlaſſen, das gebeugte Gemüth wieder aufzu-

richten. Er konnte ihn nach einigen Wochen für genesen erklären, er rieth ihm aber, mit einem Urlaubsgesuch einzukommen, das er selbst durch seinen Bericht unterstützen wolle, und im Schooße seiner Familie einige Monate ganz der Ruhe zu leben. Ottokar sagte nichts auf diesen Vorschlag. Er lächelte nur bitter in sich hinein, knupfte langsam das Portepée von seinem Degen, den er eben hielt, und schleuderte es in einen Winkel des Zimmers. Dann setzte er sich nieder und schrieb eifrig, aber nicht um Urlaub, sondern um seinen Abschied.

Wir bemerken nur flüchtig, daß er diesen ohne Weigerung erhielt, indem man aus dem Berichte des Arztes zu erkennen glaubte, es haben sich Spuren eines tief eingewurzelten Irrsinns, einer fixen Idee, die sich nicht mit dem Dienste vertragen könne, gezeigt. Als ein blühender Jüngling hatte er seine Heimath verlassen, als ein Schattenbild seiner frühern Kraft, seiner frischjugendlichen Gesundheit kehrte er zurück. Die Reise konnte ihn nicht zerstreuen, nicht erheitern. „Du bist ehrlos, du hast den rein von deinen Vorfahren ererbten Namen befleckt, du bist der erste deines Stammes, der Schmach und Schande auf ihn geladen;“ das waren die Gedanken, die ihn unaufhörlich peinigend verfolgten. Dazwischen erschien ihm das Bild Hedwigs, als

das eines herrlichen weiblichen Wesens, deſſen Beſitz allein ihn hätte beglücken können. Er dachte an ſie, wie an eine Verklärte, er dachte an ſie mit den Empfindungen einer unnennbaren Seelenpein, denn ſie hatte ſich ja verachtungsvoll von ihm abgewandt, ſie hatte durch ihren Ausſpruch ſeine Selbſtachtung vernichtet. Er vermochte nicht mehr einzuſehn, daß er ſchuldlos, daß er nur mißbraucht worden ſey. Was Hedwigs Wort über ihn verhängt, das hielt er allein für Wahrheit, der Gedanke, er habe ſich wirklich ſo weit vergeſſen, als Unterhändler des Verrathes zu dienen, hatte ſich unerſchütterlich in ſeiner Seele befeſtigt, er fühlte, daß dieſer ihn verderbe, aber er vermochte nicht, ihn zu bekämpfen.

So mit dem Drucke der Selbſtverachtung, mit dem Bewußtſeyn ſeines Unwerthes, mit der Empfindung einer Liebe in ſeiner Bruſt, die keine Erwiederung hoffen durfte, betrat er das Haus ſeiner Eltern. Sie waren durch den Arzt auf die Veränderung, die mit ihm vorgegangen, vorbereitet worden, aber ihre Liebe hatte doch eine ſchwere Prüfung zu beſtehen, als ſie dieſen frühe hinwelkenden, frühe geknickten Zweig ihres Stammes erblickten, als ſie den einzigen Sohn in einem Zuſtande ſahen, der dem greiſen Vater die Meinung einflöſen mußte,

er habe in der That das Vergehen, das man aus hingeworfenen Worten ahnen konnte, begangen und es sey die Reue, die jetzt an seinem Herzen und seinem Gewissen nage. Der Vater, ein stolzer und strenger Mann, fing an, ihn mit Härte zu behandeln, ihn seinen Unwillen empfinden zu lassen. Ottokar unterwarf sich dieser Behandlung in einer Weise, welche anzuerkennen schien, daß er sie verdiene. So wurde des Vaters Vermuthung zur völligen Überzeugung, gegen die nur Mutter und Schwester mit aller Gewalt weiblicher Beredsamkeit ankämpften, indem sie behaupteten, es könne bei der bedauernswürdigen Gemüthslage Ottokar's dieser recht wohl von einem unglücklichen, sich selbst anklagenden Wahne beherrscht werden. Es gelang ihnen, den Vater zu bewegen, sich schriftlich an den ehemaligen Vorgesetzten Ottokar's zu wenden und von diesem erhielten sie nun allerdings einen Aufschluß, der den Sohn in den Augen Aller rechtfertigen mußte. Wie sehr aber wurden alle Hoffnungen, die sie auf diese Nachricht baueten, niedergeschlagen, als sie mit freudiger Offenheit dem jungen Manne entgegentraten, ihm erklärten, daß ein grundloser Argwohn auf ihm gelastet, daß ihn der Vater nun gern als seinen theuern, ehrenwerthen Sohn ans Herz schließe! Ottokar gerieth in

einen Zuſtand, der an Wahnſinn gränzte. In den heftigſten Ausdrücken beſchuldigte er Mutter und Schweſter, ſie wollten ihn betrügen, ihn täuſchen über ſich ſelbſt, ſie wagten es, ſich gegen den Ausſpruch eines Engels aufzulehnen, der ihn mit Recht verdammt habe und dem allein ein Urtheil über ihn zuſtehe. Erſt nach mehreren Tagen beruhigte er ſich und verfiel nach und nach wieder in jene ſtille Schwermuth, der er ſich nicht entreißen mochte oder konnte. Das reizbare Gemüth ſeines Vaters war nicht im Stande, die ſchwere Prüfung, die ihm das Geſchick auferlegte, zu ertragen. Eines Morgens fand man ihn todt in ſeinem Bette: der Schlag hatte ihn gerührt. Ottokar ſchien gefaßter, als die Frauen, die den unerwarteten Heimgang des freilich ſchon ſehr bejahrten Mannes laut beklagten und bejammerten. Er ordnete eine glänzende Trauerfeierlichkeit an, jede Ehrenbezeigung, welche das Gedächtniß des Verſtorbenen verlangen konnte, wurde ihm; Ottokar ſelbſt aber wohnte der Ceremonie nicht bei, er verſchloß ſich in ſein Zimmer, er blieb mehrere Stunden allein und man hörte ihn laut weinen. Als Alles vorüber, als die Gruft geſchloſſen war, ging er hinab, ließ das Geſchlechtswappen, das bisher über dem Thore des Schloſſes geprangt hatte, herunternehmen und ge-

bot, die Gruft noch einmal zu öffnen, um es neben dem Sarge seines Vaters aufzustellen.

Eine traurige Zeit hob jetzt für die drei Menschen an, die ein enges Familienband liebevoll, aber freudenlos zusammenhielt. Ottokar's Schwermuth nahm täglich zu. Er wollte Niemand sehen, als Mutter und Schwester, er flüchtete, wenn ein Besuch eintraf, in den entlegensten, dunkelsten Theil des Gartens, um hier, wie er sagte, seine Schmach vor aller Welt zu verbergen. Mutter und Schwester blieben treue Pflegerinnen. Der letzten gelang es sogar, sich langsam in sein Vertrauen einzuführen, so daß er ihr endlich jenes Ereigniß auf Schloß Sternberg, freilich wie es sich in seinem Wahne ausgebildet hatte, mittheilte und sie seine Liebe zu Hedwig ahnen ließ. Bei dieser Entdeckung keimte eine neue Hoffnung in der Seele der Schwester auf. Hedwig hatte ihren Bruder in den unglücklichen Wahn gestürzt; sie allein konnte ihn davon befreien. Auf diese Idee gründete die Schwesterliebe einen Plan, der, wie sie sich so gern schmeichelte, gelingen mußte. Sie theilte ihn der Mutter mit: beide Frauen beschlossen, ihn auszuführen. —

Indessen hatte sich die Stellung, welche früher die Familie Sternberg im öffentlichen Leben einnahm, sehr verändert. Der Baron war vor ein

Gericht gestellt worden, das ihn zum Tode verurtheilte, die Monarchin milderte auf die Bitte der Tochter, die sich ihr zu Füßen warf und um Gnade flehete, diese Strafe in lebenslänglichen Festungsarrest. Aus diesem befreiete ihn, dessen Gesundheit die Reue untergrub, schon nach einem halben Jahre der Tod. Hedwigs Stiefmutter trennte sich nun von dem Mädchen, dessen geistige Überlegenheit ihr schon seit lange zur Last fiel, und begab sich zu ihren Verwandten. Hedwig selbst, durch das Schicksal des Vaters tief verwundet in ihren heiligsten Empfindungen, in ihrem Ehrgefühle, suchte und fand Gelegenheit, als Kostgängerin in ein Kloster zu kommen. Hier glaubte sie vor bittern, gallsüchtigen Bemerkungen sicher zu seyn, die auf sie, als die Tochter eines bekannten Landesverräthers, fallen könnten; allein sie mußte bald einsehn, daß sie geirrt habe. Nicht so leicht findet irgendwo sonst der Neid, die Schmähsucht eine Stätte, als an diesen Orten, die nur ein Asyl für das von der Welt tief gebeugte Gemüth seyn sollten. Bald war das Gerücht von den frühern Schicksalen Hedwigs, von des Vaters Verbrechen und Strafe in das Innere des Klosters gedrungen, ausgeschmückt mit Übertreibungen, die Hedwig selbst als eine Mitschuldige bezeichneten. Sie sah sich beleidigt,

gehöhnt und verachtet. Nun zog sie sich ganz in die Einsamkeit ihrer Zelle zurück und zeigte, wenn die Umstände sie nöthigten, unter den Klosterfrauen zu erscheinen, eine Kälte und einen Stolz, zu dem sie glaubte ein Recht in ihrem Selbstbewußtseyn zu finden. Oft drängte sich jener Abend, wo Ottokar im Schlosse ihres Vaters erschienen, wo dann das verhängnißvolle Loos ihres Lebens gefallen war, in ihre Erinnerung zurück. Sie konnte sich nicht bergen, daß der junge Mann anfangs einen höchst günstigen Eindruck auf sie gemacht hatte, sie fühlte sich jetzt in ihrem Innern demüthiger als sonst, sie gestand sich, daß sie damals wohl zu hart gegen ihn verfahren sey. Unter diesen Empfindungen, in dieser Lage empfing sie eines Tages einen Brief von Ottokar's Schwester. Da lag mit einem Male ihr ganzes schweres Unrecht, das sie gegen einen Unschuldigen geübt, offen vor ihrer Erkenntniß, da konnte sie sich wahrhaft anklagen, einen edeln Jüngling ins Verderben gestürzt zu haben, da trat aber auch ebenso lebendig und gebieterisch die Pflicht, dieses Übel wieder gut zu machen, wenn sie es vermöge, vor ihre Seele. Von Ottokar's stiller Liebe stand nichts in dem Briefe, aber ein weibliches Herz ahnet leicht und weit, ob es schon seine Ahnungen sich selbst verbergen möchte. Hed-

wig sah jetzt nur Eins vor Augen: die Nothwendigkeit, zu dem Unglücklichen zu eilen, nach ihren Kräften auf ihn zu wirken und das Übrige Gott anheimzustellen. An den Aufenthalt im Kloster band sie keine Fessel. Sie reis'te gleich am andern Tage, nachdem sie den Brief empfangen hatte, ab. Nichts konnte auf dem Wege ihre Eile hemmen. Schon am Abende des dritten Tages stieg sie an dem Gartenthore von Ottokar's Gut ab.

Sie hatte diese Stelle gewählt, weil sie in der Ferne vor dem Hauptthore mehrere Wagen halten sah und nicht gern vor fremden Zeugen zum erstenmale Ottokar's Mutter und Schwester begrüßen wollte. Dieser Auftritt konnte Gemüthserschütterungen hervorbringen, bei denen jedes Fremden Gegenwart lästig fiel. Sie betrat die schattigsten Gänge des Gartens, um hier die Zeit bis zu einem günstigern Augenblicke hinzubringen. Immer tiefer verlor sie sich in die dunkeln Boskets, in die hohen dämmerigen Alleen, die seit Jahrhunderten hier Kühlung zu spenden schienen. Ottokar's Bild stand lebendig vor ihrer Seele. Sie dachte sich ihn bleich und abgehärmt, unter diesen Linden seiner Schwermuth nachhängend, wie die Schwester ihn geschildert. Da vernahm sie hinter einer Cypressenwand ein tiefes Schluchzen, dann ein Lautes

Weinen. Ihr Herz klopfte ängstlich. Sie bog leise einen Zweig zurück, sie sah den Unglücklichen, wie sie ihn sich gedacht, am Rande eines Quellwassers sitzen, das den Park durchströmte. Er blickte mit thränenden Augen in den Bach. Dann bedeckte er mit beiden Händen sein Angesicht und stöhnte laut: „meine Ehre, meine Ehre! Auf Ewig befleckt, auf Ewig verloren!"

„Nein, nein!" rief, von der Lebendigkeit ihrer Gefühle überwältigt, Hedwig und eilte aus ihrem Verstecke hervor. „Nur ein unglücklicher Wahn, nur der Leichtsinn eines thörigten Mädchens hat gegen Ihre Ehre gefrevelt, ohne sie beflecken zu können. Sie selbst sind unschuldig, Sie selbst stehen reiner da, als diejenige, die Sie beleidigte. O, verzeihen Sie mir!" fuhr sie außer sich fort, indem der Eindruck, den die abgehärmte Leidensgestalt des jungen Mannes auf sie machte, immer tiefer auf ihre Seele wirkte und sie, ohne sich länger zurückhalten zu können, vor ihm auf die Kniee fiel: „verzeihen Sie derjenigen, die das Schicksal schwer genug für einen Stolz gestraft, der sie irre leitete, verzeihen Sie einer Armen, die jetzt kein Glück auf Erden weiter sucht, als Ihre Verzeihung!"

Sie konnte nicht weiter sprechen. Sie hatte seine beiden Hände ergriffen, ihr Angesicht darauf

niedergebeugt und ließ ihre heißen Thränen auf sie fallen. Ottokar war gleich bei ihrer Erscheinung aufgestanden. Erst hatte er erstaunt und betroffen auf sie niedergesehn, dann sinnend und zugleich aufmerksam. Jetzt fing er an zu lächeln, das erste Lächeln seit seinem Eintritte in das Grabgewölbe der Sternberg! Seine Wangen fingen an sich leise, dann immer lebendiger zu röthen, bis sie die Farbe der Gesundheit, die früher auf ihnen prangte, wieder erlangt hatten. Dann richtete er sich frei und stolz empor, sein Blick gewann das alte Feuer wieder, mit einer Miene des Triumphes sah er um sich und auf Hedwig nieder.

„Sie knieet vor mir!“ sagte er, wie mit sich berathend, zu sich selbst. „Sie gibt mir die Ehre zurück — noch mehr! sie betheuert, daß ich sie nie verloren und sie hält sich nicht für zu hoch, zu rein, mir diese Versicherung zu geben, indem sie vor mir knieet? O nun ist Alles gut,“ brach er im Tone des Entzückens aus, „nun darf das Wappenschild des Hauses wieder seine alte Stelle einnehmen, nun ist der Letzte unseres Geschlechtes noch nicht begraben! Ein schwarzer Schleier, der auf meiner Seele lag, ist verschwunden und ich sehe nun Alles wieder klar, wie es gekommen ist, wie es kommen mußte. Sie haben dieses Wunder ge-

than, mein Fräulein! Sie haben mich der Welt, Sie haben mich dem Leben wieder gegeben, Sie haben mehr gethan: Sie haben meine Ehre wieder hergestellt. O, stehen Sie auf, lassen Sie mich Sie nicht länger in dieser Stellung sehen, die uns beide entwürdigt, erlauben Sie, daß ich Sie zu meiner Mutter führe, die Sie als einen Engel des Glücks, der in unser Haus getreten, segnen wird!"

Hedwig war überrascht von dem unerwartet schnellen Erfolg, den diese erste Zusammenkunft hervorgebracht hatte. Zwischen Zweifeln und Hoffnungen getheilt, schwankte sie, auf Ottokar's Arm gestützt, dem Hause zu. Sie fürchtete einen Rückfall, allein das Benehmen des jungen Mannes blieb so offen, ungezwungen und edel, sein ganzes Wesen sprach körperliche und geistige Freiheit so lebendig aus, daß sie mit der freudigen Überzeugung, Gott habe ihr Werk gelingen lassen, das Schloß betrat.

Welche beseligende Überraschung für Mutter und Schwester, die so eben von ihren Gästen verlassen worden waren, Ottokar'n in einem Zustande zu sehen, der seine völlige Genesung, die Rückkehr zu Kraft und Gesundheit auf einem wunderbar scheinenden Wege beurkundete! Dieses Große hatte schon Hedwigs bloße Erscheinung auf den jungen Mann gewirkt, wie konnte nicht der Verein

mit ihr, der ſeiner Seele ganz anzugehören ſchien, ſeine ganze Zukunft beglücken? Hedwig befand ſich unter den liebevollen Menſchen, die Alles thaten, ihr Freude zu bereiten, ihr innigen Dank an den Tag zu legen, in einem ſo ſchönen Verhältniſſe, wie ſie bis jetzt noch nicht gekannt hatte. Liebe von Außen, eine entgegenkommende Liebe war das, was ihrem frühern Leben fehlte und dieſe Entbehrung hatte ſie zu Kaltſinn und Stolz verleitet. Jetzt erſt lernte ſie den ganzen Werth des Familienlebens kennen. Die erſten Tage, die erſten Wochen nach ihrer Ankunft gingen noch unter zweifelhaften Empfindungen, unter Furcht und Hoffnung über die Beſtändigkeit von Ottokar's Geneſung vorüber. Der junge Mann aber blieb froh, heiter und glücklich. Hedwigs Nähe, der inniger werdende Umgang mit ihr, belebten ihn und durch ihn die ſeinigen zu einem ſchönen, friedlichen Genuſſe des Daſeyns, und als nun an einem ſtillen Abende, wo die ganze Natur in ihrer Ruhe Liebe athmete, Ottokar und Hedwig vor die Mutter traten und um ihren Segen für die Vereinigung ihrer Herzen baten, da willigte dieſe mit freudiger Rührung ein und ſie und ihre gute Tochter waren nun überzeugt, daß nichts mehr das Glück ihres Lieblings ſtören könne.

Wie ſie hofften und wünſchten, ſo geſchah es auch.

Erzählungen

von

Georg Döring.

Dritter Theil.

Die Italiener. — Die junge Witwe.

Frankfurt am Main.

Gedruckt und verlegt von Johann David Sauerländer

1833

Die Italiener.

Die Verlobung.

Es war eine schöne, laue Sommernacht. Im Keller des Italieners, aus dem ich eben zurückkehrte, war es laut und lustig hergegangen. Man hatte über das Gastspiel der fremden Schauspielerin hin und her gesprochen, es waren eben so viele Kämpen dafür, als dawieder aufgetreten, dann war die Unterhaltung auf die neu angelangte italienische Operngesellschaft übergegangen, und hatte nun bei dem allbewunderten, ersten Tenor, Signor Zechi, verweilt. Die Gesellschaft hatte erst eine Vorstellung gegeben, und in dieser einen Vorstellung hatte Signor Zechi den Preis davon getragen. Man wußte nicht, ob man mehr dem wundervollen, herrlichen Klang seiner Stimme selbst, oder deren kunstvolle Ausbildung, oder das edle, schöne Äußere des Sängers, oder sein lebendiges, durchdachtes Spiel bewundern sollte. Dabei erhielt seine Persönlichkeit durch allerlei seltsame, dunkle Gerüchte, die von ihm im Gange waren, eine besondere Bedeutung. Man behauptete, er zähle, obschon er das Ansehen eines Dreißigers

hatte, nahe an fünfzig Jahren; man sagte ihm das Ärgste nach und wollte wissen, neben der Gewißheit verschiedener Entführungen, ruhe auch der Verdacht einiger Mordthaten auf ihm; er habe in Rom in den Gefängnissen der Inquisition wegen angeklagter Ketzerei geschmachtet, sey aus diesen wie durch ein Wunder entkommen und dürfe nun nicht wagen, je wieder seinen Fuß die südliche Heimath betreten zu lassen. Der anwesende Polizeiaktuar, Virgilius Blümlein, ein kleines, schlankes, geschniegeltes und gebügeltes Wesen, that, indem er langsam seinen halben Schoppen Landwein niederschlürfte, sehr geheimnißvoll, und warf bedeutungsschwer die Bemerkung hin, es gäbe Italiener, die ihre Mordlust auch über die Gränze ihres Landes zu friedlichen, sedaten Nationen trügen, aber eine hohe polizeiliche Behörde kenne sie wohl und invigilire auf sie zum Besten und zur Sicherheit des Publikums. Man hatte ihm Johannisberger, Nuits und Champagner präsentirt, um ihn noch zu weitern Mittheilungen zu bewegen, allein der Aktuar Blümlein hatte Alles verschmäht, mit verschwiegener Miene sein Fischbeinstöckchen ergriffen, und zum allgemeinen Leidwesen der Gäste still und ernst den Keller verlassen.

Alle diese Dinge gingen mir im Kopfe herum,

und wurden von meiner Phantasie weiter ausgesponnen, als ich im Mondesschein auf dem schönen Quai längs dem Flusse, meiner Wohnung zuschritt. Ich war jung und lebhaft, ich liebte das Theater, und die Ankunft der italienischen Operngesellschaft hatte mein ganzes Wesen in Spannung versetzt, ihr Auftreten meine Erwartungen übertroffen. Auch mein Held, auch meiner Bewunderung Gegenstand war Signor Zechi geworden. Es lag in seiner Stimme etwas Erschütterndes, die Tiefen der Seele Durchbebendes, dessen grauenhaftem und dennoch anziehendem Eindrucke Niemand widerstehen konnte. Wenn er den Ton in leisen, dann steigenden und langsam bis zu seiner ausgedehntesten Kraft anwachsenden Schwingungen aus dem Innersten seiner Brust heraufhallte, dann war es, als öffne sich ein unendlicher Abgrund der Melancholie, in dem Reue, Wehmuth, Klage und Schmerz, den nur dieser Ton auszudrücken vermochte, wohnten. Dann war Alles stille im weiten Hause. Kein Odemzug wurde gehört, jeder gab sich der aufgereizten Empfindung hin, und weinte und klagte in seiner Seele mit dem Sänger. Herrschte nun diese allgewaltige tiefe Rührung über alle Herzen, dann schien es oft, als fliege ein Blick des Hohns aus dem Auge des Sängers über die Menge hin, die sich ihm un-

terwarf, und als trete der tückiſche Dämon, der in ſeinem Innern laure, plötzlich für einen Moment hervor. So wenigſtens kam mir Signor Zechi vor, und ich betrachtete ihn wie ein wunderliches Räthſel, deſſen Bedeutung uns anzieht, ob wir gleich in ſeiner Löſung etwas Unheilverkündendes ahnen.

Ich hatte mich auf das Eiſengeländer gelegt, das nach der Seite des Fluſſes hin den Quai begränzte. Ich ſah in die Wellen, die in zitternden Bewegungen den Mond wiederſpiegelten; ich ließ mich von den unbeſtimmten Empfindungen ergreifen, denen ich mich in ſolchen Augenblicken gern hingab, und vergaß bald über dieſe ſentimentale Träumereien die italieniſche Operngeſellſchaft, den Sänger Zechi und den Keller des Italieners, wo das Wohl und Wehe des Theaterweſens und die wunderliche Erſcheinung des Tenoriſten abgehandelt worden waren. Gewiß hätte mich eine poetiſche Anwandlung ergriffen, und ich hätte den ſchönen Abend, den reizenden Mondſchein, das Spiel und Flüſtern der Wellen in einem lyriſchen Erguſſe gefeiert, wenn nicht plötzlich in geringer Entfernung von mir die helle, dünne Stimme meines Freundes, des Polizeiaktuars Virgilius Blümlein, erklungen wäre, die bald drohend, bald ermahnend

auf eine andere Person einsprach, welche ihm, wie es schien, nur Thränen, Schluchzen und laute Klagen zu erwiedern hatte. Ich war erstaunt, den sonst so friedfertigen Virgilius, der regelmäßig, wenn die Glocke die eilfte Stunde schlug, in seine Hausthüre trat, jetzt noch gegen Mitternacht in einer so lebhaften Controverse zu finden. Indem ich mich langsam näherte, vernahm ich, daß seine Rede von Augenblick zu Augenblick eifriger wurde, daß ihn ein Feuer ergriffen hatte, welches ihm sonst nicht eigen war.

„Ja," hörte ich ihn jetzt sprechen, „es ist nicht zu leugnen, daß Ihr die Natur ein Antlitz gegeben hat, auf dem ein Freibrief gegen jeden Verdacht, ein Testimonium Gottes für Ihre Tugend und Unschuld zu stehn scheint. Aber mißbrauche Sie diese Gabe nicht, und strafe Sie unsern Herrgott, der den Freibrief der Tugend leicht in einen Steckbrief des Lasters verwandeln kann, nicht Lügen. Er führt die oberste Polizei in jedes Menschen Leben, und sieht schärfer, als unser beschleichendes Polizeiamt in corpore, und wenn er Sie einmal auf dem Sündenpfade erwischt, so wird Sie der Strafe nicht entgehn."

Ich konnte die Antwort, die auf diese Rede gegeben wurde, nicht verstehn. Ich hörte nur wei-

nen und ſchluchzen, ich hörte, daß es eine weibliche Stimme war, die ſich in dieſem Klageton gegen den Argwohn Blümleins zu vertheidigen ſuchte.

„Blumen verkaufen um Mitternacht!“ fuhr jetzt dieſer zorniger fort. „Stünde Sie jetzt vor dem hochachtbaren Polizeigerichte und ich hätte die Rede, die Sie hier verbringt, zu Protokoll zu nehmen, ſo würde ich am Rande bemerken: Faule Fiſche, Delinquenten-Umtriebe! Ich kenne Sie aber, Roſine, und es iſt nicht das erſte Mal, daß Sie mir ſo vorkommt. Ich will es Ihr glauben, daß Sie am Tage ſich ſchämt, Blumen auszutragen und ſo auf eine verſteckte Weiſe zu betteln, denn Ihr ſeliger Großvater war Hoffourier und Ihre ſelige Großmutter war Silberwäſcherin. Ich will es Ihr glauben, daß Sie ſich verſpatet hat in dieſem entlegenen Stadtquartier, und nun den Weg nicht nach Hauſe finden kann, ich will noch mehr thun, ich will in meinem dünnen Luftfräckchen eine Verkältung riskiren, und Ihr das Geleit geben in Ihre Vorſtadt!“

„Das durft Ihr um des Himmels willen nicht, Virgilius!“ brach ich jetzt aus meinem Verſtecke hervor. „Ihr durft Eure koſtbare Geſundheit, Euer Leben, das dem Staate theuer iſt, nicht leichtſinnig

in die Schanze ſchlagen. Überlaſſet es mir, das verirrte Kind ſeinen Ältern zurückzubringen. Mir ſchadet die Nachtluft nicht. Ich bin jünger als Ihr, und ſolcher Spaziergänge um Mitternacht gewohnt!“

Ich hatte, wie ich jetzt bei'm Scheine einer benachbarten Laterne ſah, ganz recht gehabt, als ich das weibliche Weſen, zu deſſen Beſchützer ich mich aufwarf, ein Kind nannte. Es ſaß auf einem Eckſteine, hielt ein Körbchen mit Blumen im Arme, und ſah mich aus großen blauen Augen verwundert an. Es mochte kaum ſiebenzehn Jahre zählen. Die blonden Locken hingen in artigen Ringen um das kleine Köpfchen herab, ein ſauberes weißes Kleidchen deckte die zarte Geſtalt, und auf dem lieblichen Angeſichte war, wie Blümlein ganz richtig geſagt hatte, ein Freibrief der Unſchuld und Sittſamkeit zu leſen, den der liebe Gott dem Mädchen zur Reiſe durch das Leben mitgegeben hatte. Welche Ältern aber mochten das ſeyn, die es wagten, ein Mädchen von dieſem Alter Nachts auf die Straße zu ſchicken, um Blumen feil zu bieten? Hieß das nicht die Tugend ſelbſt der Verſuchung ausſetzen, begaben ſie ſich nicht durch dieſe Verfahrungsweiſe aller Rechte auf ein Weſen, zu deren ſorgſamer Pflege, zu deren Schirme ſie von der Natur berufen waren?

Während dieſe Gedanken mir durch den Kopf gingen, konnte ich meine Blicke von der anmuthigen Geſtalt nicht abwenden. Ich war ſchon oft verliebt geweſen in meinem Leben; aber weder des Geheimeraths Klärchen, noch des Kammerdirektors Thusnelda, noch des Oberforſtmeiſters Diana, noch ſo viele andere konnten ihre Reize neben denen des kleinen Blumenmadchens geltend machen. Es war Mitternacht um mich; aber in meinem Herzen ging ein neuer Morgen der Liebe auf.

Keschen.

Der Polizeiaktuar, Anfangs über meine unerwartete Erſcheinung betroffen, hatte indeſſen über meinen Vorſchlag nachgedacht. Er war ein Hageſtolz in den Vierzigen, höchſt pünktlich in ſeinem Dienſte, ängſtlich wachend über ſein körperliches Wohlbefinden, und überhaupt Hypochonder in einem hohen Grade. Er knöpfte ſich feſter zu, ſetzte den Hut tiefer in den Kopf, huſtelte ein Weniges und ſagte dann:

„Wahrhaftig, Baron, ich erkenne, daß Ihr mein wahrer Freund ſeyd! Ihr wollt mich bewahren vor Schnupfen und Catarrh, und das iſt in der That ein guter Rath zur rechten Zeit, denn ich fühle,

wie mich's schon auf der Brust kratzt. Was schadet es Euch auch groß, wenn Ihr eine kleine Verkältung davon tragt? Ihr habt keine Pflichten gegen den Staat, Ihr seyd unabhängig und reich, Ihr könnt ruhig auf dem Sopha liegen, Eures Leibes pflegen, und den Dokter bezahlen, ohne daß es Eure Börse schmerzt. Unser einer würde dagegen hundertmal von dem gestrengen Herrn Direktor beschickt, sähe den theuern Medicinalrath mit Schreck in's Zimmer treten, und auch die langen Recepte, die er schreibt, mit schauderhaften Gedanken an die Apothekerrechnung. Geht mit Gott, Baron, und bewahrt das Mädel wohl! Ihr seyd ein moralischer Mensch, denn Ihr kennt den Casanova, Leipzig bei Brockhaus, nicht, Ihr habt auch einige Religion, denn neulich erst sagte mir die dicke Consistorialräthin, daß Ihr ihren Mann zum Essen eingeladen. Deßhalb vertraue ich Euch auch das Mädel ruhig an. Noch einmal: gehet mit Gott! Sie wohnt in der Grünberger Vorstadt, Nummer 999."

Mit diesen Worten huschte Virgilius fort und ließ mich mit dem Mädchen allein. Sein Fischbeinstöckchen ließ sich noch eine Zeitlang klappernd auf dem Pflaster vernehmen, dann wurde es still und das siebenzehnjährige Kind, das indessen aufgestanden war, sah mich und ich sie erwartungs-

voll an. Sie hatte ihre Thränen getrocknet, ihr Blumenkörbchen gänzlich mit einem farbnen Tuche zugedeckt, und ſchien nun mit einem Anſtande, den ſie unleugbar einer Dame von Welt abgelauſcht hatte, dem Augenblick entgegenzuſehn, in dem ich ihr meinen Arm bieten würde.

„Wie heißeſt du?“ fragte ich zerſtreut, indem ich meine Blicke noch immer auf ihr ruhen ließ, und mir noch während der Frage einfiel, daß Blümlein ſie Roſine genannt hatte.

„Röschen!“ antwortete ſie mit einer ſehr wohllautenden Stimme.

Das klang nun freilich viel leichter, friſcher und duftiger, als des Polizeiaktuars ſteife und trockne Roſine. Ich bot dem Röschen meinen Arm ſo gefällig, als hätte ich ihn einer Gräfin gereicht, und mit leichten Schritten traten wir nun den Weg nach der entlegenen Grünberger Vorſtadt an. Bald war unſere Unterhaltung in vollem Gange. Röschen erzählte Alles, was ſie auf dem Herzen hatte, und je länger ſie ſprach, deſto mehr und erkennbarer trat die Reinheit ihres Gemüthes an den Tag. Ehe wir ein Paar hundert Schritte zurückgelegt hatten, wußte ich ſchon, daß ſie das einzige Kind ihrer Eltern ſey. Daß dieſe in der tiefſten durch Krankheit erzeugten Armuth ſchmachteten, daß ſie ſich

durchaus nicht entſchlieſſen könne, am Tage Blumen zum Verkaufe auszutragen, und daß es ihr Abends, wie heute auch, ſchon öfters begegnet ſey, keinen Pfennig zu löſen und daß ſie dann harre und harre auf einen Glücksfall, bis ſie ſich endlich verſpäte, und oft den Weg nach Hauſe nicht zu finden wüßte. Sie habe weinend auf dem Straßenpfeiler im Eckchen geſeſſen, als Virgilius Blumlein vorüber gekommen ſey, ſie erkannt und angeredet habe. Von dem Vater, der früher, ehe ihn ſchwere und langwierige Krankheit befallen, ein fleißiger und vielbeſchäftigter Gärtner geweſen ſey, wäre ſie in der Blumenzucht unterrichtet worden, und was ihr dann gelinge, in dem kleinen Gartenraume an ihrer Wohnung zu erzielen, das trage ſie dann zum Verkaufe aus, um den armen Eltern eine Erquickung zu verſchaffen, oder eine nothwendige Arznei heimzubringen. Heute aber ſey ſie leider unglücklich geweſen, und nicht eine ihrer friſchen Roſenknospen habe Abgang gefunden.

Bei dieſen Worten ſah ſie traurig auf ihr Körbchen hinab. Es war mir, als finge die Verſe in meiner Bruſttaſche an ſich zu bewegen, und zu allerlei Sprüngen zu rüſten, von welchem der in das Blumenkörbchen am ſicherſten zu erwarten ſtand. Allein ich hatte andere Plane. Ich wollte das

Mädchen im Innern ſeiner Wohnung, ich wollte ſie als Tochter und treue Pflegerin ſehen, ich wollte dann — gewiß in keiner unredlichen Abſicht — mehr thun, als der Inhalt meiner Börſe mir jetzt geſtatten konnte. Mit einem kräftigen Drucke ſchob ich dieſe in die Tiefe ihres Behältniſſes hinab.

„Herz,“ ſagte ich, und erkannte in dieſem Augenblicke, daß ich im Begriffe war, etwas Albernes vorzubringen, „Herz,“ begann ich noch einmal und fuhr dann, den Sinn meiner Rede abändernd, fort, „ſollte Jedermann zu unverſchuldeter Armuth tragen, die in Einſamkeit und Vergeſſenheit leidet, dann würde es bald beſſer ſtehn um diejenigen, die da geben, wie um diejenigen, die da nehmen. Jene würden Segen im Himmel und dieſe Segen auf Erden erlangen. Dir aber, mein Kind, iſt der Segen des Himmels und der Erde gewiß, denn du ehreſt Vater und Mutter und biſt von denen, welchen es wohlergehen wird aller Orten.“

Das Mädchen ſah mich erſtaunt, aber fromm an. Sie mochte eine ſo ernſte Äußerung nicht von mir erwartet haben. Leicht erkennbar aber war es, daß ihr dieſe ein größeres Vertrauen zu mir einflößte. Sie ſtützte ſich feſter auf meinen Arm, ſie vertrauete mir auch nun an, daß ſie gar zu ſehr wünſche, irgend Etwas zu lernen, um den Eltern

auf eine andere Weise nützlich zu ſeyn, als durch den Blumenverkauf. Es wäre ſich gar oft bei dieſem, daß ſie unartigen Menſchen begegne, und ſie würde weit lieber eine häusliche Handarbeit, wie Nähen, Sticken oder auch nur Stricken unternehmen, weil ſie dann auch etwas gewinnen könne, ohne ſich von den kranken Eltern zu entfernen.

„Und du verſtehſt von allem dieſem nichts?“ konnte ich mich nicht enthalten auszurufen: „nicht einmal Nähen und Stricken?“

„Du lieber Gott,“ antwortete Röschen, indem ſie ſehr offen zu mir aufblickte, „wo hätte ich das lernen ſollen? Meine Mutter iſt krank, ſo lange ich mich's erinnern kann, und der Vater hatte immer genug zu thun, das zu erwerben, was zu Pflege und Arzneien nöthig war. In ihren guten Stunden unterrichtet mich wohl die Mutter, aber das, worin ſie mich unterrichtet, ſoll ich nicht eher in der Welt anwenden, als bis ſie es haben will.“

„Und was iſt das?“ fragte ich in großer Spannung.

„Ich darf es nicht ſagen,“ erwiederte ernſt das Mädchen. „Das habe ich ihr und dem Vater verſprochen, und ich halte mein Wort. Schreiben hätte ich auch für mein Leben gern gelernt,“ fuhr ſie dann

leichter fort, „aber das Schulgeld war nicht aufzubringen —“

„Armes Kind,“ fiel ich ein, „du kannſt nicht ſchreiben, vielleicht auch nicht einmal leſen?“

„Doch!“ verſetzte ſie: „Leſen hat mich die Mutter auch gelehrt, denn — ſagte ſie — es ſey nöthig zu dem höhern Unterrichte, den ſie mir jetzt gibt.“

Was mochte das für ein geheimnißvoller Unterricht ſeyn? Ich marterte noch einen Scharfſinn, dieſes Räthſel zu löſen, als wir vor der Thüre einer elenden Hütte in der Grünberger Vorſtadt ſtehen blieben und Röschen mir ankündigte, wir hätten das Ziel unſerer Wanderung erreicht.

Abandonnata io sono.

Nur das Erdgeſchoß der Hütte ſchien ſich in einem bewohnbaren Zuſtande zu befinden. Oben, wo die Fenſterräume nur durch einige zerbrochene Scheiben ſpärlich bedeckt waren, ſchwirrten Eulen und Fledermäuſe aus und ein. Röschen ſchob leiſe den Schlüſſel in die Thüre der Hütte, um aufzuſchließen, wandte ſich nach mir um und nickte mir freundlich zum Abſchiede ihren Dank zu; ich aber ergriff ihre Hand und ſprach mit ernſter, geſetzter Stimme:

„Kind, ich kann dich nicht ſo verlaſſen. Ich will mit deinem Vater reden, du mußt irgend Etwas lernen, was ſich für dein Geſchlecht ziemt, ich will dafür ſorgen, daß du in der edeln Kunſt des Schreibens Unterweiſung erhältſt, daß dir die Geheimniſſe des Nähens und Strickens erſchloſſen werden. Es iſt nicht vor Gott zu verantworten, daß du noch in deinem ſiebenzehnten Jahre, nicht wahr, Röschen, ſo alt biſt du? —" ſie nickte bejahend — „daß du noch in deinem ſiebenzehnten Jahre," fuhr ich fort, „das Pflaſter einer ſo gebildeten Reſidenzſtadt, wie die unſrige, betrittſt, ohne in den nothwendigſten Dingen einige Erfahrung zu beſitzen. Nein, Kind, das darf nicht länger dauern! Morgen ſchon muß ſich das ändern."

„O mein Herr," rief in feuriger Bewegung das Mädchen, und Thränen rannen über ihre Wangen, „Sie wollen ſich meiner annehmen, Sie wollen mich jene Dinge lernen laſſen —"

„Ich ſelbſt werde dich unterrichten;" fiel ich lebhaft ein, „freilich nicht im Stricken und Nähen," ſetzte ich verbeſſernd zu, „aber doch im Schreiben, denn ich darf mich rühmen, mich von jeher einer leſerlichen Hand befleißigt zu haben, und in der Kurrent, wie in der Fraktur, mehr als das Gewöhnliche zu leiſten."

Indessen hatte Röschen geöffnet und trat in das dämmerige Gemach, das nur von einem schwach brennenden Lämpchen erleuchtet wurde. Ich drängte nach und sah mich nun von einer Scene des Elends umgeben, wie wir sie in den Hütten der Armuth nur zu oft finden. Einige alte, halb zerbrochene Geräthschaften standen umher, die Umrisse eines männlichen Lagers erkannte ich im Hintergrunde, und sonst starrten mich nur die nackten, kahlen Wände an.

„Röschen, bist du es?“ sprach eine schwache, heisere Stimme vom Lager herüber. Diesen Worten folgte ein heftiger, anhaltender Husten, der nur zu sehr den gefährlichen Zustand des Kranken, das Übel, woran er litt, verrieth.

„Vater, ich bin es!“ erwiederte das Mädchen, nachdem sie ihm einige Tropfen Arznei eingeflößt hatte. „Ein Engel Gottes,“ fuhr sie dann in einem begeisterungsvollen Tone, den ich noch nicht von ihr vernommen hatte, fort, „hat mich hierher geführt, und ist mit mir eingetreten in unsere Wohnung. Er will sich meiner annehmen, er will mich in nützlichen Dingen unterrichten lassen, damit ich die Eltern kräftiger unterstützen, daß ich ihnen besser helfen kann.“

So wenig die Rede des Mädchens mich auch

in Versuchung führte, mich für ein Wesen von himmlischer Abkunft zu halten, so hielt ich mich doch jetzt berufen vermuthen, und ihren Worten eine Erklärung folgen zu lassen. Der Kranke sah mich aus den tief liegenden Augen starr an. Er schien mit großer Aufmerksamkeit meinen Eröffnungen zu lauschen, er wurde unruhig dabei und richtete sich zuletzt, indem er seine ganze Kraft aufbieten mochte, mit halbem Leibe vom Lager auf.

„Ich irre mich nicht," sagte er dann mit schwacher Stimme. „Sie sind ein Baron Feldberg, oder die Natur, die Sie mit den Zügen, mit dem Klange der Stimme dieses edeln Geschlechtes ausgestattet hat, müßte lügen, müßte mich täuschen wollen in einer frohen Vermuthung, die sich bei Ihrem Anblicke in meiner Seele erhebt."

„Ich heiße Guido von Feldberg," antwortete ich, erstaunt mich hier gekannt zu sehen. „Aber wer sind Sie, woher kennen Sie meine Familie so genau, daß eine leichte Aehnlichkeit, daß der Ton meiner Rede mich Ihnen als einen Zweig dieses Stammes verrieth?"

„Herr Baron," versetzte der Mann und aus seinen Blicken leuchtete ein seltsames Feuer, „ich habe sie auf meinen Armen getragen, als Sie noch ein kleiner Knabe waren, ich habe Ihrem Vater treu

gedient, viele Jahre lang, und nur meine eigene Schuld, eine wunderliche Eigenheit, die mich beherrschte, konnte mich aus einem Hause entfernen, wo mir so vieles Gute erwiesen werden. Hat man Ihnen nie von dem Gärtner Heinrich erzählt?"

Freilich war mir oft von diesem seltsamen Manne gesprochen worden, und ich war nicht wenig befremdet, in dem Vater Röschens den ehemaligen Gärtner meines Vaters, den unverbesserlichen Musiknarren, wie man ihn nur genannt hatte, zu finden. Er hatte nur noch in den ersten Jahren meines Lebens auf unserm Gute gedient, und ich konnte mich also seiner nicht mehr erinnern; aber oft war später die Rede von ihm gewesen, meine Eltern hatten sich von ihm und seinem wunderlichen Wesen unterhalten, und was ich damals gehört, war mir wohl im Gedächtniß geblieben. Heinrich verstand seine Kunst aus dem Fundamente. Unter seiner Hand, unter seiner Leitung, gedieh unser Gartenwesen in den ersten Jahren trefflich, und mein Vater gestand oft, daß es nachher nie wieder zu einem solchen Zustande der Vollkommenheit gebracht worden sey. Nur eins mußte man dem sonst fleißigen Manne nachsehn. Er liebte leidenschaftlich die Musik, und da er auf der Stufe der Bildung, zu der er gelangt war, freilich nicht

Gelegenheit fand, die Kunst in ihrer höhern Bedeutung kennen zu lernen, so beschränkten sich seine Forderungen auf das, was ihm eine Drehorgel, die er von seinen Ersparnissen erkauft hatte, gewähren konnte. Diese hatte er mit in den Dienst meines Vaters gebracht, und man hörte nun in jedem freien Augenblicke, den ihm sein Geschäft gönnte, und Abends oft bis gegen Mitternacht hin, ihn unermüdet die Stückchen wiederholen, welche sich auf der Walze seines Instruments befanden. Die Gärtnerwohnung war dem Herrenhause sehr nahe gelegen. Meine Eltern hatten also die musikalischen Genüsse, wie sie der Genius des Gärtners, dem freilich die Flügel sehr gebunden waren, zu bieten vermochte, aus der ersten Hand. Besonders fielen sie meiner Mutter, die öfters an Nervenkopfschmerz litt, zur Last. Auf einen Versuch, durch den nur leicht darauf hingedeutet wurde, Heinrich möge sich in der Übung seiner Liebhaberei beschränken, hatte er trotzig geantwortet: eher gebe er den Dienst, als die Musik auf; und war seiner lieben Drehorgel treu geblieben, die Tag und Nacht keine Ruhe vor ihm hatte. Meine Mutter gewöhnte sich endlich an das ewige Musiciren um so eher, da durch Heinrich ihr Blumenflor, der ihr sehr am Herzen lag, sich in einer Fülle und

Pracht entwickelte, die ſie beſtach, indem ſie ſie entzückte. Der muſikaliſche Gärtnersmann ſuchte aber bald ſeiner Liebhaberei eine weitere Ausdehnung zu verſchaffen. Er fing an bei dem Schulmeiſter Geige zu lernen, und die Privatübungen, die er nun in ſeinen abendlichen Feierſtunden vernahm, waren in der That ſo Ohr und Herz zerreiſſend, daß alle Güte, welche meine Eltern in einem hohen Grade beſaßen, dazu gehörte, ſie zu ertragen. Jedermann konnte ſich bald überzeugen, daß Heinrich, bei aller unmäßigen Liebe zur Tonkunſt, bei allem Drange ſie zu treiben, auch nicht die mindeſte Anlage, nur etwas Erträgliches darin zu leiſten, beſaß. Nach halbjähriger Übung war er nicht im Stande, die Tonleiter rein zu ſpielen, er ſtümperte allerlei bekannte Melodieen mühſam herunter, von denen Niemand ahnen konnte, was ſie eigentlich und urſprünglich waren. Nichts deſto weniger ſtrebte er immer weiter. Er griff nun auch zur Flöte, er warb den Schulmeiſter und den Amtsſchreiber zu einem Liebhaberkonzerte an, ſtellte einen Bauernjungen zu ſeiner Drehorgel und brachte nun die entſetzlichſten Aufführungen zu Wege, welche jemals die Tonkunſt verhöhnt haben. Das war nicht mehr zum Aushalten. Mein Vater ſprach ein ernſtes Wort mit dem Muſiknarren, und die Folge

dieſes Wortes war, daß Heinrich aus dem Dienſte trat, und eines Morgens mit der Orgel auf dem Rücken, der Geige unterm Arm und der Flöte unter dem zugeknöpften Rocke ſeine Wanderung in die weite Welt antrat. Man hatte dann nichts mehr von ihm gehört, man hatte ſeiner nur manchmal als eines Sonderlings gedacht, und ich ſelbſt mußte tief aus den Erinnerungen meiner Kindheit und Jugend ſchöpfen, um dieſes Charakterbild eines Mannes vor meine Seele zu bringen, den ich jetzt ſo unerwartet in Armuth und Elend fand.

Ich ließ mich an dem Bette des Kranken nieder, nahm ſeine Hand und verſicherte ihn, daß meine Eltern immer mit Wohlwollen ſeiner gedacht hätten.

„Ja, ja!“ ſagte er. „Ihr Vater war ein vortrefflicher Herr und Ihre Frau Mutter, den kleinen Widerwillen gegen die edle Tonkunſt abgerechnet, eine verehrungswürdige Dame. Mein Leben wäre wie im Paradieſe geweſen, wenn ich immer ſo hätte muſiciren können, wie ich gern wollte.“

Indem er von Muſik ſprach, ſtrahlte ein Glanz aus ſeinem Auge, der mir ſagte, er verliere dieſe Kunſt noch immer wie ehemals. Ich konnte mich einer wehmüthigen Empfindung nicht erwehren. Das Grab ſtand ſchon offen vor den Füßen des

kranken Mannes, und er lebte doch fort und fort in der Freude der Täuschung, daß er wahrhaft und begeisterungsvoll die Musik liebe, obschon er nur ihr Zerrbild, ihre gemeine Allerweltslarve, wie sie vor ihn trat, für die göttliche nahm.

„Und die Lust dazu hat Sie noch immer nicht verlassen, wie es scheint?“ warf ich leicht hin.

„Diese Lust ist unsterblich wie meine Seele,“ versetzte er ernst: „aber die Macht, selbst thätig zu seyn, ist mit der Kraft meines Körpers gebrochen! Die Noth und das Elend haben auch Arges gethan an mir. Meine Orgel mußte ich verkaufen, um den Miethzins zu bezahlen, die Geige nahm der Apotheker auf seine Rechnung an. Meine Flöte ist noch da, Herr Baron, sie ruht zu meinen Füssen, sie wird da ruhen, bis sie mir in's Grab gegeben wird, denn der Odem fehlt mir sie zu beleben, auch nur noch einmal sie zum Abschiede von der Musik ertönen zu lassen. Aber hören kann ich noch, Herr Baron,“ fuhr er mit leuchtenden Augen fort. „Das Gehör hat mir die Güte Gottes gelassen, und wenn ein Vogel draußen zwitschert, wenn ein vorübergehender Knabe singt, wenn ein Orgler oder Geiger auf der Straße spielt, wenn gar sie —“

In diesem Augenblick schwieg er und richtete

sich lauschend, mit verklärtem Angesichte, bebend empor. Ich selbst fuhr betroffen auf und sah fragend nach Röschen hin, die beschämt und verwirrt in der Mitte des Zimmers stand. Ein langer, bebender und vom leisesten Piano zur höchsten Fülle anschwellender Ton einer weiblichen Stimme drang aus der klaffenden Thüre eines Nebengemaches, im reinsten toskanischen Dialekte, tief aus metallreicher Brust hervorgezogen, vernahm ich die ersten Worte eines beginnenden Adagio's: „Mandonnata io sono."

Die Cantatrice.

Es war so still im Krankenzimmer geworden, daß selbst jeder Athemzug der Anwesenden unterdrückt schien. Nur die Stimme der unsichtbaren Sängerin, sich in Gehalt und Manier immer großartiger entfaltend, zog herrschend durch die ärmlichen Räume, die mich jetzt fremder, als zuvor dünkten, da ein so vollendeter Gesang wie dieser, nur in den Salons der Großen, in den Concertsälen der vornehmen Welt einheimisch zu seyn pflegte. Der Kranke war von dem höchsten Enthusiasmus ergriffen. Er lächelte und weinte durcheinander, er drückte mir an vielen Stellen convulsivisch die Hand und richtete die verzückten Blicke zum Himmel, als werde ihm von dort eine beseligende Offenbarung.

Auf einem elenden, verstimmten Spinet begleitete sich die mitternächtliche Sängerin. Ich mußte mich lange darauf besinnen, was es eigentlich war, das mich bekannt aus der Art ihres Vortrags ansprach. Die schwierigsten Läufe, die kühnsten Passagen warf sie mit bewundernswürdiger Leichtigkeit hin; wenn sie nun aber in ein klagendes Cantabile überging, in eine sanfte rührende Melodie, in der sich der Schmerz eines tiefgebeugten Gemüthes aussprach, das von unnennbaren, geheimnißvollen Leiden ergriffen war; dann stieg es mir auf, wie eine leise Ahnung, als habe der Geist, der in diesem Vortrage lebte, schon zu mir geredet, dann drang in meine Seele ein wunderliches Grauen, ein widersprechendes Spiel von Wonne und Pein, das schon einmal meinem geistigen Wesen sich aufgedrängt haben mußte. Plötzlich bei einem Übergange, den die Sängerin machte, wurde mir Alles klar. Denselben Übergang hatte ich von Signor Zecchi gehört, jenes Wunderbare, Schauerige, was in seinem Gesange vorherrschte, waltete auch über dem der Unbekannten; es war, als habe eine Schule sie gebildet, als beseele sie ein und derselbe musikalische Geist, in allen kleinen Nüancen schienen sie mir jetzt so übereinstimmend, daß nichts sie sonderte, als die Verschiedenheit der Stimmlagen.

Während meine Blicke auf dem weinenden Mädchen, das noch immer blieb und ängstlich an seiner Stelle stand, ruheten, beraubte ich aufmerksam und entzückt dem Gesange. Eine so großartige, vollendete Sängerin hatte ich noch nie gehört. Freilich glänzte der erste Schmelz der Jugend nicht mehr von dieser Stimme auf, den feinsten Blüthenstaub hatte der rauhe Odem der Zeit hinweggenommen; aber sie besaß noch genug, um hundert andere reich zu machen, sie war voll und mächtig, wenn auch nicht mehr frisch und blühend. Die Arie, die sie sang, und welche sich jetzt ihrem Schlusse zuneigte, schien nur aus einer alten italienischen Oper, vielleicht aus der Dido abandonnata des Jemelli. Nach einer kühnen wunderlichen Cadenz, nach einem langgehaltenen, schwellenden Trille, verstummte, noch ehe der Schlußton eintrat, mit einemmale die Stimme, ein niedriger, milder Accord, als seyen willenlos beide Hände auf die Tasten des Spinet's niedergefallen, ertönte von diesem und nun folgte ein kurzer, heftiger Schrei, der in ein lautes, jammervolles Weinen überging. Mädchen bedeckte sich das Gesicht mit beiden Händen und eilte in das Nebengemach, dessen Thüre sie hinter sich verriegelte. Ich blickte erstaunt und erschrocken den kranken Alten an, den übrigens die plötzliche und

seltsame Weise, wie unsere musikalische Unterhaltung geendet hatte, gar nicht in seiner Verzückung zu stören schien. Er blickte fortwährend empor, seine Augen standen voll Thränen, auf seinen eingefallenen Wangen brannte ein glühendes Roth. Er lauschte noch einige Zeit aufmerksam, als dauere der Gesang fort, und dennoch war nur ein leises Wimmern aus dem Nebengemache zu hören. Dann lehnte er sich in seine Kissen zurück und sagte, nach einem langanhaltenden, krampfhaften Husten, schwach und heiser:

„Die Nachtigallen sind alle miteinander gestorben, Herr Baron, als sie zum erstenmale diesen Gesang gehört. Was wollten sie auch vorbringen, das nun noch Jemand gefallen möchte? Habe ich nicht selbst Orgel und Geige in die Ecke gelegt, da ich mit ihm bekannt wurde, und erst nach acht Tagen wieder gewagt, mich an meinen alten, bekannten Liedern zu ergötzen? Ich sage Ihnen, Herr Baron —“

„Sagen Sie mir nur,“ fiel ich ungeduldig ein, „wie kommt diese ganz vortreffliche Sängerin hierher? Wie geht es zu, daß sie in einer so kunstliebenden Stadt, wie diese, unbekannt bleiben konnte? Welche seltsame Verwandtniß hat es mit ihr und

ihrem wunderlichen Treiben? Was thut ſie bei Ihnen, wer iſt ſie?“

„Es iſt meine Frau,“ antwortete der Kranke in einem Tone, der zeigte, welchen Werth er auf den Beſitz dieſes räthſelhaften Weſens legte. „Es iſt die Gefährtin meines Elends und meines Unglücks, die mit mir hierhergezogen iſt in meine Geburtsſtadt, um hier wieder mit mir fortzuleiden und zu entbehren. Die Leute und der Doctor ſagen, ihr Geiſt ſey verwirrt und ein früheres, großes Unglück, das in ihren Erinnerungen fortlebe, habe ſich ſo gewaltig ihrer bemächtigt, daß es ſie irre mache. Ich aber kann das nicht glauben. Sie beſitzt einen hohen Geiſt, den ich nie begriffen habe, und ſo mag es andern wohl auch gehn. Wer ſo ſingen kann, wie ſie, der iſt verſtändiger, als alle Doctoren auf der Welt.“

Ich hütete mich wohl, den guten Glauben Heinrichs zu ſtören, obſchon das ganze Weſen der Sängerin, in ſo fern ich es kannte, verdächtig und wohl jenem Ausſpruche des Arztes mit Recht unterworfen ſchien.

„Sie muß eine Italienerin ſeyn!“ hob ich auf's Neue an. „Einer Deutſchen, einer Engländerin oder Franzöſin würde es unmöglich fallen ſich den

reinſten toskaniſchen Dialekt anzueignen, wie ſie ihn beſitzt.“

„Lingua toscana in bocca romana!“ lächelte der Kranke, der dieſes ſprüchwörtliche Lob aus den Reden ſeiner Frau aufgefaßt haben mochte. „Sie iſt eine Römerin, Herr Baron,“ fuhr er fort, „geboren an der Tiber, in der Weltſtadt, wo von jeher die Geheimniſſe des Geſanges bewahrt und nur denen, welche die Natur hoch begünſtigt, erſchloſſen worden ſind. Als eine herrliche, ſtrahlende Feuerlilie iſt ſie über die Gränze gekommen, aber hier im kalten Deutſchlande iſt ſie eine weiße Lilie geworden, die nun traurig das bleiche Haupt neigt.“

Die ſeltſamen Dinge, die ich in kurzer Zeit erfahren hatte, beſchäftigten meine ganze Einbildungskraft. Ich hatte noch tauſend Fragen auf der Zunge, noch eben ſo viele Räthſel zu löſen, ich trug überdem die Sehnſucht im Herzen, Röschen noch einmal zu ſehn. Da mahnte mich die erſte Morgenſtunde, welche die Glocke vom nahen Thurme verkündigte, daß es Zeit ſey zur Heimkehr. Der Kranke reichte mir noch einmal die Hand, dankte für das, was ich an ſeinem Kinde zu thun Willens ſey und ſprach die Überzeugung aus, ein Felsberg ſpende ſeine Wohlthaten nur in der reinſten Abſicht, und ich ſähe Röschen gewiß nur,

wie er, mit väterlichen Augen an. Indem ich mich nicht ganz unſchuldig in dieſem Punkte fühlte und noch einmal hinhorchte, ob ich nicht wenigſtens die Stimme des lieben Kindes vernehme, nichts aber als das leiſe Wimmern der Sängerin hörte, ließ ich unbemerkt meine Börſe auf das Nachttiſchchen des Alten gleiten und verſprach, auf ſeine wiederholte Bitte, in den nächſten Tagen wiederzukommen.

Die Maremma.

„Freundchen, Freundchen,“ rief mir am Mittage, als ich zur table d'hôte im römiſchen Kaiſer ging, der Policeiactuar Virgilius Blümlein mit aufgehobenem, drohendem Zeigefinger zu, indem er raſch an mir vorüber ging, um in der Garküche zum ſilbernen Löffel, die Suppe noch warm zu finden, „ſucht mir die Roſine, das gute Ding nicht auf ſchlimme Wege zu führen! Ich weiß, was ich weiß. Ihr ſeyd erſt nach halb zwei dieſen Morgen nach Hauſe gekommen. Der Nachtwächter Fingerlein, der in Eurer Straße Wache hält, hat mir es rapportirt. Wenn Ihr mein Vertrauen täuſcht, iſt's aus mit unſerer Freundſchaft, und wie ich Euch bisher allenthalben geprieſen, als das Muſter eines ehrbaren Junggeſellen, ſo werde ich

vor Euch warnen, als einem zweiten Lovelace und Don Juan.“

Ich wollte replicíren und meine Unſchuld betheuren, aber Virgilius war ſchon, das Fiſchbeinſtockchen gegen mich ſchwingend, hinter der nächſten Straßenecke verſchwunden. Ich mäßigte meine Schritte und dachte nun ernſthaft darüber nach, welche Gründe mein Benehmen gegen Röschen und die Ihrigen leiteten. Da pochte es freilich verdächtig unter den Rippen der linken Seite, und ich mußte mir geſtehen, daß des Mädchens Lieblichkeit keinen geringen Antheil an meinem Wohlthätigkeitsdrange habe. Daß aber dieſer doch auch durch die Entdeckung, die ich hinſichtlich der Perſon ihres Vaters gemacht, durch die Erinnerungen, die ſich daran knüpften, anſehnlich geſteigert worden ſey. Zugleich gab ich mir ſelbſt mein Ehrenwort darauf, nur in den rechtlichſten Abſichten meine Blicke auf Röschen zu richten, in den Schreibſtunden, die ich verſprochen hatte, als ernſter, ſtrenger Lehrer aufzutreten, und die Familie ſonſt zu unterſtützen, wie es das Bedürfniß erheiſchte, nicht wie es etwa eine zärtliche Neigung eingäbe.

Mit dieſen guten Vorſätzen langte ich im römiſchen Kaiſer an. Die Gäſte ſtanden noch in einzelnen Gruppen um die Tafel und in den Fenſter-

vertiefungen. Die Neuigkeiten des Tages wurden verhandelt. Man sprach von Griechenland und Algier, von Rationalismus und Mystik, von den Ballen und vom Theater. Mein gewöhnlicher Tischnachbar, der Commerzienrath Meuselwitz, ein Mann, dessen körperlicher Umfang, dessen ganzes behagliches Äußeres, auf Reichthum und Wohlleben schließen ließen, drängte sich durch alle durch auf mich zu, nahm mich beim Knopfloche und flüsterte mir in die Ohren:

„Unser trefflicher Wirth hat uns heute große, köstliche Überraschungen zugedacht. Der Oberkellner hat mir's gesteckt, und ich halte es für meine Pflicht, einen alten Freund und Nachbar davon zu avertiren, damit er für die einen ein Plätzchen in stomacho frei hält, auf die andern sich freudig vorbereite. Denken Sie sich, Baron, wir werden nicht allein frischen Rheinsalm, nicht nur das unvergleichliche ragout fin aux truffes et à la salade haben, sondern auch zum Schlusse einen Italiener, der deliciös singt, schmackhaft maultrommelt und auf die pikanteste Weise alle Instrumente von der Welt nachahmt."

Der Commerzienrath, einer der ersten Gutschmecker der Residenz, war so sehr gewohnt, fast immer nur von Essen und Trinken zu sprechen, daß

er Ausdrücke, welche dieſes beſonders angingen, auch auf andere Dinge zu übertragen pflegte. So hatte ich ihn oft ſchon von einer magenſtärkenden Tragödie, von einer Arie aux fines herbes, von einem neuen Roman à la sauce picante ſprechen hören. Niemand nahm einen Anſtoß daran, man hatte ſich nach und nach gewöhnt, ſolche Bezeichnungen aus ſeinem Munde zu hören und wußte, was er damit ſagen wollte.

„Ja, liebſter, nachbarlicher Baron,“ fuhr er fort, indem er mich, da die Speiſeglocke eben zur Tafel läutete, an meinen Platz und an ſeine Seite niederzog, „es iſt nicht genug heutiges Tages, daß die Wirthe darauf raffiniren, uns die ausgeſuchteſten Leckerbiſſen vorzuſtellen; wir verlangen auch noch immer eine Beiwürze, einen äſthetiſchen Cayennepfeffer, der nach- und mithilft, der beim Deſſert ein Stomachale, ein Caviar für das Souper wird. Ein ſolcher Caviar ſoll nun heute beſagter Italiener ſeyn. Weiß der Himmel, in welcher Kneipe, in welcher Spelunke ihn der Wirth ausfindig gemacht hat; der Welſche aber ſoll die wunderlichſten, dem Wohlergehen nach Tiſche erſprießlichſten Gaben beſitzen, die delicateſte Komik im Geſichterſchneiden, einen prickelnden, gleichſam mouſſirenden Vortrag im Geſange, eine Kunſt den Schlag

der Lerche und Wachtel nachzuahmen, daß man darüber vergißt, welchen herrlichen Genuß dieſe Gottesgeſchöpfe auch gebraten gewähren."

Der erſte Gang, der aufgetragen wurde, ſetzte dem Rednerguſſe des Commercienrathes ein Ziel und nahm ſeine ganze Aufmerkſamkeit in Anſpruch. Mir lag der Italiener im Kopfe. Die geſtrige Unterhaltung über den Sänger Zechi im Weinkeller des Italieners, die ſpätere wunderliche Überraſchung durch die italieniſche Cantatrice in der Wohnung des Jammers und des Elendes, die Ankündigung der neuen ſeltſamen Erſcheinung eines Italieners: Alles kam zuſammen, um meine Phantaſie auf eine eigene Weiſe aufzuregen, um ſie auf außerordentliche Dinge zu ſpannen, welche von dieſen Italienern kommen mußten, um mich ſelbſt den italieniſchen Bänkelſänger, den wir zu erwarten hatten, in einem geheimnißvollen Lichte erblicken zu laſſen. Die köſtliche Tafel ließ mich ungerührt, die Tiſchreden der Nachbarn überhörte ich, indem ich den Theaterzettel, der die Darſtellung von Roſſini's Othello durch die italieniſchen Truppen und Signor Zechi's Auftreten in der Rolle des ſchrecklichen Mohren von Venedig anzeigte, wohl ſechsmal auf das Aufmerkſamſte durchlas und endlich in ein ſo tiefes Nachbrüten über das Geheimniß,

welches Röschens Mutter umgab, versank, daß nur des Commerzienrathes sehr empfindliche Ellenbogenberührung und seine mit Stentorstimme wiederholte Frage: ob ich denn ganz und gar verblendet sey, und gegen alle Reize des köstlichen Rheinsalms unempfindlich bleiben wolle? mich aus meinen Träumereien emporreißen konnten.

Ich nahm nun meine ganze Fassung zusammen, um an der öffentlichen Wirthstafel nicht lächerlich zu erscheinen. Ich mischte mich in die sehr lebhafte Unterhaltung der nächsten Tischgesellschaft und stellte allerlei paradere Behauptungen auf, die ich in der Absicht zu vertheidigen suchte, damit mein Geist sich lebendig mit irgend einem Gegenstande beschäftige und, von diesem gefesselt, nicht wieder in jenes Nachbrüten verfalle. So suchte ich die übereilte Handlung Othello's zu rechtfertigen, so bemühete ich mich zu beweisen, daß schon ein weit unbedeutenderer Argwohn einen hinlänglichen Grund zu einem so mörderischen Verfahren geben könne. Ich gerieth in einen um so größern Eifer, je mehr ich Gegner fand, die sich sämmtlich der Sache Desdemonens annahmen. Da fielen plötzlich meine Blicke auf einen Mann, der mir gerade gegenüber, hinter dem Stuhle eines

Tischgastes stand. Es war ein alter Mann. Leiden und Jahre mochten sein Haar gebleicht haben, das Wenige, was ihm geblieben war, hing schlicht und gerade zu beiden Seiten herab. Der kahle Scheitel war gebeugt, sein Angesicht von tausend Furchen des Kummers und der Entbehrungen durchzogen; aber sein dunkles Auge belebte noch jugendliches Feuer, sein Mienenspiel war ausdrucksvoll, sein ganzes Äußere verrieth den Eingebornen des Südens, den Spanier oder Italiener. Ein einziger Blick, der über seine Gestalt glitt, reichte hin, seine Armuth erkennen zu lassen. Ein langer Überrock von grobem Tuche, an vielen Stellen zerrissen, an andern plump ausgebessert, verhüllte ihn. Seine zitternde Linke hielt eine Laute, mit der sie schlaff herabgesunken war. Er stand mit eingebogenen Knieen, schwach und schwankend an seiner Stelle. Alles dieses beschäftigte mich nur im Fluge des Momentes, aber der Ausdruck der tiefsten Wehmuth, eines bittern Schmerzes, eines stillen, aber schwer anklagenden Vorwurfs, mit welchem mich der Alte aus den blitzenden Augen ansah, der aus seinen Gesichtszügen sprach, als ich der Wuth, der Mordlust, der Eifersucht das Wort redete, fesselte mich plötzlich so gewaltig, daß mir die Rede auf der Lippe erstarb und ich, zum Erstaunen der

übrigen Zuhörer, stumm den seltsamen Alten anstaunte. Alle Blicke flogen nun auf diesen.

„Der Italiener!“ rief der Commercienrath und ließ das Stück Punschtorte, das seine Hand hielt, auf den Teller fallen.

„Der Italiener?“ tönte es im vielstimmigen, fragenden Echo durch den Saal.

Da hatte der Alte schon die Laute ergriffen, fuhr leise mit der Hand über die Saiten, so daß diese in einigen sanft verschwebenden Accorden erklangen und begann nun mit einer schwachen, aber nicht unangenehmen Stimme in italienischer Sprache eine Romanze, deren Sinn folgender war:

„Laßt Euch warnen, laßt Euch sagen
Von entsetzlich böser That,
Die sich einst in frühen Tagen
Schauerlich begeben hat!
Laßt Euch warnen vor der Tücke
Wild empörter Leidenschaft,
Daß sie nicht im Mißgeschicke
Euch verwirren Geist und Kraft!

Pietro Neri, hoch geboren
Von patricischem Geschlecht,
Hatte Lieb' und Treu geschworen —
Was er schwur das hielt er recht —
Hatte Lieb' und Treu gegeben
Seiner Gattin Laura hin,
Die ihm auch ihr Herz und Leben
Angelobt in gleichem Sinn.

Was die Schönheit, was die Tugend
Reizend im Geleite führt,
Das hat seiner Gattin Jugend,
Leib und Seele hold geziert;
Und er hat sie hochgehalten,
Höher wohl, als jedes Gut,
Ließ sie über Alles walten,
Gab ihr hin sein Herzensblut.

Sie nur lieben, ihr vertrauen,
Füllte seine Tage aus,
In das holde Antlitz schauen,
Nach der Königin vom Haus,
Nach der Herrin seines Lebens,
Die er liebte bis zum Grab,
Die er liebte nicht vergebens,
Da sie Lieb' und Treue gab.

Pietro Neri, deine Stunde,
Deine böse Stunde kam,
Die dir schlug die Todeswunde,
Die dir alle Freuden nahm;
Wo, was Jahre lang gegründet,
Liebe dir und Treue hat,
Sein Verderben plötzlich findet
An der alten Glücksstatt.

Ach, dein Blick war nicht umdüstert,
Sah' zu scharf nur und zu frei,
Als die Hölle dir zuflüstert:
Sieh', dein Weib ist untreu!
Als im abendlichen Schatten
Fort von ihr ein Fremder schlüpft,
Vor dem Blick des starren Gatten
Von des Gartens Mauer hüpft.

Saat des Bösen lag im Herzen,
Du bewahrst sie darin fest,
Daß das Uebermaß der Schmerzen,
Sich von Niemand ahnen läßt,

Daß der Flecken deiner Ehre
Nicht zum Hohne and'rer wird,
Daß die Rache sich gewahre,
Die der Sund'rin Haupt umschwirrt.

Rache, die in leisen Ringen
Enger sich und enger schlingt,
Der es endlich muß gelingen,
Daß sie ihre Opfer bringt,
Rache, die nicht kann sich trügen,
Die zum sichern Ziele winkt,
Rache, die in langen Zügen
Ihrer Beute Herzblut trinkt.

Kennt Ihr jene wüste Stätte,
Wo der Tod in hingebannt,
Die der gift'gen Fieber Bette,
Die Maremma wird genannt?
Wo der Odem, der mit Leben
Jedes Menschen Brust erfüllt,
Nur vermag uns Gift zu geben,
Weil ihm Gift entgegenquillt?

Dahin führt der finst're Gatte,
Der sein Schweigen nimmer brach,
Seit er jenen Anblick hatte,
Sich die junge Gattin nach;
Sieht sie dulden, sieht sie bleichen,
Sieht sie neigen sich in's Grab,
Und er bricht doch nicht sein Schweigen,
Wie das Gift sie zehrt auch ab.

Und sie lächelt und sie duldet,
Und sie liebt den Gatten fort,
Weiß nicht, was sie hat verschuldet,
Was sie bannt an diesen Ort;
Eins nur kann ihr Schmerzen bringen,
Daß der Gatte immer schweigt,
Daß auch ihn das Gift durchdringen
Muß, das ihre Wange bleicht.

Als nun tritt der Todesengel
Hin an ihre Lagerstatt,
Als sie diese Welt von Mangel
Nur noch leicht gefesselt hat,
Macht' sie ihre Schuld dem wissen —
Da dem Gatten bricht das Herz;
Da entdecket sein Gewissen
Ihre Schuld und seinen Schmerz.

„Das nur?" — lächelt sie so milde,
Als empfand' sie Seligkeit,
Gleicher einem Engelbilde,
Das dem Gatten Trost noch beut.
„Wisse, jener Unbekannte
War mein Bruder," fuhr sie fort,
„Den man übereilt verbannte,
Fälschlich anklagt um Mord!"

Pietro Neri starret nieder,
Lächelnd stirbt das treue Weib,
Pietro Neri spricht nie wieder,
Läßt dem Gifte seinen Leib,
Läßt es langsam an sich nagen,
Seiner Uebereilung Lohn,
Will die Strafe selbst nun tragen,
Welche trug die Unschuld schon.

Die Maremma hat sie Beide
Aufgefaßt in ihren Schooß,
Ihn nach schwerem bittern Leide,
Sie zu einem sel'gen Loos,
Die Maremma gleicht dem Triebe,
Der so leicht die Herzen trifft,
Der die auftreuste Liebe
Wandelt in ein zehrend Gift."

Der Alte schwieg und sah finster zur Erde. Es war nicht zu leugnen, daß sein Gesang etwas lange gedauert hatte. Dieser Ursache, und wohl

auch dem traurigen Inhalte ſeines Vortrags mochte es zuzuſchreiben ſeyn, daß der größte Theil der Gäſte, die der Oberkellner auf etwas Luſtiges, auf eine Unterhaltung zum Todtlachen vorbereitet, in ſeinen Erwartungen getäuſcht, ſich entfernt hatte. Mein Nachbar, der Commercienrath, war gleich nach dem Eingange mit einer Verwünſchung auf den Lippen aufgeſprungen, hatte die Serviette wild bei Seite geworfen, dem Sänger einen zornigen Blick zugeſandt, und in eiliger Haſt den Saal verlaſſen. Wer, indem der Alte die letzten Schlußaccorde anſchlug, noch im Saale war, ſchickte ſich nun auch zum Fortgehn an, und ich ſah mich nach wenigen Augenblicken mit dem Sänger allein. Der Wirth ſtürmte wuthentbrannt heran und überſchüttete den armen Mann mit Vorwürfen, daß er nicht Wort gehalten, nicht luſtige Lieder geſungen, nicht wie ein Hahn gekräht, nicht wunderliche Geſichter geſchnitten, wie er doch verſprochen, ſondern vielmehr eine Jammermuſik angeſtimmt habe, wie ſie vom St. Chatharinenthurme herniederklinge, wenn eins begraben werde; daß er ihm die Gäſte verſcheucht mit ſolchem Gewinſel, und er nun den Champagner, auf deſſen Abſatz durch ihn er gerechnet, wieder ungebraucht in den Keller zurücktragen müſſe. Ich ſuchte den heftigen Mann zu beruhigen,

behauptete, der Alte habe vortrefflich gesungen, die Gäste wüßten es nur nicht zu schätzen, und bestellte dann auf eine so ernste, kalte Weise eine Flasche Bourgogne Chambertin, daß der Wirth verstummte und sich beeilte, meinen Auftrag auszuführen. Nun bat ich den erstaunten Alten, sich zu mir zu setzen und mit mir zu trinken. Mich hatte sein Gesang wunderbar ergriffen, sein ganzes Wesen hatte einen seltsamen Eindruck auf mich gemacht. Er war ärmlich gekleidet, er hatte das Ansehn eines Bettlers, und dennoch zeigte jede seiner Bewegungen, wenn sie auch das Gepräge der südlichen Raschheit und Lebendigkeit trugen, den Mann, der in bessern Verhältnissen, in der sogenannten guten Gesellschaft gelebt hatte. Während er jenes Lied sang, konnte der aufmerksame Beobachter leicht erkennen, daß sein Inhalt ihn mit der lebhaftesten Theilnahme erfüllte, daß jedes Gefühl, welches dort berührt wurde, sich in seiner Seele wiederspiegelte. Er hatte nicht nach der gewöhnlichen Weise seinen Gesang in Strophen abgetheilt, er trug ihn recitativisch, fast dramatisch vor. Das lebendigste Mienenspiel, auf dem bleichen, abgezehrten Angesichte fast grauenhaft anzusehn, begleitete ihn. Kaum hatte er mit seiner leisen, wie aus der Ferne einer frühern Zeit herübertönenden Stimme, angefangen

zu ſingen, ſo fühlte ich meine Seele angezogen und gefeſſelt. Kannte ich denn nicht ſchon den Geiſt, der in dieſem Vortrage lebte, hatte er nicht zu mir geſprochen aus dem Geſange Zechi's, aus der Arie der mitternächtlichen Sängerin? Mußte er mir nicht Röschens Bild vor die Seele rufen, nicht das ihres kranken Vaters, die Erinnerung an ihre wahnſinnige Mutter? Seltſames Zuſammentreffen, wunderliches Gewebe unſichtbarer Banden, mit denen die Tonkunſt mich zu umſchlingen drohete!

Sebaſtiano Infelice.

Der Alte ſaß neben mir und ſchlürfte den köſtlichen Burgunder in langen Zügen behaglich hinab. Seine tiefgefurchte Wange röthete ſich, ſein Blick wurde freier, er erhob den Kopf und fing an, mit dem Ausdrucke eines Stolzes um ſich zu blicken, auf den ihm ſeine frühere Stellung in der Welt Anſpruch gegeben haben mochte. Dieſes Betragen contraſtirte wunderlich zu ſeiner ärmlichen, zerriſſenen Kleidung. Seine ganze Erſcheinung erfüllte mich mit Wehmuth, ich konnte des Gedankens nicht Herr werden, daß der Alte ein trauriges Bild alles Irdiſchen ſey, an frühe Blüthe mahnend, ſpäten Verfall darſtellend.

„Die alte Zeit ſoll leben!“ ſagte ich ernſter zu

ihm, als es für den Ort paßte, indem ich an sein Glas anstieß. „Wer bewahrt nicht in ihr schöne Stunden, die er gern einmal in der Erinnerung wieder aufleben läßt? Wem hat sie nicht ihr Capital Freuden vorgeschossen, von dem er nicht noch zu zehren hätte in alten, entbehrungsvollen Tagen?“

„Si, Signor!“ antwortete mein Alter, indem er trank und seine Blicke glänzten. „Per bacho, ich habe eine schöne Zeit erlebt und seyn gewesen, oben hinaus früher, wie ich jetzt seyn unten hinaus in meinem Alter.“

„Sie wollen sagen, daß das Glück Sie einstens mehr begünstigt habe, als jetzt?“ versetzte ich erläuternd und fragend zugleich, denn ich hoffte, der Alte werde auf weitere Mittheilungen eingehen, von denen ich eine interessante Ausbeute erwartete.

„Tempi passati!“ erwiderte er lebhaft. „Der Scepter, mit dem ich regierte, seyn zerbrochen, still ist geworden das Jubelgeschrei in theatro San Carlo und die Kränze seyn verblüht, die aus Logen und Gallerie herabregneten auf den divino maëstro, wenn er erschien. Die Vergangenheit seyn geworden ein sepolcro, auf dem ich premenir' und canzonetti dolorose singe, welche spaßhafte dilettanti für musica bussa, für lustiges Lied mit Grimassen und Lazzi aufzunehmen belieben.“

Eine Bitterkeit, für welche ich keinen Ausdruck habe, flog, während er dieſes ſprach, über ſeine Geſichtszüge. Er lachte dumpf und höhniſch in ſich hinein, leerte haſtig ſein Glas und fuhr dann fort:

„Haben der Signer geweſen in Napoli, der Götterſtadt?“

Ich verneinte.

„Vedi Napoli e poi muori!“ rief er begeiſtert. „Sehen Sie Napoli und dann ſterben Sie! Was kann noch zeigen die Erde Herrliches dem Manne, der die Stadt am Veſuvio geſehen hat, was kann ſie noch geben Schönes und Gutes, was er nicht dort ſchon Alles gefunden haben, was ihm nicht dort geworden in ricchezza e perfezzione? Es ſeyn ein Stück Land gefallen dal cielo alla terra, es geben Alles, was im Paradieſe ſeyn geweſen, ehe Mutter Eva vom Apfel geſpeiſt. Dort ſeyn ich geboren, Signer. Ja,“ wiederholte er, ſich ſtolzer aufrichtend, „io sono Napolitano! Dort ich haben den erſten Unterricht gehabt in der divina musica bei dem unſterblichen Maestro Cimaroſa, dort ich haben componirt die Opera seria Alessandro in Persia, dort ich haben erhalten die corona, dort ich haben gelebt glücklich und ſelig con mia spoza, Eleonore, der größten Sängerin der Welt, dort ich haben ſie begraben und meinen Ruhm und meinen Namen

und mich von nun an genennt Sebastiano Infelice, weilen es kein Glück mehr für mich gegeben auf Erden."

Seine letzten Worte und die Art wie er sie verbrachte, hatten mich tief erschüttert. Er weinte nicht, es lag nichts klagendes in seiner Stimme, aber sie war leise und tonlos verhallt, wie ein Geisterhauch. Er saß jetzt still und ohne Bewegung da und sah starr in das Glas, das seine Rechte hielt. Die Runzeln seiner Stirn schienen sich in das Unendliche zu vermehren, sein Angesicht sank in tiefere Furchen zusammen und es schien mir nöthig, seine Aufmerksamkeit auf einen andern Gegenstand zu leiten, wenn er nicht vielleicht gänzlich verstummen sollte, wenn ich nicht alle Frucht meiner bisherigen Bemühungen einbüßen wollte.

„Sie schienen sich vorher sehr für das Schicksal Desdemonens zu interessiren," hob ich von Neuem an, indem ich ihm ein Theaterbillet, das ich Morgens genommen hatte, darbot: „macht es Ihnen vielleicht Vergnügen, der heutigen Vorstellung des Othello beizuwohnen?"

„Vergnügen!" lachte er wild und höhnisch auf und riß mir zugleich das Billet aus der Hand. „Qual, Pein, Entsetzen es mir macht. Aber ich will hingehn, ich will diese Musik, die aus meinem

Herzen gerissen ist, hören, ich will diese Tragödia, die in meinem Leben spielt, sehn. O Monsignor," fuhr er fort und seine Stimme ging jetzt in den Ton des tiefsten Schmerzes über, „Sie mir haben sehr wehe gethan, als Sie den Banditen Othello vertheidigt, Sie mich gezwungen haben, das Lied von der Maremma zu singen, das ich gern ruhen lasse in Schweigen und Vergessenheit."

„Mein Himmel," rief ich in einiger Verlegenheit, „da habe ich nicht allein wider meinen Willen gehandelt, sondern auch wider meine Überzeugung gesprochen! Glauben Sie mir, wertheſter Maëstro, ich bin weder so blutdürstig noch so eifersüchtig, wie Sie aus meinen Reden vermeinen möchten. Ich bin sanft, ich bin mild, ich werde dereinst meine Gattin beglücken, und gewiß nicht gleich nach Gift und Dolch greifen, wenn ein andrer ihr den Arm präsentirt. Als sie mich die That des Mohren vertheidigen hörten, redete ich in den Tag hinein, blos um etwas zu sprechen, das mich von allerlei Grillen ableiten sollte. Trinken Sie, schätzbarer Maëstro, überzeugen Sie sich, daß derjenige, der die Ehre hat, Ihnen dieses Glas Chambertin zu kredenzen, ein kindliches, reines Gemüth ist."

Ich wußte mir selbst nicht zu erklären, warum ich einen unbezwinglichen Drang in mir fühlte,

vor den Augen des alten Italieners, gereinigt von den Laſtern der Eiferſucht und ſeinem ſchrecklichen Einfluſſe auf die Entſchluſſe derjenigen, die ihm heimgefallen, dazuſtehn. Es war mir, als habe er, eben weil ich ihn durch meine Behauptung verletzt, weil ich ihn verleitet, ein Lied anzuſtimmen, das weder die Gäſte ergötzt, noch den Wirth befriedigt, einen Anſpruch auf dieſe Rechtfertigung; dann aber empfand ich auch, daß mich ein mächtigeres, geheimnißvolles Gefühl dazu antrieb.

„Sie gut ſeyn, gut wie Ihr Wein," lächelte jetzt der Alte, indem er trank und mir die abgemagerte Hand reichte. „Sie nicht Dolche tragen im Auge und Gift im Herzen, wie Careli, der mordſüchtige Virtuoſo, der Dämonio meines Lebens. Haben Sie nie ſprechen hören von ihm, nie die Fama trompeten hören ſeinen Ruhm, als den des Stolzes vom Lande Italia, des erſten Sängers, der je geboren, der je gebildet worden?"

Mein Stillſchweigen ſagte dem Alten, daß mir der mordſüchtige Signor Careli, der dämoniſche Virtuoſo, der Stolz des Landes Italia, leider gänzlich unbekannt ſey.

„Er mein Schüler geweſen ſeyn;" fuhr der Alte fort, indem er kein geringes Gewicht auf dieſen Umſtand zu legen ſchien. „Er von mir haben

il methode, das portamento di voce, l'espressione, mit einem Worte il tutto. Er zu mir gekommen ein armer Bauernjunge, aber mit der Stimme eines principe. Er gelernt haben fleißig, er dann gesungen haben auf allen Theatern von Italia, ein miracle del mundo. Er seinem Maëstro große Ehre gebracht, viele scolare, die alle Caroli werden wollen."

„Er soll leben, der große Sänger!" rief ich, um dem Alten etwas Angenehmes zu erzeigen, und ermunterte ihn zum Trinken.

„Sterben soll er!" zeterte der Greis, daß es mir durch alle Glieder bebte, indem er sein Glas zur Erde schleuderte und mich mit wild verzerrten Zügen ansah. „Sterben soll er und müßte es seyn von meiner Hand."

Er war aufgesprungen und stand in der Mitte des Saales. Seine ganze Gestalt schien größer, seine Haltung war drohend, er hatte den rechten Arm mit der Laute erhoben und weit von sich gestreckt.

„Der principe der Sänger," sprach er dann verbissen, „ist auch der principe der Böse:wichter. Ich hatte ihn eingeführt in dem templo del arte, dafür hat er mich eingeführt in die casa des Elends und der Verzweiflung. Er von mir erhalten hat

die ſüße Kunſt des Geſanges, er mir dagegen gegeben den bittern Trank des Schmerzes. Ja, Signor, er es war, der die Tragödia vom ſchwarzen Mohren von Venedig in mein Leben hineingeſpielt, er, der grauſame Othello, ich der arme Brabantio, ſie, mein einziges Kind, meine Tochter Giulietta, die unglückliche, unſchuldige und ermordete Desdemona! Ich ſie ihm nicht geben wollen, die melodiſche Nachtigall, weil ich ihn gekannt, als einen Wütherich; er ſie mir da geraubt, verführt und ermerdet in kalter Eiferſucht, als ein entſetzlicher Othello. O Signor, Ihr wißt nicht, was den armen Muſikanten, den alten Bettelſänger quälet, Tag und Nacht! Da rinnt Giulietta's Blut in dunkeln Strömen zu meinen Füßen und eine Stimme will ſchreien aus dem Blute: räche mich, Vater, räche mich, räche die unſchuldig Gemordete! Dann das Blut ſich erheben und vermehren zu einem weiten Strome, in Wellen aufſchlagen an mein Herz, mich ertränken, mich umbringen! Diavolo! es nur ein Mittel geben gegen dieſe Qual. Wenn Caroli's Herzblut hinſtrömt zu meinen Füßen, wenn mein Meſſer ſeine Bruſt gefunden, dann wieder Alles luſtig ſeyn und gut wie vorher, dann wieder oben hinaus, Sebaſtiano Infelice, und nicht mehr unten hinab!“

Er hatte die Laute unter den Arm geworfen und fuhr mit einer haſtigen Bewegung der rechten Hand nach der Bruſttaſche, als wolle er nachſehn, ob dort noch ein Gegenſtand vorhanden ſey, der ihn von großer Wichtigkeit dünken mochte. Dann lächelte er zufrieden, machte mir eine anſtändige Verbeugung und ſchritt, ohne ſich durch mein Nachrufen, das ihn zurückhalten ſollte, ſtören zu laſſen, zur Thüre hinaus.

Der Mord.

Ich war verſtimmt. Des Italieners Mittheilungen erregten mein Intereſſe in einem hohen Grade, aber ſie ſtanden mir doch wiederum als neue Räthſel gegenüber, mit deren Löſung ich mich vergebens quälte, die nur irgend ein neues Zuſammentreffen mit dem Alten, eine günſtigere Stimmung von ſeiner Seite etwa offenbaren konnten. So reich an wunderlichen, ſeltſamen Ereigniſſen, wie ich ſeit dem geſtrigen Abende erlebt hatte, war mein Leben noch nie geweſen. Alles ging mir wild durch den Kopf, Allem hätte ich gerne auf den Grund geſchaut, aber ich ſah nur immer eine Finſterniß, aus der ſpukhafte, dämoniſche Schattengeſtalten heraufſtauchten, aber keine beſtimmte, beruhigende Erſcheinung.

Heute Nachmittags wollte ich den Schreibunterricht bei Röschen beginnen. Nichts konnte mir willkommener ſeyn, als die Ausſicht auf die Stunde, die ich nun mit ihr verleben würde. Da konnte ich nun in ein Herz voll Unſchuld, Einfachheit und Kindesliebe blicken, da konnte ich aus der reinen Seele des Mädchens, aus der Ruhe ſeines Gemüthes, Frieden für das meinige ſchöpfen, da konnte ich, in ihr Anſchauen verloren, den wunderlichen Maëſtro, den Pietro Neri mit ſeiner gifthauchenden Maremma, die unglückliche Giulietta und den dämoniſchen Virtuoſen vergeſſen. In wenigen Augenblicken war ich auf dem Wege nach der Vorſtadt. Röschens Bild ſchwebte vor mir her, meine Schritte eilten der lieblichen Schöpfung meiner Phantaſie nach. Ich beg um eine Straſſenecke. Da fühlte ich mich plötzlich am Arme zurückgehalten und die bekannte Stimme des Polizeiaktuars Blümlein ſchlug an mein Ohr.

„Baron," ſagte er haſtig, „was iſt vorgegangen heute an der Table d'Hôte im römiſchen Kaiſer? Meuſelwitz, der Kommercienrath, iſt mir begegnet in der Stadtpromenade und beklagte ſich bitter über den Wirth, der, wie er ſagt, nach dem wünſchenswertheſten Tafelaufwande mörderiſche Angriffe auf das Leben ſeiner Gaſte wage, indem er ſoge-

nannte Unterhaltungen beibringe, die den Menſchen in ſeinen beſten Kräften lähmen, und ſo den Verdauungsorganismus zur völligen Unthätigkeit herabſtimmen müßten?“

Dieſe Anrede des Polizeiaktuars verſetzte mich mit einem Male in eine heitere Laune. Ich hatte früher wenig auf meines alten Tiſchnachbarn Benehmen geachtet, jetzt konnte ich mir recht wohl denken, welchen unheimlichen Eindruck die ſchauerigen Klänge des Liedes von der Maremma auf ihn gemacht haben mochten, in welche Beſorgniß um die Erhaltung ſeines Appetits ſie ihn verſetzt hatten. Virgilius hörte nun von mir das Nähere der Sache.

„Der Kommerzienrath iſt ein Narr!“ ſprach er ärgerlich. „Ein Narr in Folio, der mich ungerechter Weiſe in Harniſch gebracht hat gegen den Kaiſerwirth und gegen den armen, alten Italiener, der nach Geſetz und Ordnung Conceſſion gelöſt hat bei dem wohllöblichen Polizeiamte. Aber Ihr gefallt mir auch nicht, Baron! Wie könnt Ihr, ein deutſcher Freiherr, Euch ſo gemein machen und mit einem Lump von Wandersmuſikanten Burgunder trinken, im erſten Gaſthofe der Reſidenz? Ich bin älter als Ihr, ich mag Euch wohl leiden, weil Ihr nicht hochmüthig ſeyd auf Euer Geld und

Euern Adel, ich will Euch deſshalb zum Guten rathen, und Euch von ſolcher Geſellſchaft abmahnen, deren Bekanntſchaft Euch einmal vor meinen Protokolltiſch auf dem Polizeiamte führen könnte. Dieſem Geſindel iſt nicht zu trauen und Ihr wißt, wer dem Teufel ein Haar läßt, den nimmt er leicht ganz am Schopf. Lebt wohl, Baron! Dixi et salvavi animam meam."

Virgilius huſchte fort um die Ecke, indem er mit ſeinem Stöckchen einige ſeltſame Figuren in die Luft beſchrieb. Ich lachte über ihn, wie ich früher über Meuſelwitz gelacht hatte. Virgilius war eine höchſt gutmüthige Seele, beſaß auch einen gewiſſen Grad von Verſtand und einige Bildung; aber jeder Fremde, jeder, der nicht in der Reſidenz geboren war, deſſen Herkunft, deſſen Eltern und Großeltern er nicht kannte, ſchien ihm verdächtig und galt ihm für eine Art von Vagabund.

Röschen fand ich hinter einem Tiſche begierig meiner harrend, auf dem Schreibpapier ausgebreitet war und ein ganz neues porcellanenes Schreibzeug ſtand. Sie erzählte mir vertraulich, daß ſie einem Geſpielen ihrer Kindheit, dem gegenüber wohnenden Schreinersſohne, ſchon in der Frühe des heutigen Morgens ihr Glück mitgetheilt habe, daß ſie nun Unterricht in allerlei nützlichen Dingen er-

halten ſollte und ich ſelbſt ſie im Schreiben unterweiſen werde. Darauf hatte denn der Schreinersſohn und Kindheitsgeſpiele am heutigen Mittage das Schreibzeug zum Präſent gebracht und ihr allen möglichen guten Erfolg in ihren Bemühungen gewünſcht.

Der Menſch wollte mir gar nicht gefallen, obſchon ich heute das erſte Wort von ihm hörte. Ich wurde zerſtreut und verdrießlich und hörte wenig auf die Äußerungen des Dankes, welchen der kranke Gärtner von ſeinem Lager aus für das reichliche Geſchenk, das ich in der Nacht hinterlaſſen, an mich richtete. Röschens Liebenswürdigkeit, das Geſchick, welches ſie zu der neuen, ihr bisher gänzlich fremden Übung zeigte, erheiterten mich bald wieder. Zwei Stunden flogen ſo ſchnell und unbemerkt vorüber, daß ich nicht wenig erſtaunte, als die Uhr vom nahen Thurme die ſechſte Abendſtunde angab und mich erinnerte, daß es Zeit ſey, in's Theater zu gehen, wenn ich nicht einige meiner Lieblingsmuſikſtücke verſäumen wollte. Ich hatte oft nach dem Nebenzimmer gelauſcht, ob ich nicht einige Töne, nur eine leichte Paſſage aus dem Munde der wunderlichen Sängerin vernehmen werde; Alles war ruhig geblieben, bis auf einige ſchwere Seufzer, welche ich von Zeit zu Zeit hörte, und

bei denen Röschen, als ich sie erstaunt und fragend angeblickt, immer tief erröthet war. Jetzt nahm ich Hut und Stock, um zu gehen, indem ich morgen wieder zu kommen versprach. Da wurde geklopft, die Thüre öffnete sich, und ein hübscher, blühender, junger Mann in bürgerlicher Kleidung, von dem mein Herz mir gleich sagte, daß es der verwünschte Spielgenosse sey, trat mit einer anständigen Verbeugung herein. Zu meinem Ärger mußte ich bemerken, daß Röschens Augen heller leuchteten, als sie ihn erblickte. Er ging gerade zum Bette des Vaters, der ihm die Hand entgegenreichte, und sagte diesem: „er benutze jetzt die eintretende Feierstunde, um die Kleinigkeit am Klavier zu repariren, von der ihm Röschen gesprochen, er hoffe bald damit zu Stande zu seyn und wolle ihm dann wie gewöhnlich die Zeitung verlesen, die er mitgebracht." Aus Allem erkannte ich, daß der junge Mann sehr bekannt im Hause seyn müsse. Ich verbiß meinen Grimm und warf, indem ich mich entfernte, einen sehr kalten und vornehmen Blick auf meinen Nebenbuhler, der eben das Glück hatte, von Röschen in das Nebenzimmer geführt zu werden.

Mit den Qualen Othello's in der Brust eilte ich zum Othello. Nicht allein meine erwachende Liebe, auch mein Stolz war beleidigt. Blumleins

Rede, in der er mich an den deutschen Freiherrn erinnert, kam mir in den Sinn. Ein Freiherr und ein Schreinergesell! Ein Edelmann, der jeden Tag den Kammerherrnschlüssel haben konnte, wenn er nur den Wunsch darnach laut werden lassen wollte, und ein Mädchen, das auf öffentlicher Straße Blumen feil geboten hatte! Welche Kluft lag zwischen mir und jenem, zwischen mir und dieser! Ach, die unendliche Liebenswürdigkeit Röschens füllte die letzte immer wieder aus, wenn mein Edelmannsstolz sie geöffnet hatte; wenn ich mir des Mädchens Bild zurückrief, wie sie um Mitternacht, vom Strahle des Mondes beleuchtet, mit dem Blumenkörbchen im Arme an der Straßenecke gesessen hatte, da wandelten sich alle Blumen in Adelsdiplome um und ihre Reize wurden zu Ahnen, die weit über die Zeiten der Kreuzzüge hinaufragten! Ich erkannte, daß ein entscheidender Augenblick eintreten konnte, in welchem ich mich berufen fühlen möchte, für die Ebenbürdigkeit Röschens zu mir, aller Welt den Fehdehandschuh hinzuwerfen, in welchem ich meinen Freiherrnstand nicht höher anschlagen möchte, als ihr Blumenkorbchen, als ihre Armuth, ihre Kindesliebe, ihre Herzensgüte, als alle preiswürdigen Eigenschaften, die sie an den Tag legte, die aus ihrem ganzen Wesen sprachen.

In dieſer Stimmung kam ich in die Oper und träumte fort von Röschen und ihrer Lieblichkeit. Ich hörte nicht auf die Muſik, die mich doch ſonſt ſehr anzog, ich ſah nicht auf die Schaubühne vor mir, ſondern in die kleine Szene meines Herzens, wo Röschen als Prima Donna lebte und waltete. Ich würde vielleicht die ganze Darſtellung verträumt haben, wenn nicht ein ſeltſames Stöhnen neben mir, ein dumpfes Murmeln, Worte, die wie unterdrückte Flüche klangen, mich geſtört hätten. Ich ſah auf und neben mir, etwas näher der Bühne, als ich, meinen alten Italiener, den Maëſtro Sebaſtiano Infelice. Er ſtand auf den Fußſpitzen und ſah mühſam über die Schulter eines vor ihm ſtehenden gröſsern Mannes nach der Bühne hin. Er ſchien keinen Augenblick Ruhe zu haben. Er bewegte ſich hin und her, er drehete den alten, zerknitterten Hut fortwährend in der Linken, während die Rechte geſchäftig in der Bruſttaſche wühlte. Konnte er das beſchwerliche Stehen auf den Fußſpitzen nicht länger ertragen, ſo ſtampfte er mit den Füßen und hörte nicht auf das Stille gebietende Ziſchen der Nachbarn. Er war ganz verloren in die Empfindungen, welche das Stück oder irgend ein Individuum unter den Darſtellern in ihm erregte. Zechi, der unvergleichliche Sänger,

befand ſich gerade auf der Szene. Aller Ohren, aller Aufmerkſamkeit waren ſeinem Geſange und ſeinem Spiele zugewandt. Während man von allen Seiten halb unterdrückte Ausrufungen des Enthuſiasmus, leiſes Klatſchen, anſtaunende Seufzer vernahm, gingen aus dem Munde des alten italieniſchen Maëſtro, deſſen Blicke, von dunkler Gluth beſeelt, jede Bewegung, jeden Schritt des Sängers verfolgten, jene Verwünſchungen, jene Flüche hervor. Carissima mia! ſang eben Zechi, Maledetto! ſchimpfte unſer Sebaſtiano. So ging es im feindſeligen Duett fort, und nicht ich allein war Zuhörer der Art und Weiſe, wie der Alte ſeine Partie ausführte, ſondern auch ein großer Theil der Umgebung mußte ſich dieſe ſtörende Dreingabe gefallen laſſen. Indem Zechi einen glänzenden Schlußtrillo ſchlug, trommelte Sebaſtiano ſo arg mit den Füßen, daß viele Stimmen in der Nähe laut wurden und die Hinausſchaffung des Störenfrieds verlangten.

„Gott hat in ſeinem Zorne, in einem Grolle auf mich dieſen alten Haſelanten in die Welt geſetzt!“ ſtöhnte ein dicker Herr hinter mir, in dem ich ſogleich den Kommercienrath erkannte. „Sie waren Zeuge, theuerſter Baron,“ fuhr er fort, nachdem er mich am Rockſchoße gezupft, „wie er mir

heute das köſtlichſte Diner bei'm Deſſert in Gift und Oppernent verwandelt durch ſeinen malitiöſen Geſang. Wie eine verbrannte Truffelſauce, wie ein aufgewärmter Fiſch, wie ein übertägiger Krebs ging mir der miſerable Geſang hinab, und ich ließ lieber die delikate Crèmetorte im Stich, als daß ich ausgehalten hätte bis zum Ende. Was geſchieht nun? Ich hoffe, mich in der zuckerſüßen, ſchaumartigen, gewürzvollen Roſſiniſchen Oper zu entſchädigen für die verlaſſene Crèmetorte und da führt wieder mein böſer Genius den tollen Muſikanten her, daß er mir die ſchmackhafteſten Arien durch ſündliches Fluchen verdirbt, und die edelſten Leckerbiſſen von Paſſagen, Coloraturen und wie die Ingredenzien eines geſchmackvollen Geſanges alle heißen mögen, durch verrücktes Strampeln vor den Ohren wegnimmt. Was halten Sie davon, Baron? Mich wehrt es erdenklich gräulich an in der Nähe des Welſchen. Eine ungeheure Angſt ergreift mich, der tolle Menſch wäre, wie es die Dichter nennen, mein Fatum, das mich mit Unglück auf Schritt und Tritt verfolge, und mich am Ende erwürgen werde in einer Situation, die das Leben am wünſchenswertheſten macht, bei einer Rebhuhnpaſtete oder bei einem wilden Schweinskopfe. Baron, ich zittere in der Nähe des Welſchen und kann

doch nicht fort von ihm in dem ungeheuren Gedränge!“

In diesem Augenblick fuhr ein elfenbeinerner Stockknopf, der mir bekannt war, vor meinen Augen vorüber. Er fiel auf die Schulter des Italieners nieder, der sich überrascht umsah, und ich vernahm Blümleins krähende Stimme:

„Man menagire sich! Man störe ein hochedles Publikum nicht im Kunstgenusse durch lautes Gerede und unziemliches Gestrampel, man respectire die Anwesenheit der höchsten Herrschaften, welche heutige Vorstellung mit ihrer Gegenwart zu beehren geruhen, man reterire sich, wenn man sich etwa bewußt ist, einen Trunk über den Durst gethan zu haben, oder man halte sich fein ruhig in den Gränzen des geselligen Anstandes, wenn man nicht gefährden will, vom diensthuenden Polizeipersonale zur Raison gebracht zu werden!“

Virgilius hatte sich sehr ereifert. Sein Angesicht brannte in dunkler Zornesgluth, das noch in der Luft schwebende Stöckchen zitterte in seiner Hand. Aller Trotz, alle Wildheit hatten sich mit einem Male aus dem Wesen des Italieners verloren. Er stand demüthig mit gesenktem Haupte, er ließ die Hände schlaff herabhängen, und hörte geduldig auf des Polizeiaktuars heftige Rede. Als dieser geen-

digt hatte, machte er eine tiefe, unterwürfige und bejahende Verbeugung, und verhielt sich auch von nun an still, so daß die Umstehenden sich nicht über ihn zu beklagen hatten. Seine Erscheinung, sein Benehmen war mir zu interessant geworden, als daß ihn ganz ausser Acht hätte lassen können. Ich bemerkte wohl, daß die Ruhe, die er jetzt zeigte, nur scheinbar war. Sonderbar dunkte es mich, daß nur Zechi's Erscheinen auf dem Theater ihn in die stille Wuth versetzte, die sich dem aufmerksamen Beobachter in einzelnen Symptomen verrieth. Die rechte Hand wühlte dann wieder in der Brusttasche, die Linke streckte er krampfhaft geballt von sich, seine Lippen bewegten sich und schienen nun jene Schimpfwörter und Flüche, die er vorher laut ausgestoßen, nur anzudeuten, ein seltsames Muskelspiel waltete, wie in einem eigenen, für sich bestehenden Leben, auf Stirn und Antlitz.

Zechi übertraf heute in Spiel und Gesang Alles, was man bisher von ihm gesehn und gehört hatte. Die Anlage zu der Unglücklichsten aller Leidenschaften trat gleich Anfangs, leise wie weit entferntes Wetterleuchten, aus seiner tief wurzelnden Neigung zu Desdemonen hervor, sie entwickelte sich langsam, wie ein aufsteigendes Gewitter bei der Windstille des Abends, sie brach in

furchtbaren Wetterſchlägen aus, ſie vernichtete im niederſchmetternden Blitze. Alles war in Entzücken, in Bewunderung verloren. Auch mein wunderlicher Nachbar wurde gegen das Ende des Stücks ein ganz anderer. Aber wie die Anerkennung des Publikums ſich in tiefer Stille an den Tag legte, wie jeder von dem Tragiſchen des nahen Ausgangs grauenvoll ergriffen ſchien, wie aus ſchönen Augen Thränen geweint wurden, wie ſelbſt in der fürſtlichen Loge Prinzeſſin Eliſe, die Schweſter Sereniſſimi, die ſchon der Jugend erſte Blüthe der Zeit zum Opfer bringen müſſen, laut ſchluchzte, wie ſo die allgemeine Theilnahme ſich auf natürlichem, ganz gewöhnlichem Wege kund gab; ſo zeigte ſie ſich bei dem italieniſchen Maëſtro in einer ganz entgegengeſetzten Weiſe, indem er leiſe in ſich hineinlachte, ſeltſame Lazzi ſchnitt, Hohn und Spott auf die Lippen zu legen ſchien und von Zeit zu Zeit ſeltſame, unheimlich drohende Blicke auf die Bühne warf.

Desdemona war getödtet. Othello ſah ſich enttäuſcht und wüthete gegen ſich ſelbſt.

„Charmant!“ bebte es über die Lippen Sebaſtiano's. „Kann angenehme werden geſtorben, als im Adagio expressivo, in Cantabile doloroso.“ Er ſah mich an, aber ſchien mich nicht zu erkennen. Dann raffte er ſich plötzlich zuſammen, ſchob mit

einer Kraft, die niemand dem alten hinfällig scheinenden Manne zutrauen konnte, die Zunächststehenden auseinander und drängte sich durch die Masse rasch nach dem Ausgange. Ich weiß nicht, welches Gefühl mich antrieb, ihm zu folgen. Auch Blümlein war ihm schon auf den Fersen und das bekannte Stockknöpfchen schwebte vor mir her und wies mir den Weg. Dem Polizeiaktuar mußte etwas Verdächtiges in dem Wesen des Alten aufgefallen, die Ahnung von irgend etwas Bösem, das dieser im Schilde führe, mußte in ihm erwacht seyn, er wollte den Italiener invigiliren, das war mir offenbar.

Indem wir den Ausgang erreichten, war das Stück zu Ende und der Vorhang fiel. Ich befand mich jetzt dicht neben Blümlein, und faßte seinen Arm. Er suchte, indem er hastig vorwärts drängte, sich loszumachen und sagte:

„Haltet mich um Gotteswillen nicht auf, Baron! Der Alte möchte mir sonst entkommen und einen Frevel üben, der eine wohllöbliche Polizei vor Gott und Menschen der Fahrlässigkeit anklagte. Er hat's auf den Zechi gemünzt. Seine Drehungen, seine Verwünschungen sind mir nicht entgangen, und mein scharfes Polizeiauge hat einen blanken Dolch unter seiner Rocklappe ergattert."

In dieſem Augenblicke ſahen wir den welſchen Maëſtro, der raſch, wie ein Jüngling, den Gang durcheilt hatte, in der Thüre verſchwinden, welche auf das Theater führte. Die Logen öffneten ſich, und die Menge ſtrömte heraus. Dieſer Umſtand war natürlich unſerm raſchen Vordringen hinderlich, und verzögerte dieſes. Endlich hatten wir uns durchgedrängt, endlich ſtiegen auch wir durch jenen Eingang auf die Bühne, und ſandten nun unſere ſpähenden Blicke, zwiſchen den Couliſſen hin, nach Sebaſtiano Infelice, dem „geheimnißvollen Dolchritter," wie Blümlein ihn romantiſch benannte.

„Mord! Mord!" ſchrie es da von der Scene. „Mord!" wiederholte es ſich im vielſtimmigen Echo aus allen Garderoben. Sänger und Sängerinnen, Choriſten und Choriſtinnen ſtürzten in wunderlicher Kleiderverwirrung herbei.

„Zur Ruhe, zur Ordnung!" krähete Blümlein, und hob ſein Fiſchbeinſtöckchen. „Im Namen einer hochlöblichen Polizei ermahne ich jeglichen, ſich in ſeinen Schranken zu verhalten."

Man hörte nicht auf ihn. Alles drängte nach der Scene. Ich war einer der erſten, die hier anlangten. Da ſah ich den Sänger Zechi blutig und entſtellt im Ringkampfe mit dem alten Seba-

stiano. Dieser schwang den blanken Dolch, von dem schon Blut herniederfloß, in der Rechten, und war bemüht, dem verwundeten Sänger, der sich gegen die wüthenden Angriffe des Alten bloß mit den Händen vertheidigte, einen tödtlichen Stoß beizubringen. Jechi war ein Bild des Entsetzens. Dicke Schweißtropfen rannen von seiner Stirn über das geschminkte Antlitz nieder. Seine sonst so lebendigen Augen schienen zu Glas geworden und starrten den Alten wie eine Gespenstererscheinung an.

„Mord, Mord!“ lallte seine Zunge mechanisch.

„Ja, Caroli, deine Stunde ist gekommen,“ wüthete in italienischer Sprache der Alte, und lachte grauenhaft dazwischen, „du mußt jetzt sterben, weil du die Desdemona getödtet hast, und der Brabantio ist kein Narr, daß er sich das Henkeramt an dir nehmen ließe. Blut um Blut heißt es bei uns daheim, und die Blutrache ist süß, wie der Orangenduft am Pausilipp!“

„Reißt den Todten von mir!“ zeterte plötzlich mit einer Gewaltanstrengung der Sänger, denn er fühlte Sebastiano's Eisen an seinem Halse.

Schon hatte ich den wüthenden Sebastiano ergriffen. Indem ich ihn rasch umschlang und den gehobenen Arm mit dem Dolche niederdrückte, schienen ihn seine Kräfte zu verlassen. Mit dem hin-

ſterbenden Ausrufe: „Giulietta! Giulietta!“ ſank er zu Boden, und verlor die Beſinnung. Den blutigen Dolch hielt meine Hand. Ohne zu wiſſen, was ich that, ſchob ich ihn in meine Bruſttaſche. Alles ſtürzte jetzt auf den ohnmächtigen Alten zu. Jeder glaubte ein Recht zu haben, den ruchloſen Mörder zu ſchmähen, zu verdammen, ihm im Voraus das Urtheil zu ſprechen. Es wäre vielleicht dahin gekommen, daß man ſich an dem Wehrloſen thätlich vergriffen hätte, wenn ich nicht abgewehrt, wenn nicht Blümlein als eine Polizeiperſon dazwiſchen getreten wäre und erklärt hätte: er ſey dem Geſetze verfallen, und unverletzlich für Jedermann, mit Ausnahme einer hohen Obrigkeit.

Zechi, der aus einer Wunde in der Schulter blutete, ſchwankte, auf einen Statiſten geſtützt, vor. Während die Damen und Herren vom Theater ſich zu ihm drängten, um ihm ihre Gratulationen abzuſtatten, ſah er mit ſcheuen Blicken auf den bewußtloſen Sebaſtiano. Er berührte, ohne daß er ſich bemerkt glaubte, deſſen Körper leiſe mit dem Fuße und ſprach dann dumpf in ſich hinein, ſo daß nur ich, der ihm am nächſten ſtand, es hören konnte:

„Er lebt, er iſt es wirklich! Kein Geſpenſt,

kein Rückkehrender aus dem Grabe: Sebaſtiano iſt es ſelbſt!"

Als erlebe er in dieſem Augenblicke ein wunderbares, unerklärliches Ereigniß, ſah er mit dem Ausdrucke einer völligen Geiſteslähmung ſtarr vor ſich hin. Meinen Kopf durchkreuzten ſeltſame, verwirrte Gedanken. Was ich von dem Alten gehört hatte, was ich jetzt ſah, was ich aus dem Munde Zechi's vernahm, was ſchon früher dunkle Gerüchte von dem Sänger geſagt hatten: Alles häufte ſich in meiner Phantaſie zu ſeltſamen Vermuthungen, die den Signor Zechi nicht im Lichte der reinſten Unſchuld erſcheinen ließen.

Die Wache kam, um ſich des Verbrechers zu bemächtigen. Man bemühete ſich vergebens, ihn zu ſich zu bringen. Die Ohnmacht, in der er lag, wollte ſich nicht löſen, und man ſah ſich genöthigt, ihn auf einer Tragbahre fortzuſchaffen.

„Laßt ihn, laßt ihn!" rief der Zechi mit aller Anſtrengung der Kräfte, welche ihm der Blutverluſt nicht geraubt hatte. „Ich kenne den Alten ſchon. Er iſt ein armer Wahnſinniger, er iſt unſchädlich, ſobald ſein Anfall vorüber iſt. Es wäre ungerecht, ihn zur Strafe, zur Verantwortung zu ziehn. Laßt ihn ruhig nach Hauſe gehn, wenn er ſich erholt hat. Hört nicht auf das Gerede ſeines

Wahnsinns, seiner irren Träume. Er hält sich in diesen oft für einen weltberühmten, großen Musikus, mich für seinen Todfeind. Laßt den Armen frei und beunruhigt ihn nicht weiter!"

„Mit Nichten!" versetzte in einem scharfen Tone und mit einem stechenden Blicke, der etwas Geheimnißvolles in sich trug, der Polizeiaktuar.

„Sie selbst, mein verehrter Signor Zechi, Caroli oder wie Sie sonst sich zu nennen belieben mögen, werden einsehen, daß es Pflicht einer hohen Obrigkeit ist, solchen verbrecherischen Versuchen gegen das kostbare Leben eines dem Hofe wie der Stadt hochwerthen Künstlers auf den Grund zu kommen, besonders, wenn, wie es hier der Fall ist, vom Delinquenten Worte ausgestoßen wurden, die auf anderweitige, eben so wichtige Untersuchungen leiten. Delinquent wird vor der Hand in polizeilichen Gewahrsam gebracht, dort verläufig verhört und weiter, wie es der Geschäftsgang will, einem hohen Kriminalgerichte übergeben. Übrigens empfehle mich zum besten Angedenken, mein werther Signor, und habe die Ehre, gute Besserung zu wünschen."

Er schwang sein Fischbeinstöckchen und gab der Wache das Signal, den Ohnmächtigen fortzubringen. Zechi sandte ihm einen giftigen Blick nach, lächelte,

nach einigem Beſinnen, höhniſch für ſich hin, und ſchwankte dann nach dem Ausgange, ſeinem Wagen zu, der indeſſen vorgefahren war.

Careli iſt die Loſung.

Am nächſten Morgen erwachte ich mit einem heftigen Kopfſchmerze, mit einem Gefühle der Dumpfheit und Öde, das mir höchſt läſtig war. Ich hatte die Nacht hindurch häßliche, verworrene Träume gehabt. Fort und fort klang in meine Ohren der Geſang von Röschens wunderlicher Mutter, dazu hatte in ſeltſamen, grauenhaften Sprüngen der alte Sebaſtiano Infelice einen Tanz aufgeführt, bei welchem Zechi ſein Partner geweſen, bis endlich Sebaſtiano ſich in einen Geier verwandelt habe, Zechi zum angeſchmiedeten Prometheus geworden ſey, und jener ſich nun, wie einſt der Rachediener Jupiters an dem Bildner des Menſchengeſchlechtes, an der Leber des angeſchmiedeten Sängers gelabt. Aus dieſen tollen Träumen erwachte ich durch ein lautes Klopfen an meiner Thüre, das ſich ſehr raſch und haſtig wiederholte.

Auf mein ungeduldiges: „Herein!“ erſchien ſogleich odemlos mein Tafelnachbar, der Kommerzienrath Meuſelwitz.

„Freundchen, Herzensſeele," keuchte der Erſchöpfte: „ich ſuche Sie ſeit einer Stunde ſchon, wie eine Stecknadel. Was, Himmel, treiben Sie auch, daß Sie bis Glockenſchlag eilf im Bette liegen und weder ſuperfeine Vanille-Chokolade bei Nannini, noch herzſtärkenden Caviar bei Legendre, dem erquicklichen Reſtaurateur, nehmen? Ihnen zu Gefallen habe ich bereits beides genoſſen, denn Sie ſind der Mann des Tages geworden, Sie mußte ich ſprechen, von Ihnen die gräßliche Mordgeſchichte des geſtrigen Abends vernehmen, bei der Sie Zeuge geweſen, bei der Sie ein köſtliches Menſchenleben gerettet."

Ich ſah nach der Pendule. In der That war die eilfte Stunde ſchon vorüber, und ich hatte weit über meine Gewohnheit der Ruhe geopfert.

„Sie liegen nun einmal noch im Bette," fuhr indeſſen der Kommercienrath fort, „und ich laſſe Sie jetzt nicht heraus. Sie müſſen mir erſt die blutige Begebenheit mit allen kleinen Einzelnheiten, mit allen jenen Umſtänden und Umſtändchen erzählen, die ihr das eigentlich Pikante geben. Ich habe vor der Hand nur einen kleinen Vorgeſchmack davon, faſt nur den Duft, wie er geſtern Abends an der Table d'Hôte aushauchte, wie er bei Nannini und Legendre heute Morgens aufſtieg,

wie Alt und Jung in der Reſidenz ihn aus unbeſtimmten Gerüchten hat. Ich aber liebe das Conſiſtente, das Wahre von jeder Sache. Desbalb komme ich zu Ihnen, Baron. Wie war die Sache, wie hat ſie auf Ihre Nerven gewirkt, auf Ihren Appetit? Sie erinnern ſich, Baron, daß der alte Bandit geſtern Abends in unſerer Nähe ſtand im Parterre? Wie leicht hätte ihn nicht da ſchon die Mordluſt befallen können, und er hätte den Dolch auf Sie gezückt, oder gar auf mich, und einen von uns abgeſchlachtet noch vor dem Abendeſſen! Doch Sie ſollen erzählen, ich will hören, ich will ſtumm ſeyn wie ein Fiſch und die delikate Erzählung in mich ziehn, in mich ſaugen, wie eine Bisquitſchnitte und feinen Dry Madera."

Ich ſah ein, daß ich mir den überläſtigen Schwätzer nicht anders vom Halſe ſchaffen könne, als indem ich ſein Verlangen befriedigte. Ich erzählte ihm, was er wiſſen ſollte, die einfache Thatſache, wie ſie ſich begeben hatte, nichts von meinen Vermuthungen, nicht, daß der Alte den Sänger Saroli genannt habe, nichts von Zechi's bedeutungsvollem Selbſtgeſpräche.

„Das iſt Alles?" ſagte er, nachdem ich geendigt hatte, gedehnt und im Tone der Unzufriedenheit. „Wahrhaftig, da iſt die Sauce, welche die

Klatschlippen unserer lieben Residenz dazu geben, interessanter, als der Braten, den sie auftischen, Baron! Gestern Abend schon waren ganz andere Dinge im Umlaufe. Der Alte sollte den Zechi, wegen einer frühern italienischen Angelegenheit, aufgefordert haben, sich mit ihm zu schießen über den Mantel oder über's Schnupftuch, Sie, Baron, dem sich der Bandit gestern Mittag bei'm Burgunder im römischen Kaiser halb und halb vertraut, wären erbötig gewesen, dessen Sekundant zu seyn, und erst, als der Zechi fest auf seiner Weigerung beharrt, dem Bettelmusikanten im Duelle zu stehen, habe dieser den Dolch gezogen und sich mit der Wuth eines wahren Kannibalen und Menschenfressers auf ihn geworfen. Wenn nun an allem diesem nichts ist, so verliert die Sache ihren köstlichsten Beigeschmack, die feine romantische Würze, den Citronensaft zur Auster."

„Kommercienrath," antwortete ich, indem ich mich des Lachens nicht enthalten konnte, „Sie sind in der That der merkwürdigste Koch, der mir noch vorgekommen ist. Sie wären im Stande, aus einer Mordgeschichte eine soupe à la tortur, eine Straßburger Pastete oder ein Wiener-Gebackenes zu machen."

„Larifari!" versetzte ärgerlich Meuselwitz;

„es verdrießt mich nur, daß ich den Bekannten und Freunden auf dem Mittagsspaziergange nichts Neues präsentiren kann, was die Geschichte angeht; daß Ihre Thatsache, bis auf das Geheimniß, das noch im Hintergrunde ruht, so sehr geschmacklos und ungesalzen ist. Ich will Ihnen dagegen Besseres mittheilen, Baron, was Sie noch nicht wissen, was Sie verschlafen haben. Die ganze Sache ist," fuhr er leise, indem er sich zu meinem Ohre niederbeugte, fort, „auf höchsten Befehl niedergeschlagen worden. Es darf keine polizeiliche, keine kriminalistische Untersuchung statt finden. Der alte Lautenschläger ist noch im Laufe der Nacht aus dem Polizeigefängniß als ein Verrückter in's Irrenhaus gebracht worden. Niemand darf ihn sehen, Niemand ihn sprechen. Zechi leidet sehr an seiner Wunde; Serenissimus selbst haben ihm seinen Leibarzt geschickt. Man munkelt vielerlei hin und her über diesen seltsamen Ausgang der Sache, man kocht eine wahre Olla Potrida von tollen Meinungen zusammen und vertheilt sie in Portionen unter's Publikum. Wohlunterrichtete Leute, Männer, die bei Hofe Etwas gelten, wollen wissen, daß Prinzessin Elise, von der es bekannt ist, daß sie einige Schwachheit für den Sänger empfindet, auf Zechi's Ansuchen, sich höchsten Ortes dahin verwendet habe,

daß die Angelegenheit auf dieſe Weiſe unterdrückt worden. Zechi's Lob iſt in aller Munde. Er wird geprieſen wegen ſeiner Verſöhnlichkeit, wegen ſeiner Großmuth; denn wäre die Geſchichte auf dem Wege Rechtens durchgeführt worden, ſo hätte der alte Bluthund den Kopf verloren, vielleicht vorher noch die Hand, weil er mit dieſer gefrevelt im herrſchaftlichen Theatergebäude."

Mir ahnete, daß Signor Zechi wohl noch andere Gründe haben möchte, den Sebaſtiano Infelice einer Unterſuchung zu entziehn, die weiter führen konnte, als ihm lieb war. Aus dem Beklagten konnte ein Ankläger, aus demjenigen, der ſich jetzt durch ſeine ſcheinbare Gutmüthigkeit den Beifall der Welt erwarb, ein Verabſcheueter werden. Der Alte dauerte mich. Ich hatte ihm einmal meine Theilnahme geſchenkt, das Unglück, welches offenbar ſeine tiefſten Spuren in ſein Inneres gegraben, hatte mir ihn lieb gemacht, ich konnte die That, welche ihn jetzt vor den Augen der Menſchen als einen verdammungswürdigen Verbrecher erſcheinen ließ, nur als die Verirrung einer gereizten Leidenſchaft, nicht als das Ergebniß einer lange nachtragenden Tücke anſehn. Ich konnte mich nicht entſchließen, ihn ſeinem Schickſale zu überlaſſen. Viel Räthſelhaftes lag noch für mich in ſeinem

ganzen Weſen, aber der Schleier war doch etwas gehoben, und ich rechnete darauf, ihn ganz zu entfernen, Alles klar und offenbar zu ſehen, um dem Unglücklichen vielleicht zu nützen.

Sobald ich mich des Kommerzienrathes entledigt hatte, eilte ich zu Blümlein. Er empfing mich mit einem verdrüßlichen Geſichte. Er mußte eben nach Hauſe gekommen ſeyn, denn er hatte Hut und Fiſchbeinſtöckchen noch nicht abgelegt und ging, mit dem letzten wild in der Luft fechtend, unruhig in der Stube auf und nieder.

„Was hilft uns nun Alles?“ ſagte er nach der erſten Begrüßung: „Euch der Heldenmuth, mit dem Ihr einem weltberühmten Virtuoſo das Leben gerettet, mir die polizeiliche Wachſamkeit, mit der ich dem alten Mordmenſchen auf Schritten und Tritten nachgegangen bin? Ihr habt doch wenigſtens den Ruhm davon, Euer Name wird glänzen in Zeitungen, in politiſchen und unpolitiſchen, in eleganten und uneleganten! Was aber habe ich? Freilich dürſte ich nach ſolchem publiken Lobe nicht, aber dem Subalternen thut es wohl, wenn die Obern ſeine Thätigkeit, ſeinen Eifer im Dienſte anerkennen, es wäre zur Unterſuchung, zum Protokolliren gekommen, man hätte eingeſehen, wie der Polizeiamtsaktuar Virgilius Blümlein etwa geeig-

net wäre, höher zu steigen und die nächste vacante Assessorstelle hätte mir nicht gefehlt. Baron, Baron," fuhr er in einem wichtigen, feierlichen Tone fort, „es schlummern da im nächtlichen Hintergrunde dieser Sache noch wunderliche Dinge, die ein gescheiter Polizeiamtsaktuar an den Tag bringen könnte! O, ich verstehe Italienisch genug, um begriffen zu haben, daß der Alte den weltberühmten Signor Zechi „Caroli" nannte, ich besitze ein scharfes Auge, um zu sehen, wie Signor Zechi bei dieser Anrede unter der Schminke erblaßte, ich habe im vieljährigen Dienste hinlängliche Menschenkenntniß erworben, um in diesem Erblassen die Sprache des bösen Gewissens zu erkennen! Umsonst wollte der Alte ihm nicht an den Kragen. Und Caroli? — Baron," setzte er leise hinzu, „der Name steht auf einer gewissen Liste, auf der kein rechtschaffener Mann den seinigen lesen möchte! Doch ich muß schweigen, der Herr Director haben mir selbst den Mund gebunden. Die ganze Geschichte soll begraben werden hinter den eisernen Gitterstäben des Irrenhauses, und eine zarte, sentimentale Verwendung von Prinzessin Elise an höchster Stelle bläst die Gleichheit vor dem Gefolge fort, wie ein böser Bube eine Seifenblase; ein treuer Diener der Gerechtigkeit erhält eine lange Nase, wo er Beförde-

rung und nächſt dieſer die Civilverdienſtmedaille erwartete, keine Unterſuchung, kein Protokoll, kein richtiger Verlauf auf dem Wege Rechtens — kurz, Baron! ich habe dergleichen noch nicht erlebt, ſeit ich prakticire."

„Aber was iſt es denn eigentlich mit dieſem Caroli, was ſagt Euch Euere Liſte von ihm?" fragte ich neugierig. „Ihr wißt, Virgilius, zu mir könnt Ihr aufrichtig ſprechen, meine Bruſt iſt verſchloſſen, wie ein Grab."

„Kein Wort weiter!" verſetzte Blümlein und preßte den elfenbeinernen Stockknopf wider die Lippen. „Wenn unſer einem auch manchmal etwas Menſchliches befällt, und die Geduld ihn verläßt, und er dann herausplaudert, was er nicht ſoll, ſo erinnert er ſich doch bald wieder, daß Pflichten auf ihm ruhen, ſchwere, gewichtige Pflichten, von denen freilich ein Leichtfuß, wie Ihr, Baron, nichts weiß. Aber legt ab, ſetzt Euch, Baron, ich will mir's auch bequem machen."

Bei Virgilius war Alles ſo nett und zierlich eingerichtet, wie im Boudoir einer Gräfin. Nichts von jener genialen Unordnung, jener ſorgloſen Nachläßigkeit, die ſonſt die häusliche Einrichtung eines Junggeſellen bezeichnen. Er hatte von ſeinen Eltern ein bedeutendes Vermögen geerbt, von dem er

nur nicht gern sprach, sondern sich lieber für sehr arm ausgab, er diente dem Staate mehr aus Ambition, als um der Besoldung willen, er ritt sein Steckenpferd, indem er sich eine Reihe von Zimmern hielt, die sämmtlich auf das Glänzendste meublirt waren, in denen es an keinem Luxusartikel, der sie schmücken konnte, fehlte. Man konnte sich deshalb recht behaglich bei ihm fühlen, und da ich ohnehin weitere Absichten mit ihm hatte, so folgte ich seiner Einladung.

„Blümlein," sagte ich, indem ich mich auf die elastische Ottemane streckte, „ich will Euch gestehen, daß ich einen besondern Antheil an dem armen, alten Sebastiano nehme. Verfährt man recht, verfährt man billig mit ihm? Ich wette darauf, bei einer nähern, genauen Untersuchung hätte sich ausgewiesen, daß er eine schwere Schuld an den Zechi abzutragen hat, daß sein Verbrechen bei Weitem nicht so groß ist, wie es scheint, daß der Ruhmestempel des welschen Gurgelvirtuosen zusammenfällt, wie ein Kartenhaus."

„Meine ich denn nicht dasselbe," erwiederte hitzig der Aktuar, der sich indessen in einen blendendweißen Hausrock geworfen hatte. „Himmelschreiend ist es, daß man ihn auf Zeitlebens vielleicht unter die Narren steckt; zu den Maleficanten, zu vernünf-

tigen, wohl constituirten Malificanten hätte er gehört, bis sich die Sache klar ausgestellt hätte, bis der Grad seiner Strafbarkeit aus dem quid juris hervorgegangen wäre."

„Wir müssen ihm sein Loos zu erleichten suchen;" fuhr ich fort, indem ich vertraulich näher rückte. „Wer weiß, ob ich nicht einen Theil von des Alten übereilter Handlung zu verantworten habe, da ich ihn Nachmittags mit Burgunder tractirt, der ihn vielleicht überreizte und in eine blutdürstige Stimmung versetzte. Es drängt mich in meinem Gewissen, ihn zu trösten, ihm Muth einzusprechen. Dann ist er gewiß auch ohne Geld, ohne das Nothwendigste. Hört mich ruhig an, Virgilius, und lasst Euch rühren, laßt Euch in eine weiche, nachgiebige Stimmung versetzen. Denkt an das graue Haar des Alten, an die wenigen Lebensjahre, die ihm noch übrig sind, an den schrecklichen Aufenthalt, zu dem ihn eine thörigte Milde, oder vielmehr eine Intrike seines Gegners verdammt hat! Vergeßt einmal den Polizeiaktuar, den Aktenmensch, den Protokeußührer, seyd nur rein ein Mensch, ein Christ, ein Nächster, der seinem Nächsten Mitleiden und Wohlwollen schenkt. Ich hoffe, Ihr seyd nun hinlänglich gerührt und in dieser Voraussetzung will ich Euch denn meinen Wunsch

offenbaren. Ich möchte den Alten gern sehen und sprechen. Ich weiß, daß Ihr Leute vom Amte alle miteinander wohl vertraut seyd, daß eine Dienstleistung die andere gewinnt, daß eine Hand die andere wäscht. Euch kann es nicht schwer fallen, durch Euere Bekanntschaften Eingang in's Spital, in den Kerker Sebastiano's zu bekommen. Dann nehmt Ihr mich mit, dann bereiten wir dem Alten eine gute Stunde, dann feiert Euer Menschengefühl den schönsten Triumph!"

„Es geht nicht," antwortetete barsch Virgilius, und sah starr zur Erde. „Es geht wahrhaftig nicht!" setzte er in einem schon mildern Tone hinzu.

„Virgilius," hob ich auf's Neue an, und ergriff seine Hand, die er mir überließ: „ich besitze noch immer die künstliche Pendule mit der Mechanik von Droz. Ihr habt sie Euch tausendmal gewünscht, Ihr habt mich tausendmal um ihren Besitz beneidet. Sie ist Euer, wenn Ihr mir Zugang zu dem alten Italiener verschafft!"

Ich hatte den Polizeiaktuar an seiner schwachen Seite angegriffen. Er sprang auf und durchschritt einigemal hastig das Zimmer. Dann blieb er vor mir stehen, sah mich eine kurze Zeit nach-

ſinnend an, und ſprach hierauf, indem er ſich mit dem Taſchentuche über die Augen fuhr:

„Wahrhaftig, Baron, Ihr habt mich gerührt, und wenn die Rührung nicht gleich zum Durchbruche kam, ſo war es nur deshalb, weil ich ihr die Amtswürde, das Polizeigefühl entgegenſtellte. Aber jetzt kann ich nicht länger meine wahre Geſinnung verbergen. Ja, Baron, ich bin in dieſem Augenblicke ein reiner Menſch, ein liebevoller Nächſter, und den Aktuar habe ich weit hinweggeſchoben in die Aktenſtube, in die Regiſtratur wohllöblichen Amtes! Wir wollen den Alten ſelbander beſuchen. Wir wollen ihm Troſt, wir wollen ihm Mitgefühl bringen. Ich werde eine Flaſche Wein und kalten Braten einſtecken, um ihm beſſere Begriffe von der Menſchheit einzupflanzen. Er ſoll nicht an ihr verzweifeln, er ſoll ſehen, daß es noch ſchöne Seelen, ſelbſt in hieſiger Reſidenz gibt, daß ſogar ein Polizeibeamter auch ein Menſch ſeyn kann. Aber reinen Mund gehalten, Baron! Keinem Menſchen eine Silbe geſtanden, und wenn Daumſchrauben und ſpaniſche Stiefeln angelegt würden! Der Mond geht erſt gegen Mitternacht auf. Das müſſen wir berückſichtigen. Um zehn Uhr präziſe finden wir uns an der hintern Rotunde der Domkirche: das Loſungswort iſt Caroli. Für das Übrige

laßt mich sorgen. Wir haben Mittel und Wege, allenthalben einzutreten, wo eine hohe Obrigkeit waltet, einer wohllöblichen Polizei ist keine Thüre verschlossen."

„Ihr seyd ein Prachtmensch, Virgilius!" rief ich aufspringend. „In einer halben Stunde habt Ihr die Pendule im Hause."

„Ich nehme sie an," versetzte Blümlein, indem er mich zurückhielt: „aber nur unter einer Bedingung. Ich zahle Euch den Preis, den sie Euch kostet. Bestechen läßt sich ein Mitglied hiesigen wohllöblichen Polizeiamts nicht, aber wohl durch eine Gefälligkeit verbinden. Ich weiß, Baron, wie lieb Euch die Pendule ist, daß Ihr sie eben so hoch haltet, wie ich sie hoch halten werde, und dennoch seyd Ihr edel genug, Euch von ihr trennen zu wollen, um einem Unglücklichen Trost und Hülfe zu bringen! Das hat mich gerührt, das hat mich bewegt bis tief in meine Brust hinab, das hat mich beinahe zu Thränen genöthigt, die einem Manne in meinem Amte durchaus nicht geziemen. Dieser schönen Stunde zum Gedächtniß werde ich die Uhr bewahren. Sie soll den Ehrenplatz auf meinem Sekretär von Citronenholz erhalten, und jedesmal, wenn der Mohr heraustritt mit dem Colibri im kleinen goldnen Käficht und der Colibri anfängt

mit den Flügeln zu ſchlagen, das Smaragdhälschen zu drehen und ſein Liedchen zu pfeifen, dann werde ich mich Eurer und Eurer Menſchenliebe erinnern, dann werde ich des Augenblicks gedenken, wo wir im edeln Bund beſchloſſen, einen Unglücklichen zu tröſten, ihn mit Wein und kaltem Braten zu erheitern."

Der Aktuarius war wirklich gerührt. Eine groſse Thräne glänzte in dem einen Auge, während das andre nach dem Platze ſchielte, den die Pendule in Zukunft einnehmen ſollte. Er begleitete mich zur Treppe. Dort drückte er mir abſchiednehmend die Hand und ſagte noch einmal:

„Caroli iſt die Loſung!"

Der Beſuch bei Zechi.

Um mich den überläſtigen Fragen der Neugierigen zu entziehen, beſchloß ich heute nicht, wie gewöhnlich, die Wirthstafel im römiſchen Kaiſer zu beſuchen, ſondern mein Mittagsmahl ganz einſam in meinem Zimmer zu nehmen. Als ich zu Hauſe anlangte, war ich nicht wenig betroffen, ein Billet von Signor Zechi zu finden, das, mit zitternder, ſchwacher Hand geſchrieben, Worte des Dankes an ſeinen Lebensretter und eine Einladung, ihn zu be-

ſuchen, enthielt. Was konnte mir erwünſchter ſeyn? Welche herrliche Gelegenheit bot ſich mir dar, ihn zu beobachten, durch einzelne Bemerkungen, unſcheinbar hingeworfene Worte vielleicht irgend eine Übereilung, eine Unbeſonnenheit von ſeiner Seite zu veranlaſſen, die mir einen Aufſchluß über ſein Verhältniß zu Sebaſtiano Infelice gaben. Wußte ich denn nicht bereits mancherlei, was hier dienen konnte, von der Tochter Giulietta, von dem Sänger Caroli? hatte er nicht ſelbſt ſich von dem Alten mit dem Namen Caroli nennen hören, und gezittert vor dem Worte, das ihn unerwartet traf, ſtand er nicht da vor dem Alten, wie ein Sünder vor ſeinem Richter?

Ohne zu zögern, trat ich den Weg nach Zechi's Wohnung an. Der Vorſaal war mit Livreedienern angefüllt, die ſich Namens ihrer Herrſchaften nach ſeinem Befinden erkundigen ſollten. Man ſchien mich zu erwarten. Zechi's Jockey ſprang ſogleich vor und benachrichtigte mich, er habe Befehl, mich im Augenblicke meiner Ankunft bei dem Verwundeten einzuführen. In dem dämmerigen Zimmer fand ich nur ihn und den fürſtlichen Leibarzt, der in ängſtlicher, beſorgnißvoller Stellung an ſeinem Lager ſtand. Ich erhielt einen Wink, mich ſtill zu verhalten. Zechi phantaſirte. Er brachte das wun-

derlichſte Zeug in italieniſcher Sprache vor, die Namen Giulietta und Sebaſtiano klangen dazwiſchen, dann ſprach er auch von der Prinzeſſin Eliſa, von Desdemona und Othello, von Roſſini's mörderiſcher Muſik und beſonders dem Finale, das er mit obligater Dolchbegleitung componirt habe. Aus Allem ging hervor, daß in der That mein Verdacht gegründet, daß Sebaſtiano nicht in einer bloßen augenblicklichen Geiſtesverwirrung das Meſſer auf ihn gezückt habe.

„Fatal, daß der Menſch in einer neuen unklaſſiſchen Sprache phantaſirt," flüſterte der Arzt mir zu, „die ein Jünger des Hyppocrates nicht gehalten iſt, zu verſtehn! Das ordinäre, commune Deutſch laſſe ich mir noch gefallen, denn das ſaugt man mit der Ammenmilch ein, das lernt man in der Kinderſtube, und auf der Straße. Da kann man denn auch die Phantasmata der Landeskinder hinlänglich begreifen, würdigen und ſelbſt für die Cur benutzen. Aber ein jeder Fremder, der in andere Länder reiſt, wo eine andere Sprache, als die ſeinige, geſprochen wird, ſollte von Rechtswegen, wie die Ungarn, lateiniſch ſprechen, um, wäre es auch nur für einen Krankheitsfall, in der gelehrten Sprache zu phantaſiren, in der Sprache, in der wir Ärzte ohnehin delibriren, conſultiren, receptiren

und curiren. Doch, silentium! Der Kranke wird ruhiger. Treten Sie noch ein wenig zurück, Herr Baron! Ich werde ihm einige Tropfen appliciren, die der Gluth des Fiebers entgegenarbeiten, ich werde diesen Ausbruch mederiren und hoffentlich in einen friedlichen Zustand reduciren."

Zechi hatte die Arme, mit denen er sehr in der Luft gearbeitet hatte, sinken lassen, die Augen geschlossen, und war nun still geworden. Durch die heftige Bewegung hatte sich der Verband um seine Schulter gelöst und der Medicinalrath mußte ihn fester binden. Dann gab er die Tropfen, die wirklich einen so guten Erfolg hatten, daß Zechi bald die Augen wieder öffnete, und sich mit einem Seufzer aufrichtete. Der Medicinalrath prüfte den Puls, sah dann nach der Uhr und sagte hastig:

„Es hat nichts mehr zu bedeuten, liebwerthester Signor! Der Anfall ist glücklich passirt und wird vor Abends, wenn nicht besondere Umstände arriviren, nicht retourniren. Nur hübsch gelassen, tranquill und mederat! Wasser mit Himbeersaft, Limonade, Zuckerwasser, dann und wann ein niederschlagendes Pulver — mehr bedarf es nicht, um das Gleichgewicht der Körperkräfte zu retabliren. Was die Wunde betrifft, so führt sie nicht die mindeste Gefahr mit sich, aber für Hof und Stadt die trau-

rige Nothwendigkeit, ihren Liebling, den hohen Meister des Gesanges, auf Wochen vielleicht noch entbehren zu müssen. Jetzt ruft mich die Pflicht zur Prinzessin Elise. Die arme Hoheit! Schon seit gestern Abend liegt sie in Krämpfen und spricht nur von Dolch und Mord. Auf Wiedersehn, liebwerthester Signor! Ich lasse Sie in der besten Gesellschaft, mit unserm theuren Baron, Ihrem hochgepriesenen Lebensretter."

Während der Medicinalrath sich zur Thüre hinausdrehete, fielen Zechi's Blicke auf mich. Er erkannte mich und lächelte zu mir hin; aber in diesem Lächeln lag etwas Scheues, Forschendes und Lauerndes, das mir auffallen mußte. Ich nahm auf seine Einladung an seinem Lager Platz. Er schien unentschlossen, wie er das Gespräch mit mir eröffnen solle. Endlich begann er in einem sehr verbindlichen Tone:

„Sie haben mir gestern einen so großen Dienst erwiesen, daß ich mir es nicht versagen konnte, Ihnen mündlich meinen Dank abzustatten. Aber Sie sprechen vielleicht Italienisch und mir fällt das Deutsche so schwer?" setzte er hinzu, indem sein Auge listig auf mir ruhte.

Ich erkannte, daß diese Frage absichtlich sey, aber ich bejahete sie ungezwungen. Eine flüchtige

Röthe flog über sein Angesicht. Ich sah in seine Seele. Er konnte denken, daß ich Sebastiano's Ausruf bei dessen Angriff auf seine Person vernommen habe, er schien aber noch unentschieden, er hoffte vielleicht noch, ich hätte ihn überhört.

„So Wunderliches ist mir noch nie begegnet, wie am gestrigen Tage;" fuhr er in seiner Muttersprache fort, und versuchte zu lächeln. „Dieser bedauernswürdige Sebastiano Infelice, dieser herumziehende Lautenschläger, dessen Gehirn schon seit langer Zeit verwirrt ist, mit dem mich schon in so mancher Stadt meines Vaterlandes der Zufall zusammengebracht hat, wo ich Gelegenheit hatte, ihn aus Verlegenheiten aller Art zu reißen, schnappt mit einemmale, von Meister Rossini's Musik allzu gewaltig ergriffen, gänzlich über, vergißt in der Comödie, daß sie nur Comödie ist, hält sich für den Brabantio, der berufen, die schuldlose Desdemona zu rächen, und hat dann natürlicher Weise nichts Angelegentlicheres zu thun, als mir, dem grausamen Othello, den Dolch an die Gurgel zu setzen. Es wäre zum Todtlachen, wenn es nicht zugleich so höchst traurig wäre! Der arme Alte dauert mich. Ein Glück für ihn, daß mein Zeugniß ihn vom Schaffot retten konnte!"

„Der Mann muß ein tiefes Leiden erlebt haben,"

verſetzte ich ſo gleichgültig als möglich, „das dem des Vaters der Desdemona ähnlich iſt. Er ſang geſtern Mittags im römiſchen Kaiſer eine Romanze von Pietro Neri und ſeiner Gattin, von blinder Eiferſucht und entſetzlicher Rache, kurz von einem dem Sujet des Othello gleichen Inhalte, der ihn in der Tiefe ſeiner Seele zu erſchuttern ſchien. Später unterhielt ich mich mit ihm, und konnte aus einzelnen leidenſchaftlichen Äuſſerungen erkennen, daß ein gewiſſer Caroli ihm die Tochter entführt und ebenfalls in toller Eiferſucht getödtet habe, daß er nun dieſem Caroli nachſtrebe mit aller Kraft, welche ihm noch übrig ſey, um Blutrache an ihm zu nehmen, um die Tochter zu rächen."

Ich beobachtete den Sänger. Er war leichenblaß geworden. Er zwang ſich zu lächeln, aber ſeine Lippen bebten, ſeine Wangen zuckten.

„Darin liegt ja eben das Beſondere der Sache," ſprach er endlich mit zitternder Stimme, „das iſt der Umſtand, mit dem der Teufel ſein Spiel treibt, daß ich mit jenem Caroli, der einſt ein groſſer Sänger geweſen, auf einer Seereiſe von Neapel nach Genua aber im Schiffbruche umgekommen ſeyn ſoll, eine wunderliche, täuſchende Ähnlichkeit haben mag. Es kann ſeyn, daß der Alte ſich über

diesen zu beklagen hat, ich gebe sogar zu, daß er ihm eine Tochter verführt, entführt und gar ermordet haben mag, aber bin ich nicht derjenige, der hierbei am meisten zu beklagen ist, der Belästigte, unschuldig Verfolgte?“

„Freilich!“ sagte ich leichthin. „Aber eben das Gefühl Ihrer Unschuld muß ein Trost für Sie seyn, und ich begreife noch nicht, wie Sie, ein starker, rüstiger Mann, dem es nicht an Muth fehlen kann, dem schwachen Alten so widerstandlos gegenüber stehn konnten?“

„Herr Baron,“ entgegnete der Sänger finster, „es gibt Dinge, die selbst den muthigsten Mann zum schwachen Kinde machen können, die seine Geisteskraft für Augenblicke vernichten, seine körperliche Stärke lähmen. Glauben Sie mir, ich bin keine Memme, die so leicht erschüttert wird, daß sie vor einem blanken Stahl in die Knie sänke, daß sie sich keines Mordangriffs zu erwehren wüßte! Wir Italiener haben heißes Blut, wir leben nicht, wie Ihr Nordländer, in dieser eisigen Starrheit der Seele, in dieser beständigen Wachsamkeit über die Leidenschaften. Ein verwegener Blick, ein unbedachtes Wort reicht hin, den Dolch nach unsrer Brust zu lenken, und Angriff und Vertheidigung werden zur Gewohnheit, die jedem augenblicklichen

Ereigniſſe ſteht. Aber dieſer alte Lautenſchläger, dieſer ſogenannte Sebaſtiano Infelice," fuhr er finſtrer und indem ein Schauer ſeinen Körper durchbebte, fort, „mußte am geſtrigen Abende eine außerordentliche, grauenvolle und entſetzliche Erſcheinung für mich ſeyn. Sprechen Sie, Herr Baron, würde nicht auch Ihr Muth, Ihre nordiſche Standhaftigkeit unterlegen haben, wenn Sie in einem ſolchen Augenblicke, erſchöpft von der Darſtellung einer angreifenden, leidenſchaftlichen Rolle, plötzlich ein Weſen als ihren mörderiſchen Gegner erblickt hätten, das Sie vor Jahren ſchon todt und ſtarr im Sarge ſahen, das Sie begraben und verweſend glauben mußten?"

Auf dieſe Eröffnung war ich nicht gefaßt. Der Sänger bemerkte meine Überraſchung; er mochte ſie für Ungläubigkeit nehmen.

„Ja, mein Herr," ſprach er heftig weiter, „ich habe dieſen blutdürſtigen, wahnſinnigen Alten, als ich vor mehreren Jahren durch Mailand reiſte, und ich ihn in dem Hauſe, das man mir als ſeine Wohnung zeigte, aufſuchte, als eine Leiche geſehen, die man eben in den Sarg niederlegte, um ſie zur Gruft zu bringen. Ich habe ſeine ſtarre, kalte Hand gehalten, ich habe vergebens nach einem Zeichen des Lebens geſucht, ich reiſte weiter mit der völli-

gen Überzeugung, er gehöre nun zu den Todten, er habe die Ruhe endlich gefunden, die ihm das Leben nicht gewährte. Er war aus meinem Gedächtnisse verschwunden, er lag bei so vielem Andern, was die Zeit nimmt, und was der Lebende, will er anders seine Heiterkeit bewahren, fern von sich halten soll. Und dennoch — dennoch — gestern, gerade nach der Vorstellung des Othello, mußte diese Leiche wieder aus ihrem Grabe aufsteigen, mußte sie vor mich hintreten, mußte sie — Herr Baron, es ist entsetzlich, sinneverwirrend, aber Sie wissen mir vielleicht Aufschluß zu geben, Sie kennen den Alten, Ihnen hat er vielleicht Entdeckungen gemacht, welche dieses Geheimniß enthüllen."

„Nicht im Mindesten;" versetzte ich kalt, indem ich aufstand. „Sie behaupten ja selbst, daß Sebastiano wahnsinnig sey. Welches Vertrauen verdiente auch die Aussage eines Verrückten?"

„Er ist toll, völlig toll, sage ich Ihnen;" fuhr er zornig auf, als hielte er mich für zweifelnd und wollte mit Gewalt seiner Aussage Kraft verleihen. „Wie könnte auch ein anderer, als ein Verrückter, es wagen, mich auf der Bühne, im Angesichte vieler Menschen, ermerden zu wollen. Niemand zweifelt an seiner Geistesverwirrung. Hof und Stadt

ſind davon überzeugt: ſie allein vermag ihm das Leben zu retten."

Ich verbeugte mich ſtumm und abſchiednehmend. Als ich der Thüre nahe war, reichte er die Hand zu mir hin und gab mir ein Zeichen, noch einmal an ſein Lager zurückzukehren.

„Es iſt ſeltſam, mein Herr," ſagte er mit Empfindlichkeit; „Sie haben mir einen Dienſt erwieſen, den ich Ihnen höchſt wahrſcheinlich nie vergelten kann, einen Dienſt, durch den man gewöhnlich denjenigen lieb gewinnt, dem man ihn erzeigt, indem man ihn dann für ſein Geſchöpf, faſt möchte ich ſagen, für ſein Eigenthum anſehen kann; und dennoch fühle ich recht wohl, daß etwas Herbes, Brennendes zwiſchen uns liegt, daß Sie ſich abgeneigt fühlen, mir ein offenes, freundliches Vertrauen zu zeigen, daß irgend ein Umſtand, den ich nicht errathe, Sie gegen mich eingenommen hat. Es iſt möglich, daß Ihr Vertrauen ſich nach einer Richtung gewandt hat, die es nicht verdient, daß gerade von dieſer Seite Ihr Mißtrauen gegen mich berührt. Aber glauben Sie mir," ſetzte er ſtolz hinzu, „daß keine Anklage gegen mich aufkommen kann, daß mir Mittel zu Gebote ſtehen, diejenigen, die mir durch falſche, nachtheilige Mittheilungen an's Publikum, ſchaden wollen, verſtummen zu machen."

„Ich zweifle nicht daran!“ verſetzte ich ironiſch lächelnd. „Dergleichen kann auch nöthig ſeyn für einen und den andern Fall, ich aber beneide denjenigen nicht, der ſolcher Mittel bedarf.“

Zechi ſchien nicht zufrieden mit dem Ergebniß unſerer Zuſammenkunft. Wir trennten uns ohne Abſchied. Indem ich mich entfernte, warf er mir einen finſtern, argwöhniſchen Blick zu und kehrte ſich dann mit dem Geſichte gegen die Wand.

Giulietta.

Wie geſtern, ſo wurde mir auch heute wieder der Gang zu Röschen zu einem Freuden- und Blüthengange. Alles, was mich beunruhigte, was mich verwirrte und, wie Göthe's Egmont ſagt, einen fremden Tropfen in mein leichtes Blut geworfen hatte, wollte ich dort vergeſſen, wollte ich im Anblicke des lieblichen Mädchens, bei der Beſchäftigung mit ihr, aus meiner Seele wegziehen laſſen, wie eine ſchwere Wolke von dem Himmel eines Sommertages. Ich fand das anmuthige Kind wiederum am Schreibtiſche meiner harrend. Ein Blumenſtrauß, von ihrer Hand ſinnig zuſammengefügt und geordnet, lag auf dem Tiſche vor meinem Sitze.

Als ich in's Zimmer trat, legte ſie den Finger

bedeutungsvoll auf die Lippen und winkte mir Stille zu. Der Kranke ſchlief. Ich ſetzte mich leiſe zu Röschen, ſah ihr Übungsbuch nach und lobte nach Verdienſt, was ſie in meiner Abweſenheit geſchrieben hatte. Im Laufe des Morgens ſchon hatte ſie Unterricht in Handarbeiten genommen; ſie that jetzt Alles, um das Verſäumte nachzuholen. Ihr kindliches, liebliches Weſen entzückte mich. Sie zeigte ein Zutrauen, eine Ungezwungenheit, als hätte ſie mich Jahre lang gekannt, als ſey Alles, was ſich ſeltſam genug zwiſchen uns geſtaltet hatte, gerade ſo, wie es ſeyn müſſe. Im Zimmer ihrer Mutter war es ganz ſtill; zwiſchen uns herrſchte blos ein leiſes Flüſtern, das den Vater nicht ſtören konnte. Sie war eifrig beſchäftigt, meine Schriftzüge nachzuahmen; ich verbeſſerte, wo es nöthig war, ich gab Anleitung, das Verfehlte beim nächſtenmale zu vermeiden. Es wurde mir aber doch endlich gar zu ſchwer, die Rolle des Lehrers zu behaupten.

„Ach, Röschen!“ ſagte ich zuletzt mit einem Seufzer, der komiſch genug geklungen haben mag: „wenn nun die ſchöne Zeit vorüber iſt, in der wir jetzt leben, wenn du dich aller Geheimniſſe der Schreibkunſt bemächtigt haben wirſt, was deinen guten Anlagen zu Folge nur zu bald geſchehen

dürfte, wenn wir nicht mehr so traulich, so friedlich und still vergnügt zusammensitzen, wie jetzt, wirst du dann wohl noch an mich denken, wirst du mir auch wohl ein Wenig gut bleiben?"

„Wie einem Vater!" antwortete das Mädchen und sah mich so offen und treuherzig dabei an, daß es mir in die Seele schnitt. Das war also aller Lohn, den meine Liebe, die sich von Augenblick zu Augenblick vermehrte, zu erwarten hatte! Das war das höchste Glück, das ich mir versprechen durfte: Kindesliebe von einem reizenden Mädchen, das etwa sechs Jahre junger war, als ich! O, der Schreinergesell, der Schreinergesell! Der Gedanke an ihn fiel mir schwer auf's Herz. Er hatte mir den Himmel meiner Zukunft vornweg gestohlen, er war der Verderber, der meine Liebeshoffnungen im Keim erstickte. Ich wurde einsilbig und finster. Röschen mußte es empfinden; sie wurde scheu und blöde.

Als ich den Unterricht schloß, erwachte der Alte.

„Da sind Sie ja glücklich und mit heiler Haut!" rief er mit heiserer Stimme, die oft vom Husten unterbrochen wurde. „Wir haben Dinge von Ihnen gehört, die uns um Sie besorgt machten, Herr Baron, die uns aber auch einen neuen Beweis von Ihrem Edelmuthe gaben. Ja, ja, Sie lieben die Musik und da müssen Sie nothwendig auch ein

edler Menſch ſeyn! Die Muſik hatte Sie begeiſtert geſtern Abend, deshalb retteten Sie ein Menſchenleben.“

Auch in dieſe Hütte hatte das geſchwätzige Gerücht mein geſtriges Abentheuer getragen, entſtellt, verkehrt, wie es ſchien. Jetzt wurde Röschen wieder geſprächig. Sie ergriff theilnehmend und beſorgnißvoll meine Hand, ſie verſicherte, daß ſie große Angſt um meinetwillen ausgeſtanden habe, da die erſte Nachricht dahin gelautet, ich habe den Stoß, der dem italieniſchen Sänger gegolten, aufgefangen und liege nun ſelbſt ſchwer verwundet danieder. Später hatten ſie dann freilich die Wahrheit erfahren und den Himmel geprieſen, der mich, ihren Wohlthäter, beſchützt.

Durch Röschens Händedruck, durch ihre innige Theilnahme fühlte ich mich wieder erwärmt. Der kranke Gärtner hatte wunderbare, geheimnißvolle Dinge von dem Lautenſchläger vernommen. Man wollte ihm übernatürliche, magiſche Kräfte beilegen, der Aberglaube ſagte aus, die Thüre ſeines Gefängniſſes ſey durch einen Prieſter geweiht und gebannt worden, denn gegen gewöhnliche Riegel und Schlöſſer wiſſe ein ſolcher Teufelsgenoß immer Mittel. Ich ſelbſt, hatte man verſichert, ſey ein Gegenſtand ſeiner ſchwarzen Kunſt geweſen,

denn er habe mich verzaubert durch einen wunderlichen Gesang, so daß ich ihm Freundschaft und Vertrauen geschenkt, weshalb ich ihn nicht allein mit Burgunder regalirt, sondern ihm sogar auch das Theaterbillet geschenkt, das er so schändlich zu seinen mörderischen Absichten mißbraucht habe.

Ich sah nicht ein, warum ich diesen Leuten, die so abgeschlossen und fern von dem gewöhnlichen Treiben der Welt lebten und einen Antheil an mir nahmen, der mich erfreuen mußte, die ganze Sache nicht im Lichte der Wahrheit hätte zeigen sollen. Ich erzählte ihnen die Art und Weise, wie ich den alten Maëstro hätte kennen lernen, ich bemerkte wohl, daß in meinem Rücken die Thüre des Nebenzimmers leise geöffnet wurde, und ich einen Zuhörer mehr erhalten hatte; aber ich ließ mich in meinem Vortrage nicht stören, ich erzählte Alles, wie es mir begegnet, ich nannte die Namen Sebastiano Infelice und Caroli. Da sah ich mit einemmale den Gärtner sich hoch aufrichten und mich anstarren, da sah ich sein Angesicht in Fieberhitze erglühn, da sah ich Röschen erblassen und erbeben, und ihre Blicke ängstlich nach der Thür des Nebenzimmers gerichtet. Ein tiefer, klagender Laut ertönte hinter mir. Überrascht wandte ich mich um und stand nun einer hohen Frauengestalt gegenüber,

die in ſchwarze Seide gekleidet war und überhaupt in ihrem ganzen Äuſsern eine Würde, in den übrigen Stücken ihres Anzugs einen gewiſſen Prunk zeigte, die mit der Ärmlichkeit der ganzen Umgebung auffallend contraſtirte. Sie hatte Ähnlichkeit mit Röschen, aber ſie ſchien ſich ſo wohl erhalten zu haben, daſs man ſie eher für des Mädchens ältere Schweſter, als für ihre Mutter gehalten haben würde. Ihre groſsen, ſchwarzen Augen hafteten feſt auf mir. Ein dunkles Feuer brannte in ihnen, jener Ausdruck, der den Unglücklichen, welchen oft das Licht des Geiſtes ſich verdunkelt, eigen iſt. Dennoch ſchien es mir, als ſeyen Röschen und ihr Vater erſtaunt, ſie in einer ſo ruhigen, ſonſt durch nichts eine Geiſteskrankheit anzeigenden Haltung zu ſehen.

„Mein Herr,“ ſagte ſie in einem fremdartigen Accorde, aber ſehr melodiſchen Stimme zu mir, „was Sie erzählen, geht mich an, es iſt mein Eigenthum, einzig und allein das meinige, wenn es noch Rechte der Kindesliebe auf einen Vater gibt. Es iſt vielleicht nicht gut, wenn dieſer kranke Mann Dinge vernimmt, die ihn tief erſchüttern können, wenn dieſes Mädchen von Begebenheiten hört, die uber ihrem Geſichtskreiſe liegen, von denen es vielleicht beſſer iſt, daſs ſie ihr immer verborgen

bleiben. Folgen Sie mir in mein Gemach! Erzählen Sie dort weiter und erkennen Sie die Ansprüche, die ich besonders auf Ihre Mittheilung habe!“

Das war nicht die Sprache einer Wahnsinnigen. Röschen blickte mit Hoffnung und Zagen auf die Mutter. Man konnte erkennen, daß sie seit Jahren vielleicht zum erstenmale diese in einem Zusammenhange sprechen hörte, der dem Besonnenen, dem geistig Gesunden angehört. Der Vater saß noch immer starr und staunend in seinem Bette aufrecht. Auf einen wiederholten Wink der Frau folgte ich ihr in das Seitenzimmer, dessen Thüre sie hinter uns verschloß. Hier fand ich von neuem Ursache zu Befremden und Verwunderung. Alles war hier behaglich und zierlich eingerichtet. Die Möbel waren anständig, wenn auch nicht mehr neu, blendend weiße Vorhänge zierten die Fenster und umgaben zwei Lagerstätten, die für Mutter und Tochter bestimmt seyn mochten. Sogar einige Kupferstiche von Werth hingen an den Wänden. Nur zu einem hübschen Pianoforte, das zu dem Übrigen gepaßt hätte, schien man das Geld noch nicht erschwingen zu können; denn das Clavier, das in einem Winkel stand, verrieth in seinem ganzen Äußern Alter und Gebrechlichkeit.

Die Frau schien die Ursache meines Erstaunens

zu errathen. Indem ſie mich nöthigte, auf einem Sopha neben ihr Platz zu nehmen, ſagte ſie haſtig:

„Mein guter Mann hat ſich oft ſelbſt das Nothwendige entzogen, um mir es bequem und wohlgefällig zu machen. Aber jetzt erzählen Sie weiter, mein Herr, erzählen Sie von Sebaſtiano Infelice, ſeiner Tochter, der unglücklichen Giulietta!“

Meine Ahnung war Gewißheit geworden. In Röschens Mutter ſah ich die Tochter Sebaſtiano's vor mir, ſie, die er todt, die er ein Opfer der Eiferſucht Caroli's wähnte. Ich bezeigte ihr mein Erſtaunen, ich ſagte ihr, daß der Vater überzeugt ſey, ſie gehöre ſchon zu den Verſtorbenen und auf ihm ruhe die Pflicht, ſie an ihrem Mörder zu rächen. Sie hörte mich ruhig an und lächelte bitter.

„Ein andrer glaubte mich auch todt,“ ſagte ſie dann kalt. „Er glaubte, der Tod ſey über mich gekommen im Schlafe und ein weißes Leichentuch liege auf mir, das mich ewig bedecke; aber da kam ein Engel Gottes und nahm das Leichentuch von mir und hauchte mich an mit dem Lebensodem, und ich erſtand wieder und wandle nun umher, fremd geworden den Menſchen und oft mir ſelbſt. O, es ſind viele Jahre her ſeitdem, und es war manchmal recht dunkle Nacht in mir, wenn ich an den

Vater dachte und wie meine Flucht ihn gegrämt haben müsse, der nichts gehabt als mich, wie der Gram ihn getödtet haben werde und der Fluch des Vatermordes auf mir liege! Und nun — nun — die Mutter Gottes und alle Heiligen seyen gepriesen — nun lebt er und ich bin keine Vatermörderin, kein schwerer Fluch lastet auf mir, nun wird es wieder hell in mir auf immer, und die Kunde: er lebt! strahlt wie ein mildes Sonnenlicht in mein Leben! Aber jetzt, mein Herr, sprechen Sie weiter, erzählen Sie, lassen Sie mich nicht länger harren, ich habe noch Vieles zu hören."

Ich folgte ihrem Verlangen. Sie hatte ein Recht auf eine genaue, vollständige Mittheilung in dieser Angelegenheit. Sie erfuhr Alles, selbst meinen, bei ihrem Vater für den heutigen Abend beabsichtigten Besuch mit Blümlein. Als ich geendigt hatte, stand sie auf. Sie durchschritt einigemale schweigend und nachsinnend das Zimmer, dann blieb sie vor mir stehen und sprach in grosser Bewegung:

„Mein Herr, das Herz einer Tochter, die zwanzig Jahre von ihrem Vater getrennt gewesen, die sich schweren Unrechts gegen diesen bewußt ist, und nach seiner Verzeihung sich sehnt und sie hofft, wendet sich flehend zu Ihnen. Nehmen Sie mich mit zu meinem Vater! Geben Sie dem Greise seinen

Frieden, geben Sie ihm die Überzeugung meines Lebens zurück, lassen Sie mich seine Liebe wiederfinden, lassen Sie mich die theuern Züge sehen, die das Alter verändert, aber nicht unkenntbar für mich gemacht haben kann. Ich bin zum Tage erwacht. Lassen Sie mich auch seine Freude genießen. O, ich weiß, Sie sind ein edler Mensch, Ihr Herz ist nicht dem Mitgefühle für fremdes Leiden verschlossen! Welches schöne Bewußtseyn für Sie, mir Gelegenheit zur Versöhnung mit dem Vater gegeben zu haben, ihm die wenigen Schritte, die er noch zum Grabe hat, zu erleichtern. Ich habe Alles vergessen, nur ihn nicht. Mag jener Zechi der schändliche Careli seyn, es ist mir gleichgültig in diesem Augenblicke, ich denke nur an den Vater, ich schwanke nur zwischen Hoffnung und Furcht, wie Sie meine Bitte aufnehmen. O, seyn Sie gütig, widerstehn Sie ihr nicht!"

Ich vermochte es auch nicht. Schon hatte ich ihre beiden Hände ergriffen, schon hatte ich ihr die Gewährung zugewinkt.

„Wir wollen es versuchen!" erwiederte ich jetzt. „Ist Virgilius Herz nicht so hart, wie Stahl und Marmor, so führt er uns beide ein bei Ihrem unglücklichen Vater. Ich vertraue viel auf sein Rechtsgefühl, auf seine Menschlichkeit. Halten Sie

sich um zehn Uhr fertig, Madame! Ich werde Sie abholen."

Sie wollte mir zu Füßen fallen. Ich hielt sie zurück und verließ eilig, ehe sie den Versuch wiederholen konnte, das Zimmer. Jetzt dachte ich noch einige Augenblicke mit Röschen fröhlich zu verplaudern, auf den Ernst den Scherz, auf das Bittere das Süße folgen zu lassen; aber der neckende Kobold meiner Liebe trieb wieder sein boshaftes Spiel mit mir. Wer saß denn, als ich in das Wohngemach trat, breit und fest am Lager des Kranken, und las ihm die Zeitung vor, während Röschen ihm gegenüber sehr andächtig zuhörte, und die Blicke nicht von seinen frischrothen Wangen abwandte? Niemand anders, als der fatale Schreinergesell, der unheildrohende Nachbarssohn, der verdächtige Kindheitsgespiele! Er stand bei meinem Eintritte auf und verbeugte sich ehrerbietig; Röschen machte Miene, mir ihren Platz einzuräumen; ich aber grüßte Alle im Ärger leicht und flüchtig, entfernte mich schweigend und stürmte, von bittern Empfindungen ergriffen und gequält, zum Hause hinaus.

Die Überraschungen.

Die zehnte Abendstunde tönte in mächtigen Schlägen vom hohen Thurme des Domes herab.

Giuliettten am Arme, betrat ich den finstern, weiten Raum, der die Kathedrale umgab. Der Himmel war mit Wolken bedeckt. Kein Sternchen glänzte herab; es war ein stiller, warmer Abend, und in den Straßen herrschte eine vollkommene Öde, da die Furcht vor einem nahenden Gewitter die Bewohner in ihren Häusern zurückhielt. Giulietta sprach nichts, aber die Hast, mit der sie fortschritt, ihre schweren, unruhigen Odemzüge verriethen mir die Stimmung ihres Innern. Der Arm, der in dem meinigen lag, zitterte, ich fühlte den Schlag ihres Pulses durch die Kleidung hindurch.

Wir hatten schon einigemale das weitläufige Gebäude umschritten, ohne einer Menschenseele zu begegnen. Meine Gefährtin wurde ungeduldig. Sie brach jetzt zum erstenmale das bisher beobachtete Schweigen und äußerte die Besorgniß, mein Freund möge seines Versprechens vergessen haben. Da vernahm ich in der Ferne ein leises Husten. Das konnte, das mußte Blümlein seyn. Ich führte sie hinter einen Vorsprung des Gebäudes und bat sie, meiner zu harren. Ich wollte den Polizeiactuar nicht unvorbereitet mit ihr zusammen bringen, ich wollte ihm erst die Nothwendigkeit, dem armen, verlassenen Alten die todtvermeinte Tochter wiederzugeben, recht anschaulich machen.

„Caroli!“ flüſterte es da aus einer Vertiefung, welche zwei Pfeiler bildeten, mir zu.

„Caroli!“ antwortete ich und fühlte Blümleins Hand in der meinigen.

„Caroli!“ rief da laut und unverſchämt noch eine dritte Stimme aus dem Hintergrunde der Niſche, und gleich darauf legte ſich eine dritte Hand auf unſere beiden vereinigten. Dieſe fuhren auseinander wie vom Blitzſtrahle getroffen. Ein lautes Gelächter folgte unſrer raſchen Bewegung. Wir erkannten, ſo viel es die Dunkelheit erlaubte, die Umriſſe der corpulenten Geſtalt unſeres Bekannten, des Commercienrathes, wir vernahmen ſeine Stimme, die ſich jetzt ſpottend erhob.

„Habe ich Euch gefangen, Ihr loſen Vögel?“ lachte er. „Meinen trefflichen Tiſchnachbarn, den Menſchenleben rettenden Baron und meinen alten Special Virgilius! Was Henker, fällt Euch ein, daß Ihr hier unter freiem Himmel, beim drohenden Gewitter, im Schatten des alten ſpuckhaften Domes collationiren, crouſteliren oder gar kalt soupiren wollt? Ja, ja, Virgile, ich habe Ihn ſcharf unterm Auge gehabt, als Er bei der Legendre kaltes Rebhuhn, Rehbraten und Capwein beiſteckte! Ich dachte gleich, das geht auf irgend eine Partie hier mit einem guten Freund los, du mußt dabei

ſeyn, du mußt die Gelegenheit beim Schopfe faſſen. Da bin ich Ihm denn auf Schritt und Tritt gefolgt, Virgile, und nun habe ich Ihn und den Baron und es ſoll an ein luſtiges, ſchmackhaftes Leben gehn, meinetwegen auch unter freiem Himmel, unterm Eingangsgewölbe des Domes, bei Donner und Blitz! Ich war von jeher ein Freund ſolcher genialen Partieen, ſie ſind der wahre Cayennepfeffer zu dem Eſſen, das man minimmt. Ihr müßt nicht auch glauben, daß ich mich lumpen laſſe und ledig komme. O, nein! Ich trage delicate Gänſeleberpaſtete und gefüllten Welſch im Sack, und beide Bruſttaſchen habe ich mit einem Fuß de perdrix gefüttert, das ſeines Gleichen nicht mehr hat in der Reſidenz."

Konnte es eine fatalere Überraſchung geben? Blümlein war außer ſich. Ich hörte ihn an meiner Seite franzöſiſch fluchen, was er nur that, wenn ihn der Zorn übermannte. „Diantre, Diable!" ertönte es zwiſchen den zuſammengebiſſenen Zähnen und das weiße Knopfchen ſeiner Badine ſchwirrte durch die Finſterniß wild um ſeinen Kopf. Endlich ſchien er ſich zu beruhigen oder vielmehr ſchien ſeine innere Bewegung einen andern Charakter anzunehmen. Er lachte trotzig und höhniſch, trat dem Commercienrath näher, und ſagte verbiſſen:

„Es iſt gut, Commercienrath, und weil Er einmal da iſt, ſo kann er auch mitgehn! Diable! Ich will Ihn an einen Ort führen, wo Er sauce piquante aux petites maisons zu ſeinem gefüllten Welſchen haben ſoll und durſtige, abgeſchrieene Gurgeln genug für ſein unvergleichliches Oeil de perdrix. Wir wollen creuſteliren und ſoupiren hinter Schloß und Riegel, beim Geraſſel der Ketten, beim Geſchrei der Übergeſchnappten, in einem Salon, den ein einziger Dacht mit faſt aufgezehrtem Öl in die glänzendſte Gasbeleuchtung verſetzt. Diantre! Er ſoll ſeine Freude haben, Commercienrath. Komm Er nur mit, fürchte er ſich nicht!“

„Das thu' ich auch nicht!“ verſetzte mit bebender Stimme Meuſelwitz. „Mag Er noch ſo toll räſoniren, Virgile: Er ſchreckt mich nicht ab. So viele Courage, wie Er, habe ich auch, und was im Nothfalle meine Leibeskräfte betrifft, ſo werden ſie auch noch mitgehen, denn ich laſſe mir es ſchweres Geld koſten, ſie zu erhalten und zu erheben durch kräftige Speiſe und begeiſternden Trank. Mit einem Worte: Er wird mich nicht los, Polizeiactuar! Ihr beide ſeyd meine Freunde und ich muß ſehen, was aus Euch wird. Meine Neigung zu Euch duldet nicht, daß ich Euch bei irgend einem gefährlichen Unternehmen allein in der Patſche

ſtecken laſſe: wir halten feſt beiſammen! Einer für Alle, Alle für Einen!"

Da näherte ſich wiederum eine dunkle Geſtalt und Giulietta, von Unruhe und Sehnſucht getrieben, ſprach leiſe und zitternd:

„Careli!"

„Numero Vier!" rief entſetzt Virgilius und ergriff meinen Arm, den er in ſteigender Wuth heftig preßte und ſchüttelte. „Par ma foi, Baron, Ihr ſeyd ein Verräther und eine Plaudertaſche!" fuhr er leiſer fort. „Glaubt Ihr, ich werde mit einem ganzen Armeecorps einrücken in's Narrenhaus? Haltet Ihr mich für ſo dumm, daß ich mich mit Gewalt um den Dienſt, um Anſehen und Ehre bringen ſolle? An dem Commercienrath ſeyd Ihr unſchuldig, aber dieſe neue Erſcheinung gehört zu Euch, Ihr verwundert Euch nicht über ſie, ſie drängt ſich an Euch, wie an einen alten Bekannten. Was hat ſie, was will ſie, wer iſt ſie? Iſt ſie generis feminini oder masculini?"

„Feminini!" verſicherte der Commercienrath, der indeſſen näher geſchlichen war und Giulietta's Hand zu ergreifen verſucht hatte. „Sie hat ein Patſchchen, ſo zart wie eine Mandeltorte, aber auch ſo ſpröde, wie eingemachte Ananas von Borneo. Ausgemachte Spitzbuben ſeyd Ihr übrigens alle

Beide! Wer weiß, wer noch alle kommt, zur partie fine und wie hoch und herrlich es hergehen wird? Lach' Er sich jetzt selbst aus, Virgile, weil Ihm sein Versuch mich abzuschrecken, so wenig gelungen ist. Meufelwitz hat eine feine Nase. Das kalte Rebhuhn hat ihn auf die rechte Fährte gebracht."

Indessen hatte ich den Polizeiaktuar ein wenig zur Seite geführt und ihm das zwischen Giulietten und Sebastiano obwaltende nahe Verhältniß entdeckt. Ich sprach ihm von der heiligen Pflicht der Menschenliebe, wie sie ihm gebiete, die Bande der Natur, die Vater und Tochter zusammenhielten, nicht nur nicht zu trennen, sondern vielmehr nach seinem Vermögen enger zu knüpfen, wie ihm gleichsam der Himmel es anheimgestellt habe, ein schönes Werk zu thun, ein Werk, was ihm vor Gott und Menschen zu höherem Verdienste gereiche, als aller Eifer, aller Fleiß und alle Accurateſſe im protokolliren und registriren. Anfangs wurde ich durch einige Diable und Diantre unterbrochen, dann aber schwieg Virgilius und ich hörte ihn bald schluchzen und mühesam das Weinen verhalten.

„Geschehe was da wolle!" brach er endlich aus. „Ich habe bis dato kein Titelchen umgangen im Dienste, und den Herrn Polizeidirektor Hochwohlgeboren für den Ordner meines Lebens und Han-

delus, für mein Fatum, dem ich auf keinerlei Weise entgehen könne, gehalten. Aber ich weiß nicht, wie es zugeht am heutigen Abende, ich fühle meine Menschenwürde, meine Selbstständigkeit. Ich selbst will eingreifen in die Räder des Geschickes und komme ich darüber auch vom Amte, so will ich das Bewußtseyn in mir tragen, ein edler Mensch zu seyn, einmal gewirkt zu haben im Dienste der Menschheit. Verhungern wird darum Virgilius Blümlein doch nicht, denn die lieben, seligen Ältern haben dafür gesorgt, daß er auch ein Paar Batzen für eine Zeit der Noth hat. Kommt alle mit mir! Polizeipflicht und Amtszwang lasse ich zurück: Vivat die Menschenliebe!"

Virgilius hatte bereits der Flasche mehr, als gewöhnlich, zugesprochen. Das merkte ich jetzt. Er eilte mit so großen Schritten vor uns her, daß ich, Röschens Mutter am Arm, ihm kaum zu folgen vermochte. Der Commerzienrath schritt keuchend neben uns her. Einzelne Blitze und fernes Donnerrollen verkündigten den baldigen Ausbruch des Gewitters.

Wiederſehen.

Wir waren durch eine entlegene Hinterthür in den Garten des Spitals gekommen. Der Sturm,

der ſich erhoben hatte, der Donner, der immer lauter und anhaltender wurde, verhinderten uns, das Geſchrei der Verzweiflung, das Geklirr der Ketten, ſo wie jeden andern Schreckenslaut, der hier einheimiſch ſeyn mochte, zu vernehmen. Virgilius hatte ſich mit allen nöthigen Schlüſſeln verſehen. Vor einer Seitenpforte zündete er eine kleine Blendlaterne an, und führte uns nun in den Theil des Gebäudes, den man, wie er verſicherte, die Wohnung der Stillen nannte. Der Commercienrath zauderte, indem er den Eingang betrat.

„Wahrhaftig," ſagte er, „ich fange an einzuſehen, daß Euere Parthie hier einige Beimiſchung von ſchauerlicher Romantik hat, die mir nicht ganz behagen kann! Aber jacta est alea. Man muß das Ende aller Dinge erleben, man muß ihnen auf den Grundgeſchmack kommen: eher kann man nicht über ſie urtheilen."

Als wir vor der Thür ſtanden, hinter der Giulietta's Vater eingekerkert war, zitterte meine Begleiterin heftig. Wir hörten ihn ſingen. Es war die Ballade von Pietro Neri und ſeiner Gemahlin. Eine Zeitlang horchten wir ſchweigend alle vier. Giulietta ſchien von Schwäche befallen; ſie ſtützte ſich mit dem ganzen Gewichte ihres Körpers auf meinen Arm.

„O, Gott!“ flüſterte ſie mir zu. „Dieſer Augenblick iſt entſetzlich! Wie werde ich ihn wieder finden, wie wird Alter und Gram ihn zerſtört und verändert haben, wie wird er die Tochter, die ihn treulos verlaſſen, empfangen? Wird er die Liebe, die er der Todtgeglaubten geſchenkt, der Lebenden zuwenden? Wird er mir verzeihen und mich aufrecht erhalten in dem neuen Tage, den ich gewennen, oder mich wieder zurückſtoſſen in die Nacht der Verzweiflung, der ich eben entgangen?“

„Sie werden einen milden Vater finden!“ ſagte ich im Tone der Überzeugung, die mich ſelbſt beſeelte. „Sie bringen ihm eine große Freude, Sie führen ihm ein vom Grabe erſtandenes Kind zu: wie könnte er unerkenntlich, unempfindlich dagegen ſeyn?“

Als Blümlein die Thüre öffnete, ſahen wir den Alten bei'm Scheine einer Lampe, an einem Tiſche ſitzen, mit der Laute in der Hand und die Blicke zum Himmel gehoben. Wir traten leiſe ein; er bemerkte uns nicht und ſang fort. Ich näherte mich ihm zuerſt, ich ſuchte nach paſſlichen Eingangsworten, um ihm die Tochter vorzuſtellen, um die Verſöhnung einzuleiten. Aber Giulietta kam mir zuvor. Sie konnte länger nicht den Sturm, der in ihrer Seele ſich erhoben hatte, beherrſchen. In

lautes Weinen ausbrechend warf sie sich ihrem Vater zu Füßen. Der Alte ließ die Laute sinken, und sah sie starr an. Alte Erinnerungen mochten aus ihren Zügen aufsteigen, das Vatergefühl regte sich in seiner Brust, ohne daß er es schon erkannte, er glaubte vielleicht ein Gespenst zu sehen, denn er wähnte die Tochter ja todt, längst der Vernichtung heimgefallen. Da konnte ich mich nicht länger halten, da drängte es mich von Innen heraus, diesen zweifelhaften Zustand zur Entscheidung, diese Räthsel zur Auflösung zu bringen.

„Signor Sebastiano," rief ich laut, „erkennen Sie in dieser Dame, in dieser Unglücklichen, die, Verzeihung und Versöhnung erflehend, die Hände zu Ihnen erhebt, Ihre Tochter, Ihr wiedergeborenes, vom Himmel Ihnen wiedergeschenktes Kind. Ja," wiederholte ich lauter, da der Alte mich empfindungslos und betäubt anzustarren schien, „es ist Giulietta, die nicht gestorben ist; die vom Tode errettet werden, wie und wodurch weiß sie selbst am besten!"

Er hatte mich verstanden, aber er konnte noch nicht an die Wahrheit meiner Worte, an die Wirklichkeit der Erscheinung glauben. Er legte die zitternden Hände auf Giulietta's Schultern, dann ergriff er eine ihrer Hände, indem er mit der an-

dern ihren Kopf leiſe erhob und ihr in das thränenvolle Angeſicht ſchaute. Eine große Erſchütterung ſchien ſich ſeines ganzen Weſens zu bemächtigen. Nach und nach gewann die Überzeugung, es ſey Alles ſo, wie ich es geſagt, die Oberhand über alle Zweifel und die wunderlichſte Veränderung ging in dieſem Augenblicke mit Sebaſtiano vor. Er ſprach nicht, aber er lachte und weinte durcheinander, wahre fratzenhafte Lazzi, einem Krampfe der Freude angehörend, die in einer andern Lage zum Lachen gereizt haben würden, flogen über ſein Angeſicht, und mit einer wilden Heftigkeit riß er die Tochter empor und ſchloß ſie an ſeine Bruſt.

„Dir verzeihen, Giulietta?“ rief er nun mit bebender Stimme. „Was hätte ich dir zu verzeihen? Daß ich dich wieder beſitze, daß ich nun ein Kind wieder habe, und nicht einſam und verlaſſen ſtehe auf der weiten Erde? Wie manche Nacht habe ich nicht in Sehnſucht nach dir hingebracht, durchweint, durchrungen in dem Wunſche, dich wiederzuſehen, in der jammervollen Erkenntniß der Unmöglichkeit ſeiner Erfüllung — und nun iſt er dennoch befriedigt worden, nun iſt mit einemmale die Diſſonanz meines Lebens aufgelöſ't und ein herrlicher, beſeligender Accord ſchwebt wie ein Engel des Segens über meiner Zukunft. Aber iſt

es auch kein Traum, der mich in meiner Kerkernacht höhnen will, lebst du, bist du es wirklich, Giulietta, mein Kind?"

Giulietta vermochte nur durch Thränen zu antworten. Sie war selig in diesem Augenblicke: sie hatte ihren Vater wieder und seine Verzeihung. Der Alte hatte in italienischer Sprache zu ihr geredet. Ich bemerkte, daß Virgilius, der sich natürlich für die Hauptperson bei unserer nächtlichen Expedition ansah und nur sehr wenig Italienisch verstand, hiermit gar nicht zufrieden war. Er hatte gleich nach dem Eintritte sich damit beschäftigt, einige Wachskerzen, die er mitgebracht, an den Wänden zu befestigen und anzuzünden, so daß nun Tageshelle in dem Gemache herrschte. Indem er dann auspackte und den Tisch mit Speisen und Getränke besetzte, sagte er:

„Schätzbarer Signor und wohledle Signora! Unter allen Sprachen, mit denen ich vertraut bin, ist mir keine so geläufig, wie die Deutsche! Von der italienischen habe ich wohl werthvolle Bruchstücke im Theater und in Conzerten aufgerafft und was: mio caro, heißt, kann ich mir wohl ohne Wörterbuch erklären, so wie einige andere höchst melodische Ausdrücke, wie piano und forte, adagio, allegro. Ich bin überhaupt mehr in den Geist der Sprache

eingedrungen, als in die Form, ſo daß ich mehr von ihr ahne, als verſtehe. Heute aber kommt es auf das Verſtehen an, wenn ich fortfahren ſoll, zu rathen und zu helfen, wie ich bereits gethan habe, und ich erſuche daher ſubmiſſeſt: man wolle ſich des deutſchen Idioms bedienen, da man allerſeits deſſen mächtig iſt!"

Der Commercienrath, der indeſſen auch den Inhalt ſeiner Taſchen auf dem Tiſche auskramte, äußerte den nämlichen Wunſch, und fügte hinzu: er habe es zwar etwas weiter gebracht, als ſein Freund Virgilius, indem er ſich wohl ohne Nachtheil ſeines Magens durch Italien durchzuſchlagen gedenke, da er Maccaroni, Palenta, Pesce, Confetto und Vino in verſtändlicher Ausſprache zu verlangen verſtehe; er ſey aber doch, was andere minder wichtige Gegenſtände betreffe, ſehr aus der Übung gekommen, und ziehe überhaupt, als ein guter Patriot, die deutſche Sprache jeder andern vor. Ich gab Vater und Tochter einen Wink, daß wir dem Polizeiaktuar für die Einführung in das Haus, welches Sebaſtiano jetzt gezwungen bewohnte, beſonders zu Dank verpflichtet ſeyen, und der Alte wandte ſich nun in ſeinem italieniſirenden Deutſch zu Blümlein.

„O, Monſigner, Sie der Wohlthäter ſeyn eines

povero maestro di capella! Er ſelig, er im Himmel ſeyn mit der figlia ritrovata, Sie nicht glauben müſſen, er ſeyn un bandito von professione, weil er erdolchen wollen den ſchändlichen Caroli. O, nein! Er früher nur geführt habe den battone des Maëſtro im Theater San Carlo, und nimmer das Stilletto des gran diavolo. Aber in ſeiner Bruſt ein Herz ſchlagen, ein Herz voll Liebe gegen ſein Kind, gegen Giulietta, und als der scellerato Caroli durch einen ſeiner Genoſſen ihn benachrichtigt, daß die carissima figlia aus Eiferſucht von ihm ſeyn ermordet, da ihm der battone entfallen, alle musica ſich in canto doloroso verwandelt und das Schickſal ſelbſt das stiletto in die Hand gegeben gegen die Bruſt des Caroli. Aber, Giulietta, du lebſt, du ſeyn bei mir? Hat dich ein miracolo gerettet, biſt du auferſtanden dal sepolcro, wie il padre tuo, nachdem er zu Milano im Starrkrampf gelegen zwei Tage lang?“

Giulietta hatte ſich indeſſen gefaßt und ſich neben den Vater auf deſſen Ruhebett niedergeſetzt. Sie hielt ſeine abgemagerte Hand und bedeckte ſie mit Thränen und Küſſen. Er verſchwendete, nachdem er ſeine geſchloſſen, die zärtlichſten Liebkoſungen gegen ſie, er nannte ſie leiſe mit den ſchmeichelhafteſten Benennungen, die ihm ſeine Sprache eingab.

„Belieben Sie zuzugreifen!“ ſagte jetzt der Commercienrath, indem er auf den beſetzten Tiſch wies, und verliebte Blicke auf Welſch und Rebhuhn warf. „Es iſt zwar nicht Alles, wie es ſeyn ſollte,“ fuhr er fort, „denn die feinern Würzen, **moutarde de Dijon**, Kapern, Trüffeln und Sardellen fehlen, aber für ein **souper à l'improviste** kann es doch paſſiren und wir befinden uns überhaupt an einem Orte, aus dem die ſogenannte Mäßigkeit — ein ſchreckliches, übelſchmeckendes Wort — alle Freuden des Lebens verbannt. Pereat die Frugalität, vivat die Hülle und Fülle!“

Er war ſelbſt der erſte, der ſeiner Einladung Folge leiſtete, ſey es, daß er durch ſein Beiſpiel zur Nachahmung ermuntern wollte, oder weil er dem anlockenden Dufte des Bratens, dem Glanze des Weins im ſilbernen Becher, den Virgilius mitgebracht hatte, nicht länger widerſtehn konnte. Ihm ſchloß bald ſich der Polizeiaktuar an. Wir übrigen berührten weder Speiſe noch Trank! Vater und Tochter waren glücklich im Wiederſehn, in der Verſöhnung, welche ſich ſo ſchön gebildet, ich, als ein Verehrer Röschens, der Tochter und Enkelin, nahm einen Herzens- und Familienantheil an ihrem Glücke. Der Donner rollte über unſern Häuptern, Blitze zuckten am kleinen Gitterfenſter vorüber, aber

in der Zelle Sebastiano's herrschte stille Freude, seliger Friede und — sinnliches Wohlleben.

Todesschlaf.

Virgilius und Meuselwitz aßen und tranken mit großem Appetit und verhältnißmäßigem Durste, während Giulietta auf die Aufforderung ihres Vaters ihre Geschichte erzählte. Gefühle der Reue und des Schmerzes schienen in ihr zu erwachen, und ich erkannte leicht, wie sehr sie diese bekämpfen mußte, um ruhig und gefaßt zu bleiben.

„O, mein Vater," hob sie an, „warum folgte ich nicht deiner Warnung, warum gab ich einer irreleitenden Neigung, einem Gefühle nach, das mich in dem Verderber meinen Freund, in dem wohlmeinenden Vater meinen Feind erblicken ließ? Zwanzig Jahre sind seitdem hingeschwunden im Laufe der Zeit, und was habe ich nicht gelitten, wie schwer nicht diesen unglückseligen Wahn gebüßt? Höre mich an, mein Vater, freundlich und friedlich, damit dein Zorn, den die ungehorsame Tochter verdient hat, nicht erwache, daß das schöne Band der Versöhnung nicht wieder zerreißt! Ich brauche die Nacht nicht in dein Gedächtniß zurückzurufen, in der ich, von Caroli verleitet, heimlich

mit ihm aus Rom flüchtete. Er verließ mit mir Italien. In England und Frankreich fanden wir reichlichen Gewinn, aber ich verlor von Tag zu Tag an meiner Ruhe, denn ich gedachte deiner, ich lernte Careli näher kennen und sah ein, daß er ein gewissenloser, Alles nur seinen Wünschen, seinen ungeregelten Leidenschaften aufopfernder Mensch sey. Ich wollte an dich schreiben, ich wollte deine Verzeihung erflehen, aber erst dann, wann unser Bündniß durch den Segen der Kirche geheiligt seyn würde. Immer wußte Careli, wenn ich in ihn drang, diesen meinen heißesten Wunsch zu erfüllen, Ausflüchte zu finden und den ersehnten Augenblick hinaus zu schieben. Bald mußte ich erkennen, daß er mir nicht treu sey, obgleich er mich mit der unerträglichsten Eifersucht quälte. Als ich ihm darüber Vorwürfe machte, antwortete er mir mit Hohnlachen und meinte, ein Weib stehe in einem ganz andern Verhältnisse zu der Welt, als der Mann; was ihm erlaubt sey, gelte von mir als ein Verbrechen, und überhaupt müsse ich mich gewöhnen, wenn ich angenehm mit ihm leben wolle, mich in seine Launen zu fügen. So hart, so despotisch er sich gegen mich betrug, so liebte ich ihn doch noch so innig, als in jenem Augenblicke, wo ich ihm Alles opferte, wo ich seinetwegen das väterliche

Haus verließ. Ach, er verstand, er fühlte die liebevollen Blicke nicht, mit denen ich ihn verfolgte, wenn er von mir ging, mit denen ich ihn so gern zurückgehalten hätte, wenn ihnen die Macht dazu verliehen gewesen wäre! Er brachte die meiste Zeit außer dem Hause, ich wußte, er brachte sie bei meinen Nebenbuhlerinnen zu und gedachte nicht der Thränen, die ich um seinetwillen indessen vergoß. Bald mußte ich noch Schlimmeres von ihm wahrnehmen: er spielte und spielte — falsch. Er selbst rühmte sich seiner Geschicklichkeit gegen mich, er zeigte mir mit lachendem Munde die Kunstgriffe, die er anwende, um seinen ehrlosen Zweck zu erreichen. O, mein Vater, ich befand mich gewiß in einer sehr bedauernswerthen Lage: ich mußte den Mann verachten, den ich doch noch immer schwach genug war, zu lieben. Es kam noch schlimmer. Ich sah ein, er wurde meiner überdrüssig, aber ich vermochte nicht meine Liebe zu bekämpfen, ich war froh, nur in seiner Nähe geduldet zu seyn. Mit Zauberbanden war ich an ihn gefesselt. Von unsrer Verheirathung wurde nicht mehr gesprochen. Ich war seine Sklavin, ich mußte die Dienste einer Hausmagd verrichten, ich trug Alles — denn ich durfte ja um ihn seyn. An dich zu schreiben, mein Vater, konnte ich mich nicht entschließen. Sollte

ich die Wahrheit ſagen, ſollte ich lügen? Vor beiden ſchämte ich mich. Noch immer hoffte ich, Caroli werde zu mir zurückkehren, und es werde mir dann gelingen, ihn nach und nach für ein regelmäßiges, rechtliches Leben zu gewinnen. Ich täuſchte mich bitter. Er vernachläſſigte mich immer mehr, er zeigte ſich täglich kälter gegen mich. Dieſe Kälte ging endlich in Widerwillen, in Haß über. Ich war ihm zur Laſt, ſo wenig er ſich auch um meinetwillen Zwang anthat, er glaubte durch mich beſchränkt zu ſeyn, wenn er es in der That nicht im Mindeſten war. Er ſah meine Thränen nie, aber ihre Spuren konnte ich ihm nicht verbergen. Er trat mich tief in den Staub, er mißhandelte mich, er wollte mich zwingen, ihn zu verlaſſen, aber ich konnte es nicht, ich konnte nicht aufhören ihn zu lieben. Wir hatten das nördliche Deutſchland durchreiſ't, wir betraten das ſüdliche und näherten uns der Gränze Italiens, des Heimathlandes, das Caroli unter einem fremden Namen wieder zu beſuchen beſchloß. Wie bebte da mein Herz, wie ſchwankte ich zwiſchen Furcht und Hoffen vor der Möglichkeit eines Zuſammentreffens mit dir, mein Vater, den ich ſo ſchwer beleidigt hatte. Je näher wir dem Vaterlande kamen, deſto mürriſcher, grauſamer gegen mich wurde Caroli's

Betragen. Aber er fing wieder an, mich mit seiner eifersüchtigen Laune zu verfolgen und das erfreute mich, denn ich wähnte in ihr eine Rückkehr seiner Liebe zu erkennen. Da kam er eines Abends spät und verstört nach Hause. Er kündigte mir an, daß wir sogleich abreisen müßten, daß ein unangenehmer Vorfall, dessen Natur er mir nicht näher bezeichnete, ihm schleunige Entfernung gebiete. Wir begaben uns auf einem Umwege nach der Schweiz. Da ersah ich wenige Tage nach jener plötzlichen Abreise in der Nacht aus den Zeitungen, daß an demselben Abende in einem öffentlichen Spielhause des Ortes, wo wir uns aufgehalten, Streit ausgebrochen sey, daß man einen falschen Spieler habe verhaften wollen, daß aber dieser, indem er einen seiner Gegner tödtlich verwundet, glücklich entkommen sey. Man halte den Entflohenen für einen Italiener, über dessen Namen und Stand man jedoch nicht hinlängliche Auskunft besitze."

„Er hieß Caroli," fiel wichtig der Polizeiaktuar ein, „er ist kein andrer, als unser trefflicher Zechi: hat doch ein wohllöbliches Polizeiamt Steckbriefe und Requisition von jenem Orte in Verwahr!"

„Er war es!" fuhr seufzend Giulietta fort. „Ich reichte ihm schweigend das Zeitungsblatt. Er war zu reif geworden in der Schule der Verbrechen,

um ſich zu verwirren, um ſich zu verrathen, aber ſich von mir entdeckt zu ſehn, ſich von mir vielleicht bedroht glauben zu müſſen — das empörte ſeine ſchwarze Seele. Er warf mir einen finſtern, mörderiſchen Blick zu, aber kein Wort über dieſe Sache kam über ſeine Lippen. Ich ſah ein, daß er in dieſem Augenblicke erſt mein Feind geworden war, den ich zu fürchten hatte, weil er mich fürchtete. Wahrſcheinlich keimte ſchon damals der Gedanke in ſeiner Seele, ſich meiner auf irgend eine Weiſe, wenn auch gewaltſam und mörderiſch, zu entledigen. Ich war noch immer blind genug zu hoffen, ſchwach genug ihn zu lieben, ich ſah in ihm meine einzige Zuflucht, da ich ihm Alles, Vater und Vaterland, geopfert hatte. Ich kannte die Welt noch wenig, ich glaubte, derjenige, der eine Heimath, eine Sprache mit mir habe, dem ich überdem mich ganz hingegeben hatte, ſey immer ein ſicherer Beſchützer, als der Einwohner des fremden rauhen Landes. Wir nahmen unſern Weg durch die Schweiz. Ich bemerkte, daß Careli die gröſſeren Straßen vermied und Gebirgspfade ſuchte, die wir oft nur zu Fuße oder auf Maulthieren zu überſchreiten vermochten. Wie klopfte mein Herz, als ich zum erſtenmale nahe vor mir die Felſenwände und Schneehäupter, hinter denen mein Vaterland

lag, erblickte! Noch eine Tagreiſe und ich hörte wieder die ſüße Sprache der Heimath, ich betrat wieder den Boden, den du, mein Vater, bewohnteſt, wo ich gefehlt hatte, wo ich aber auch vielleicht Verzeihung fand. Es war ſchon gegen Ende des Herbſtes, als wir den letzten Berg erſtiegen, der noch auf Schweizer Boden lag. Caroli hatte unſer Gepäck vorausgeſchickt, und wir ritten langſam auf Maulthieren dem Gipfel zu. Caroli war ſehr finſter und in ſich gekehrt. Als wir die höhern Gebirgsſchluchten durchzogen, überraſchte uns ein furchtbarer Schneeſturm; die Kälte, die ohnehin ſchon ſehr empfindlich geweſen, ſtieg von Augenblick zu Augenblick. Wir ritten am Rande ſchrecklicher Abgründe hin. Oft ſchien es mir, als zucke, wenn Caroli ſich neben mir befand, ſeine Hand nach dem Zügel meines Thieres, als erhebe er ſie nach mir ſelbſt, als leuchte dann ein wildes Feuer aus ſeinem Auge, das mich mit Mord bedrohe; aber ich verwies mir dann ſelbſt meinen Argwohn, ich warf mir vor, ihm ſchweres Unrecht zu thun. Das Wetter wurde indeſſen ſo entſetzlich, daß wir uns genöthigt ſahen, nach einem Zufluchtsorte zu ſuchen. Ich zitterte vor Kälte an allen Gliedern, mein Kopf war eingenommen und betäubt. Die erſehnte Zuflucht fanden wir endlich unter einem überhangen-

den Stein, seitab in einer ziemlichen Entfernung vom Wege gelegen. Noch immer wurden wir hier von Kälte gequält, aber wir waren doch gegen den dicht fallenden Schnee geschützt. Eine Ermüdung, der ich nicht widerstehen konnte, hatte mich ergriffen. Trotz der großen Kälte, die ich schmerzlich empfand, schlief ich sogleich ein, als ich mich niedergesetzt hatte. Ich weiß noch, daß dieser Schlaf wie ein Centnergewicht sich auf meinen Kopf und meine Glieder legte, daß ich einschlummernd dachte: es muß der letzte Schlaf seyn. Für Caroli war er willkommen, er hielt ihn für den Vorboten meines Todes, für diesen selbst. Es mochte wohl eine geraume Zeit vorüber seyn, als ich mich durch eine sonderbare Erschütterung, durch ein seltsames Brennen an Gesicht und Händen erweckt fühlte. Ich schlug die Augen auf. Die letzten Strahlen der Abendsonne beleuchteten die Schlucht und ließen mich einen fremden Mann erkennen, der neben mir auf den Knieen lag, mir Gesicht und Hände heftig mit Schnee rieb und mich dann mit beiden Armen ergriff, um mich durch starkes Schütteln zur Besinnung zu bringen. Ich sah ihn, aber ich konnte nicht sprechen, ich war noch immer sehr betäubt im Kopfe, ich konnte kein Glied rühren, und dachte nur unbestimmt, fern an Caroli. Der fremde

Mann bemerkte mein Erwachen. Er blickte mir in die Augen, er unterſuchte meinen Puls und redete mich dann in deutſcher Sprache an. Ich hörte ihn, wie aus weiter Ferne, aber meine Zunge blieb gelähmt. Da hob er mich kräftig vom Boden, nahm mich in ſeine Arme und trug mich raſch bergabwärts über einen ſchmalen Felſenpfad. Die Luft wehete noch ſcharf, aber es fiel kein Schnee mehr; der Himmel war ganz heiter. Während ich im Arme des Mannes lag, oder wenn er mich für einige Augenblicke niederlegte, um neue Kräfte zu ſammeln, befiel mich oft wieder die Neigung zum Schlafen, aber mir war, als gebiete mir eine unbekannte Macht aus meinem Innern, mich wach zu erhalten und gegen dieſe Anwandlung aus allen Kräften zu kämpfen. Erſt mit dem Einbruche der Nacht langten wir in einem kleinen Gebirgsdörfchen an. Hier brachte man mich zu Bette, hier flößte man mir ein warmes Getränk ein und überließ mich dann der Ruhe, die jetzt ebenſo belebend und erquickend, wie früher lähmend und tödtlich auf mich wirkte. Die Sonne ſtand ſchon hoch am Himmel, als ich am nächſten Tage erwachte. Ich mußte mich lange beſinnen, ehe mir klar wurde, was mit mir vorgegangen war. Dann dachte ich zuerſt an Caroli. Ich konnte mir nichts anders einbilden, als, er

habe eine beſſere Zufluchtsſtätte geſucht, ſey zu weit von mir abgekommen, um mich wiederzufinden, und irre nun in den Gebirgen umher, oder ſey, woron ich nur durch den glücklichſten Zufall errettet, im Froſte erſtarrt. Ich ſchauderte. Ich wollte rufen, aber noch immer vermochte ich keinen Laut hervorzubringen. Ich war ganz allein im Zimmer. Da fielen meine Blicke auf die kleine Reiſetaſche, die ich mit mir führte, und ich ſah aus ihr Caroli's Portefeuille hervorragen. Sie lag auf einem Stuhle neben meinem Lager. Mechaniſch und höchſt mühſelig griff meine Hand, die aller Kraft beraubt ſchien, darnach. Es gelang mir, ſie zu öffnen und ein Papier, das mir ſogleich in die Hand gerieth, zu entfalten. Ewiger Gott! Da lag ſeine ganze Verruchtheit mit einemmale frei vor meinem Blicke. Es war ein Brief an einen ſeiner Freunde, einen mir wohl bekannten Bankhalter in Paris, gerichtet. Der Brief war nur angefangen, in dem erſten italieniſchen Orte ſollte er vollendet werden. Caroli ſprach hier den feſten Vorſatz aus, mich auf dem Wege über das Gebirge bei Seite zu ſchaffen, mich entweder in einen unzugänglichen Abgrund zu ſtürzen, oder ſonſt ſich irgend eines Zufalls, der mein Verderben herbeiführen könne, zu bemächtigen. Konnte der Zufall ihm günſtiger ſeyn, als er ihm geſchie-

nen hatte? Ich lag in der einſamen Felſenenge, erſtarrend, dem Tode zuſchlafend; wenn er mich ſo verließ, wenn er es ſo meinem Geſchicke anheim ſtellte, über Tod und Leben zu entſcheiden, ſo konnte er ſich ſogar noch gegen ſich ſelbſt entſchuldigen, daß er nicht mein Mörder geweſen ſey, daß eine höhere Macht meinen Untergang gewollt habe. Zum erſtenmale empfand ich eine ſcharfe, lebhafte Erbitterung gegen ihn. Ich bewahrte das entſetzliche Blatt auf meiner Bruſt, ich fühlte, wie aus ihm eine Erkältung in mein Herz drang, die bald alle Liebe zu ihm bis auf die letzte Spur vertilgte. Er hatte meinen Tod gewollt, ich wollte nun auch todt ſeyn für ihn, für meine Heimath. Ach, mein Vater, ich fühlte mich damals ſo ſchuldig gegen dich, daß ich an der Möglichkeit einer Verzeihung von deiner Seite ganz und gar verzweifelte! Er ſoll nie durch den Anblick der verworfenen Tochter, die um eines Böſewichts willen ihn verlaſſen konnte, betrübt werden: ſo ſchien es mir die Pflicht zu gebieten. — Der Mann, der mir das Leben gerettet hatte, war unabläßig beſchäftigt, mich auch der Geneſung zuzuführen. Er war ſelbſt ein Fremder, ein Teutſcher, den mein guter Genius in jener Stunde in meine Nähe gebracht hatte. Er ſchien von beſchränktem Sinne, aber von außerordentlicher

Gutmüthigkeit. Seiner unermüdlichen Pflege verdankte ich endlich meine Wiederherstellung; ich gewann die Rede, ich gewann meine Kräfte wieder. Aber wohin nun meine Schritte wenden in der Welt, in der ich mich jetzt ganz allein fühlte? In diesen Gedanken versunken, stimmte ich eines Abends ein trauriges Lied an, das in meine Lage paßte. Mein Erretter hörte mich, er belauschte mich. Noch während ich sang, schlich er mit der Miene eines Verzückten in mein Zimmer und blieb mit der Gebehrde eines Menschen vor mir stehen, der dem Bilde eines Heiligen seine Verehrung widmet. Er liebte die Musik mit Leidenschaft, er war außer sich über meinen Gesang. Bald erklärte er mir, daß er nicht ohne mich leben könne, daß er mir durch die weite Welt folgen werde, und — was blieb mir in meiner Lage übrig — ich heirathete ihn, ich wurde die Frau eines Mannes, über den ich in einer langen Ehe nie zu klagen gehabt habe. Er war ein Gärtner, in einer deutschen Hauptstadt ansäßig. Ich zog mit ihm, ich fand mit dem rechtschaffenen treuen Mann hier ein stilles Glück. O, mein Vater, damals wagte ich an dich zu schreiben; als ich meinem Manne eine Tochter gebar, wiederholte ich den Versuch, aber beide Briefe kamen mit dem Bemerken zurück: du seyest nirgends aufzu-

finden. Da hielt ich dich für todt, da beweinte ich dich ſchmerzlich und reuevoll. Mein Mann war fleißig; ich ſelbſt hatte durch Unterricht im Geſange einen nicht unbedeutenden Erwerb. Unſer Röschen, deine Enkelin, mein Vater, wuchs friſch und fröhlich heran! Aber das Unglück hatte ſich noch nicht erſchöpft gegen mich. Wie es eigentlich auf mich eindrang, weiß ich nicht genau, denn ich verfiel mit einemmale in eine Geiſtesnacht, in ein dumpfes, zweckloſes Brüten, woraus ich nur wenige Stunden des Tages über zu einem lichtern Denken erwachte. Ach, und dann mußte ich erkennen, wie mein Mann von einer tödtlichen zehrenden Krankheit ergriffen war, wie wir uns in Mangel und Elend befanden, wie unſer Kind alles Unterrichts entbehrte, den ſein Alter erheiſchte. So, mein Vater, war es bis auf den heutigen Tag. Da ſchlug mit einemmal der Klang deines Namens an mein Ohr, da hörte ich, daß du noch lebteſt, daß du hier ſeyeſt, und mit einemmale wich die Nacht von meinem Geiſte, und ich fühlte, daß ich durch deine Verzeihung, durch die Verſöhnung mit dir für immer dem Lichte wiedergegeben werde. Jetzt, mein Vater, weißt du Alles, du weißt, daß du eine Enkelin beſitzeſt; deine Tochter hat dich wieder."

Die Verſchwörungen.

Giulietta hatte geendigt. Sie hielt die Hand ihres Vaters und ihre Thränen floſſen auf dieſe.

„Nicht weinen, Giulietta!“ ſprach er liebkoſend und weich lächelnd zu der Tochter. „Aus dem Infelice ein Felice geworden ſeyn, eine ſchöne Canzonetta für ihn erklingen von Tochter und Enkelin, ein canto celeste, der nun dauert bis zu ſeiner letzten ora. Aber Caroli, il scellerato,“ brach er plötzlich mit Heftigkeit aus, „warum hat mein Stilett» ihn nicht getroffen in's ſchwarze Herz, warum war mein Arm zu ſchwach, ihn zu ſtrafen, dich zu rächen, mia figlia?“

„Pereat Caroli!“ rief der Commercienrath, der indeſſen wacker geſpeiſ't, aber auch an manchen Stellen der Erzählung ſich die Thränen aus den Augen gewiſcht hatte. „Man ſollte ihn vergiften mit einer Champignonſauce, mit Sauerkraut in einem kupfernen Topfe gekocht oder mit würtembergiſchem Wurſtgifte. Sprecht, Sebaſtiano, könnt Ihr beſchwören, daß der Zecchi der wirkliche Caroli iſt, und nicht etwa nur ein Doppeltgänger? Iſt er es leibhaftig, ſo wird er ausgepfiffen radicaliter, bei'm erſten Auftreten nach ſeiner Geneſung, ſo wahr ich Meuſelwitz heiße und dieſes

köſtliche Oeil de perdrix auf den Fluren der Champagne gewachſen iſt."

Er trank und reichte dem Alten ein Glas, der es aber verſchmähete.

„Er muß trinken, Infelice!" ſagte mit zarter, gerührter Stimme Blümlein, den der Wein in der Regel weich und ſentimental machte. „Nicht auf den Untergang eines Andern, denn das darf ich von Amtswegen nicht dulden, da es Pflicht einer wohlorganiſirten Polizei iſt, einen jeden Bürger, Beiſaſſen oder Schutzgenoſſen nach Kräften gegen böswillige Abſicht und That zu verwahren. Aber trink Er auf die Geſundheit Seiner Enkelin, Infelice! Ich kann Ihm ſagen, daß die Roſine, das gute Kind, Seine ganze Liebe verdient, daß ſie an den Eltern handelt als eine rechtſchaffene Tochter, und ſie thut in der Noth, was ſie vermag."

„E viva!" rief mit glänzenden Blicken Sebaſtiano, indem er den ſilbernen Becher, den der Polizeiaktuar ihm bot, freudig leerte. „Ohime," fuhr er dann wehmüthig fort, „warum ich nicht ſeyn in liberta, warum ich die figliuola nicht drücken kann an mein Herz, warum ſie nicht ſehn, nicht vedere in ihr die Mutter, wie ſie geweſen in ihrer Jugend! Daran auch il ladro Caroli tragen

die Schuld, il maledetto, der mein ganzes Glück zerstört haben."

Ich suchte ihn zu beruhigen. Ich sprach wieder von Röschen, ich bemühete mich, ihm einen Begriff von der Lieblichkeit, von der Herzensgüte und Unschuld des Mädchens zu geben. Er wurde heiterer. Nun verwies ich ihn an Blümlein, welcher der Mann sey, der es wohl zu karten vermöge, daß Röschen mit der Mutter ihn einmal heimlich besuche, ich achtete nicht auf das finstre Gesicht, das Virgilius bei dieser neuen Zumuthung schnitt, ich rühmte im Gegentheile seine ungemeine Menschenliebe, ich pries ihn als denjenigen, der dieses schöne Fest des Wiedersehens und der Versöhnung bereitet, ich sah ihn wieder weich, wieder gerührt werden.

„Ich kann mich nicht halten," sagte er mit einemmale heftig und stürzte einen Becher mit Wein nieder, „ich kann nicht kämpfen wider die Macht des Herzens, ich muß rebelliren gegen den Dienstzwang. Er soll die Enkelin sehen, Infelice! Ich gebe Ihm mein Blümleins-Wort darauf. Ich führe sie Ihm hierher, sie und die Mutter, aber Niemand weiter darf darum wissen, es darf nicht noch einmal Pikenik gehalten und banketirt werden im Spittel."

„Infelice, Er muß eſſen," fiel kauend der Commercienrath ein, „ſonſt iſt es bald am Ende mit den Herrlichkeiten aus Legendre's Reſtauration und Er hat nichts davon gehabt, als den Geruch und das Zuſehn! Aber zuvor beruhige er mich, zuvor ſtille Er den Appetit meiner Sehnſucht und geſtehe Er, ob Ihn nichts getäuſcht, ob kein aus dem Magen aufſteigender Nebel ſein Auge etwa getrübt, ob Er in der That und wirklich in dem Signor Zechi den Caroli unter den Fäuſten ge-habt, ob Er dieſen abſcheulichen Tochterräuber und Frauen-endormeur hat ſtillettiren wollen?"

„Er es ſeyn geweſen, ſo war mir Gott helfe!" entgegnete verbiſſen der Alte. „Ich ihn erkennen wollen unter Millionen Menſchen, ob er ſchwarz ſeyn colorirt, oder grün, oder gelb! Ich ihn erkennen wollen, ohne gar ihn zu ſehn, wie wenn er sotto voce einen einzigen Ton anſchlägt, wenn er pianissimo im Nebenzimmer trällert, wenn er lacht in der wilden, höhniſchen Weiſe, die er von einem demonio gelernt hat. Er mich auch erkannt haben, als ich mit dem Stilette vor ihn trat und ihn fragte: wo iſt Giulietta, meine Tochter, wo iſt das Grab der Gemordeten? Er zuſammengebebt und ſehr erſchrocken geweſen, weil er geglaubt, ich ſeye un spettro, da er mich geſehen im Starrkrampfe

zu Milano und mich als einen Todten, come un morto, gehalten. Er meinen Namen genannt haben, er gerufen Sebastiano, er kein anderer seyn und seyn können, als Caroli, mein scolare in der großen citta di Roma!"

„Das wollte ich nur wissen!" versetzte Teufelwitz. „Der Böswicht darf nicht ungestraft ausgehn, er muß auf eine Weise gehänselt werden, die ihm wenigstens für die nächsten vierzehn Tage den Appetit verdirbt. Laßt mich nur machen, Kinder! Ich zähle Freunde an allen Wirthstafeln, auf allen Kaffeehäusern, in allen Restaurationen. Ich lasse mich es etwas kosten, um eine ordentliche, wohlangelegte und sichere Verschwörung gegen den Zechi Caroli zusammenzubringen. Mag die sentimentale Hoheit, Prinzessin Elise, ihren ganzen Hofstaat, Kammerherrn und Kammerjunker, Lakayen und Küchenpersonale, auf den Kriegsfuß setzen, um ihn zu vertheidigen, sie soll nicht aufkommen gegen unsre schneidenden Pfeifen, unsre hufeisenbeschlagenen Stiefeln, unsre überreifen Äpfel, unsre vollsaftigen Orangen und Apfelsinen. Wie schon gesagt, ich lasse mich es etwas kosten, erstlich weil dieser gute Künstler in der That ein schlechter Mensch ist, zweitens, weil er auf uns übrige Christenkinder immer so stolz und wegwerfend herabsieht, als lege

ihm unser Anblick eine verdorbene Auster oder sonst einen widrigen Speisecirrthum auf die Zunge. O, ich weiß meine Freunde zu bearbeiten, wenn es eine gute Sache gilt! Ich weiß, wohin jeder inclinirt, welchen Wein er am liebsten trinkt, welcher Leckerbissen ihm am besten mundet. Ausgepfiffen wird der Signor Zechi Caroli, mit weichem, saftigem Obste öffentlich regalirt und überdieß in der hiesigen Proserpina mit einem Spottgedichte, das ihn sicherlich aus unsern vier Mauern forttreibt."

„Um Gotteswillen, Commercienrath," hob ängstlich Virgilius an. „Laßt mich nicht wissen, wie und wann! Ich bin ein verpflichteter Mann, ich darf keine Verschwörungen einem hochgeborenen Herrn Policeidirector verheimlichen, wenn ich darum weiß!"

„Larifari!" höhnte der Commercienrath, indem er eifriger der Flasche zusprach. „Er hat einmal über die Schnur gehauen und kann nicht mehr zurück; der Rubikon liegt hinter Ihm, Virgile, und es wird nun in's Feld, zum Sieg, zur Freiheit gezogen, wie der unsterbliche Schiller singt. Bedenk' Er," fuhr Meuselwitz mit gerührter Stimme fort, „was hat der Canibal, der Nero und Caligula, der schätzbaren Signora nicht Alles rauben wollen mit dem Leben? Was liegt nicht demjenigen

essen zum Erwerbe, zum Besitzthume, der da lebt, dessen Hand der Tod nicht gelähmt, dessen Zunge er nicht stumm und stumpf, dessen Haupt er nicht gedankenunfähig gemacht hat? Konnte sie nicht gewinnen in der Güter- oder Klassenlotterie, nicht im Papierhandel, nicht im ordinären Commerz oder durch ihre Kunst? Und was ging hieraus hervor? Neues Leben in Fülle und Freude, Jubel mit Familie und Freunden, Dejeuner à la fourchette, Dinner incomparable, souper fin und alle köstlichen Genüsse, die der Tod mit einemmale raubt und der Mörder seinem Opfer stiehlt. So ist der Signor Zechi-Careli nicht allein als ein Bandit anzusehn, sondern auch als ein gemeiner Dieb, als ein Candidat des Galgens, den wir noch höchst gnädig mit einem kleinen Regal von Pechen, Pfarfen und so weiter davonkommen lassen."

Giulietta hatte indessen ruhig und schweigend an der Seite ihres Vaters gesessen. Anfangs schien sie ganz den Gefühlen hingegeben, welche die Lage der Dinge in ihr erwecken mußten. Sie blickte zartlich auf den Vater, während noch Thränen ihr großes, sprechendes Auge näßten, sie hielt mit bebenden Händen eine der seinigen, sie mochte noch bittre, tief nagende Reue empfinden. Dann war sie ruhiger geworden, dann versank sie in ein Nach-

sinnen, in ein stilles Brüten, das irgend eine wichtige Sache zum Gegenstande haben mußte.

„Mein Herr," brach sie nun, zu Blümlein gewandt, ihr Schweigen, indem der sprechende Blick ihres noch immer schönen Auges auf ihm weilte, „Sie haben, wie ich höre, so Vieles, so Großes an uns gethan, Sie haben dem Vater die Tochter lebend zugeführt, die er todt wähnte, durch Sie ist der höchste Wunsch meines Lebens erfüllt, ist mir eine Verzeihung geworden, die meine ganze Zukunft erhellt und beglückt. O, mein Herr, setzen Sie Ihrem edeln Werke die Krone auf! Befreien Sie meinen Vater aus diesem Kerker, in den ihn die schändlichste Intrike gebannt hat, geben Sie ihn mir ganz wieder, der ja nur von einem Irrthume geblendet, den Versuch machte, einen Bösewicht, der ihm Alles geraubt, zu strafen! Was steht seiner Befreiung entgegen? Warum könnte er nicht in dieser nächtlichen Stunde mit uns dieses Haus verlassen und dann still und verborgen bei mir leben, so still und verborgen, daß Niemand sein Daseyn ahnt?"

„Nimmermehr!" rief außer sich Virgilius und ließ den Rebhuhnschenkel, den er eben zum Munde führen wollte, seiner Hand entfallen. Zugleich sprang er einige Schritte weit zurück und

hielt, wie zur Gegenwehr bereit, das Elfenbeinknöpfchen ſeiner Badine der Italienerin entgegen. „Alles hat ſeine Grenzen, auch die Menſchenliebe,“ fuhr er fort, indem ſeine feine Stimme in der Entrüſtung ſich bis zum Krähen ſteigerte, „Alles ſollte erkannt, aber nie mehr verlangt werden, als das Gewiſſen, wenn es auch ſchon ein wenig nachgiebig ſich gezeigt hat, erlaubt. Was ich gethan habe, iſt in der Rührung geſchehn, die mein Freund, der Baron, in mir erweckt, aber bis zur völligen Dienſtvergeſſenheit, bis zur Befreiung eines Menſchen, der doch gewiſſermaßen als ein Delinquent zu betrachten iſt, laſſe ich mich nicht rühren. Ich habe verſprochen, die Tochter und die Enkelin noch einmal herzuführen, und mein Verſprechen halte ich. Drüber aber gehe ich nicht, ſo gewiß ich überzeugt bin, daß alle Polizeianſtalten nur das Heil der Menſchheit bezwecken!“

Ich verſuchte nicht, den Entrüſteten zu einem andern Entſchluß zu bewegen. Ich kannte ihn zu gut, um eine günſtige Umſtimmung zu hoffen. Giulietta ſchien auch ſchon auf ſeine Weigerung gefaßt.

„So werde ich denn meinen eigenen Weg gehen;“ antwortete ſie kalt und gefaßt. „O, ich kenne ein Mittel, in das Herz desjenigen, der mein Leben

vergiftet hat, Grauen und Entsetzen zu schleudern. Er soll zittern vor mir, er soll bebend seine Unthat gestehn, er selbst soll diesen unglücklichen Greis der Freiheit wiedergeben. Ich bedarf keiner Hülfe, keiner Unterstützung Fremder. Eine soll mir helfen und diese wird es, wenn die Zeit kommt und die That reif ist. Caroli's schwarze Stunde naht, das Maaß seiner Unthaten ist voll."

„Charmant!" rief der Commercienrath. „Zwei Verschwörungen für Eine. Die Signora conspirirt im Stillen nach ihrem Plane, ich ebenso nach dem meinigen. Treffen wir beim Ausbruche zusammen, so sind wir gute Alliirte, wir müssen siegen und schießen Victoria aus Champagnerflaschen. Aber," setzte er im kläglichen Tone hinzu, indem er die leeren Flaschen gegen das Licht hielt, „ich wittre Morgenluft, wie der Geist von Hamlet's Vater. Das Gewitter ist auch vorüber, durch's Gitterfenster scheinen die Sternlein so milde herab, wie eine Berliner Osterſuppe, wir müssen scheiden, um auch die Genüsse des morgenden, oder vielmehr nun heutigen Tages mit heiterm Gemüthe und frischem Appetite aufnehmen zu können."

Virgilius stimmte in das Begehren des Commercienrathes ein und legte, durch die letzte Zumuthung Giulietta's gereizt, ein gebieterisches

Gewicht auf ſeine Worte. Während die beiden Männer, die dem Souper und den Flaſchen, welche ſie mitgebracht, allein die gebührende Ehre bezeigt hatten, wieder einpackten und alle Spuren des nächtlichen Banketts hinwegräumten, lag die Signora an der Bruſt ihres Vaters und nahm von dieſem den zärtlichſten Abſchied. Dann ſchlichen wir unter Blümleins Anführung leiſe den Weg, den wir gekommen, wieder zurück. An der Domkirche trennten wir uns. Als ich die Signora zu ihrem Hauſe begleitet hatte und ſie vor der Thüre ihrer Wohnung verließ, ſah ich durch einen Spalt im Fenſterladen einen Lichtſchimmer in der Stube des Kranken. Gewiß ſaß Roschen, das liebe Kind, dort noch wach und harrte der Mutter und hütete den unruhigen Schlummer des ſiechen Vaters. Ich ging nach Hauſe, indem ich an ſie dachte, ich legte mich zur Ruhe, um von ihr zu träumen.

Roſalia. — Roschen?

Mehrere Wochen vergingen, ohne daß ſich irgend etwas Beſonderes ereignet hätte. Von Zechi vernahm ich nur, daß er auf dem Wege der Geneſung vorwärts ſchreite, man ſprach ſchon davon, er werde bald wieder auftreten, und Publicum und

Theatercaſſe, die beide unter ſeinem Nichterſcheinen gelitten, durch zahlreiche Darſtellungen entſchädigen. Der alte Lautenſchläger, der ihn verwundet, war vergeſſen, und wenn noch einer oder der andere ſeiner gedachte, ſo geſchah es, um den Wohlthätigkeitsſinn der Prinzeſſin Eliſe zu rühmen, die dem Unglücklichen ein angemeſſenes Aſyl für ſeine noch übrigen wenigen Lebensjahre verſchafft.

Mein alter Freund, der Commercienrath, ſchien die Rolle, die er ſich ſelbſt zugetheilt hatte, für höchſt wichtig zu halten. Er nahm mich oft vor oder nach Tiſch bei Seite, und gab mir dann mit der Miene des froheſten Triumphs über das Gelingen ſeines Unternehmens „geheimnißvolle Aufſchlüſſe, merkwürdige Andeutungen" und wie er es ſonſt nennen mochte.

„Ja, ja, Baron," ſprach er, „die Verſchwörung gedeiht prächtig, ſie kocht unter unſern jungen Leuten und ſogar unter löblicher Judenſchaft, die ich für unſere Sache zu intereſſiren gewußt habe, und wird gar ſeyn, ausgebacken und reif zur Stunde der Entſcheidung. Man ſieht mir es nicht an, aber ich bin ein Teufelskerl, wenn es gilt, die Unſchuld zu rächen. Man trägt unter der Corpulenz ein Herz, man hat nicht allein Gefühl für Braten und Auſtern, man ſtrebt auch nach dem Höheren,

nach Veredlung des Menſchengeſchlechtes, nach der Vervollkommnung ſeines eigenen Selbſt, nach Vernichtung aller Sünde, nach reiner Erhebung der Tugend. Ich denke noch immer mit Rührung an jene mitternächtliche Stunde, wo die Signora ihre entſetzliche Geſchichte erzählte, wo der Blitz durch das kleine Gitterfenſter des Gemachs niederleuchtete, wo der Donner in den weiten Gängen des Spittels widerhallte, und ich glaubte eine Scene aus Walter Scott oder Cooper zu erleben. Baron, ich möchte mich ſelbſt prügeln darüber, daß ich damals dem ſchnöden, ſinnlichen Gelüſte erlag, und meine edlern Gefühle der ſüßen Würze des Capwein, dem Pokale das Oeil de perdrix, der Gaumenwohlthat der Leckerbiſſen, die eigentlich dem Alten beſtimmt waren, uns aber zu Gut kamen, opfern konnte! Es paſſirt mir nicht wieder bei einer ähnlichen Gelegenheit, lieber eſſe und trinke ich vorher über Maaß!“

Weit merkwürdiger und intereſſanter, als der Commercienrath, begann jetzt Virgilius und ſein Treiben mir zu erſcheinen. Er hatte Röschen und ihre Mutter zu Sebaſtiano geführt und von dieſem Augenblicke an war er ein Vertrauter Giulietta's geworden, der oft, während ich meine Schreibſtunden bei der Tochter fortſetzte, lange ge-

heime Berathungen mit jener hielt. Alle Versuche, die ich machte, etwas über den Inhalt dieser Unterredungen von ihm herauszulocken, blieben vergebens und scheiterten an seiner eisernen Verschwiegenheit.

„Ihr werdet Alles gewahr werden zu seiner Zeit," sagte er mit einem Hohne, der mich ärgerte, indem er meine Neugierde auf's Höchste spannte, „Ihr und zugleich noch viele hundert andre, die wunderlich überrascht seyn werden von dem, was ein schlichter Polizeiactuar im Stillen verbereitet. Und der Polizeiactuar wird immer und ewig in seinem Versteck bleiben und Niemand wird ahnen, daß er es gewesen, der die ganze Residenz in Alarm versetzt! Geht, Baron, und geht ruhig und ohne daß Euer Puls lebendiger schlägt, Eure Schreibstunden! Die Gärtnerstochter und der Reichsfreiherr passen nicht zu einander."

Das war freilich ein guter Rath, allein er theilte mit so vielen Andern das Schicksal, nicht beachtet zu werden. Röschen wurde mir täglich lieber und ich fing bereits an, Entwürfe für die Zukunft zu bilden, auf welchem meiner Güter ich mit ihr leben wolle, und in welcher Art die ganze Sache meiner weitläufigen Verwandtschaft am besten zu ratificiren sey. Sie war freundlich, gütig und gefällig gegen mich. Jeden Tag fand ich regel-

mäßig meinen Blumenſtrauß auf meinem Platze. Ihre Fortſchritte in der Schreibkunſt waren reißend. Sie hatte bereits die Stufe der Geſchicklichkeit, auf der ich ſelbſt ſtand, erreicht, und ich gab mir nur das Anſehn, ſie weiter zu führen, um den Unterricht mit ihr fortſetzen zu können. Aber ſie ſchien mir jetzt zerſtreuter als ſonſt. Oft fing ſie mitten unter meinen Unterweiſungen an zu trillern und zu ſingen und ich ſah dann freilich ein, daß ſie eine recht ſchöne, wohlklingende Stimme habe, aber es war mir denn doch wieder unangenehm, daß ſie mir nicht mehr Aufmerkſamkeit widmete. Beſonders unruhig ſchien ſie gegen das Ende der Stunden zu werden. Dann ſchielte ſie bald nach dem Fenſter, bald nach der Thüre, keine Feder wollte ihr mehr zuſagen, wie ich auch alle erworbene Kunſt und Aufmerkſamkeit darauf verwandte, ſie zu ſpitzen und zu ſchneiden. Klopfte es aber dann leiſe, und wurde beſcheiden die Thüre geöffnet und der Lockenkopf des bewußten Schreinergeſellen ſah herein, ſo erglühete ſie über und über, und mit ihren Wangen erglühete mein Herz und das peinliche Othello-fieber kam über mich. Am Anfange der nächſten Unterrichtsſtunde ſchmollte ich dann wohl mit Röschen, aber das gute Kind war dann wieder ſo ergeben, ſo freundlich, und ſchien ſo gar nicht be-

greifen zu können, was ich eigentlich wolle, daß diese Unschuld mich ganz und gar entzückte und allen Unwillen aus meiner Seele verbannte.

Niemand schien in dieser Zeit glücklicher, als der kranke Gärtner. Er lächelte fast immer verklärt für sich hin, spielte auf der Decke seines Lagers Clavier und hatte das Ansehn, immer in seinem Innern Musik zu hören. Täglich wurde er dabei schwächer und der Augenblick seiner Auflösung schien nicht fern. Als ich ihn einesmals allein traf, winkte er mir an sein Lager zu treten und sagte geheimnißvoll:

„Es geht mir jetzt gar gut in meinem Hause, Herr Baron! Sie werden es nur nicht gewahr, denn vor Ihnen wird Alles verschwiegen gehalten und verborgen. Den ganzen Tag über höre ich Musik, Gesang, wie von Engelszungen, herrliche Sachen, wie man sie nur im Himmel vernehmen kann. Das ist Röschen und meine Frau im andern Zimmer. Ich liege dann ganz still und lausche, und lausche mich hinauf in den Himmel und meine schon die Engel um mich versammelt zu sehn und demüthig vor dem Throne Gottes zu knieen, von dem alle Musik ausgeht. Ich treibe es nicht mehr lange auf Erden, Herr Baron! Von Tage zu Tage klingt mir die Musik herrlicher, was ich sehe, wird

mir fremder, und ich fühle, daß die Welt keine Heimath mehr für mich iſt.“

Auch ich ſah ein, daß der Arme bald zu einem beſſern Aſyle eingehn würde. Aber dieſes ſeltſame Treiben Röschen's und ihrer Mutter? Das Geheimniß, das darüber ruhete, das mit Ernſt und Feſtigkeit bewahrt wurde? Stand alles dieſes vielleicht mit Blümlein's häufigen Beſuchen in Verbindung, mit ſeinen Andeutungen, die mehr ahnen ließen, als ſie beſtimmt ausſprachen? Verwünſchter Zuſtand des Zweifelns, des Tappens in einer Finſterniß, aus der ich mich nicht herauszufinden vermochte! Ich, der ſich früher für die Hauptperſon, für den Lenker der Fäden, die hier eingreifen und bewegen ſollten, gehalten, ſtand jetzt inmitten der ganzen Maſchinerie, willenlos, ohne Leben und Thätigkeit, ohne ihr Weſen und ihren Zweck zu erkennen. Umſonſt hatte ich den Polizeiactuar auf das Eifrigſte beobachtet, ſeinen Gängen nachgeſpürt, den Sinn von jeder ſeiner Äußerungen reiflich erwogen und hin und her gedeutet, um auf irgend eine Spur zu gerathen: Alles blieb Finſterniß, undurchdringliche Nacht vor meinen Augen. Freilich fiel mir auf, daß Virgilius dem Theaterintendanten jetzt angelegentlich ſeinen Hof machte, daß er häufig auf der Bühne zu finden war und ſich oft im eifrigen

Gespräch mit dem Director in einer Coulisse antreffen ließ; aber da konnten ja Dienstverhältnisse zum Grunde liegen, da wurden wahrscheinlich ganz gewöhnliche, unbedeutende Dinge verhandelt.

Ich ging in einer wahrhaft melancholischen und, was meine beabsichtigten Herzenseröffnungen an Röschen betraf, unentschlossenen Stimmung umher, als sich plötzlich in der Residenz die Nachricht verbreitete, Signor Zechi sey nun völlig genesen und werde an einem der ersten Tage in der nächsten Woche in der Rolle des Don Juan wieder auftreten. Man hatte den Don Juan noch nie italienisch gehört, Alles war gespannt, das Meisterstück Mozarts in der Sprache, zu der er seine unsterbliche Musik gedichtet, mit allen Recitativen, mit der Lebhaftigkeit, der wahrhaften Inspiration der fremden Darsteller zu genießen. Nebendem verlautete auch, daß eine eben so reizende, als vortreffliche Sängerin, die man täglich aus Italien erwarte, in der Rolle der Elvira eine Gastvorstellung geben werde, daß überhaupt die Oper so würdig solle ausgestattet werden, wie man sie hier noch nie gesehn. In allen Gesellschaftskreisen war das Gespräch über den Don Juan an der Tagesordnung. Schon hatte man Zechi ausfahren sehen, man wollte wissen, daß bereits Proben gehalten

würden, von denen aber Zechi der Ruhe halber, deren er noch bedürfe, ſich bis auf die letzte Hauptprobe habe diſpenſiren laſſen. Als ich Giulietten, die ich freilich nur ſelten ſah, hiervon benachrichtigte, zeigte ſie ſich zu meinem Erſtaunen ſehr gleichgültig und ſuchte die Rede auf einen andern Gegenſtand zu lenken. Ich hatte ſie am Bette ihres Mannes gefunden. Dieſer wurde jetzt oft von Schwächen heimgeſucht, welche immer ſicherer ſein nahes Ende verkündigten. War er aber ſeines Bewußtſeyns mächtig, ſo trat wieder jenes verklärte Lächeln auf ſein Angeſicht, das innern Frieden und ſchöne Hoffnungen deutete. Zu meinem Verdruſſe ſetzte jetzt Röschen unter einem Vorwande, der mir ſehr unerheblich ſchien, auf einige Tage die Schreibeſtunden aus. Schicklicherweiſe konnte ich ſie nun nicht jeden Tag ſehen; ich mußte meine Sehnſucht, meine Ungeduld bekämpfen, war nun aber auch feſt entſchloſſen, ſobald ich wieder den Unterricht beginnen würde, meine Werbung anzubringen. Übrigens ſchien weder ſie, noch ihre Mutter zu ahnen, in welcher Gefahr das Leben des Kranken ſchwebe; ſie glaubten im Gegentheile zu bemerken, daß er ſich beſſere, ſie hofften auf ſeine Geneſung, und ich hielt mich nicht für berufen, dieſen ſchönen Wahn zu zerſtören.

„Don Giovanni!" rief mir, als ich nach einem überlangen Morgenſchlafe eines Mittags den Speiſeſaal im römiſchen Kaiſer betrat, der Commercienrath zu, indem er mir den Theaterzettel darreichte. „Don Giovanni!" wiederholte er, ſich die Hände reibend und in ſich hineinkichernd. „Die Mine iſt geladen und heute Abends platzt ſie los und der Zechi muß tanzen nach unſrer Pfeife," fuhr er dann fort: „Freundchen, die Verſchwörung iſt fix und fertig, und wenn die Signora aus dem Spittel auch die ihrige zu Stande gebracht hat und beide zuſammenklappen, ſo gibt es einen Teufelshallo und Capitallärm. Aber Geld und Mühe hat es mich gekoſtet, bis ich die muthigen Jakobiner, die theatraliſchen Feuillans zuſammengebracht hatte. Der Zechi hat einen wahren Zentnerſtein im Brette beim Publikum, der ſchwer zu untergraben war, aber doch endlich wackelig geworden iſt und nun zuſammenbrechen muß, und wenn Prinzeß Eliſe ihn mit höchſt eigenen Schultern unterſtützte. Die Rollen ſind ausgetheilt unter den Verſchworenen; jeder weiß, was er zu thun hat. Sie haben Alle geſchworen, treu zuſammenzuhalten, geſtern bei der Generalverſammlung und jeder legte den Eid auf einen großen Korb mit Champagner ab, den ich zum Beſten gab. Er war delicat, der Cham-

pagner nämlich, von Laboullaye in Ay. prémière qualité. Alles bleibt ſtill und ruhig während des Stücks. Niemand von den unſrigen applaudirt dem Zechi; applaudiren andere, ſo laſſen wir ſie gewähren. Das iſt die Windſtille vor dem Sturme. Nach dem Stücke wird die fremde Signora, wenn ſie gut iſt, herausgerufen; dann wird auch Zechi gerufen, aber wehe ihm, wenn er erſcheint! Hundert Stimmen begrüßen ihn im wilden Chorus mit dem Donnerrufe: Caroli, Giulietta! Es wird gepfiffen, gezischt, geſtrampelt, faules Obſt nach der Bühne hinauf ſervirt — kurz! ein Lärm wird getrieben, wie noch nie in hieſigem Theater erlebt worden und der ſicherlich das Gewiſſen des Signor Zechi Caroli aus ſeinem ſchweren Schlafe wach rütteln ſoll!"

Noch waren wir beide allein im Salen. Die Kellner waren außerhalb beſchäftigt, Niemand achtete auf uns.

„Um Gotteswillen, Meuſelwitz," ſagte ich betreten, „Sie haben doch Giuliettchen nicht compromittirt, nicht ihre Unglücksgeſchichte dem großen Haufen preisgegeben?"

„Wie können Sie mich für ſo dumm halten, Baron?" erwiederte er beleidigt. „Mich koſtet die Kenntniß dieſer Unglücksgeſchichte ſchweres Geld

und die große Überwindung, um Mitternacht in's Narrenſpittel eingetreten zu ſeyn. Soll ich ſie nun Andern zum Beſten geben, gratis oder gar noch von Gaſtfreundſchaft begleitet, die mir wiederum kein Wirth umſonſt gibt? Profit die Mahlzeit! Meine Verſchworenen ſchreien was ich will, ohne weiter darnach zu fragen, was es bedeutet: dafür haben ſie ihr vollſtändiges delicates Souper erhalten, ihren Rheinwein und ihren Laboullaye. Plenus venter non studet libenter! An tiefes Nachdenken, an ſpeculative Grübeleien ſind die Burſche nicht gewöhnt."

Ich blickte auf den Theaterzettel. Zechi war hier als Don Juan angeſetzt, eine Signora Roſalia vom Theater San Carlo in Neapel, hieß es weiter, werde in der Rolle der Donna Elvira als Gaſt auftreten.

„Eine ſonderbare Sache iſt es mit der fremden Sängerin," hob Meuſelwitz auf's Neue an. „Sie ſoll noch auf keiner der Proben den Schleier abgelegt haben, der ihr Angeſicht bis zum Kinn bedeckt, Alles mit leiſer, nicht einmal halber Stimme, aber in vortrefflicher Manier geſungen und dem Director die Bedingung gemacht haben, mit der größten Strenge darauf zu wachen, daß Niemand, wer es auch ſey, zu den Proben zugelaſſen werde.

Der Director thut ungemein geheimnißvoll, wenn man von ihr zu ihm ſpricht. Sie werde Alles bezaubern, Alles begeiſtern: verſichert er auf Ehre; ſie ſey ein wahrer Deſſertbiſſen, ächter Confect und indiſches Eingemachtes für das hieſige, kunſtliebende Publikum!"

„Roſalia, Roſalia!" ſprach ich träumeriſch in mich hinein und dachte an Röschen. Der Anblick der fremden Roſe war mir gewiß, aber mein liebes, einheimiſches, trautes Röschen durfte ich heute nicht ſehen, denn die Mutter hatte mit einem ſeltſamen Ernſte davon geſprochen, daß die Familie wünſche, heute von Niemand geſtört zu werden. —

Der Abend kam. Wer nur von den Bewohnern der Reſidenz einigen Anſpruch auf künſtleriſche Bildung machen wollte, eilte in's Theater. Ich war ſchon frühe hingegangen und glücklich genug geweſen, mein gewohntes Plätzchen in den erſten Reihen des Parterre zu erlangen. Rings um mich war die Rede von der neuen Sängerin und Zechi. Letzterer ſollte ſich noch nicht ganz geneſen fühlen von ſeiner Wunde, oft noch an Fieberſchauern leiden und hauptſächlich von einer melancholiſchen Stimmung beherrſcht ſeyn, wegen der man heute ſich nicht ſo Großes von ſeiner Darſtellung verſprach.

„Im Gegentheile!“ rief der Commercienrath, der ſeine Stelle immer in meiner Nähe einzunehmen pflegte. „Ich getraue mich zu behaupten, daß der Don Juan eigentlich ein Melancholicus iſt, der, weil ihm der Arzt Zerſtreuung angerathen, dieſe auf allen möglichen Wegen ſucht. Ein bloßer luſtiger Lebemann würde dem alten Gouverneur nicht gleich das Lebenslicht ausblaſen, weil er ihn bei der Tochter ertappt; ein Melancholicus aber iſt ein Menſchenfeind und brütet heimlich immer Verderben gegen das Menſchengeſchlecht. Ein Lebemann würde galant gegen die Donna Elvira ſeyn, wenn er ihrer auch überdrüſſig geworden; der finſtere, ſtarre Melancholicus überläßt ſie dem Hohne ſeines Bedienten. Was ſagen Sie zu dieſen kritiſchen Andeutungen, mein Herr? Sind ſie nicht neu, pikant und ein angenehmes Reizmittel vor dem Schmauſe, der uns aufgetiſcht werden ſoll?“

Die Umſtehenden nahmen des Commercienraths Worte für Scherz und lachten unmäßig. Ich aber erkannte, daß mein Freund ſich in einer großen Aufregung befand, die auf irgend einem Wege auszubrechen ſuchte, daß er mit Ungeduld auf den Augenblick harrte, wo ſein Werk, das er heimlich geſponnen, an das Licht trete und bis dahin nach

Ausfüllungsmitteln, nach erzwungenen Scherzen, um ſich hinzuhalten und zu zerſtreuen, ſtrebte. Den Polizeiaktuar bemerkte ich in der Ferne am Eingange. Er war in voller Amtsuniform, ſchien ſehr geſchäftig und ohne Neigung, ſich, wie er es gewöhnlich that, ſeinen alten Freunden zu nähern.

Da gab der Kapellmeiſter das Zeichen zum Anfange und die erſten ſchauerlichen Accorde der Ouverture rauſchten wie ernſte Mahnungen einer höhern Welt, wie Verkündigungen von Verbrechen und Strafe, wie Hindeutung auf fluchwürdige That und Verdammniß durch den weiten Raum hin. Alles war todtenſtill. Der ernſte Sinn der Töne ergriff jeden, wenn ihn auch nicht jeder verſtand. Ich träumte von gefallenen Engeln, die den Kampf mit dem Leben nicht zu beſtehen vermocht, von dem Himmel, der in ihnen untergegangen ſey, weil ſie die Luſt der Erde gierig in ſich eingeſaugt; von Jammer, den ſie in die Herzen anderer gegoſſen, von Elend, das ſie ſchwerer, als ein Todtenkranz iſt, auf jener Häupter gelegt. Ich träumte und erlebte Alles mit: den Kampf und den Jammer, das Elend und den Untergang. Mein Traum dauerte noch, als die Ouverture geendigt hatte, als Leporelle, in ſeinen Mantel gehüllt, auftrat und ſein: Notte e giorno faticar anſtimmte. Da aber

bebte es plötzlich durch meine Seele und erweckte sie zur Theilnahme an der Gegenwart. **Ma qual mai s'offre, oh Dei spettacolo funesto** jammerte Donna Anna und stürzte verzweiflungsvoll neben der Leiche des Vaters nieder. Jetzt wurde mein Interesse ganz auf die Darstellung gelenkt. Ich bereuete, die Scene zwischen Donna Anna und Don Juan, das Zusammentreffen dieses mit dem Gouverneur verträumt zu haben. Ich war nun ganz Auge, ganz Ohr. In meiner Nähe wurde indessen gezischelt und geflüstert. Alles war gespannt auf die Erscheinung der Signora Rosalia, die Wirkung des schönen Duetts zwischen Anna und Ottavio ging bei dieser allgemein herrschenden Neugierde großen Theils verloren.

Da erschien sie im Hintergrunde der Bühne: eine nicht große, aber höchst zierlich gebaute Gestalt, lieblich in allen Formen. Noch hing der Schleier vor ihrem Angesichte nieder, aber man ahnete hinter ihm Jugend und Schönheit. Ihr Gang war schwankend, sie schien blöde, sie schien zu zittern. Aber jetzt begann das Ritornell des wunderherrlichen Terzetts und wie von einer höhern Macht begeistert, näherte sie plötzlich mit bestimmten und festen Schritten sich dem Proscenium und indem sie den Schleier zurückschlug und mit

herrlicher, metallreicher Stimme: **Ah! chi mi dice mai**, anhob, rauſchte ein Ton der Bewunderung über die Anmuth der Erſcheinung, die noch alle Erwartung übertraf, durch die weite Verſammlung. Ich aber vermeinte in die Erde zu ſinken: die Signora Roſalia vom Theater San Carlo in Neapel war Röschen aus der Grünberger Vorſtadt, oder ich war im Fieber und ſah Phantasmata, wie der ſelige Nicolai.

Das Finale.

„**Bravo, bravissimo!**“ jubelte das Haus, als die Sängerin ihr erſtes Solo geendigt. Ich ſtand noch ohne Leben, ohne Beſinnung. Hundert Zweifel drängten ſich mir auf, und wenn ich dann wieder an meine Sinne appellirte, ſo war und blieb es Röschen, mein Röschen, meine Schülerin! Ich bemühete mich, nun aufmerkſam zuzuhören. Es war ganz die Methode Giulietta's, nach der ſie ſang, es war die Stimme der Tochter Sebaſtiano's, nur jugendlicher, kräftiger. Ihr Spiel war befangen, verlegen; aber man hielt das gerne ihrer Schönheit zu gut, man verzieh es ihr gerne um des herrlichen Geſangs willen.

Eben ſo betroffen, wie ich, ſchien ein andrer,

der wohl der Herrschaft über sich selbst bedurfte in diesem Augenblicke; dieser andre war Zechi. Die Sängerin mußte in den Proben ihre Mittel nicht in dem Grade entfaltet haben, wie es jetzt bei der Aufführung geschah, sie hatte, wie es ja auch verlautete im Publikum, die Macht ihrer Stimme, die Schönheit des Vortrags verborgen, sie überraschte nun selbst die Mitspielenden. Zechi, der im Hintergrunde mit Leporello lauerte, und nach der neuen Eroberung angelte, machte eine Gebehrde des Entsetzens und stieß einen vernehmlichen Schrei aus, als die Sängerin begann. Seine Lebhaftigkeit, das Feuer seines Spiels war verschwunden. Er sang unsicher, er schien von einem Gefühle beunruhigt, das ihn mehr beherrschte, als der Gedanke an seine Rolle. Erst als das Terzett zu Ende war, als die Donna sich nach ihm umwandte und er ihr Angesicht erblickte, gewann er seine Fassung wieder. Schwelgend in dem alten Frevelmuthe höhnte er die verlassene Geliebte, aber wenn gleich ihr Spiel im Ganzen unsicher blieb, so wußte sie doch die Vorwürfe, die ihn trafen, mit dem Ausdrucke einer so unendlichen Verachtung auszustatten, daß sein Hohn vernichtet, elend und jämmerlich dastand.

„Und das sollte, das konnte Röschen seyn?“

fragte ich mich immer wieder. Aber als ſie anfing zu ſprechen, als ich in gewöhnlicher Rede den Ton ihrer Stimme vernahm, da erkannte ich ſie ganz genau, da wußte ich auch, daß in dieſem Ausdrucke unſäglicher Verachtung der Geiſt ihrer Mutter aus ihr ſprach. Das Italieniſche floß ihr mit einer Leichtigkeit vom Munde, als ſey ſie am Arno oder an der Tiber geboren. Ganz natürlich! Sie hatte nie eine andere Sprache mit Giulietta geſprochen. Ihrem Abgange, ſo wenig er auch dazu aufforderte, folgte ein donnerndes Applaudiſſement.

„Herrlich, herrlich!“ rief überlaut der Commercienrath. „Das iſt eine Sängerin, wie wir brauchen. In der Stimme iſt Metall — Metall, wie an der großen Glocke im Domthurme; und der Vortrag — kann man ihn geſchmackvoller, delicieſer, pikanter und ich möchte, um einen angenehmen Vergleich zu haben, ſagen, muſirender finden? Da iſt keine Überladung an Ingredienzien und Accidenzien, da iſt Alles einfach und edel, wie es Mutter Natur will, aber mit ihrem Gepräge, mit dem Stempel der Wahrheit! Den Zechi macht ſie todt heute. Er ahnt es, er iſt verwirrt, er war aus dem Häuschen, als ſie die erſten Töne anſchlug. Und wie jung und ſchön iſt ſie, faſt zu jung und zart für dieſe Rolle! Aber da kann man

nachhelfen, wenn man einen Beigeschmack von Ästhetik hat, einige natürliche Dreingabe von Phantasie. Donna Elvira ist ein junges, unschuldiges Täubchen gewesen, als der Ruchlose sie ent- oder verführt. Er war ihre erste Liebe, er ist ihre einzige. Er zieht sie nach über Berg und Thal, und sie folgt ihm, wie der Mensch seinem Erhaltungstriebe, dem Sehnen nach wohlschmeckender Speise und stärkendem Trank. Sie kennt und verachtet ihn, aber dennoch kann sie nicht von ihm lassen: denn sie ist die Sclavin ihres Herzens, und ihr Herz gehört ihm. Ja, ihr Leute, so steht es mit dieser Donna Elvira, der noch keine gleich gekommen von allen, die ich gesehen in langjähriger Theaterpraxis. Aber noch einmal: der Zechi macht heute einen Purzelbaum aus der Gunst des Publikums, dafür stehe ich. Die Signora Rosalia bricht ihm den Hals."

Der Commercienrath hatte gut prophezeihen. Hatte er doch selbst die Erfüllung seiner Prophezeihungen sicher vorbereitet. Ich saß in fortwährender Betäubung. Röschen eine Prima Donna, eine Künstlerin vom ersten Range! Jetzt fiel mir wieder ein, was sie mir vor langer Zeit gesagt, daß nämlich die Mutter sie in einer Sache unterrichte, die dereinst zum Vorschein kommen werde,

jetzt konnte ich mir erklären, warum sie in der letzten Woche so viele Unterrichtsstunden versäumt habe, jetzt glaubte ich auch zu errathen, was Virgilius im Geheim mit der Familie, mit dem Theaterintendanten und dem Direktor zu verhandeln gehabt habe. Aber zu welchem Ende, zu welchem Zwecke? Lauerte dahinter vielleicht die Rache, die Giulietta an Caroli zu nehmen sich vorgesetzt hatte? Ich begriff es nicht, ich mußte mich entschließen, geduldig die Auflösung dieser wunderlichen Räthsel zu erwarten. Auf jeden Fall dünkte mich, daß Röschen mir nun weit näher stehe, daß eigentlich eine Verbindung zwischen uns keine Mißheirath genannt werden könne, indem ihre Kunst sie adle und, wenn ich morgen schon meine Bewerbung anbrachte und sie dem weitern Theaterleben entzöge, auch dieses in seiner eintägigen Dauer auf keinerlei Weise ihrem Rufe nachtheilig sey könne.

Der Beifall, welcher der fremden Sängerin gezollt wurde, stieg mit jeder Scene, in der sie erschien. Zechi aber wollte durchaus nicht ansprechen: er schien zerstreut, verblüfft, ohne Leben und ohne Kraft. Erst als das Finale des ersten Aktes begann, wurde er wieder der alte. Mir kam es vor, als habe er sich durch geistige Getränke erhoben. Mit frivolem, höhnendem Muthwillen verfolgte er

Zerlinen; vernehm und leichthin wirft er Masetto zurück. Nun kam das himmliſche Terzett der drei Masken. Niemand ſchien jetzt zwiſchen der Elvira, die jetzt auftrat, und der vorigen einen Unterſchied zu finden. Ich aber fand ihn. Mein Herz fühlte, meine Sinne erkannten zu genau. Mochte man nicht die höhere Geſtalt der gegenwärtigen Erſcheinung bemerken, mochte man die feſtre Haltung in Spiel und Anſtand überſehn, mochte man die mindre Friſche der Stimme auf Rechnung des Flors ſetzen, der vor dem Munde niederhing; ich täuſchte mich nicht: das war nicht mehr Röschen, das war Giulietta, ihre Mutter! Jetzt fing es an in mir zu tagen. Ich ahnete eine ſeltſame, wunderliche Rache.

Da entfernten ſich die Masken und der hintere Vorhang flog auf, und im bunten Gewimmel bewegte ſich Alles im glänzenden Salen zum fröhlichen Tanze. Zahlloſe Kerzen ſtrahlten hernieder, Bediente flogen hin und her, um auf ſilbernen Credenztellern Erfriſchungen zu reichen, Alles war Leben, Alles war Freude. Don Juan jubelte in frecher Luſt. Zechi ſchien nachholen zu wollen, was er früher verſäumt, er übertraf ſich ſelbſt in Spiel und Geſang. Wie reichhaltig ſtrömte da die Fülle der Freude, wie athmete Alles Üppigkeit und

Wohlleben! Aber der Dämon, der alle dieſe Herrlichkeit mit einem Schlage zerſchmettern ſollte, war nicht fern. Immer enger ſchlang Don Juan ſein Netz um die thörigte Zerlina. Sie ſchwankte, ſie gab nach, ſie folgte ihm. Da ſchlug die Wuth des verhöhnten Bräutigams in wilden Flammen auf, Don Juan ſah ſich entdeckt, verfolgt, bedrängt. Mit Rieſenkraft ſchleppte er ſeinen unglücklichen Diener herbei, um durch deſſen Tod die rachedürſtenden Gegner zu verſöhnen. Aber die drei Masken traten ihm drohend entgegen. **L'empio crede non tal frode di nasconder l'impietà!** zürnte Donna Elvira, ihre Maske ſinkt, und vor ihm ſteht — ein leichenblaſſes Weib, eine Todte, die er im Eiſe begraben glaubt, ſeine Anklägerin vor dem Richterſtuhle des Höchſten. Alles iſt Überraſchung, Alles iſt in Aufruhr, auf der Bühne, wie in den Logen und im Parterre. Aber Don Juan wankt, er bebt zurück, er ſucht ſich vergebens zu halten, ſeine Glieder verſagen ihm den Dienſt, er lallt noch einige unverſtändliche Worte, dann ſinkt er, vom Schlage getroffen, todt zur Erde. Entſetzen ergreift die Mitſpielenden und die Zuſchauer. Der Vorhang muß fallen. Mit Jochi's plötzlichem Tode iſt die Vorſtellung zu Ende.

Morgen!

Ich, mit vielen andern, eilte nach dem Gange, der auf die Bühne führte. Aber hier ſtand Polizeiwache und ließ Niemand hindurch. In der Ferne bemerkte ich Blümlein, wie er eben mit zwei verſchleierten Damen am Arme die Treppe hinaufſtieg, die in die Privatloge der Prinzeſſin Eliſe ging. Eine entſetzliche Verwirrung herrſchte allenthalben. Jederman fragte, jedermann wollte Näheres wiſſen. Zechi war todt, das blieb gewiß, das verſicherten alle Statiſten, die von der Bühne kamen; herab durfte jedermann, hinauf niemand. Vor dem Theater hatten ſich viele Gruppen gebildet, welche die Sache beſprachen. Aus einer von dieſen trat mir der Commercienrath blaß und verſtört entgegen.

„Eine merkwürdige Geſchichte das!“ ſprach er in großer Bewegung. „Den Don Juan abzuthun vor dem zweiten Akte, ehe er das köſtliche Souper eingenommen, ehe er ſich zum Tode vorbereitet durch herzſtärkenden Champagner — es iſt arg, es iſt arg; aber im Charakter einer Italienerin. Das muß man ihr laſſen, der Giulietta: zu conſpiriren verſteht ſie meiſterlich, ſtill, geheimnißvoll und auf eine ganz neue, überraſchende Weiſe. Was bin ich

gegen ſie? Ein Stümper, ein Bönhaaſe! Ich war ſtolz geworden auf mein Conſpirationstalent, ich war mir bewußt, nichts verſäumt zu haben zum Sturze des Zechi Careli; Geld habe ich es mich koſten laſſen, Überredungskunſt, unzählige Gänge, ſelbſt leichte Unpäßlichkeiten — und ſie — ſie tritt daher, nimmt bloß die Maske vom Geſicht, wirft dem Zechi einen Blick zu und drei Worte hin und er muß d'ran ſterben auf der Stelle, als habe er Blauſäure geſchluckt. Er iſt um's Leben, ich bin um mein Geld, um meine Bemühungen, um die Reſultate meiner Redekunſt gebracht. Kommen Sie, Baron! Laſſen Sie uns in den römiſchen Kaiſer gehen, und etwas Stärkendes nehmen auf den Schreck. Es iſt dort gewiß viel Geſellſchaft. Das zerſtreut, das lenkt den Geiſt von den Todesgedanken ab, die das plötzliche Ende Zechi's uns einflößen muß."

Ich fühlte mich zu ſehr erregt, um den Vorſchlag des Commercienraths anzunehmen. Ich wollte auf dem Platze bleiben, ich wollte Röschen und ihre Mutter erwarten. Menſelwitz entfernte ſich, nach und nach löſ'ten ſich die Gruppen auf und es wurde ſtill auf dem Platze. Ich ging mit haſtigen Schritten vor den Eingängen des Theaters auf und nieder. Man hatte ſie verſchloſſen, nach-

dem die Menge sich entfernt. Einzelne Personen kamen noch heraus, hinter ihnen aber fiel gleich wieder Schloß und Riegel vor. Da wurden mit einemmale beide Flügel der hintern Thüre, die nach der Scene führte, aufgerissen. Ein düsterer Zug trat heraus. Ich näherte mich, ich sah eine langgestreckte Gestalt, deren Angesicht mit einem Tuche bedeckt war, auf einer Bahre inmitten des Zugs: es war Zechi's Leichnam. Ein Schauer ergriff mich und ich wich zurück. Langsam entfernte sich der Zug und verlor sich in eine benachbarte Straße.

Nur noch eine Kutsche hielt auf dem weiten Platze. Ich war fest überzeugt, daß die beiden Frauen, die ich erwartete, sich noch in dem Gebäude befanden, ich konnte nicht anders denken, als daß diese Equipage bestimmt sey, sie aufzunehmen. Als ich sie in der Nähe untersuchte, erkannte ich das fürstliche Wappen, die fürstliche Livree. Ich wollte eben mit dem Jäger, der neben dem Wagen stand, und einige vernehmliche Reden des Unwillens und der Ungeduld ausstieß, ein Gespräch anknüpfen, um zu erforschen, wer noch von der fürstlichen Familie zurück sey, als die Thüre des Haupteinganges rasch aufflog, der Jäger eilig zu den Heraustretenden hinsprang, und der Wagen so schnell verfuhr, daß ich, als ich herankam, nur noch den Schlag zuklappen

hörte, und seiner gleich darauf erfolgten Abfahrt berechnen konnte. Aber auf der Treppe des Einganges stand Blümlein. Er hatte die Einsteigenden begleitet, er kam jetzt langsam und bedächtig herab.

„Virgilius," rief ich und hielt ihn an beiden Händen fest. „Mein guter Genius führt Euch her! Ihr müßt mir Rede stehen als ein alter Freund, Ihr müßt mir sagen, wo Röschen ist?"

„Dort fährt sie hin," sagte er lakonisch, indem er sich lesewand und nach der Gegend deutete, in der noch das ferne Rollen der fürstlichen Equipage hörbar war.

„In der Hofequipage?" versetzte ich staunend: „mit Jäger und Lakayen?"

„Ganz richtig!" antwortete er eben so trocken, wie früher. „Ein Kammerherr ist auch dabei."

„Um Gotteswillen, Virgilius," drang ich in ihn, „sagt mir etwas Näheres, erklärt mir die wunderliche Sache! Ihr habt sie geleitet, Ihr kennt sie genau, Ihr wißt nicht, wie nahe mir das Mädchen am Herzen liegt!"

„Morgen!" erwiederte er mit großer Bestimmtheit. „Heute Abend kein Wort mehr!"

Er hielt Wort. Ich ging ihm nicht von der Seite, ich begleitete ihn bis zu seinem Hause, ich

beſtürmte ihn mit Bitten, mit Beſchwörungen, ſelbſt mit Drohungen, unſer vieljähriges Freundſchaftsband aufzulöſen: nichts konnte ihn bewegen, das Siegel, das er auf ſeine Lippen gelegt hatte, zu brechen. Lächelnd, aber ſtumm, verließ er mich an der Thür ſeiner Wohnung und trat in dieſe, ohne mich einzuladen, ihn zu begleiten. Unruhig lief ich noch einige Straßen auf und nieder; dann trieb es mich in die Grünberger Vorſtadt. Ich ſtand vor dem Häuschen, welches Röschen und ihre Ältern bewohnten, ich lauſchte an dem verſchloſſenen Fenſterladen: Alles war ſtill, kein lebendes Weſen ſchien ſich in dem Innern des Häuschens zu befinden. Da hielt ich es denn endlich für das Beſte, meine Ungeduld, meine Unruhe zu bekämpfen und ſo gelaſſen wie möglich Blümleins verhängnißvolles: Morgen! zu erwarten.

Und dieſes Morgen kam! Ich war erſt ſehr ſpät eingeſchlafen; der Tag war ſchon weit vorgerückt, als ich erwachte. Ich ſtürmte zu Blümlein. Es war Sonntag, er war heute frei von Amtsgeſchäften, aber er ſey in die Grünberger Vorſtadt gegangen, wohin ihn ein wichtiges Geſchäft rufe, hieß es. In die Grünberger Vorſtadt? Rief es denn nicht auch mich dahin mit mächtigen Stimmen, denen ich nicht zu widerſtehn vermochte? War denn

ie Grünberger Verſtadt nicht das Ziel, nach dem lle meine Gefühle ſtrebten? Ich war dort, ohne nir ſelbſt bewußt zu ſeyn, wie ich hingekommen ear. Ich ſtand ebenfalls vor der Thüre des be- annten, lieben Zimmers, ich klopfte, aber ohne das inladende: Herein! zu erwarten, trat ich ein nd — ſah — ſah Röschen in den Armen eines Mannes, in dem ich im nächſten Augenblicke den erwünſchten Schreinergeſellen erkannte. Lächelnd anden Giulietta, Sebaſtiano und Virgi- us zur Seite, lächelnd blickte der Kranke auf s Paar.

Ich ſtand wie bedonnert. Da erhob Röschen s Köpfchen, ſie ſah mich, erröthete über und über nd verbarg ihr Geſicht wieder an der Bruſt des lücklichen, den meine Gegenwart gar nicht zu ren ſchien.

„Sie mich befreit haben aus dem prigione, Sie m Lohne jetzt empfangen ihren amante für spaso!“ b Sebaſtiano an, indem er auf mich zuſchritt d mir die Hand bot. „Sie, Herr Baron, ſeyn r generoso amico della casa. Sie durch Wohlthä- keit haben erhalten die Armuth, Sie die Tochter ben geführt zu il suo padre in das Gefängniß, e Alles haben preparato durch die Güte Ihres

Herzens, Ihnen ewig wird bleiben riconoscenza von uns!“

Nun näherte sich mir auch Virgilius, um dessen Mund ein Zug leisen Spottes spielte, der ihm sonst nicht eigen war. In wenigen Augenblicken wußte ich Alles, was mir bis jetzt noch räthselhaft scheinen konnte. Giulietta hatte in jener Nacht, wo wir den Alten besuchten, den Plan der Überraschung und der Bestrafung Caroli's erdacht, dessen Ausführung den Sänger freilich schwerer als sie gewollt, der ihn tödlich getroffen. Röschen, von ihr seit früher Kindheit im Gesange unterrichtet, weigerte sich so lange den ihr zugedachten Antheil zu übernehmen, bis ihr endlich von der Mutter heilig versprochen wurde, dieses sollte das einzigemal seyn und bleiben, daß sie die Theaterbretter betrete; bis die Mutter ihr die bisher verweigerte Einwilligung zu ihrer Verbindung mit dem jungen Schreiner, mit dem das Mädchen seit lange ein Herzensverständniß hatte, zusagte. Dann war Blümlein in das Geheimniß gezogen worden, und hatte alle nöthigen Schritte gethan, um Röschen, welche er der Theaterintendanz als eine ihm sehr empfehlene italienische Sängerin wiederum empfahl, die Gastrolle der Donna Elvira zu verschaffen. Alles war gelungen, alles ergab sich nach

Wunsch, bis auf den Tod Carolis, den Giulietta nur hatte einschüchtern, nur hatte dahin bringen wollen, die Freiheit ihres Vaters zu bewirken. Heimlich raunte mir Virgilius noch zu, daß die beiden Frauen eine geheime Audienz bei Prinzessin Elise gehabt, die bis spät in die Nacht gedauert, daß in Folge derselben Sebastiano sogleich in Freiheit gesetzt und von der Prinzessin mit einer anständigen, lebenslänglichen Pension begnadigt worden sey.

Was blieb mir übrig? Ich mußte gute Miene zum bösen Spiele machen, ich mußte gratuliren mit Bitterkeit im Herzen, ich mußte versprechen, über vier Wochen zur Hochzeit zu erscheinen.

„Wir kommen beide," sagte Blumlein, sich fröhlich die Hände reibend und triumphirend, daß er so großen Antheil an dem neuerrichteten Familienglücke habe, „wir kommen beide und bringen noch einen Dritten mit: den Caroli Nr. 3, den dicken Commercienrath, der damals treulich mir beigestanden bei dem Bankett im Narrenspiel, das Ihr übrigen alle verschmäht." —

Wir kamen und waren Zeugen der Seligkeit des jungen Paares. Der Vater des jungen Schreiners hatte dem Sohne zu Gunsten sein Geschäfte niedergelegt, dieser war Meister geworden und Rös-

chen bewegte ſich als Frau Meiſterin gar lieblich unter den Gäſten umher. Vor mir aber zeigte ſie eine beſondere Scheu, eine Zurückgezogenheit, die mich ahnen ließ, ſie erkenne recht wohl, daß zwiſchen uns Beiden nicht Alles ſo ſtehe, wie es ſolle. Niemand war heiterer an dieſem Tage als der kranke Gärtner. Der Ausdruck eines friedlichen Entzükkens ſprach aus ſeinem ganzen Weſen. Er nahm von ſeinem Lager aus den innigſten Antheil an dem Feſte, wollte von nichts, wie von Muſik ſprechen, und hörte nicht auf, die Frauen zu bitten, ſie möchten nur ſingen, ſie möchten ihn nur hinüberſingen in das liebe Himmelreich, wo Alles Geſang und Muſik ſey. Am folgenden Tage wurde ſein Wunſch gewährt. Er ſchlummerte ſanft unter einer Canzone, die Sebaſtiano ſeiner Tochter auf der Laute begleitete, in das „liebe Himmelreich" hinüber. Dieſes war der erſte bittere Tropfen, der in den Freudenkelch der jungen Eheleute fiel.

Die junge Gelehrte.

In ganz Bologna wurde Alleſandra, das einzige Kind des Doctors und Profeſſors Battoni, für das reizendſte Mädchen der Stadt gehalten. Dabei galt ſie aber auch für eben ſo gelehrt, wie ſchön, und ihre Mitbürgerinnen, die in andern, wie ſie meinten, ihrem Geſchlechte beſſer anſtehenden Dingen ihren Ruhm ſuchten, mieden die junge Gelehrte und zogen ſich ſcheu von ihr zurück, wenn ſie zufällig mit ihr in Geſellſchaft zuſammentrafen. Sie beſaß eine hohe ſchlanke Geſtalt, wie ſie das Welſchland meiſt unter ſeinen Frauen hervorbringt. Unter dem geſcheitelten Haare und den ſcharfgeſchnittenen Augenbrauen blickten, über ein zierliches Adlernäschen, zwei dunkelglühende Augen hervor, aus denen Ernſt und Nachdenken ſprachen. Die edeln und regelmäßigen Züge trugen den nämlichen Ausdruck und aus dem ganzen Weſen der jungen Dame trat mehr männliche Feſtigkeit, als weibliche Zartheit an den Tag. Man hatte die achtzehnjährige Gelehrte nur einmal lächeln geſehen. Dieſes war in dem Augenblicke geſchehen, als ſie nach ſiegreich vertheidigter Diſſertation von der verſammelten Academie mit der philoſophiſchen Doctorwürde bekklei-

det worden war. Als eine getreue Gehülfin ſtand ſie ihrem Vater in ſeinen gelehrten Arbeiten zur Seite. Alte Sprachen, Mathematik und Phyſik waren es, denen Alleſſandra ihre Studien mit beſonderer Vorliebe gewidmet hatte. Doch verſäumte ſie auch nicht, ſich Kenntniſſe in andern Wiſſenſchaften zu erwerben und dieſe täglich zu erweitern. Den Huldigungen der Männer begegnete ſie mit einer Verachtung, die bald die Bewerber aus ihrer Nähe entfernte. Auch hatte ſie keine Freundin: denn wo wäre ein gleichgeſinntes Mädchen von ihrem Alter zu finden geweſen, das ſich lieber mit ihr über die Trachten der alten Griechinnen und Römerinnen, als über die neueſte Mode, die aus Paris oder Neapel ankam, unterhalten hätte?

So ſchöne Früchte nun auch die Gelehrſamkeit der Tochter den Wiſſenſchaften, in denen Battoni forſchte, brachte, ſo dürre Blätter fielen von dieſem Baume der Erkenntniß für den Haushalt ab. Kam ein unerwarteter Gaſt, ſo fehlte es an Mitteln, ihn zu bewirthen, eine unverbrannte Suppe hatte Battoni nun ſchon ſeit Jahr und Tag nicht gegeſſen, und in ſeinen Geldangelegenheiten herrſchte eine ſolche Unordnung, daß die Gläubiger ihm oft das Haus zu ſtürmen droheten. Wurden dieſe nun allzu ungeduldig, wollten ſie ſich mit Gewalt der

ansehnlichen Bibliothek des Doctors und der schönen Alleſſandra bemächtigen, um ſich bezahlt zu machen, ſo trat gewöhnlich ein junger römiſcher Edelmann, Namens Riccardo di Solano, in's Mittel, befriedigte die ungeſtümſten Mahner und wußte die andern durch beredte Vorſtellungen zur Ruhe zu verweiſen. Dieſer junge Römer lebte ſeit einem Jahr als Penſionär im Hauſe des Doctors, lag hier auf's Eifrigſte den Studien ob und hoffte, in den nächſten Tagen von dem Grade eines Baccalaureus, den er bereits erreicht hatte, ſich zu der Würde eines Doctors empor zu ſchwingen. Die Annehmlichkeiten ſeiner Perſon und ſeines Umganges würden ihm viele Freunde gewonnen haben, wenn er ſich nicht ganz auf das häusliche Leben bei dem Doctor beſchränkt und alle geſelligen Zuſammenkünfte gemieden hätte. Man wußte, daß er reicher Leute Kind war, manche Mutter dachte ſeufzend an ihn, wenn ſie ihre heirathsfähige Tochter betrachtete; aber es war da nun nichts anders zu machen und Riccardo galt für eben ſo unempfindlich gegen die Leidenſchaft der Liebe, wie ſeine gelehrte Hausgenoſſin.

„Stille Waſſer ſind betrüglich!“ ſagt ein altes Sprichwort und ſo war es auch hier. Freilich ſchaute der junge Römer nicht aus dem Hauſe, um ſein Herz an die rechte Adreſſe zu bringen, ſondern viel-

mehr hinein, wo leider aber die ſchöne Alleſſandra in einer herben und ſtrengen Weiſe waltete, die jede ſolche Botſchaft ſchon im Voraus zurückzuweiſen ſchien. Riccardo wußte recht gut, daß Marcheſen und Grafen, junge Patricier und alte Cröſuße bereits mit Werbgeſuchen um die reizende Tochter an die Thüre Battoni's angeklopft hatten und anſtatt mit einem freundlichen: Herein! zugelaſſen zu werden, mit einem derben: Nein! abgefertigt worden waren; aber hatte er nicht vor allen dieſen voraus, daß er nun ſchon ſeit einem Jahre mit der jungfräulichen Docterin unter einem Dache lebte, erträglich von ihr behandelt wurde und tagtäglich mit ihr und dem Vater tiefſinnige Berechnungen anſtellte, dunkle Stellen alter Autoren nach Handſchriften vergleichen und erklären durfte? War ihm nicht oft ſchon, wenn er, nach langem vergeblichen Forſchen von Vater und Tochter, den einzig möglichen Aufſchluß plötzlich gefunden, ein Blick der letztern geworden, in dem er gar zu gern eine Hoffnung für ſeine Wünſche las? Dennoch konnten ihn alle dieſe Begünſtigungen nicht über die Gefahr einer entſcheidenden Anfrage verblenden, und er beſchloß nun endlich nothgedrungen, dieſe zu thun, als die Woche kam, in deren Verlauf er ſeine Diſſertation zur Erlangung der Doctorwürde zu vertheidigen hatte, weil

er gleich darauf zu seinen Eltern in die Heimath zurückkehren sollte.

So geschah es denn eines Morgens, daß er, während der alte Battoni abwesend war, plötzlich in einer schwierigen Logarithmenrechnung abbrach, mit zitternder Hand die Feder zur Seite legte und nur anfangs stammelnd, dann aber mit fester Stimme eine wohlbedachte Rede an die erstaunte Alleſſandra richtete, in der er ihr sein Vermögen, sein Herz und seine Hand zu liebevoller Annahme darbot. Während er sprach, wagte er nicht die Blicke zu der jungen Schönen zu erheben. Sie ließ ihn ohne Unterbrechung ausreden, so sehr hatte sie dieser unerwartete Antrag überrascht. Jetzt nahm er seinen ganzen Muth zusammen und warf einen scheuen, fragenden Blick auf die noch immer Schweigende. Sie war blaß geworden und sah nachdenklich vor sich hin. Schon gab Riccardo einer schönen Hoffnung in seinem Herzen Raum. Da erhob sich mit einemmale Alleſſandra stolz, kalt und mit verächtlicher Miene: „Ihr habt Euch in mir und ich habe mich in Euch geirrt, Signor!“ verſetzte sie in einem wegwerfenden Tone. „Laſſet uns ferner bis zu Eurer Abreiſe nicht mehr einander ſehen und mit einander reden, als gerade nöthig iſt.“ Nach dieſen Worten entfernte sie sich mit raſchen Schritten. Ehe

sie aber noch die Thüre ihres Zimmers erreicht hatte, brach sie vor innerlichem Unmuthe in ein lautes Weinen aus. Sie verriegelte sich und der bestürzte junge Mann, der eine Zeitlang an der Thüre lauschte, hörte sie mit sich selbst reden und heftig schluchzen.

Als Batteni zurückkam, war er sehr erstaunt seine Tochter nicht in Riccardo's Gesellschaft bei ihren gewöhnlichen Beschäftigungen zu finden. Auf seine Frage theilte ihm der junge Römer, der seinen Schmerz über das Mißlingen seines theuersten Planes nicht verbergen konnte, Alles mit, was sich begeben hatte. Batteni, dem, nach einer kürzlich vorgenommenen nähern Untersuchung seiner zerrütteten Vermögensumstände, ein reicher Schwiegersohn ganz recht gewesen wäre, schüttelte den Kopf und meinte: Alleſſandra werde doch noch vielleicht auf andere Gedanken kommen, es sey nur darum zu thun, sie zu überzeugen, daß man auch im Ehestande den Wissenschaften leben könne, wie er selbst während einer zwölfjährigen ungetrübten Ehe gethan habe. Er wolle mit ihr reden und hoffe ihre Hartnäckigkeit zu überwinden.

Riccardo setzte zwar wenig Vertrauen in das Gelingen dieses Versuchs, allein der Schiffbrüchige faßt nach einem Halme, wenn er kein anderes Werkzeug zu seiner Rettung sieht. In dem Zimmer Al-

leſſandra's, zu dem noch ein Zugang aus Vattoni's Bibliothek führte, fand dieſer die Tochter freilich in einem Zuſtande, der ſeine Hoffnungen ſehr herabſtimmte. Sie lag knieend am Boden und hatte ihr Geſicht in die Kiſſen des Sopha verborgen. Noch immer weinte und ſchluchzte ſie und ihr ſchönes Haar hing, wie bei einer ganz Verzweiflungsvollen, aufgelöſ't herab. Sie hörte, was der Vater beſänftigend ſprach, nur halb an. Mit einer heftigen Bewegung ſprang ſie plötzlich auf, trat vor Vattoni und unterbrach dieſen, indem ſie in den leidenſchaftlichſten Ausdrücken ihre Entrüſtung, ihren Zorn an den Tag legte. Sie verwünſchte den Augenblick, in dem Riccardo in ihr Haus getreten war, die Zeit, in welcher ſie arglos vertrauend ſeine tägliche Geſellſchaft geduldet hatte, den Dünkel der Männer, der nur danach ſtrebe, ſelbſt ein Weib, das nicht den Eitelkeiten, nur dem Ernſte des Lebens fröhne, tyranniſch zu unterjochen. Sie erklärte, daß ſie niemanden auf der Erde mehr haſſe, als dieſen heuchleriſchen Riccardo, der ſie ſo lange getäuſcht. Dann überließ ſie ſich wieder ganz dem Schmerze über die vermeinte Beleidigung und vergoß ſo häufige Thränen, daß Vattoni jeden Gedanken aufgab, ſeinen Ermahnungen Eingang bei ihr zu verſchaffen. Er wollte eben das Zimmer ver-

laſſen, als ſie ſich wiederum erhob und auf's Neue vor ihn trat. Jetzt hatte ſich ihr ganzes Äußere verändert und der Vater war nicht wenig betroffen, ſie mit einemmale beruhigt, ohne Thränen und mit faſt heiterer Stirn zu ſehen. Ein ſeltſames Lächeln umſpielte ihre Lippen. „Er hat die Wiſſenſchaft in mir beleidigt," ſagte ſie, indem ſie Battoni's Hand ergriff: „durch ſie will ich mich an ihm rächen. Er ſtrebt nach ihrer höchſten Würde. Er ſoll ſie nicht erringen. Das werde ſeine Strafe!" — Von dieſem Augenblicke an ließ ſich Alleſſandra vor ihrem Vater nur ſelten, vor Riccardo gar nicht ſehen. Sie war immer in ihrem Zimmer, holte viele Bücher aus Battoni's Bibliothek und blieb, wie dieſer bemerkte, bis ſpät in die Nacht auf.

Indeſſen überließ ſich der junge Römer nicht, wie viele in ſeiner Lage gethan haben würden, einem unmännlichen Liebesſiechthum. Er fühlte, daß Alleſſandra ſeinem Herzen nie gleichgültig werden könne, aber er bemühete ſich, in den erſten Vorarbeiten zu ſeiner nahen Promotion Zerſtreuung und Vergeſſenheit zu finden.

Der Tag, welcher für dieſes ihm ſo wichtige Ereigniß beſtimmt war, kam heran. Er fand, als er die academiſche Halle betrat, die Bänke der Studenten ungewöhnlich ſtark beſetzt. Er hatte keine

Freunde unter den jungen Leuten, da er es verschmähete, an ihren Vergnügungen Theil zu nehmen. Es konnte ihn alſo nicht befremden, von dieſen ohne ein Zeichen des Wohlwollens aufgenommen zu werden. Sein Blick flog ſchüchtern nach der Tribune. Da ſah er in der Reihe der Doctoren und Profeſſoren, die ihn zu bekämpfen gekommen waren, auch die achtzehnjährige Doctorin Alleſſandra Battoni. Ein ſpöttiſcher Blick von ihr traf in den ſeinigen. Er verſtand, was dieſer Blick ſagen wollte, er fühlte, wie ihm in dieſem Augenblicke das Blut zu Kopf ſtieg, aber er nahm auch ſeinen ganzen Muth, ſeine ganze Faſſung zuſammen, um dem Angriffe, dem er entgegen ſehen konnte, zu entſprechen. Hier galt es, die Liebe dem Willen unterzuordnen, hier mußte die Leidenſchaft ganz verſtummen, um Geiſt und Wiſſen frei walten zu laſſen.

Siegreich hatte er ſich aller ſeiner Gegner entledigt; ganz zuletzt erſt trat Alleſſandra, vor Unmuth und Eifer erglühend, wider ihn auf. Er hatte ſie noch nie ſo ſchön geſehen, wie in dieſem Augenblicke. Die in der Halle herrſchende Stille war Zeuge der allgemeinen Bewunderung. Sie ſprach begeiſtert, ergreifend, aber nicht ſo bedacht und überlegt, wie ſonſt. Was gründlich zu widerlegen war,

fertigte sie mit einem kühnen, witzigen Ausspruche ab, was erst nach einer tiefen Untersuchung hätte verurtheilt werden können, suchte sie als unrichtig, als thöricht und lächerlich darzustellen. Diese Schwächen wußte Riccardo wohl zu benutzen. Indem er es vermied, sie anzublicken und sich dem Eindrucke ihrer Schönheit bloszustellen, vertheidigte er ruhig und klar seine Sätze, er schonte die Gegnerin nicht und erwies deutlich, daß es mehr ihr Bemühen sey, ihn persönlich zu verletzen, als den Gegenstand, um den es sich handele, in sein richtiges Licht zu stellen. Vor dieser Beschuldigung, dessen Wahrheit sie erkannte, verstummte Alleſſandra. Die Fakultät brach überdem in laute Lobeserhebungen Riccardo's aus und während Vattoni's Tochter sich beschämt und erbittert zurückzog, wurde der junge Römer unter den Glückwünschungen aller Anwesenden mit der höchsten academischen Würde bekleidet.

Alleſſandra kam außer sich nach Hause. Sie blieb mehrere Stunden in ihrem Gemache, ohne jemand sehen zu wollen. Endlich vernahm ihr Vater ein Geräusch und sah nun durch die Spalte seiner wenig geöffneten Thüre, daß Alleſſandra beschäftigt war, mit groſser Hast alle Bücher, die sie in ihrem Zimmer gehabt, in die Bibliothek zu-

rückzutragen. Als dieſes geſchehen war, trat ſie mit niedergeſchlagenen Blicken in ſein Zimmer.

„Lieber Vater," ſagte ſie, „ich habe eine Bitte an dich. Meine Empfindungen, meine Würde ſind auf das Schwerſte beleidigt worden und die Beleidigung kann nur durch ein Mittel wieder gut gemacht werden. Riccardo muß mich heirathen. Sage ihm das und bringe mir recht bald Nachricht von ihm!"

Weinend ließ ſie ſich in einen Seſſel nieder und verbarg ihr Angeſicht in ihre Hände. Ihre Erbitterung ſchien auf das Höchſte geſtiegen zu ſeyn, das Gefühl ihrer Kränkung ſchien ſie zu überwältigen. Mit Entzücken vernahm Riccardo, der nach der Scene in der academiſchen Halle auch den letzten Hoffnungsſchimmer aufgegeben hatte, die Kunde, die Battoni ihm brachte. Er eilte zu Alleſſandra und warf ſich ihr, Verzeihung erbittend, zu Füſſen. Sie aber hob ihn auf, ſchloß ihn in ihre Arme und geſtand ihm nun mit leiſem, mädchenhaftem Widerſtreben: daß ſie ihn ſchon früher geliebt, daß ſie dieſes Gefühl erſt erkannt habe, als er ihr ſein Geſtändniß gemacht, und daß dieſe Entdeckung ſie in einen Zwieſpalt mit ſich ſelbſt verſetzt, den ſie an ihm, als deſſen Urheber, habe rächen wollen.

Beide wurden ein glückliches Paar. Alessandra verblendete sich nicht länger über die eigentliche Bestimmung ihres Geschlechts und sah bald ein, daß es ihr besser anstehe, die Frau eines Doctors und Mutter etwaiger künftiger Doctoren, als selbst eine Doctorin zu seyn.

Erzählungen

von

Georg Döring.

Vierter Theil.

Komische Welt- und Liebeshandel. — Das Opfer.

Frankfurt am Main.

Gedruckt und verlegt von Johann David Sauerländer.

1833

Römische Welt- und Liebeshändel

im vierzehnten Jahrhundert.

Vor dem Hause des Barbiers Janno Roscio war ein zahlreicher Volkshaufen versammelt. Dieses lag in einer engen, aber sehr lebhaften Straße Roms, welche nach einer Stelle an der Tiber hinabführte, wo Fischer und Schiffer einen immer regen Verkehr unterhielten. Alles trieb gewöhnlich hier im bunten Gedränge durcheinander: Fischweiber, die mit leeren Netzen zum Strome hinabeilten, um sie aus den Vorrathsbehältern der Verkäufer wieder zu füllen, Obsthändler, die ihren Bedarf bei den Landleuten, welche mit beladenen Nachen am Ufer hielten, einnahmen, Genossen von diesen und jenen, welche vom Strome heraufdrängten, wo sie schon ihre Einkäufe gemacht hatten, dazwischen Bettelmönche, die nach allen Seiten hin das Mitleid zu frommen Gaben anzuregen suchten, schreiende Juden, die nichts dachten und ersehnten, als Schacher und übermäßigen Gewinn. Heute war Alles ganz anders. Zwar zeigte sich das Gedränge so stark, wie es nur jemals gewesen, beladene und unbeladene Fischweiber, Obsthändler mit leeren und

gefüllten Körben, Mönche und Juden bildeten ein reiches Gemälde voll wunderlicher Contraste; allein es war' eine große stehende Gruppe die sich dem Blicke des Beobachters bot, nicht die auf- und niederwogende, rastlose Masse, welche sonst zu jeder Tageszeit hier zu finden war. Ein jeder war bemüht, sich ein Plätzchen dem Hause des Barbiers gegenüber, zu verschaffen. Man wagte es auf die Gefahr hin, von den muskelkräftigen Armen der Obsthändler ein schmerzhaftes Denkzeichen dieser Stunde mit heimzunehmen, man scheuete nicht die von Schimpfreden übersprudelnden Lippen der Fischweiber, und drängte immer vorwärts, um nur endlich zur Anschauung eines unbekannten Etwas zu gelangen, das nach den einzelnen Ausrufungen der Nahestehenden höchst wunderbar und seltsam seyn mußte. Je weniger die neuen Ankömmlinge ahnten, was hier die Schritte der betriebsamsten Menschenklassen fesseln konnte, desto gewaltiger trieb sie die Neugierde weiter ins dichte Gedränge.

„Bei den Gebeinen des heiligen Antonius!" rief ein feister Mönch, dem es gelungen war, auf einem erhabenen Straßenpfeiler Posto zu fassen, „das mag begreifen, wer da will, mir aber war es zu hoch. Der Janno muß ein Narr geworden seyn, daß er solcherlei Bilder auf seinem Balcon

ausstellt, in denen Niemand Sinn und Bedeutung, Anfang und Ende findet. Da, Leute, schaut ihr, das Weltmeer, vom Sturme bewegt, und mitten auf dem Meer ein Schiff ohne Mast und ohne Steuer, und auf dem Schiffe liegt ein Weibsbild in einem zerrissenen schwarzen Kleide auf den Knieen und das Haar flattert ihr wild um den Kopf und die Hände hat sie auf der Brust gefaltet. Ist das ein Schild für einen Barbier und Weinschenk? Wer erkennt daraus, daß er scharfe Messer und gutes Getränk führt? Beim Martyrthum der heiligen Rosalie! Seewasser ist kein Monte Pulciano und im Sturme auf dem Weltmeere muß auch des geschicktesten Bartscheerers Hand mit dem Messer zittern."

„Ich will geschimpft werden einer von der Rotte Korah," schrie ein Jude, der auf einem andern Straßenpfeiler zunächst dem Mönche stand, „wenn nicht hinter der Sache ein ganz andrer steckt, als der Barbier Janne Rescie! Janne ist ein muntrer Gesell, der immer einen Spaß auf der Zunge hat für seine Kunden, daß mit dem Spasse auch der geschwefelte Wein desto leichter hinunterläuft oder über der Lustigkeit sich das Au Weh wegen der stumpfen, kratzenden Scheermesser in ein Juchheh verwandelt. Aber soll mir Gott, an dergleichen

Schildereien denkt er nicht! Schaut ihr wohl die vier kleinen Schiffcher um das große Schiffche herum? In jedem von den vier kleine Schiffcher liegt eine todte Weibsperſon, traurig und mitleidig anzuſehen, wie der Hiob auf dem Lager, wo ihn der Dalles heimgeſucht hatte."

„Das muß ich ſehn!" ſagte ruhig ein ſtämmiger Fiſchhändler, der mit einer kaum merklichen Bewegung der Hand den Juden vom Stein herabſchob und ſich hinaufſchwang. „Der heilige Petrus ſoll nie mein Netz wieder geſegnen," fuhr er ſo laut und kräftig fort, daß er von einem großen Theile der Anweſenden vernommen wurde, „wenn hier nicht ein betrunkener Maler, der dem Roscio die ſchuldige Zeche mit dem Pinſel bezahlen müſſen, die Hand im Spiele gehabt hat. Grundeln und Hechte können eher Freundſchaft mit einander ſchließen, ehe das Zeug zuſammenpaßt. Da ſind auf einem Paare Inſeln an der Seite noch mehrere jämmerliche Weibsperſonen und rings um das ganze Bild ſteht allerlei Gethier, Bären, Wölfe, Löwen, Hunde und Schweine, Füchſe und Affen und alle tragen Hörner, wie der ſchwarze hölliſche Fürſt der Finſterniß."

„Wer kommt da?" riefen mehrere Stimmen zugleich und viele Hände deuteten nach dem Balcon

hinauf, wo neben dem seltsamen Bilde jetzt ein schöner junger Mann in schwarzen Unterkleidern, mit einem purpurrothen Mantel und einem silbergestickten Barett, dessen Gestalt sich der einer Krone näherte, auf dem Haupte hervortrat. Er schien das Volk nicht zu beachten. Seine Arme waren in Kreuzesform über der Brust zusammengeschlagen, sein flammender, schwärmerischer Blick erhob sich zum Himmel.

„Cola, toller Cola!“ schrien einige Fischweiber. „Was fällt dir ein, was treibst du wieder für Possen? Führst du einen neuen Streich im Sinne gegen die Barone? Hast du die Schläge schon vergessen, die dir Herr Stephano Colonna wegen deiner Thorheiten erst neulich hat verabreichen lassen?“

Eine dunkle Röthe flog über das Angesicht des jungen Mannes, allein er sagte nichts, er verharrte in der bisherigen Stellung eines begeisterten Beters.

„Laßt ihn, laßt ihn!“ krähete ein hageres Männlein, in einem schwarzen Talar, das mit seltsamer Behendigkeit an den äußern Verzierungen des Hauses, dem Balcon mit dem Gemälde gegenüber, emporgeklettert war und nun auf der Wölbung des Portals ritt. „Der Nicolao Gabrini, genannt Rienzi, ist gar ein hochbegabter Mensch, der es

gut mit dem Volke meint. Wer seine Weisheit für Thorheit erachtet, ist selbst ein Thor; denn, seitdem die Welt steht, wird die Weisheit von der Thorheit verkannt und gescholten. Er kennt die frühern Jahrhunderte, in denen unsre Roma die Hauptstadt der Welt gewesen und die großen Ruinen der alten Welt haben ihm seltsame und wunderbare Dinge zugeflüstert, die er nun weiter offenbart in seinen Reden, bis ihr selbst verstehen lernt, was die Ruinen sprechen. Umsonst ist er nicht bei der Gesandtschaft gewesen, die die päpstliche Heiligkeit in Avignon begrüßte, umsonst haben ihn die dreizehn Männer aus den dreizehn Districten der heiligen Stadt nicht zu ihrem Redner damals ernannt, umsonst hat päpstliche Heiligkeit selbst ihn nicht mit der Würde eines Notars des heiligen Stuhls begabt. Große Dinge liegen noch in der Seele des jungen Mannes. Er liebt das Volk und sagt, daß es mit ihm noch so seyn sollte, wie es in den Zeiten gewesen, von denen die Ruinen erzählen. Was sprechen sie von der Gegenwart? Was sagen die Thürmchen und Mauern mit den Schießscharten, welche die Colonna, die Ursini und andre Baronengeschlechter auf den Circus maximus, auf die Triumphbögen, auf die Tempel gebaut haben und aus denen drohend und höhnisch ihre Bogen- und Wurfschützen

auf den friedlichen Bürger herabsehn? Sie melden uns, daß wir den mächtigen Barenen zu Dienſten ſeyn ſollen, daß wir ihrer Willkühr verfallen ſind mit Haus und Vermögen, mit Weibern und Töchtern, mit dem Ertrage unſerer Felder, mit dem Gewinn aus dem Fluſſe. Wer von Euch hat den Muth, eine junge Frau oder eine ſchöne Tochter, an einem Gute der Barone vorüberzufahren? Wer wagt es, mit gefülltem Netze, mit vollem Obſtkorbe aus einem Thore der alten Stadt zu treten? Sind nicht gleich Räuber da, welche die Weiber eben ſo gut ſtehlen, wie die Fiſche und das Obſt? Und wer ſind die Räuber? Nicht etwa Fremde, nein! Eure Landsleute, diejenigen, die Euch beſchützen ſollten, ſtatt beſtehlen: die Barone!"

„Herab mit dem alten Schimpfer!" unterbrach eine wüthende Stimme die Stille, mit der man auf das Männlein gehört hatte. „Er iſt ein Aufwiegler, ein Empörer. Meine Lanze ſoll ihn herunterlangen und geſpießt trag' ich ihn zu den geſtrengen Herrn auf's Capitol."

Aber das Männlein hatte viele Freunde unter dem Volke. Man nannte ihn nur Meiſter Matheo, den Mathematikus, und ſchrieb ihm große Kenntniß geheimnißvoller Wiſſenſchaften zu. Die Lanze jenes Schreiers ſchwebte zwar ſchon in der

Luft und reichte nach dem Portale hin, allein ſie ward in einem Augenblicke von zwanzig Händen ergriffen und in Stücke zerbrochen. Man erkannte denjenigen, der dieſen Angriff auf den Alten unternommen, an ſeiner Kleidung, für einen Diener des Hauſes Colonna. Tauſend Verwünſchungen ſtrömten von den Lippen der Fiſchweiber gegen ihn aus, während die Männer durch drohende Worte und Bewegungen ihn nöthigten, ſein Heil in der Flucht zu ſuchen.

Erſt nach einiger Zeit, während Cola Rienzi immer in ſeiner Stellung eines Verzückten verharrte, ſtellte ſich die Ruhe wieder her. Jetzt bewegte er ſich; jetzt ließ er die Arme ſinken, jetzt trat er vor an den Rand des Balcons, doch ſo, daß durch ſeine Geſtalt nichts von dem Bilde bedeckt wurde.

„Still! Still!“ rief die heiſere Stimme Matheo's von dem Portale herab. „Er wird ſprechen. Laßt kein Wort verloren gehn! Bewahret Alles wohl, denkt darüber nach und betet zu den lieben Heiligen um Rettung und Beiſtand!“

„Ich muß ſprechen;“ hob jetzt mit einer ſtarken, wohltönenden Stimme Rienzi an, „denn die Mutter des Heilandes, die einige Jungfrau gebeut es alſo. Sie hat mich angelächelt von ihrem Himmelsthrone herab, nachdem ſie blutige Thränen auf

die Hauptstadt der Christenheit herniedergeweint, sie hat mich ermuthigt, sie selber hat mir eingegeben, was ich sagen soll. Sah sie keiner von Euch dort in dem goldnen Wölkchen, das der Sonne zuschwebt? Nein, nein! Keiner hat sie gesehen, denn wie vermöchtet Ihr das Himmlische zu erkennen, da Ihr mit Blindheit geschlagen seyd für das Irdische. Ich aber bin ihr Auserwählter, deshalb erkenne ich sie, ich bin ihr Bote, deshalb rede ich in ihrem Namen zu Euch, ich bin ihr Ritter, den sie sendet, euch zu befreien aus tiefer Schmach und Sklaverei. Wo gibt es noch Römer und Römerinnen? Ich sehe nur Diener und Schmeichler der Tirannen, nur Feiglinge und Elende, die froh sind, ihr Leben von einem Tage zum andern zu fristen. Ein Leben ohne Freiheit? Und das Capitol stürzt nicht zusammen, weil die Geister des Alterthums sich unwillig in ihm regen, die Triumphbogen, der Circus, die Bäder stehen noch? Fühlt Ihr nicht die Geduld, die der Himmel mit Eurer Schlafheit hat? Ihr kennt vielleicht Euere Lage nicht, Ihr habt Euch schon so daran gewöhnt, daß Ihr Euer Elend nicht empfindet? Hier könnt Ihr es schauen," fuhr er fort, indem er einen weißen Stab ergriff und auf das Gemälde deutete, „hier auf diesem Bilde, das mir in einem offenbarungsvollen

Traume der heilige Lucas ſelbſt vorgezeichnet hat. Das jammernde Weib, das hier auf dem wogenden Weltmeer treibt, iſt die einſt ſo ruhmwürdige Roma. Wer lenkt jetzt das Steuer ihres Schiffes, wer gibt ihm glänzende Segel, daß es ſtolz hinfliegt durch das Meer der Zeit? Armes Schiff, bald wirſt du verſinken in den Wogen, die dich umſtürmen! Seht hier die todten Weiber in den untergehenden Booten: die eine heißt Babylon, die andre Carthago, die dritte Troja, die vierte Jeruſalem. Alle verdarben durch Ungerechtigkeit, alle hat Roma an Hoheit übertroffen, aber nun erblicken wir auch ſie in ihrem Untergange. Wehe dem Volke, das die heilige Stadt Petri ſinken läßt! Sehet hier das einſame Weib auf einer Inſel im weiten Meere! Das iſt Italia. Sie ſtehet beſchämt, ſie blickt trauernd auf Roma. Sie hat ihre Gebieterin verloren, ſie iſt ſelbſt ohne Schutz, ſie kann ihr nicht helfen. Und dort die vier Frauen, die im Uebermaße des Kummers die Hände ringen und bittere Thränen vergießen? Es ſind die vier Haupttugenden: die Enthaltſamkeit, die Gerechtigkeit, die Weisheit und die Tapferkeit. Sie rufen klagend gen Rom hin: „Vormals beſaßeſt du alle Tugenden, ſeit ſie dir fehlen, treibſt du unſtät auf dem Meere herum.“ Wer iſt unter Euch, dem dieſer Anblick

nicht das Herz zerreißt, wer kann gleichgültig auf die verlaſſene Vaterſtadt ſehen? Dort im Winkel iſt noch eine Frau. Sie hat das Antlitz einer Heiligen und trägt weiße Kleidung. Das iſt der chriſtliche Glaube und er jammert: „Allmächtiger Vater, mein Herr und mein Führer, wo ſoll ich bleiben, wenn Rom untergeht?“ Und Ihr ſeyd Chriſten und der Jammer des Glaubens rührt Euch nicht, und Ihr ſeyd Römer und ſeht die alte Herrlichkeit und erkennt nicht, was Ihr waret und was Ihr ſeyn ſolltet?“

Er ſchwieg und verhüllte, gleich als überwältige ihn ſein Gefühl, das Antlitz in ſeinen Mantel. Unter dem Volke entſtand ein Gemurmel der Theilnahme und des Unwillens; viele Stimmen aber wurden auch laut, die mit Hohnlachen den Rienzi einen Wahnwitzigen nannten, die da meinten, ſeine Spielereien ſeyen recht ergötzlich, nur müſſe man ſie nicht anders, als die Träumereien eines Narren betrachten. Der Dünkel ſey ihm zu Kopfe geſtiegen, ſeit er mit der Geſandtſchaft am päbſtlichen Hofe in Avignon geweſen und es ſpuke in ſeinem Gehirn von Veränderungen, die in der Wirklichkeit gar nicht möglich ſeyen. Die Barone ließen ihn auch nur deshalb gewähren, weil ſie von der Unſchädlichkeit des Narren überzeugt ſeyen, weil auch ſie

seine Tollheit ergötze und sein Übermuth ihr Gelächter errege.

„Beim Segen Abrahams, das ist wahr!“ rief der Jude, der sich wieder auf den Stein geschwungen und an den Fischer, der ihn früher herabgedrängt, angeklammert hatte. „Habe ich nicht mit selbeigenen Ohren vernommen, als ich neulich bei Tafel dem Herrn Stephan Colonna ein kostbares Steinchen zeigte, wie der Rienzi auf das Gebot der Barone aufstehen und eine Rede halten mußte, in der er sie schimpfen und höhnen durfte nach Herzenslust? Soll mir Gott, er hat es redlich gethan, aber je gewaltiger er schalt, je mächtiger er ihnen Raub, Mord und Ungerechtigkeit vorwarf, deste mehr wollten sie sich ausschütten vor Lachen über den tollen Menschen! Zuletzt reichte mir Herr Stephan einen Becher Wein und sprach: Siehe, Israelit, das ist unser Hofnarr! Macht er seine Sache nicht gut genug für einen Anfänger?“

„Halt's Maul, Ketzer!“ krähte in vollem Eifer der Mathematikus von seinem hohen Reitersitze herab. „Jetzt ist die Zeit, wo sie lachen, aber die Stunde wird kommen, wo sie weinen. Sie sind mit Blindheit geschlagen, wie das Volk, sie verachten aus Hochmuth denjenigen, von dem in den Sternen geschrieben steht, daß er über sie alle herrschen

wird. Ich habe ihm das Horoscop gestellt, ich weiß, daß Jupiter hell über seinem Haupte leuchtete, als er auf die Welt kam. Bald wird er in seiner Löwengestalt sich zeigen, mit der goldenen Krone und dem Schwerte der Gerechtigkeit. Die ihn einst höhnten, sollen zittern vor einer Bewegung seiner Hand. Meint Ihr, er habe umsonst das heilige Antlitz des Stellvertreters Gottes auf Erden geschaut? Meint Ihr, er spreche blos aus sich selbst und der Segen des heiligen Vaters wirke nicht in ihm fort, wie die geheimnißvolle Zahl Drei in den Berechnungen der Mathematiker und Sternkundigen? Doch still, still! Verhaltet Euch alle ruhig, denn er will wieder reden, der Erwählte, der Begnadigte!“

Cola hatte den Mantel von seinem Antlitze sinken lassen. Mit Blicken des Vorwurfs und der Verachtung sah er auf die Menge herab. Dann begann er, indem er den Stab erhob und nach den Thieren deutete, die gleichsam den Namen des Gemäldes bildeten, auf's Neue:

„Der heilige Lucas sah in Eure Herzen, als er Euch so abzeichnete, wie Ihr daſteht. Ja, das seyd Ihr, Ihr selbst, die Ihr Euch nicht aus der Thierheit erheben wollt, zu der man Euch erniedrigt hat! Ihr seyd diese Hunde, Böcke, Hasen und

Affen, die vor den Bären, Wölfen und Tiegern mit niederträchtigen sklavischen Gebehrden sich beugen, die ihnen kühle Lüfte zufächeln, ihnen den Rücken streicheln und furchtsam hinweghinken, wenn die Tatze des tückischen Bären sie getroffen, wenn der Wolf nach ihrem Beine geschnappt, wenn der Zahn des blutdürstigen Tiegers sie verwundet hat. Lacht nur, lacht! Jetzt noch begreift Ihr die tiefe Schmach Eurer Erniedrigung nicht, aber der Tag wird kommen, wo die ewige Himmelskönigin die Binde von Euren Augen nimmt und Euch Euch selbst in Eurem ganzen Elende, in Euerer Verworfenheit zeigt. Lacht nur immermehr und bemüht Euch, mit diesem höllischen Lachen die Stimme des Gewissens zu betäuben! Ich will Euch von einem alten Römer erzählen, der ein wenig anders dachte und handelte als Ihr. Er hatte eine einzige Tochter, die hieß Virginia, er selbst Virginius. Da begehrte der mächtige Decemvir Appius Claudius der Jungfrau und bemächtigte sich ihrer mit Gewalt; aber der Vater, unter dem Scheine als wolle er Abschied von ihr nehmen, tödtete sie mit einem Dolchstoße, ehe er sie der Schmach überließ, und das Volk jubelte bei dieser That und vertrieb im Aufruhr den Tieger Appius und wurde wieder frei, wie es ehemals gewesen! Wer von Euch macht

mir ein solches Römerstückchen? Ihr seyd andre geworden, Ihr führt selbst Eure Töchter in die Höhlen der Wölfe und Tieger, um ein großes Geschenk oder ein einträgliches Amt zu erhalten — die Heiligen wenden ihr Angesicht von solchem Gräul — wehe, wehe über Roma!"

Er hielt den weißen Stab und die rechte Hand vor sich hingestreckt, indem er diese Worte mit Zeterstimme ausrief. Eine große Bewegung erhob sich unter der Versammlung. Viele schrien, man solle den Notar herabholen und ihn züchtigen für seine Frechheit, andre waren ernst geworden und sprachen gegen jede Gewaltthat, ein großer Theil der Weiber weinte laut, schlug sich wider die Brust, wie zur Buße, und bekreuzigte sich unter Gebeten zu ihren Schutzheiligen. Die Mehrzahl aber brach wieder in ein stürmisches Gelächter über die Possen des Narren aus, meinte, man dürfe dem Wahnwitzigen nichts anrechnen, und trieb, als Rienzi jetzt von dem Balcon verschwand, die übrigen fortdrängend auseinander, so daß nun bald der Platz vor dem Hause des Barbiers Janno Roscio frei war und man nur noch den alten Mattheo erblickte, der bedächtig von dem Portale herabklimmte und mit ernsthafter, nachdenklicher Miene in das Innere der Wohnung trat, wo der junge Mann, dessen

wunderliche im Christen- und Heidenthume schwärmende Beredsamkeit die Menge gefesselt hatte, noch immer verweilte.

Diese Szene begab sich in der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts, als die Päpste, der Macht der übermüthigen Barone weichend, ihre Residenz von Rom nach Avignon verlegt hatten.

Voller Blumen steht mein Garten
Und ich bin die Gartnerin;
Aber meines Liebsten Auge
Blickt auf Alles finster hin.

Habe sie so treu gepflegt,
Daß sie jetzt so freundlich blühn —
Will denn ihre stille Freude
Nicht in deine Seele ziehn?

Fort die Nacht aus deinem Auge!
Fort, was meines Herzens Pein!
Meine Rose blühet heiter,
Und dein Blick muß heiter seyn.

So sang im Hausgärtchen des Barbiers Janno Roscio ein liebliches, etwa siebenzehnjähriges Mädchen mit der Begleitung einer Cyther, während man den Tumult der vor dem Hause versammelten Menge bis in diese Einsamkeit vernahm. Sie schien durch ihren Gesang, so wie durch den Inhalt ihres Liedes den Unmuth verscheuchen zu wollen, der in den

Zügen eines neben ihr in der Rebenlaube ſitzenden jungen Mannes lebendig hervortrat. Seine Hand gab ſich, nachdem ſie geendigt hatte, nachläſſig der ihrigen hin, er bemühete ſich durch den Verdruß, der ſein Angeſicht verdüſterte, ihr zuzulächeln, aber es wollte nicht recht gelingen und indem ſie das dunkle Haar aus ſeiner gerunzelten Stirn ſtrich, ſagte ſie:

„Höre einmal, Lucio, ich muß ein ernſtes Wort mit dir ſprechen! Schon ſeit einer Stunde, ſeit das Getöſe zu uns herüberſchallt von der Straße, habe ich etwa höchſtens zwölf Worte von dir vernommen, bei denen du, wie man recht wohl merken konnte, nicht einmal etwas dachteſt. „Ja, beſte Gianetta! — So, liebſtes Kind! — Meinſt du?“ — Das war Alles, was du mir zerſtreut hinwarfſt, wenn ich dich noch ſo freundlich anredete, wenn ich von den wichtigſten Dingen, von unſrer Zukunft, von des Vaters Zögern mit einer beſtimmten Entſcheidung, von Allem, was wir dann zur Hochzeit einzukaufen hätten, mit dir ſprach. Du warſt nicht hier, du warſt draußen vor dem Hauſe mit deinen Gedanken. Was gehn dich die Poſſen an, die der tolle Gela dort vor den Fiſchhändlern und Marktweibern treibt? Laß ihn den Narren ſpielen vor den Leuten, laß ihn auslachen und anſpotten, wenn

er es nicht besser haben will, aber deine künftige Frau vom Hause darfst du deshalb nicht vernachlässigen."

„Der tolle Cola?" — wiederholte nachdenklich der junge Mann. „Er ist toll, aber in einem andern Sinne, als die Ritter und Barone meinen, und die Zeit wird kommen, in der sie das zu ihrem Schrecken einsehn;" fuhr er dann, sein Mädchen ernst anblickend, fort. „Was sie für Tollheit jetzt halten, woran sie sich bei ihren Tafeln und Prunkfesten, wenn sie ihn kommen lassen, ergötzen, das ist ein tief angelegter Plan bei Rienzi, damit schläfert er sie in Sicherheit, daraus wird er einst hervortreten wie ein Löwe, der bisher ein Luchs gewesen. Cola's Tollheit dringt weiter, sie geht höher. Der Löwe will auch das Scepter, er will die Krone, dann aber werden sie wieder nur den Luchs in ihm sehn und er wird untergehn im allgemeinen Jagen auf das Raubthier."

„Überlaß das Prophezeihen dem alten Matthee!" schäkerte Gianetta. „Es steht dir so wenig zu Gesicht, wie der Ernst, deinem Mädchen gegenüber.

Meine Rose blühet heiter
Und dein Blick muß heiter seyn!"

fügte sie singend hinzu.

„Er wird uns alle in's Unglück bringen;" fuhr

Lucio, den nichts in seinem ernsten Nachdenken stören konnte, fort. „Sein Ehrgeiz kennt keine Schranke, und das Feuer, das in ihm glimmt, wird zu seinem und unserm Unheile täglich mehr von deiner Schwester Cassia angefeuert.“

„Cassia ist stolz und eitel, wie er,“ sagte Gianetta: „aber laß sie nur erst Mann und Frau seyn, so kommen die Sorgen des Haushalts und werden den Stolz schon in Demuth, die Eitelkeit in Bescheidenheit verwandeln. Das hat mir der Pater Anselmo in der Beichte gesagt. Und nun fröhlich, bester Lucio! Bedenk, daß heute Abend Hochzeit ist, wenn auch Rienzi's und Cassia's, erinnere dich, daß mein Vater nur fröhliche Gesichter leiden mag und daß dir, wenn du mich wahrhaft liebst, die Neigung meines Vaters viel werth seyn muß.“

„Gianetta, Gianetta!“ rief in diesem Augenblicke die Stimme des alten Janne aus dem Hause. „Wo bleibst du, Rosalen von Gienzano? Soll dein alter Vater die Füße sich ablaufen, um den Durst aller derer zu stillen, die über den lustigen Cola sich heiser gelacht?“

Gianetta wollte fort, Lucio aber hielt sie zurück.

„Noch Eins, Herzensmädchen!“ sagte er besorgt und angelegentlich. „Seit du neulich im Laden meines Vaters Sergiani mit deiner Schwester

Cassia gewesen, um Sammet zum Hochzeitskleide einzukaufen, habe ich keine Ruhe mehr im Herzen. Damals sah dich Stephanulo Colonna, des mächtigen alten Baronen Sohn, und was ich in seinem Blicke las, das drohete Verderben meiner Liebe und meinen Hoffnungen. Sprich, Gianetta, hat er nicht versucht, sich dir zu nähern? Hat er nicht Diener abgeschickt, dir Briefchen oder Geschenke zuzusenden?"

„Du siehst Gespenster!" antwortete lachend Gianetta, indem sie sich losmachte. „Der Herr Stephanulo hat ein so unbedeutendes Mädchen gewiß nicht beachtet und weiß seine Geschenke höher anzubringen, als an die Tochter eines Barbiers und Weinschenken."

„Will denn meine Rose gar nicht kommen?" rief jetzt nochmals wild der Alte. „Soll der Vater am heutigen Freudentage vor Mühseligkeit und Strapaze das Zeitliche gesegnen, ehe noch die wahre und wirkliche Freude eingetreten? Heiliger Petrus, gib dem Mädchen Kraft und Kindesliebe, daß es den Vater nicht schnöde erlahmen und in Schwäche fallen läßt!"

Dieser Ruf war zu dringend, als daß Gianetta noch länger durch die Gegenwart des Geliebten zurückgehalten werden konnte, ihm zu folgen. Sie

eilte fort, und Lucio Sergiani ſah mit dem Entzücken eines Liebenden der leicht hinſchwebenden, anmuthigen Geſtalt nach. Über ein Jahr war es nun ſchon her, daß ſeine und Gianetta's Liebe dauerte. Der alte Roccio, ein ſeltſamer Mann, der zwar ſeinen Geſchäften mit unabläſſigem Eifer nachging, aber deſſen Geiſt auch immer mit Gedanken an politiſche Veränderungen beſchäftigt war, wollte dem jungen vermöglichen Kaufmanne wohl; nur hielt ihn der Umſtand, daß die reichen römiſchen Kaufleute und unter dieſen auch der alte Sergiani noch gar zu feſt am Adel und der Ritterſchaft hingen, zurück, dem ſonſt annehmlichen Bewerber ſeine beſtimmte Einwilligung zu geben. Da Jamo eine offene Wirthſchaft hielt, ſo konnte er natürlich dem Lucio den Eintritt in ſein Haus nicht wehren, allein er geſtattete ihm auch, ſich mit Gianetten im Garten allein zu ſehen; er ließ ihn hoffen, daß ſeine Wünſche Erfüllung finden würden, ſobald nur einmal ſein Vater, deſſen Beiſpiel gewiß viele andre nachzöge, ſich mehr dem Bürgerſtande genähert. Der Barbier war früher Wein- und Blumengärtner in Genzano, einem Flecken unfern Rom, der ſeiner Blumenzucht wegen berühmt war, geweſen. Von jener Zeit blieb ihm eine ſeltſame Gewohnheit eigen. Seine Töchter,

seine Verwandten und nächsten Bekannten pflegte er nur unter Blumennamen zu bezeichnen, so wie diese den Characteren der Personen zu entsprechen schienen. Die jüngere Tochter, Gianetta, war sein Röschen, die ältere, Cassia, seine Lilie. Den Neffen Rienzi, von dem er große Dinge erwartete, nannte er seine Kaiserkrone, den Mathematiker und Astrologen die Nachtviole, den jungen Lucio, wegen seines Reichthums, den Goldlack. Gab ihm aber eine dieser Personen, nach seiner Meinung, Anlaß zum Verdruß, so wurden die Benamungen stufenweise in das Häßliche übersetzt, so daß zuletzt aus der Rose wohl eine Distel, aus der Lilie eine Brennnessel entstand. So entlieh nun der stets scherzlustige Mann seine Gleichnisse und Redensarten meist aus der Gartenkunst und von seinem Weingeschäfte, das ihm jetzt, da seine Gaststube fast nie leer wurde, mehr am Herzen lag, als ehemals die Blumisterei.

In Gedanken an den wunderlichen Mann versunken, von dem er das Glück seines Lebens zu erwarten hatte, schritt Lucio einen dämmerigen Laubgang von überhangenden Rebengewinden hinab. Das Getöse außerhalb des Gartens war verstummt und nur das Lachen der Gäste in Janno's Weinstube unterbrach die herrschende Stille. Am Ende des Laubganges stand ein

kleiner Pavillon, dessen Inneres nach der Seite, von der Lucio sich ihm näherte, nur durch ein Laubgeflechte von Jelängerjelieber verdeckt wurde. Der junge Kaufmann hörte von lauten Stimmen seinen Namen und auch den Gianetta's drinnen nennen. Er blieb stehen und sein Blick fiel unwillkührlich durch eine Öffnung des Gesträuches in das Innere. Da sah er in seinem seltsamen Prunkgewande den Notar Cola Rienzi, neben ihm, schon im schwarzsammetnen Hochzeitskleide, die stolze hohe Gestalt der Cassia Roscie, und vor beiden eifrig redend, den Mathematiker Matthee.

„Ich wiederhole es dir, Cola," sprach der Alte, „du mußt den Lucio mehr durch Freundlichkeit und Liebe zu gewinnen suchen, als ihn durch Stolz und Hoheit fesseln wollen. Ihr seyd beide unter dem Zeichen der Wage geboren und die Wage verlangt Gerechtigkeit! gleiches Gewicht in jeder Schale. Ist nicht der Beweis schon da für meinen Spruch? Seyd Ihr beide nicht verliebt in zwei Schwestern und werdet Ihr nicht von diesen wiederum geliebt? Schwebst du nicht mit Cassia in der einen Wageschale und der junge Sergiani mit Gianetta in der andern?"

„Halt da, Matthee!" unterbrach mit übermüthigem Tone und indem er, wie zum Befehle, die rechte Hand ausstreckte, Rienzi den Mathematikus.

„Schweben ſie denn gleich dieſe Wageſchalen? Macht der Scepter, der kaiſerliche Mantel, die Krone, die einſt der jetzt verlachte Cola tragen wird, ſeine Wageſchale nicht ſinken?“

„Und ich,“ ſetzte in ſtolzerer Haltung Caſſia hinzu, „bin ich mit der blöden Gianetta zu vergleichen? Mit ihr, die zufrieden wäre, ihre Lebenszeit hier im kleinen Hausgärtchen hinzubringen und mit Blumen und Zweigen zu tändeln, während mein Schritt nach dem Capitol, nach einem Throne ſtrebt?“

„Noch ſeyd Ihr gleich, noch ſeyd Ihr ganz gleich!“ eiferte das gelehrte Männlein. „Ohne Lucio's Beiſtand bleibt Ihr, was Ihr ſeyd, der Notar Rienzi und ſeine Eheliebſte Caſſia. So lauten meine Conſtellationstafeln, und wer ſie Schelme nennt, der beſitzt von den Einwirkungen des Himmels auf die Schickſale der Menſchen keine Kenntniſſe, der kommt mir vor, wie ein Thier, das ſeine Naſe zur Richtſchnur ſeines Laufes macht. Aber Cola, Cola, mein Liebling, den ich als Kindlein auf meinen Knieen gewiegt, du haſt dich ſehr zu hüten vor einem einzigen Menſchen und der biſt du ſelbſt! Nicht umſonſt habe ich dich in der Sprache unſerer Vorväter unterrichtet, nicht umſonſt dich, als du ein Knabe geworden, auf die höchſte Staffel des Coliſſäums geführt und dir von dort die

Ruinen der alten Roma gezeigt, die von der Greise der Ahnen und unserer, der Enkel, Schmach sprechen. Oft haben wir Nächte durchwacht und ich zeigte dir den Stern, der über deiner Geburt geleuchtet, der dich belebt und erhebt, den hohen Jupiter. Aber du sollst Jupiter der Gott werden und nicht Jupiter der Stern. Wie der Gott nur für die Menschheit wirkte, so sollst du wirken für das Volk der heiligen Stadt, um es aus Elend und Sklaverei zu reißen. So wie aber der Gott, wenn ihn die Triebe der Staubgeborenen überwältigten, gleich niedersank zum Thiere, und dann oft das Ungemach, welches dem Irdischen anhängt, zu leiden hatte, so wird es auch dir gehn, wenn du deines göttlichen Berufes vergissest, wenn du dich unwürdigen Leidenschaften, dem Übermuthe, der Prunksucht, der Unmäßigkeit im Genusse niederer Freuden hingibst. Höre auf die Stimmen der Warnung, Cola! Bleibe stets der Gott des Volkes, aber werde nie sein eigener! Hüte dich vor goldgestickten Kleidern, vor Edelsteinprunk, vor reichbesetzten Tafeln, vor der Sucht, den Erdenherrscher zu spielen. Wenn ich in den Sternen suche, welches Loos dich dann treffen wird, dann fällt ein dunkler Vorhang über das strahlende Gewölbe und die Sterne sind verschwunden, und es dünkt mich nun, als tauche

ein blutig rothes Schwert aus der ſchwarzen Decke hervor!"

„Aber, Sergiani?" ſagte ungeduldig Rienzi. „Von ihm wollteſt du ſprechen, nicht von mir!"

Der Mathematikus ſah nachdenklich vor ſich nieder, während der Notar und ſeine Braut ihn erwartungsvoll anblickten. Dann nahm er eine kleine Pergamenttafel aus ſeinem Gewande hervor und ſchien in ſeltſamen unverſtändlichen Zeichen etwas zu berechnen. Seine Miene wurde heiter und, indem er die Zeichen auf dem Pergamente wieder auslöſchte, ſagte er:

„Zeige dich ihm als Freund und das Übrige wird ſich von ſelbſt finden. Wäre die Himmelswage gerecht, wenn das nicht geſchähe? Lucio iſt dir geneigt, aber eben das, wovor ich dich warnte, hält ihn ab ſich dir zu nähern und ſein Vertrauen zu offenbaren. Strebe kühn, ſtrebe mit der Hoheit, die deinem Geiſte angeboren iſt, zum Ziele; aber überwältige die Schlangen in deiner Bruſt, Dünkel und Übermuth!"

„Der Zufall hat mich zum Zeugen Eures Geſpräches gemacht," ſagte hervortretend der junge Sergiani, „aber Mattheo hat Recht, Cola! Ich wäre gern dein Freund, wenn du dich nur bequemen wollteſt, das hochfahrende Weſen abzulegen

und von dem Stande, dem ich angehöre, nicht mit Verachtung zu sprechen. Siehe doch auf dich selbst zurück! Kann man dich bei aller Liebe zur Freiheit, die du darlegst, hochachten, wenn man wiederum bedenkt, wie du dich zum Narren und Possenreißer der Großen herabwürdigst?“

„Heilige Jungfrau, gib mir Geduld, den Tadel dieser Kurzsichtigen zu ertragen!“ erwiederte, den aufwallenden Zorn unterdrückend, Rienzi. „Lacht über mich, spottet mein, seht mich für einen Verrückten an: ich will es ja nicht anders! Aber wenn Ihr da hübsch verständig, mit der Miene der Wohlmeinendheit, der gutmüthigen Ermahnung kommt und mir von Ehrbarkeit, von Menschenwürde, von Selbstachtung sprecht, dann — dann — o es schäumt über in mir, es will die Brust durchbrechen und es darf doch nicht! Ja, Lucio, du siehst in mir den Hanswurst der Colonna's und Ursini's, aber du siehst auch denjenigen in mir, welcher dereinst mit dem Schwerte der Gerechtigkeit in der Hand, mit der Krone der Hoheit auf dem Haupte, angethan mit der kaiserlichen Dalmatika jene Barone demüthig unter seinem Gefolge herschreiten läßt. Er wird einziehn in das Capitol und die alten Rechte des Volks wieder herstellen, er wird die entweihte heilige Stadt dem Schutze des Glau-

beus wiedergeben. Blicke mich nicht unwillig an, Sergiani! Es ist nicht Eitelkeit, es ist nicht Hochmuth, die aus mir sprechen; es ist der Geist der Wahrheit. Kann ich dafür, daß ich zu diesem Werke erkoren bin? Muß ich nicht den Stimmen, den Aufforderungen lauschen, die aus den Trümmern der alten Herrlichkeit zu mir sprechen, nicht den Geboten des Christenglaubens, welche mir die Heiligen zurufen, wenn ich an ihnen vorübergehe, ihren Wehklagen über ihre Schmach?"

Er hatte sich stolz erhoben während er so sprach. Sein Arm umschlang die Braut, die mit begeisterten Blicken an seinen Lippen hing. Matthee schüttelte mit besorglicher Miene das Haupt und sprach halblaut:

„Nec plus ultra, lieber Cola! Nicht über die Rechte des Volkes hinaus, nicht über deine eigenen als sein Vertreter, nicht über den Rubicon, damit du nicht fällst als ein Cäsar!"

Man vernahm Schritte, die sich näherten, Stimmen, die einem der Anwesenden galten. Diese traten in den Eingang des Pavillons.

„Kaiserkrone, meine Kaiserkrone, bist du da?" krächzte der Barbier Janno, der unter dem Uebermaße seiner Corpulenz fast erliegend, an der Seite eines Mannes, der die Farben des Hauses Colonna trug, herantrippelte. Er war, dem Hochzeitstage

seiner ältern Tochter zu Ehren, in ein hellgrünes Staatswamms mit gelben Puffen und Aufschlägen gekleidet. Indem er so neben dem Boote mit jungem, frischgrünem Salate, zwischen dem gelbe Schafblumen aufgeschossen waren, hineilte, sah er beinahe aus wie ein losgerissenes Stück von diesem, das eine unbekannte Kraft in Bewegung setze. Er war außer Odem und konnte nicht eher weitersprechen, als bis er, vor dem Pavillon haltend, einige Augenblicke geruht hatte.

„Holdselige Kaiserkrone," hob er jetzt aufs Neue an, „da ist ein Gärtnersmann, der deiner begehrt in die Gärten des hochmögenden Herrn Stephano Colonna, der sich deiner Blüthenpracht, deines zierlichen Wesens und deiner Hoheit erfreuen möchte. Oeffne den Kelch deines Gehörs, um ihn selbst zu vernehmen, prüfe sein Wort mit deinen Fühlfäden, aber vorsichtig, damit der zarte Blüthenstaub dir nicht entfalle."

Der Alte begleitete diese Worte mit einem listigen, mahnenden Blicke, während der Bote, ohne zu grüßen, übermüthig und trotzig dastand. Als Rienzi seine fragenden Blicke auf ihn richtete, sagte er:

„Ihr sollt bei meinem mächtigen Gebieter, Herrn Stephano Colonna, zur Abendmalzeit Euch einfin-

den. Die Ritter und Barone wollen zu ihrer Kurzweil das Bild sehn, das Ihr auf dem Balcon dieses Hauses ausgestellt. Ihr sollt es ihnen erklären, wie Ihr es den Höckerinnen und Fischern erklärt, Ihr sollt Ihnen Spaß machen mit Euern tollen Reden und Drohungen, wie Ihr das schon oft gethan."

Rienzi wurde roth bis über die Stirn, seine Lippen bebten; aber er faßte sich bald und antwortete, die Haltung und das Wesen des tollsten Übermuthes annehmend:

„Gehe hin, elender Sklav, und sage demjenigen, der sich einen Ritter der heiligen Stadt nennt, daß der Erwählte der Götter und der Heiligen heute sich nicht herablassen könne, die Stimme seines Zorns in die Sünden seines Gelags erschallen zu lassen! Cola Rienzi feiert heute seine Hochzeit mit Cassia Roscio. Wollen die Barone im feierlichen Zuge herankommen und ihm Glück wünschen, so ist es gut; wo nicht, so kennen sie ihre Pflicht schlecht und sie werden es in Zukunft bereuen."

„Du spannst die Seiten zu hoch!" flüsterte Matheo dem Zöglinge zu.

„Je höher ich ihnen aufspiele, desto mehr bestrickt sie mein Spiel;" antwortete leise Cola.

Der Diener hat die Antwort mit einem verächtlichen Lächeln, wie man es den Geboten eines

Aberwitzigen zeigt, aufgenommen. Er wandte sich ohne Weiters zum Fortgehn, um sie seinem Herrn zu hinterbringen. Da stürmte eben Luigi Gabrini, der Bruder Rienzi's, ein leichtsinniger, händelsüchtiger junger Mensch, in den Garten. Er war bunt aufgeputzt zur Hochzeit und schien bereits dem edeln Getränke aus Roccio's Weinkeller fleißig zugesprochen zu haben, um sich würdig für den Ehrentag seines Bruders vorzubereiten. Ein großer Raufdegen hing an seiner Seite und fuhr bei den lebhaften Bewegungen des jungen Mannes so gewaltig hin und her, daß niemand, der dem Luigi im schmalen Gartengange begegnete, vor seiner Berührung sicher war. So geschah es denn, daß, absichtlich durch den jungen Fant veranlaßt oder zufällig, der lange Raufdegen dem ernst und hochmüthig fortschreitenden Boten des mächtigen Barons zwischen die Füße gerieth und er, nach einigen fruchtlosen Bemühungen sich im Gleichgewichte zu erhalten, mit der ganzen Länge seines Körpers den Boden maß.

Luigi schlug ein lautes Gelächter auf und rief hohnend:

„Beim Himmel, wenn das Haus Colonna auf keinen festern Säulen ruht, als Ihr seyd, so ist es seinem Einsturze nahe! Welcher Unstern führt Euch

auch in die Nähe meines Degens, der keinen, welcher einer hochedeln Ritterschaft anhängt, wittern kann, ohne ihm Ungelegenheit zu verursachen? Geht heim, waſcht Eure Quetſchungen mit Wein und nehmt dann ſogleich einen Tanzmeiſter, der Euch zierlichere und gewanttere Schritte lehrt, um in Zukunft dem Degen des Luigi Gabrini auszuweichen."

„Den Teufel will ich zum Lehrmeiſter nehmen, daß er mich lehrt, den Dolch ſicher auf deine Bruſt führen!" murmelte der Diener in ſich hinein, während er ſich aufraffte und eilig der Gartenpforte zuhinkte. Hier blieb er noch einmal ſtehn und ſah drohend dem Luigi nach, der nachläſſig, als ſey nichts vorgefallen, auf die übrigen zuging. Dann entfernte er ſich, einen Fluch ausſtoßend, mit dem feſten Vorſatze der Rache im Herzen.

„Schwertlilie, ſchneide nicht ſo ſcharf!" rief Janno dem herankommenden Luigi entgegen. „Weißt du nicht, daß allzuſcharf bald ſchartig macht und daß der Wein, der gährend den Spund abwirft, dem Verderben nahe iſt?"

„Ich kann nun einmal dieſe beblechten Schurken, dieſe Handlanger der Tiranney nicht leiden!" erwiederte verdrießlich der Jüngling. „Meint Ihr, ich nähme die beſte Kanne Weins, die der alte Janno in ſeinem Keller ſtehn hat, dafür, daß mir

der Spaß nicht geworden wäre! Und dann war es gewiß wieder auf einen Schimpf gegen den Bruder angesehn, der mehr werth iſt, als alle Ritter und Barone der Stadt, und dem ich nur einen Groll trage, daß er ſich von ihnen zum Narren halten läßt, während er ſie alle nach ſeiner Pfeife tanzen laſſen könnte."

„Noch nicht, noch nicht!" fiel Mattheo ängſtlich ein. „Wenn der Jupiter wieder ſtrahlend herabflammt vom nächtlichen Himmel, dann iſt es Zeit, daß die Gluth in Cola's Seele aufflammt, du aber, junger Mann, trägſt heute eine Unglücksfalte auf der Stirn. Folge dem Rathe eines Freundes! Gehe heim und verlaſſe dein Haus nicht eher, als bis die Sonne des morgenden Tages angebrochen iſt!"

„Was fällt dir ein, Unglücksrabe?" verſetzte ſpöttiſch Luigi. „Am Hochzeitstage meines Bruders ſoll ich das Zimmer hüten, wie ein Siecher? Ich bin geſund, munter und lebenskräftig, tanzen will ich die Nacht hindurch, bis der Morgen anbricht und dann, von den erſten Blicken Aurora's begleitet, nach Hauſe taumeln und den Tag über ausſchlafen."

„Heute roth, morgen todt!" ſprach düſter der Mathematicus in ſich hinein und folgte den übrigen,

die von Janno aufgefordert sich dem Hause näherten. Die jungen Leute schienen in der Aussicht auf die Hochzeitsfreude sehr glücklich, nur der ruhige, friedliebende Lucio fühlte sich unter ihnen nicht heimisch.

Der Bund war geschlossen. Der Zug, der, von Janno's und Rienzi's zahlreichen Bekanntschaften und den Gästen der Taverne gebildet, eine stattliche Ausdehnung erhalten, kehrte aus der benachbarten Kapelle zurück. Auch bei dieser Gelegenheit stellte der päpstliche Notar seine Prunksucht öffentlich zur Schau. Vier Knaben in weißen Atlas gekleidet und mit Purpurmänteln geschmückt, auf denen das päpstliche Notariatswappen prangte, trugen einen Baldachin, der das Brautpaar beschirmte. Mehrere, ebenfalls kostbar gekleidete Diener folgten ihm mit weißen Stäben, an deren oberm Ende die Hand der Gerechtigkeit, die er im Namen des heiligen Vaters zu pflegen hatte, sich zeigte. Seine Haltung war stolz, sein Blick flog übermüthig über die gaffende Menge hin. Nicht minder stolz zeigte sich die Braut, welche, von der Natur mit der reizenden Hoheit einer alten Römerin ausgestattet, zu einer Königin geboren schien. Das zusammengelau-

sene Volk sah auch in diesem Aufzuge nur eine neue Äußerung von Rienzi's vermeinter Narrheit und begleitete den Zug mit lautem Lachen und höhnenden Scherzen.

Das Brautpaar gab sich das Ansehn, als vernehme es nichts von diesem Pöbelmuthwillen. Auch Janne Rescie schien darüber nicht sonderlich bekümmert, sprang auf die Herandrängenden im komischen Zorn ein, nannte sie Distelköpfe und alberne Stechäpfel, und lachte dann und wann auch wohl herzlich über einen plumpen Scherz, der ihm zusagte. Desto mehr fühlte sich Bianetta, die mit den Kranzjungfern sich dem Brautpaare anschloß, gedemüthigt. Sie war bleich geworden und ihr Schritt schwankend. Sie hatte Mühe, die Thränen, die sich gewaltsam in ihr Auge drangen wollten, zu unterdrücken. Indessen lag ihrem Geliebten das schwere Geschäft ob, den tollen Luigi Gabrini von thätlichen Angriffen auf die Zudringlichsten unter der Menge zurückzuhalten. Dieser konnte es kaum ertragen, den Degen ruhig in der Scheide zu lassen, während sein Bruder an seinem Ehrentage geschmäht wurde. Alle Beredsamkeit Lucio's, der das Unheil, welches in einem solchen Falle entstehn mußte, voraussah, reichte kaum hin, den Händelmacher zu besänftigen. Endlich wurde er sogar zornig gegen

den, der ihm wohlmeinend zum Frieden rieth, und sagte im beleidigenden Tone:

„Man merkt es Euch wohl an, daß ihr mehr gewohnt seyd, die Elle zu führen, als den Degen! Mit einem friedfertigen Stücke Seidenzeug werdet Ihr wohl fertig, wenn Euer gestrenger Vater Euch aufträgt, es zu messen, sollt Ihr aber einmal gegen einen Mann Eure Tapferkeit messen, so reicht die Elle nicht aus und ein spitziges Ding, wie ein Degen, wird Euch eine Ehrfurcht einflößen, die Euch auf fünfzig Schritt davon entfernt hält."

Lucio verzieh dem Unsinnigen gern seine Schmähreden. Er war nur bedacht, ihn rasch in das Hochzeitshaus zu schaffen, in dessen Eingang schon der voranschreitende Theil des Zuges verschwunden war. Hier empfing Janne Roscie in der großen Halle des ersten Stockes die Eintretenden und sagte, indem sein ganzes Antlitz sich in den Strahlen der aus seiner Seele heraufsteigenden frohen Laune verklärte:

„Auf der Hochzeit der Kaiserkrone mit der schlanken Lilie soll es lustig aussehn, wie in einem bunten Garten und keine Blume darf mir fehlen. Ich will sie mit Wein begießen, daß sie aufblühn in aller Fröhlichkeit. Komm her, Schwertlilie, und mach' mir so kein bittersaures Gesicht, als ob du

heute eine Wasserlilie bleiben wolltest. Gib deinem Gumpan, dem Goldlack, die Hand, denn ich habe wohl bemerkt, daß er es gut mit dir meint und dich vor Hagelschlag und Wettersturm beschützte, als du dich nutzlos beiden aussetztest! Herbei, Gianetta, meine Rose! Reich ihnen den Versöhnungstrank, sey frisch und rührig im Aufwarten der Gäste, werde mir nur nicht welk und nachlässig, daß ich dich nicht eine Hagebutte schelten muß!"

Mit diesen Worten kehrte er sich nach dem Brautpaare um, in dessen Nähe sich unterdessen eine Gruppe von Gästen versammelt hatte, unter der man einen hochgewachsenen, sehr magern Mann im bunten Kleide, mit Schellenkappe und Pritsche unterschied. Während Janne sich entfernte und Gianetta mit gefülltem Becher zu den beiden jungen Männern trat, reichte Luigi dem Lucio ärgerlich, aber zugleich gutmüthig die Hand und sprach:

„Ich muß es nur gestehen, daß Ihr als ein vernünftiger Mann, als ein redlicher Freund gehandelt habt und ich als ein unbesonnener, tolldreister Thor. Wie würden die Transteveriner zu Flegeln an mir geworden seyn und mich gedroschen haben nach dem derben Tactschlag, der drüben zu Hause ist, wenn Ihr mir gestattet hättet, sie zu kitzeln mit meiner Schwertlilie, wie der ehrsame Barbier Janne Roscio

das Ding an meiner Seite und mich selbst zu nennen beliebt. Da wäre ja Matheo's Prophezeihung wahr geworden und ich habe mir doch fest vorgenommen, ihn und seine Weisheit für diesmal zu Schanden zu machen! Bleibt mein Freund, Lucio, und seyd versichert, daß mein Arm und mein Degen stets zu Euren Diensten bereit stehn."

Sergiani erwiederte seinen Händedruck. Er konnte sich aber zugleich nicht enthalten, lächelnd zu antworten:

„Ich bin ein friedlicher Mann und, wie Ihr wißt, sind die Händel, die mir etwa vorkommen, friedlich mit der Elle auszumachen. Da bedarf ich denn eines so heldenkühnen Beistands, wie des Eurigen nicht, und denke wohl jedem Forderer in meinem Laden genugzuthun."

„Man kann nicht wissen!" versetzte bedeutungsvoll Luigi, indem er den von Gianetten dargebotenen Becher, den er zur Hälfte geleert, dem Lucio hinreichte. „Stephanulo Colonna hat Eure Rose gesehen und die Colonna's sehn keine Rose, ohne ihrer zu begehren."

Er mischte sich unter das Gedräng derer, die das Brautpaar umgaben. Besorgt sah Sergiani auf sein Mädchen. Gianetta aber lächelte zu ihm

empor und ſagte, mit einem verſtohlenen Händedrucke, flüchtig:

„Du kannſt auf mich vertrauen: was verlangſt du mehr?“

Erheitert blickte er ihr nach, die jetzt leicht und anmuthig die Gruppen der Gäſte durchſchritt, ſie zu geſelligem Genuß, zu allen Freuden, welche nach Jaume's Anordnung in Fülle das Feſt bot, einladend. Dann trat er in den Kreis, in welchem jener hagre Mann im bunten Narrenkleide heftig gegen das Brautpaar geſtikulirend ſtand und eigentlich den Mathematikus Matteo wegen ſeines ſeltſamen aſtrologiſchen Glückwunſches neckte. Er nannte ſich Pietro Scamuzzi, war Hausnarr im Pallaſte der Colonna's geweſen, aber, da man ihn ungerechter Weiſe einer körperlichen Züchtigung unterwerfen, aus dieſem entwichen. Jetzt trieb er ſich in Tavernen und auf öffentlichen Plätzen unter dem Volke umher, das ſeine Späſſe gern hörte und ſie mit Geſchenken aller Art vergalt. Rienzi hatte dieſen Mann, der ohnehin eine bittre Rachſucht gegen die Barone in ſeiner Seele bewahrte, ſich ganz zu eigen und mit ſeinen geheimen Plänen vertraut gemacht. Durch ihn gewann er nach und nach einen Anhang unter dem Volke, der nicht einen Wahnwitzigen, ſondern den künftigen

Befreier von dem Tirannenjoche der Ritterschaft in ihm erkannte.

Diesen Mann erblickte jetzt der junge Sergiani in einer komischen Stellung, mit ausgespreizten Beinen, die Narrenkappe gegen das Brautpaar, die Pritsche über dem Haupte des kleinen Mattheo schwingend.

„Ich sage dir, Gelehrter, deine Prophezeihungen sind null und nichtig," fuhr er gegen diesen fort, „ob du gleich vorgibst, sie aus dem Einmaleins geschöpft und sie mit den Sternen multiplicirt zu haben. Du fängst an, zum Kinde zu werden, Gelehrter, und ich rathe dir den Vorschlag der Marktweiber auf dem Campo vaccino anzunehmen, ihnen gegen einen wöchentlichen Lohn oder gegen freie Kost ihre Rechnungen zu stellen. Der Sprung bis zu den Sternen ist nichts für deine alten Beine und deine winzige Figur. Deine schwachen Augen reichen auch nicht mehr bis dahin, sondern sehn den großen Bären für eine wilde Katze an. Gehe in dich, Gelehrter, und prophezeihe nicht mehr so dumm! Mein Cola, mein König, hat ganz andre Dinge zu erwarten, als deine Beschränktheit vorausgesagt. Ja, mein Cola, ich will dir prophezeihen, wie du es verdienst, ob ich gleich nicht in den Sternen lese, sondern in den Erfahrungen

eines Narren! Auch dich halten ſie für einen Narren, aber du wirſt die Narren in Weiſe verwandeln, die Pritſche in den Scepter, die Schellenkappe in die Kaiſerkrone. Aus den Übermüthigen wirſt du Demüthige, aus den Schwertträgern Schleppträger, aus den Edelleuten Eſeltreiber, aus den Rittern Schnitter, aus den Baroneſſen Cypreſſen machen, die über ihren eigenen Verfall trauern. Die alte Zeit wird wieder kommen mit den Spielen im Cirkus, die Bäder des Caracalla werden wieder hergeſtellt und jedes Fiſchweib darf darin baden, ſo gut wie die Kaiſerin, und du wirſt mit der Krone auf dem Haupte nach dem Kapitolium ziehn, um dort zu herrſchen und zu richten. Gelt, das klingt anders, als Matthee's nüchterne Weiſſagung von bloßer Wirkſamkeit und niedrem Leben unterm Pöbel?"

„Die ewigen Sterne lügen nicht;" ſprach finſter und mit gerunzelter Stirn der Mathematikus. „Des Weiſen Rede mag verachtet ſeyn bei den Menſchen und die des Narren gerne gehört; die Sterne ziehen ungehindert fort am Himmel und mit ihnen die Zeit, Alles unter ſich begrabend, bis auf das Gedächtniß der Vergangenheit, das jedem wird nach ſeinen Werken."

Das Brautpaar hatte die Wechſelreden der Strei-

tenden ruhig und ernſt angehört, ohne daß es einem oder dem andern eine größere Hinneigung zeigte. Cola und Caſſia ſchienen in dem Benehmen der Männer nur eine Huldigung zu finden, die ihnen gebühre, ſie ſchienen mehr den Träumen von Hoheit und Glück in der Zukunft, als den Freuden der Gegenwart anzugehören. Der Brautvater drängte ſich aber jetzt heran, trat zwiſchen den Mathematikus und den Narren und rief:

„Pietro Scamuzzi, meine Tulipane, du ſollſt es fein treiben am heutigen Feiertage und dich vor Allem nicht verſündigen gegen die edle Nachtviole, die in der Nacht tauſend Dinge empfindet und in ſich aufnimmt, von denen freilich ein ſolcher bunter Tulpenſtengel nichts ahnt! Laß ihn ſeine Prophezeihungen frei ausduften und ertränke die Deinigen in Wein. Wein iſt Waſchwaſſer für die Seele eines Narren und ſie wird dadurch rein und ſauber, daß ſie ſich unter andern vernünftigen Seelen ſehn laſſen kann.“

„Freilich werde ich melancholiſch, wenn ich Wein trinke:“ ſagte ernſt Pietro, indem er ſeine Kappe aufſetzte und die Pritſche einſteckte: „es iſt aber nun einmal die Sünde der beweglichen Pflanzen, die Ihr Menſchen nennt, daß ſie nur den Melancholiſchen für vernünftig und den Fröhlichen für när-

risch halten. Toller Betrug! Ist die Welt nicht selbst fröhlich und beweglich, und tanzt die Sonne mit den Sternen nicht ewig um die Erde, um uns das Beispiel zu geben, daß alles Erschaffene lustig und munter seyn müsse, damit es seinem Zwecke entspreche? Das sieht ein jeder täglich vor Augen, aber die rechte Lehre nimmt sich nur derjenige heraus, den Ihr einen Narren scheltet. Ich will also trinken, weil Ihr es verlangt. Ihr sollt sehn, wie ein Gran meiner Lustigkeit nach dem andern im Becher bleibt, jemehr ich Wein herausziehe, und wie ich ihn zuletzt wieder mit meinen Thränen fülle. Ja! ich werde weinen, wenn ich getrunken habe! Ihr sollt mich vernünftig machen mit Euerm Getränk nach Eurer Weise, dann werdet Ihr erfahren, was Ihr an mir habt, dann möchtet Ihr mich gern wieder nüchtern und fröhlich sehn, aber ich setze auch meinen Kopf auf und bleibe trunken und melancholisch."

Er nahm gleich den Becher aus Bianetta's Hand, den diese ihm kredenzte und leerte ihn auf einen Zug.

„Komm mit mir, Pietro!" sagte Luigi Gabrini und ergriff seinen Arm. „Wir wollen zusammensitzen bei Tische und ich will dir so viel tolles Zeug versprechen, daß die Melancholie nicht bei dir ein-

ſprechen kann. Ich will dich ein neues Lied lehren vom gepeitſchten Narren, das dich auf dich ſelbſt aufmerkſam macht und auf das, wenn du eigentlich berufen biſt."

„So iſt's recht, mein Bübchen!" lachte knirſchend Scamuzzi. „Die Geſchichte hat ſich im Hauſe Colonna begeben und der Pietro wird immer luſtig, wenn man davon erzählt, ſäße er auch in der Melancholie bis über die Ohren, und angenehme Gedanken blühen in ihm auf, wie Gift und Dolch. Die Peitſche ſoll leben, Luigi, und wenn mir's einfällt, ein ſchwermüthiges Geſicht zu ſchneiden, dann bringe mir nur dieſen Trinkſpruch zu und du wirſt ſehn, wie ich gleich lächle, Witze reiße und den guten Geſellſchafter mache."

Die Abendtafel war bereit und wie bei den Feſten der Ritter, riefen auch hier Trompeten und Pauken die Gäſte zu ihren Sitzen. Braut und Bräutigam ſchritten ſtolz durch die Reihen der Anweſenden und nahmen die Oberſtellen ein. Rienzi ſprach wenig zu den Gäſten, aber mit Caſſia unterhielt er ein beinahe ununterbrochenes Geflüſter. Beider Herzen hatte mehr der Stolz, als die Liebe zuſammengeführt. Der Notar in ſeiner feſten Überzeugung, daß er berufen ſey, dermaleinſt die hohe Roma zu beherrſchen, fand in Caſſia's majeſtätiſcher

Schönheit, in ihrem hochaufstrebenden Sinne, die Forderungen befriedigt, welche er an seine Gattin stellen zu müssen glaubte; Cassia dagegen, eingeweiht in den geheimnißvollen Gang seiner Plane, bewunderte in ihm den kühnsten und klugsten der lebenden Römer, indem sie zugleich einen Helden des Alterthumes, mit dem er sie vertraut gemacht hatte, in ihm erblickte. Tief aus dem Hintergrunde ihrer Seele strahlte, wie ein glänzendes Traumgebilde, der Thron, den sie mit ihm theilen wurde. Ehrgeiz und Selbstsucht kettete beide aneinander. Eins wollte durch das andere glänzen: sie an seiner Hand zum Gipfel irdischer Macht emporsteigen, er in ihrem Verstande, in ihrer angeborenen Hoheit eine Stütze auf diesem finden.

Glücklicher, als das junge Ehepaar, fühlten sich in diesem Augenblicke gewiß Gianetta und Lucie. Beide hatte Janne's Gefälligkeit oder ein glücklicher Zufall neben einander gebracht, beide fühlten sich von der hoffnungsvollen Freude durchströmt, die ein junges Liebespaar empfindet, wenn es Zeuge eines eben geschlossenen jungen Bundes ist. Jedes Wölkchen des Unmuths war von der Stirn des jungen Sergiani, jeder ernste Zug aus seinem Angesichte verschwunden. Er war ganz Zärtlichkeit

gegen ſein Mädchen, deren offener Sinn die erwiederte Neigung nicht verhehlen konnte.

„Goldlack,“ ſagte der alte Barbier, der allenthalben nach der Bequemlichkeit und Behaglichkeit der Gäſte ſah, indem er hinter die beiden Liebenden trat, „du darfſt ſchon flackern und leuchten in der Nähe meiner kleinen Roſe, aber denke daran, daß ſie nur von dem gebrochen wird, welcher der Kaiſerlilie zum gebührenden Rechte verhilft. Blicke hin auf die Tafel, blicke hinab! Was ſiehſt du da? Köſtliche Zuckerbäckereien, aber wie ihr Geſchmack ſüß und lieblich iſt, ſo iſt der tiefe Sinn, der in ihnen liegt, bitter und herb. Da in der Mitte ſteht das herrliche Coliſſäum, die Macht des alten Roms verkündigend, aber auch die Schmach des neuen, indem es mit einem ſchwarzen Schleier verhängt iſt. Du wirſt es verſuchen; es ſchmeckt köſtlich, aber der Trauerflor iſt die Bitterkeit daran, der faule Fleck, der ſich immer tiefer einfrißt in die Prachtblume. Dort hinauf erblickſt du die Triumphbögen des Severus, des Titus, des Druſus, des Conſtantin; dort hinab die Tempel des Jupiter Stator, des Jupiter Tonans, der Virtus, der Concordia und noch andre, ſämtlich von würzigem Marzipan, aber ſämtlich auch mit faulen Flecken, mit neuen Thürmchen, Mauern und Schießſcharten,

mit Feſtungswerken, die die Barone erbaut haben, um das Gut, das Geld und die Mädchen, die ſie uns ſtehlen, drin zu ſichern und zu verberg...n. Die faulen Flecken müſſen heraus, Goldlack, und die Kaiſerkrone muß auf Alles herableuchten, verjüngend, erhebend, erkräftigend und muthig belebend. So muß es geſchehn, Herzenslack; denn der alte Nelke...eck, Janno Roscio, will auch nicht ewig Barbier und Weinſchenk bleiben, ſondern in Sammet und Goldſtoff gehn, wie ein Herr aus dem Hauſe Colonna oder Urſine."

Janno ging weiter. Er hatte wieder für die nächſten Nachbarn einige ermunternde, einladende Reden; verfehlte aber auch hier nicht, auf den tiefern, bittern Sinn des Marzipangebäcks aufmerkſam zu machen.

„Wie haſt du dich nur, liebe Gianetta" ſagte nicht mehr ſo heiter, als früher, Sergiani zu der Geliebten, „ſo rein erhalten können von dieſem Taumel des Ehrgeizes, der deinen Vater und deine Schweſter zum Verderben hinreißt? Er iſt deiner Seele und unſrer Liebe fremd und dennoch fürchte ich ſehr, wir werden gewaltſam hineingezogen, wir müſſen Theil nehmen an einem tollen Spiele, das nur unglücklich endigen kann."

„Willſt du mir denn durchaus die Hochzeitsluſt

und die Freude deiner Nähe verleiden mit deinen trüben Betrachtungen?" antwortete in einem gutmüthigen Tone des Vorwurfs Gianetta. „Laß doch die Leute gewähren nach ihrem Sinne! Wir gehn unsern stillen Gang fort nach unsrer Weise. Und wollen sie denn nicht alles Gute und Lebenswerthe? Selbst Rienzi — ist es nicht edel von ihm, daß er das Volk befreien will von seinem Elende?"

Lucio wollte antworten, aber ein lautes Weinen und Jammern in ihrer Nähe unterbrach das Gespräch und lenkte ihre Aufmerksamkeit auf die Gegenübersitzenden. Hier erblickten sie den Narren Pietro Scamuzzi, der, von Luigi Gabrini zum Trinken genöthigt, unter Thränen ausrief:

„Rühret mich nicht allzusehr, bester Luigi und holdseligster Gabrini, denn die Augen gehen mir vor Thränen schon so mächtig über, daß ich Euch doppelt sehe. Per bacco, diese Reben, am Fuße des Vesuvio gewachsen, besitzen eine Süße und ein Aroma, welche die traurigsten Gedanken in mir erwecken! Ja, Herzensdoppelgänger, die ganze Menschheit ist schlecht und wir sind auch schlecht, denn wir gehören ihr an. Siehe drüben die beiden Liebesleutchen, wie sie mit einander kosen und sie führen doch nur ein Verbrechen gegen den Himmel im Schilde! Sie wollen einander heirathen und das

ist verbrecherisch, weil, wenn es recht wäre, der Himmel die Menschen schon verheirathet erschaffen hätte."

„Du bleibst ein Narr, selbst in der Rührung!" erwiederte Luigi, dessen Wangen von Weingluth dunkelroth gefärbt waren. Er sandte dabei feurige Blicke auf Gianetta und schien ganz gestimmt, sich zu Lucie's Nebenbuhler aufzuwerfen. „Zwischen Schönthun und Heirathen liegt noch eine weite Kluft und wenn das letztere, wie du sagst, eine Sünde ist, so wird der junge Handelsmann drüben sie erst nach dem Gewichte messen, ob sein zartes Gewissen sie ertragen kann, ehe er sie begeht."

Scamuzzi hatte indessen wieder getrunken. Die Thränen flossen ihm unaufhaltsam über die hagern Wangen, das seltsam verzerrte Antlitz sah wunderlich und eher Lachen, als mitleidige Theilnahme erregend, unter der Schellenkappe hervor.

„O Jüngling," hob er auf's Neue und sehr kläglich gegen seinen Nachbarn an, „du bist unendlich verderbt und tief versunken in Sündhaftigkeit. Warum beleidigst du den jungen Mann, der die Menschheit bekleidet mit Sammet und Seide und so ihren Anblick erträglich macht dem Menschenkenner? Die Schlange aus dem Paradiese ist in dein Herz geschlichen und ich sehe mit Wehmuth, wie

sie das Gift der Begehrlichkeit und des Sinnentriebes dort ausgießt. Willst du einer von den Baronen werden, mein Bürschchen, daß du dich ihres Vorrechts anmaßest und nach fremder Liebe verlangst?"

„Die Barone ließen den Narren peitschen, als er verlaut wurde;" erwiederte Gabrini mit einem wilden Blick auf Pietro.

„Richtig, das thaten sie!" jubelte dieser plötzlich hoch auf; „und sie hätten ihn zu Tode gegeißelt, wenn ihm nicht der Freudensprung, zwei Stockwerke in die Tiefe, gelungen wäre! Die Barone sollen leben, damit ihnen das vergolten werde zu seiner Zeit! Heisa! Es ist eine schöne Sache um die Vergeltung: für Strenge Verrath, für Mißhandlung eine Verschwörung, für jeden Peitschenhieb einen Dolchstoß."

Der Schall der Trompeten und Pauken erhob sich auf's Neue. Die Gesundheit des Hochzeitpaares war ausgebracht worden. Alle standen auf und drängten sich glückwünschend zu Rienzi und Cassia. Diese begegneten ernst und nur schweigend dankend ihren Freunden. Auch Gianetta und Lucie eilten heran. Im Gewühle kamen sie auseinander. Da wurde des Mädchens Hand mit leidenschaftlichem Drucke ergriffen und als sie aufsah, erblickte sie zu ihrem Befremden an ihrer Seite Luigi Gabrini.

„Dein Vater hat wohl Recht, dich der Königin der Blumen zu vergleichen," sagte glühend der Jüngling, „denn du überstrahlst sie alle an Schönheit. Hoch verdienst du zu prangen, wie deine Schwester Cassia und ihr dermaleinst die Nächste zu seyn. Werde die meinige, Mädchen, und du sollst — bei allen Heiligen gelobe ich es — nicht zurückbleiben hinter der Schwester! Achtest du auch nicht höher den Mann vom Schwerte, als den von der Elle, den Ritter auf dem Kampfplatze, als den im Waarenladen?"

„Laß mich, Luigi!" versetzte zornig Gianetta, indem sie sich loszumachen strebte. „Dem Weine, der aus dir spricht, will ich verzeihen, denn er ist ein gewaltigerer Ritter als du und zeigt dich schon jetzt als Besiegten. Was sonst den Mann von der Elle betrifft, so weiß er auch recht wohl im Nothfalle andre Waffen zu führen, obschon er sie nicht immer auf der Zunge trägt."

Ein Schlag, den Luigi in diesem Augenblicke auf die Schulter erhielt, bewog ihn, das Mädchen frei zu lassen, das sich rasch nach einer andern Seite wandte. Gabrini blickte unwillig zurück und sah hier den Mathematikus, der, warnend die Hand erhebend, hinter ihm stand.

„Die Jugend ist voll Leichtsinns und spottet der

Stimme des erfahrenen Alters;" sprach in einem düstern Tone Matthee. „Gehe heim, Jüngling, denn noch ist es Zeit, deiner unglücklichen Stunde auszuweichen. Sie zieht heran unaufhaltsam, verderbenschwanger für dich, wenn du nicht durch eine eilige Flucht ihr zu entgehn suchst. Ich liebe dich um deines Bruders Willen und flehe aus tiefem Grunde meiner Seele zu dir: gehe heim! Was hilft dir der Rebenkranz, mit dem du jetzt die glühende Stirn schmückst, wenn er in kurzer Zeit zur Todtenkrone wird, die dir die kalten Schläfe bedeckt? Einer flüchtigen Stunde willst du im wirbelnden Tanze dich erfreuen, um dann hingestreckt zu liegen als ein kalter, starrer Leichnam, der mit langsamem Trauerzuge zur Gruft bestattet wird! Einer thörichten Regung des Herzens willst du gehorchen und dieses Herz wird dann bald aufhören zu schlagen, seine Leidenschaften sind erstarrt, seine Glut ist Eis, sein Leben ist Tod geworden. Höre auf meine Warnung, Luigi! Gehe heim und rette dich!"

„Noch nie war ich ein Feiger;" antwortete verstört Gabrini, den die lebhafte Schilderung des Alten erschuttert hatte. „Ich weiß, du bist ein kluger Mann, du verstehst die Schrift der Sterne, im Umgange mit übernatürlichen Dingen ist dir eine Kraft der Eingebung geworden, die sich schon

oft bewährte. Aber dennoch weiche ich nicht von dieser Stelle. Ich will die Gefahr erwarten, ich will ihr ins Auge sehn, ich will mit ihr ringen. Was wäre das Leben, mit dem man nicht spielen dürfte, wie mit einem Einsatze beim Würfeln, das man nicht wagen möchte an die Lust oder an die Gefahr? Hinter dir liegen schon viele seiner Jahre und du meinst, ein jeder müsse es ängstlich festhalten, damit es zu einem gesegneten, ruhigen Alter gedeihe. Der Jugendmuth denkt anders. Ein Rausch des Entzückens wägt ihm eine lange, leere Zukunft auf, eine kühne That des Augenblicks, manches langsam hinschleichende Lebensjahr. Du knüpfst das Leben an die Sterne, ich an den Zufall. Dir gilt es eine ernste, tief bedeutungsvolle Sache, mir ein leichtes, verwegenes Spiel."

Matthee wandte sich kopfschüttelnd ab. Er liebte den Jüngling, er hoffte Großes von eben diesem Muthe, den er jetzt verwünschte. Er hatte seine Berechnungen, seine astrologischen Beobachtungen zu Rathe gezogen und Alles sagte ihm, daß ein Unheil über dem Haupte Luigi's schwebte. Mehr noch galt ihm die innere Stimme der Ahnung, mit der er sich begabt glaubte und welche ihm die Stunde vor Mitternacht als die dem jungen Freunde verhängnißvolle bezeichnete. Er konnte keine Ruhe

mehr finden in seiner Seele, keine Zerstreuung von den Gedanken, die ihn quälten, im Gewühle der Gäste. Er trieb sich ängstlich umher, bis er auf den Barbier stieß, den er anhielt und mit dringenden Worten beschwor, den Luigi Gabrini zu entfernen, weil diesem sonst die größte Gefahr, selbst der Tod drohe.

Janno sah ihn spöttisch lächelnd an und sagte: „Die Blume meines Weins ist nicht vergiftet, sein Bouquet duftet lieblich und hat keine verderbliche Beimischung von Belladonna oder Schirling in sich. Ich glaube, Mathematikus, du hast heute mehr in den Becher, als nach den Sternen gesehn und meinst nun, eben sey dir erschienen, was aus dem Grunde des Pokales in deine Phantasei hinaufgeblüht. Bei einem Feste, das Janno Roscio veranstaltet, gibt es keine andre Gefahr, als die den Geistern aus seinem Keller zu erliegen, beim Tanze ein Bein zu brechen und beim Nachhausegehn auf die Nase zu fallen. Durch diese Gefahren sich durchzufechten ist die Schwertlilie scharf genug, und kurz und gut, bester Mathematikus! ich bin von Herzen damit zufrieden, wenn du noch weitere astrologische Erkenntnisse im Grunde meiner Pokale suchst, aber störe mir mein lustiges Fest nicht ferner durch häßlichen Geruch von Todten-

blumen, durch übel duftende Warnungen, durch glanzloses und welkes Weissagen. Hier ist blühende, bunte Wirklichkeit! Vivat das Blühende, vivat die Wirklichkeit!“

Er wollte dem kläglich blickenden Alten einen vollen Becher aufdringen, als die Aufmerksamkeit beider plötzlich durch eine von allen Seiten ertönende Aufforderung zur Stille auf einen andern Gegenstand gelenkt wurde. Die Gäste hatten sich wieder an ihre Plätze begeben und schienen sehr gespannt auf das, was ihnen Rienzi, der sich zum Reden erhoben, sagen würde. Sein Blick war finster, seine Stirn gerunzelt, sein ganzes Aussehn das eines Gebeugten und Trauernden.

„Liebe Gäste,“ hob er still und ernst an, „daß ich nicht so heiter und froh in Eurer Mitte bin, wie es einem glücklichen Bräutigam ziemt, müßt Ihr nicht mißdeuten. Ich habe meinen Bund geschlossen in einer trüben gefahrvollen Zeit; ich würde ihn aufgeschoben haben, wenn es nicht kommen könnte, daß aus der trüben Zeit eine völlige Nacht, aus der Gefahr das Verderben hervorginge. Da sorge dann jeder, daß ihm ein Stern der Liebe leuchte, wie mir in meiner Cassia! Was ich ihr gelobt, habe ich gehalten; aber noch ein andres Gelübde fesselt mich, das ich noch nicht erfüllen

können und worüber mich eben Ernſt und Trauer ergreifen. Ich habe mich, mit Caſſia's Bewilligung, noch einem andern Weſen verlobt und das iſt die hohe Roma. Der Geiſt der alten Zeiten, die wir nicht geſehen, iſt in meine Seele gedrungen, dort wieder jung geworden und will durch mich ſeine Freiheit dem erſten Volke der Welt wieder geben. Der heilige Vater hat mich geſegnet zu dem Werke, die Heiligen fordern mich täglich dazu auf, Schmach und Elend des Volkes rufen mir zu: warum verjagſt du uns nicht? Ach, was brauche ich das Elend noch auf's Neue zu ſchildern, das auf uns laſtet? Habe ich es nicht in ſeinem ganzen Umfange dargeſtellt in dem traurigen, aber wahrhaftigen Bilde, das auch Ihr alle geſehn? Wir müſſen anders werden, dann wird es auch anders! Wir müſſen die Freiheit wollen, dann wird ſie uns auch werden. Noch einmal, liebe Gäſte, ſeyd nicht böſe, wenn Ihr mich und Caſſia ernſt ſeht. Gebt Euch der Freude hin, erzeigt der Gaſtfreundſchaft meines Schwiegervaters die Ehre, die ihm angenehm iſt, und laßt uns Beide ſtill gewähren! Ihr ſeyd von andern Gefühlen, von andern Gedanken bewegt, wie wir. Euch darf unſer Ernſt nicht ſtören."

„Es iſt kein ſchönes Gefühl in dieſem Menſchen;" ſagte Lucie Sergiani unwillig in ſich hinein.

„Alles Plan, alles Überlegung und Absicht an einem Tage, wo die Welt um ihn her verschwinden und er nur im Glücke seines Herzens leben mußte.“

Viele von den Gästen waren durch Gela's Worte in ihrer Freude erkältet und auf das allgemeine Unglück verwiesen worden; der frohe Brautvater aber, so wie der jüngere Theil der Gesellschaft und unter diesem Luigi Gabrini gaben den Ton zu lauterer Fröhlichkeit an, zu einem Vergnügungstaumel, der bald auch wieder sich auf jene ernst Gewordenen erstreckte. Man zertrümmerte unter Spottreden auf die Edelleute die köstlichen Confectaufsätze, die jener Befestigungen darstellten, man bot den Frauen davon herum, man verzehrte sie lachend, indem man vergaß, daß diejenigen, die sie in der Wirklichkeit inne hatten, an dem Marke des Volkes zehrten. Dann wurden die Reihen zum Tanze geordnet. Alles strömte zum fröhlichen Genusse herbei, so daß Janno in diesem beweglichen Garten, wie er die bunte Gesellschaft nannte, sich höchst vergnügt umhertrieb. Nur Pietro Scamuzzi saß weinend in einem Winkel der Halle und blickte wehmüthig in einen gefüllten Becher von ungewöhnlicher Größe, den seine Hände hielten. Ihm gegenüber hatte Matteo ernst und traurig ein abgelegenes Plätzchen eingenommen.

In der Freude des Tanzes vergaß Luigi der Warnungen Mattheo's, die anfänglich nicht ohne Eindruck auf ihn geblieben waren. Es war, als wolle er den Becher der Lust, den er überschäumend dem Leben abzuringen gewohnt war, immer von Neuem wieder gefüllt sehn, um ihn rasch wieder zu leeren. Keck und verwegen, warf er sich in den Taumel des Vergnügens. So trieb er bittre Neckerei gegen manchen Liebenden, indem er ihm die ersehnte Tänzerin entführte und seiner noch mit losen Worten schmähte, so zettelte er einigemale Streitigkeiten an, die nur durch des herbeieilenden Janno Bemühungen im Keime erstickt wurden. Lächelnd und ohne von einer eifersüchtigen Wallung ergriffen zu werden, betrachtete Sergiani das muthwillige Spiel, welches jener gegen Gianetta trieb. Wenn ihre Gestalt zwischen den Gruppen der Gäste, die sie aufmunterte und erheiterte, erschien, so war es, als werde Luigi von einem Blitzstrahle getroffen. Gleich sah man ihn an ihrer Seite, Lucio konnte recht wohl bemerken, wie dringend und feurig er zu ihr sprach, er gewahrte aber auch die leichte, spöttische Weise, mit welcher das Mädchen seine Bewerbungen in die geziemenden Schranken zurückwies. Der junge Kaufmann war der treuen Gesinnungen seiner Geliebten zu gewiß, um nur ent-

fernt zu fürchten, daß ſie einem leichtſinnigen Jünglinge, wie Luigi Gabrini, Gehör geben könne. Er trat ihm ruhig entgegen, als dieſer, ärgerlich von einem neuen Verſuche auf Gianetta's Gunſt zurückkehrend, ſagte:

„Seidenwurm, du biſt ein Sterblicher von auserleſenem Glücke und die Liebesgöttin, die ſonſt dem Mars wohl will, hält es diesmal mit dem Merkur. Die Waare in deinem Laden mag von ausgezeichneter Feſtigkeit ſeyn, aber die Liebe deines Mädchens iſt es nicht minder. Es iſt nichts zu machen gegen dich, ich ſtrecke den Degen vor der Elle, ich erkenne dich als meinen Sieger.“

Er reichte dem Lächelnden treuherzig die Hand. Dann miſchte er ſich wieder in das Getümmel. Alles war heiter belebt, bis auf das ernſte Brautpaar, den weinenden Narren und den trüben Mathematikus Mattee, der in ſeinem Winkel eingeſchlafen zu ſeyn ſchien. Da rauſchten plötzlich die beiden Flügelthüren der Halle auf und bereinwogte ein glänzender Maskenzug. Er war zahlreich und beſtand nur aus Männern. Die zuerſt Eintretenden und, wie es ſchien, Vornehmſten trugen die Kleidung der Ritter vom heiligen Grabe, weite Mäntel mit ſchwarzen Kreuzen geziert. Ihnen folgten andere in Knappen- und Pagentracht, denen ſich

zuletzt ein bunter Narr anschloß, welcher damals bei solchen Aufzügen nicht fehlen durfte.

Keiner von den Gästen konnte dem andern Rechenschaft geben, wer diese Masken waren. Selbst der Hausherr lief unruhig von einem zum andern und fragte, ob irgend jemand unter seinen Freunden diese Überraschung veranstaltet und was sie zu bedeuten habe, da sie so gar fremdartig in die lustige Feier des Tages eintrete, wie eine Nessel sich etwa in einen Straus von Myrthe und Rose mische? Nirgends ward ihm eine befriedigende Antwort und er entschloß sich endlich, den Anführer des Zuges zu begrüßen und ihn gastfreundlich willkommen zu heißen. Eben hielt der Zug vor Rienzi und seiner jungen Gattin, die ihn, ohne aufzustehen, herannahen ließen, als Janne sich verdrängte und mit einer Verbeugung gegen denjenigen, welcher der Vornehmste schien und durch seine stolze Haltung sich auszeichnete, sagte:

„Blume der Ritterschaft, die ich nicht bestimmter zu benennen vermag, sintemalen mir eine nähere Wissenschaft ihrer besondern Kennzeichen fehlt, laßt es Euch wohlgefallen auf dem Hochzeitsfeste der Kaiserkrone und der Lilie. Freilich kann es nicht mit kaiserlicher Pracht gefeiert werden, wie es sich gebührte, aber die Nachfeier in der Zukunft schmeckt

vielleicht einigermaßen nach dem Kaiserthume. Jetzt müßt Ihr mit dem vorlieb nehmen, was ein schlichter Barbier der alten Stadt Rom zu bieten vermag, mit Speise und Trank, deren Flor noch nicht gänzlich verwelkt ist, deren Blüthen glücklicherweise noch nicht sämmtlich von den lieben Gästen gepflückt sind."

Der verlarvte Anführer nickte nur leicht nach Janno hin, indem er den Becher, den dieser ihm darbot, mit einer stolzen Bewegung der Hand zurückwies. Er trat dem Rienzi näher und sagte in einem dumpfen, wie es schien, absichtlich verstellten Tone:

„Ihr habt Euer Hochzeitsfest seltsam genug begonnen, indem Ihr dem Auge des Pöbels ein Kunstwerk preisgegeben, das Euch, wie Ihr sagt, die heilige Jungfrau selbst eingesetzt. Laßt es doch auch uns sehen, dieses Prachtstück! Die Ritter vom Grabe sind heilige Männer und verstehen sich auf dergleichen Dinge."

Cola war aufgestanden. Seine hohe Gestalt ragte über die nicht unansehnliche des Ritters bedeutend empor. Er sah ihn mit durchdringlichen Blicken an, er schien ihn unter der Verlarvung erkennen zu wollen, denn man würde es für zudringlich gehalten haben, an einem solchen Tage einen Gast, der absichtlich sein Antlitz verborgen,

nach Stand und Namen zu fragen. Maskenzüge waren bei solchen Gelegenheiten schon damals etwas sehr Gewöhnliches in den Städten Italiens und man hielt sich verpflichtet, vorauszusetzen, daß nur Freunde vom Hause sich zu einem Unternehmen dieser Art verbinden möchten.

„Ihr sollt das Gemälde sehen und seine Erklärung hören!" erwiederte bedeutungsvoll Rienzi, indem sein forschender Blick in den Augen des Verlarvten wurzelte. Dann reichte er Cassien die Hand und führte sie dem Zuge der Masken voran in den Hintergrund der Halle. Beide schritten so stolz wie ein Herrscherpaar einher. Der Tanz hatte aufgehört. Alles drängte sich nach, um den Eindruck wahrzunehmen, den das Bild auf die unbekannten Gäste machen würde. Selbst der weinende Scamuzzi, den Becher in der Hand, schlich hinter den übrigen her. Niemand blieb zurück, als der alte Mattheo auf der Stelle im einsamen Winkel. Er war tief eingeschlafen, aber die Ruhe, die sonst der Schlaf bringt, schien nicht in seiner Seele zu herrschen. Sein Kopf war auf die Brust gepreßt, wunderliche Zuckungen flogen über sein gefurchtes Angesicht, die Arme waren gegen die Kniee hingestreckt, die Hände krampfhaft zusammengeballt. Sein Odemzug war schwer, dumpf und gedrückt.

Rienzi hatte einen Vorhang weggezogen und das Gemälde stand frei da vor Aller Blicken. In noch weit kühnern Bildern, in bestimmtern schmähendern Bezeichnungen derjenigen, denen das Verderben der Zeit zuzuschreiben seye, mit höherer Anmaßung, mit einem Selbstdünkel, der sogar seinen Freunden als eine unsinnige Übertreibung erschien, begann er dann die Erklärung seiner Bedeutung. Während er sprach, gerieth er in eine höhere Begeisterung, als gewöhnlich, und indem er den Zorn des Himmels und der Heiligen auf die Häupter der tyrannischen und zügellosen Barone herabbeschwor, gebehrdete er sich, als stünde er einem von diesen gegenüber, als solle seine Rede das Herz eines dieser Sünder gegen Gott und Vaterland treffen.

Der Verlarvte hörte ihn ruhig und ohne ihn zu unterbrechen an. Mehreremale wurde eine unruhige Bewegung unter seinem Gefolge laut, wie Drohungen und Äußerungen des Unwillens erklangen halb unterdrückte Reden; allein auf einen leichten Wink des Anführers stellte sich sogleich Stille und Ordnung wieder her.

Unterdessen hatte sich Pietro Scammzzi durch das Gedränge der Gäste hindurch in den Kreis geschoben und stand nun dicht vor dem Bilde. Er vergoß fortwährend reichliche Thränen und hielt

den Becher, der noch zur Hälfte gefüllt war, sorglich ans Herz gedrückt.

„Das Bild muß Euch rühren," schluchzte er, „Ihr mögt nun eine wirkliche Ritterschaft oder eine Maskerade von einer seyn. Habt Ihr den Schlag erhalten, der den Menschen veredeln soll, so muß es Euch rühren, den veredelten Menschen in ein abscheuliches Raubthier verwandelt zu sehen; geht Ihr ohne Schlag daher im Rittermantel, so kann die Rührung über Unterdrückung und Schlechtigkeit aller derer, die nicht Ritter sind, nicht ausbleiben. Jammert also mit mir, mischet Eure Thränen in die meinigen über das allgemeine Verderben der Menschheit."

Er trank und ließ seine Thränen in den Pokal fließen; der Verlarvte aber nahm auf ihn keine Rücksicht, schob ihn bei Seite und sagte, indem er sich mit wegwerfender Gebehrde an Rienzi wandte:

„Ihr habt mir eine Erklärung Eures Bildes gegeben, ich will Euch aber auch eine geben. Die Fratze von einem verzweiflungsvollen Weibsbilde auf dem steuerlosen Schiffe, welche die Hände ringt und sich gebehrdet, wie eine trunkene Fischhändlerin, ist die Zukunft Eurer Ehe. Elend und Verachtung bringt Ihr Eurer jungen Frau zur Hochzeitsgabe. Die andern weiblichen Ungethüme, die

Eure Ehe umgeben, ſind der Wahnſinn, die Tolldreiſtigkeit und der Bettelſtolz. In den Thieren, die dieſes Gebild einer verbrannten Einbildungskraft umkreiſen, erkennt nur Eure Leidenſchaften. Im Schlamme ſeyd Ihr geboren, dort ſind Eure Triebe zu Hauſe. Nie werdet Ihr Euch daraus erheben, wie auch Euer Wahnſinn nach dem Höchſten ringt: darauf verlaßt Euch!“

Stolz wandte er dem Notar den Rücken, der mit untergeſchlagenen Armen und ohne ein Zeichen des Unwillens zu geben, kalt daſtand. Nur ſeine Lippen umſchwebte ein höhniſches Lächeln, das aber, indem er einige leiſe Worte an die hoch erglühende Caſſia richtete, gleich wieder verſchwand. Das Gefolge des Ritters war in ein lautes Gelächter ausgebrochen, während die Freunde Rienzi's ihren Unmuth über die Frechheit der fremden Gäſte unverholen ausſprachen.

Da trat Luigi Gabrini, die Hand am Degen und bebend vor Zorn, aus dem Gedränge hervor gegen den Anführer und ſagte trotzig:

„Wer meinen Bruder beleidigt an ſeinem Ehrentage, der hat es mit mir zu thun. Es kommt mir ſtark in den Sinn, daß ihr eine Larve Eurer eigenen Perſon ſeyd und hier ein Ritterſtückchen aufführen wollt. Zieht nur Euern Degen vom heiligen

Grabe und ich will Euch mit dem meinigen von Meister Puzzi so begegnen, daß man morgen diesseits und jenseits der Tiber davon sprechen soll. Mein Arm ist zwar nur ein plebejer, aber er versteht sich auf Terz und Quart, so gut wie irgend ein Nobler in den Häusern der Colonna's und Marini."

„Menschenkinder," rief Pietro Scamuzzi und warf sich zwischen beide auf die Kniee, „lasset die Degen stecken und vergießet kein Blut, damit der alte Matthee nicht Recht behält mit seiner Multiplication aus den Sternen!"

„Ruhe, Frieden, keinen Streit!" riefen andre Stimmen dazwischen.

„Wer mir ein andres Metall heute berührt, als das an den Schüsseln und Bechern, den sehe ich für meinen Feind an!" sagte andrängend Janno. „Scherz muß verstanden werden, und wenn die unbekannte Blume der Ritterschaft meine Kaiserkrone neckt, so hat diese auch Stacheln auf der Zunge und weiß es schon wiederzugeben. Frisch auf, ihr Blumen aller Art! Laßt Euch begießen mit edelm Rebensafte, daß Ihr frisch aufstrahlt in Freude und Lust!"

„Wir verlangen es nicht besser;" versetzte, gegen den Wirth gewandt, in einem mildern Tone der

Verlarvte. „Wir sind gekommen Theil an Eurer Freude zu nehmen; sehet uns als wohlmeinende Gäste an!“

Unwillig zog sich Luigi zurück. Er sprach eine Drehung in sich hinein und ging zum Trinktische, wo er rasch einige Becher Wein hintereinander hinabstürzte. Indessen wurde Sergiani durch die letzte Rede des Fremden, welche dieser in einem Tone gesprochen, der ihm natürlich zu seyn schien, von wunderlichen Zweifeln ergriffen, von bangen Ahnungen erfüllt. Wie die Stimme eines Bekannten traf die des Verlarvten an sein Ohr. War es Stephanulo Colonna, der da sprach, oder trieb ein Wahn, trieb allzugroße Besorgniß um die Geliebte ein höhnendes Spiel mit ihm? Der Fremde stand abgewandt, Lucio konnte ihm jetzt nicht in die Augen sehen, um hier vielleicht seine Vermuthung zu bestätigen. Aber es war die Gestalt Stephanulo's, diese Haltung konnte niemanden eigen seyn, als ihm, seine Antwort auf Rienzi's Erklärung des Bildes war ganz im Sinne der Colonna's. Dann aber führte ihn andre Absicht hierher, als nur die, das Gemälde Cola's zu sehn, dann war es Gianetta, die ihn angezogen, die von seiner leidenschaftlichen, gewaltthätigen Gemüthsart Alles zu befürchten hatte. Ängstlich suchten Lucio's Blicke

nach seinem Mädchen. Eben trat sie an der Hand des Vaters vor den Verlarvten, ihm Wein und Erfrischungen bietend. Sie verneigte sich bescheiden und heftete blöde die Augen an den Boden, während der fremde Gast, Alles ausschlagend, mit herabgebeugtem Haupte zu ihr sprach. In Lucio's Seele stürmte wild die Eifersucht und die Besorgniß um Gianetta. Alle bei Seite schiebend drängte er sich hinter sein Mädchen und konnte nun den Verlarvten genau in's Auge fassen. Ja, es war Stephanulo Colonna! Diese Überzeugung ward ihm, aber mit ihr eine drückende Steigerung seiner Unruhe.

Janno war weiter gegangen und hatte sich unter das Gefolge des Ritters verloren, während Gianetta durch dessen fortgesetzte Rede zurückgehalten wurde. Lucio konnte ihn jetzt hören, er konnte verstehn, was er sagte.

„Eure Schönheit," hörte er in einem sehr einschmeichelnden Tone sprechen, „überstrahlt weit die aller andern Jungfrauen in der heiligen Stadt und und Ihr seyd würdig, in Gemächern der Großen zu wandeln, auf seidenen Polstern zu ruhen, Teppiche von edelm Stoffe zu betreten. Welchem niedern Loose müßt Ihr Euch dagegen in diesem Hause unterwerfen? Dem Winke eines Gastes, irgend eines Menschen von gemeiner Herkunft, seyd

Ihr zum Gehorsam verbunden, als eine Magd müßt Ihr dienen, Ihr, die geschaffen ist, als Gebieterin zu herrschen!"

„Ihr irrt, edler Ritter vom Grabe," erwiederte scherzend und unbefangen Gianetta, indem sie dem Fremden ihre Hand zu entziehen suchte, die er ergriffen hatte, „wenn Ihr mir solche Vorrechte der Geburt zuschreibt. Mein Vater ist der Barbier und Weinschenk Janno Roscio und mein Horoscop hat mir nichts Besseres geweissagt, als Becher füllen und sie den Gästen mit einem freundlichen: die Heiligen gesegnen es! darzubringen. Erlaubt daher, daß ich mich der Bestimmung meines Schicksals unterwerfe und meinen Trank mit meinem Sprüchlein auch andern darbringe."

Sie wollte fort, der Verlarvte aber hielt sie zurück und versetzte:

„Noch ein Wort, schönstes Kind! Ein Wort, das vielleicht Eure Gesinnungen ändert und Euch mit einemmale ein erfreulicheres Horoscop zeigt. Wenn es nun Jemand gäbe — und ich kenne einen Jüngling, der so denkt — Jemand, den Eure Anmuth, Euer ganzes reizendes Wesen bezaubert hätten, so daß er, hoch und edel geboren, Euch in die Gemächer der Pracht einführte, Schmuck und Edelsteine zu Euren Füßen legte, Euch mit allen

Freuden des Lebens umgäbe — würdet Ihr ihm nicht gern folgen aus dieser Wohnung der Niedrigkeit, aus diesem Stande der Herabwürdigung?“

Auf dem Angesichte Gianetta's zeigte sich eine dunkle Gluth. Sie fühlte sich tief beleidigt, sie konnte sich aber noch nicht gleich entscheiden, ob sie den frechen Gast mit gebührender Verachtung oder wiederholt im Tone des Scherzes zurückweisen sollte. Nach einem kurzen Schweigen antwortete sie kalt und gelassen:

„Es gibt vielleicht Römerinnen, welche Euern wunderlichen Scherz für Ernst nehmen dürften! Ich will ihn vergessen, ich will ihn gar nicht gehört haben, ich will nichts darauf erwiedern, als daß mir keine Pracht der Paläste, keine Edelsteine und Freuden, wie Ihr sie im Sinne haben mögt, den glücklichen Frieden dieser niedrigen Wohnung, die Ihr Euerer Gegenwart gewürdigt, ersetzen können.“

Sie machte sich gewaltsam los und eilte fort. — „Herrliches Mädchen!“ sagte Lucio froh zu sich selbst und folgte ihr nach. Der verlarvte Gast aber blieb einige Augenblicke nachdenklich stehen, dann trat er zu seinen Begleitern und sprach zu diesen leise, aber mit einem höchst lebhaften Gebehrdenspiel, das auf die Wichtigkeit ihrer Verabredungen schließen ließ.

Indessen hatte sich Luigi Gabrini durch Trunk und eifrige Rede über die Fremden immer mehr erhitzt. Er trat jetzt vom Schenktische zurück und rief laut:

„Aufgespielt, ihr Musikanten! Der Tanz muß wieder anfangen. Kein Ritter und kein Teufel soll uns daran hindern!“

Nach diesen Worten war er bemüht, mit dem Beistande einiger andern jungen Leute, die Mitte des Saales, wo sich die Masken zusammengedrängt hatten, zu säubern, um hier Raum für die Aufstellung der Reihen zu gewinnen. Freilich fiel hier manches harte verletzende Wort, allein die Verlarvten schienen jeden Streit vermeiden zu wollen und zogen sich still, immer jedoch zu einer Schaar vereinigt, auf die Seite. Bald folgten die Jünglinge und Mädchen den Ermunterungen Luigi's und der Tanz, von ihm selbst und Gianetta angeführt, rauschte wieder fröhlich durch die Halle. Sergiani stand an einen Pfeiler gelehnt und sah mit süßen Empfindungen sein geliebtes Mädchen anmuthig und leicht dahinschweben. Er selbst hatte sie lächelnd zu Luigi geführt und diesen, um ihm zu zeigen, wie wenig Groll er gegen ihn hege, zu ihrem Tänzer gemacht. In seine Zufriedenheit drängte sich aber oft jene innere Unruhe, jenes ängstliche Ge-

fühl, das ihm die Gegenwart Stephanule Colonna's einflößen mußte. Er beobachtete ihn scharf, allein er konnte weder bei ihm noch bei seinen Leuten etwas Verdächtiges entdecken. Im Gegentheile zogen sie sich mehr und mehr nach dem Ausgange der Halle hin und schienen geneigt, sich bald zu entfernen.

Die Freude des Tanzes regte die jungen Gemüther höher auf. Man vernahm laute Ausrufungen der Lust aus dem Munde der Jünglinge, ein „Lebehoch," dem Brautpaare gebracht, das wieder ernst und feierlich seine Stellen eingenommen hatte, ein „Lebehoch den jungen Mädchen," die ihre Herzensfreunde unter den Tänzern besaßen! Der Tanz schien sich zu verwirren, er wurde wilder, die Paare verschlungen sich in ungeordnete Gruppen, diese wogten aufwärts und abwärts im Saale, seine ganze Länge einnehmend.

Lucio hatte Gianetta und ihren Tänzer aus seinen Augen verloren. Er drängte sich durch und suchte sie, wo er sie zu finden hoffte: im Hintergrunde der Halle. Dort glaubte er sie zuletzt mit Luigi gesehen zu haben. Mehrere Gruppen von Tanzenden bewegten sich hier, allein bald überzeugte sich der junge Kaufmann, daß die Ersehnte sich nicht unter ihnen befinde. Da erklang mit einemmale,

Alles übertönend, ein lautes Hülfegeſchrei vom Eingange her. Es war eine weibliche Stimme, die nach Beiſtand rief, mehrere rauhe Männerſtimmen wurden laut, Waffengeräuſch ließ ſich vernehmen.

„Heilige Jungfrau, das war Gianettens Stimme!“ ſchrie Lucie auſſer ſich und ſtürzte nach dem Eingange. Hier aber hatte ſich die Menge der Gäſte in einen Knäul verſchlungen, der undurchdringlich war. Alles rief und ſchrie wild durcheinander, ohne eigentlich zu wiſſen warum; der Waffenlärm vom Eingange dröhnte dazwiſchen, das Hülfgeſchrei war nur noch aus der Ferne von den äußern Gängen zu vernehmen. Mit aller Kraft der Verzweiflung ſuchte Sergiani die Schranken zu durchbrechen, die ihn von dem noch unbekannten Gegenſtande des Tumults trennte, aber alle ſeine Anſtrengungen waren vergeblich.

„Wo iſt Gianetta? Iſt ſie es die man raubt?“ rief er den zunächſt Stehenden zu. Dieſe ſtarrten ihn wild an. Niemand wußte Auskunft zu geben. „Mord, Mord!“ ſchrie es da plötzlich aus dem entlegenen Winkel der Halle, wo Matthee eingeſchlafen geweſen. Man ſah den Mathematikus ſchlaftrunken emportaumeln, indem er das entſetzliche Zetergeſchrei immer wiederholte, man ſah ihn ſchwankend vorwärts ſchreiten, beide Hände abwehrend

von sich gestreckt, dann gefaßter, ruhiger und mit festem Schritte heraneilen. Mehrere von denjenigen, welche nach dem Ausgange drängten, hatte sein Geschrei aufgeschreckt. Sie riefen seinen Namen, sie stürzten ihm entgegen. Hierdurch gewann Lucio Raum, in die Mitte des Halbkreises zu dringen, der sich um die Thüre bildete. Er sah in dieser Verlarvte, die mit gezogenen Schwertern jedem den Ausgang verwehrten, das Hülfegeschrei war ganz verhallt. Jetzt vernahm er einen schweren Fall in seiner Nähe, die Verlarvten eilten fort und: „Mord, Mord!" umtönte es auch hier ihn von allen Seiten. Er schob alle hinweg, die ihm im Wege standen, in wenigen Augenblicken war er an der Stelle, wo ein tiefes Röcheln und Stöhnen die Anwesenheit eines Verwundeten verrieth.

Luigi Gabrini lag mit blutig klaffender Seitenwunde zu seinen Füßen. Auf den einen Arm stützte er sich, die geballte Faust des andern erhob er drohend nach dem Ausgange hin. Sein Angesicht war todtenblaß, seine Glieder bebten, man erkannte, daß diesem eben noch so frisch blühenden Leben ein nahes Ziel gesteckt sey. Er bemerkte Lucio, reichte ihm die schon erkaltende Rechte und sagte mit matter Stimme:

„Ich habe dir dein Mädchen vertheidigt, so

lange mein Arm ein Schwert heben konnte. Die Ritter vom Grabe haben sie fortgeschleppt — aber das Grab, wohin sie sie bringen, ist das Haus der Colonna. Ich habe den Buben erkannt, der mich von hinten niederstieß: es war derselbe, der heute die Bothschaft des alten Colonna meinem Bruder brachte. Der tückische Bube vergalt einen Scherz mit einem Dolchstiche!"

Er sank schwach zurück, seine Augen schlossen sich.

„Wo ist Cola?" hob er noch einmal im hinsterbenden Tone an. „Er soll meiner gedenken bei seinem großen Werke, er soll mich rächen!"

Es waren seine letzten Worte. Als Rienzi zu ihm trat und seine Hand ergriff, war die Seele ihrer sterblichen Hülle entflohn. Lucie blickte ihm wie besinnungslos einige Augenblicke in die gebrochenen Augen. Dann erkannte er plötzlich die Größe seines Unglücks, seines Verlusts. Er raffte sich auf, er rief einigen jungen Männern zu, sich ihm beizugesellen, und eilte mit diesen den Räubern nach. Unten im Hause vernahmen sie, daß diese sich nach dem Garten gewandt hatten. Hastig bewaffneten sie sich und setzten, mit Fackeln versehn, ihre Verfolgung fort. Die Spuren im Sande leiteten zu dem Pavillon, gewaltsam fand man dessen

Wände zertrümmert, hier hinaus hatten sich die Räuber ihren Weg gebahnt. Aber in den Straßen der heiligen Stadt herrschte Todtenstille. Zu weit war schon der Vorsprung, den die Entführer mit ihrer Beute gewonnen. Die jungen Männer, von inniger Theilnahme an Gianetten und dem liebenden Lucio erfüllt, legten rasch den Weg bis zum Pallaste der Colonna's zurück: allein hier herrschte vollkommene Stille, nirgends war Licht zu sehen, nirgends eine Unruhe zu bemerken. Wie viele Schlupfwinkel standen den rücksichtslosen Baronen doch offen, um die Opfer ihrer Zügellosigkeit zu bergen!

Dem unglücklichen Sergiani und seinen Begleitern blieb nichts übrig, als trostlos in das Haus zurückzukehren, das sich aus einer Stätte der Freude in eine Stätte der Trauer verwandelt hatte. Hier fanden sie die starre Leiche Luigi's auf ein Polster gestreckt. Die Halle war verödet; bis auf wenige hatte der Schreck und das Entsetzen die Gäste fortgetrieben. Rienzi stand mit übergeschlagenen Armen neben dem Todten, seine Augen glüheten, seine Lippen bebten, aber er sprach nicht. Manchmal fiel sein Blick auf Cassia, die mit verhülltem Antlitze in einem Sessel saß und die Thränen verbarg, die aus dem sonst starren, jetzt weich gewordenen Herzen emporstiegen. Der Leiche zum Haupte sah man

den alten Matthee, der das schreckliche Ereigniß geahnt und verkündigt, der es dann geträumt hatte, während es sich wirklich begab. An einem Pfeiler, dem Mathematikus gegenüber, zeigte sich in einer sehr nachlässigen Stellung Pietro Scamuzzi, der Narr. Er weinte nicht mehr, aus seinen Zügen war jene Schwermuth verschwunden, die er früher an den Tag gelegt; er sah im Gegentheile ganz heiter aus und betrachtete das traurige Schauspiel mit großer Ruhe und Unbefangenheit.

Als Lucio und seine Freunde in die Halle traten, stürzte sogleich der alte Reccio, mit allen Zeichen der Angst und Verzweiflung auf sie zu.

„Habt Ihr sie, meine Rose, oder haben sie die verlarvten Teufel vom heiligen Grabe in ihren Krallen?“ rief er ihnen zu. Das düstere Schweigen unter den Zurückkehrenden bestätigte Gianetta's Mißgeschick. „Ach, warum ist sie eine Rose,“ fuhr der Alte jammernd fort, „warum nicht Stechapfel, Tollkraut oder Schirling, daß sie ihren Räubern den Tod brächte? Goldlack, sie ist die deinige, wenn du sie wiederschaffst in meinen Hausgarten! Das Volk muß aufstehn, die Paläste der Ritter müssen gestürmt werden, die Rose muß frisch und blühend zurück, wie sie war, als sie uns entrissen worden. Jetzt ist keine Zeit mehr zu verlieren, jetzt gilt

kein Zögern mehr. Werde zur Trauerlilie, Goldlack, und flamm' empor in Patriotismus und Liebe. Die Burgen müssen nieder, die Ritter müssen nieder, wenn du dir die Braut gewinnen willst."

„Er ist für sie und dich gestorben, Lucio!" sagte laut und bedeutungsvoll Rienzi, indem er auf die Leiche wies. „Über diesem Todten und zur Befreiung Gianetta's laß uns ein festes Bündniß schließen, das Rom frei und dich glücklich macht!"

Da schlug Sergiani ein in die dargebotene Rechte Cola's, die über der Leiche schwebte, da gelobte er, seine Freunde und Gewerbsgenossen für die heilige Sache des Vaterlandes zu gewinnen.

„Und ich gebe meinen Segen dazu!" rief der herbeitretende Narr, indem er über die Leiche hinlachte. „Ich bin ganz nüchtern und heiter geworden über die Unglücksgeschichte. Luigi aber hat es am besten von uns allen. Was kümmern ihn nun noch die Barone und der Jammer der heiligen Stadt? Da steht der alte Matthee und berechnet schon wieder sorgenvoll, was sich alles aus diesem Unglücksfalle ergeben könne, Janno verzweifelt über die Tochter, Cola und Cassia sind in ihrer versteckt gehaltenen Freude gestört, Lucio möchte die Welt durchwühlen nach seinem Mädchen: Den aber hat der Tod still und friedlich gebettet, der ist glück-

licher, als wir alle, die heute mit heiler Haut nach Haus gehn, und ich beneide ihn und erfreue mich zugleich, wenn ich ihn anſehe."

Am Morgen des folgenden Tages war Cola Rienzi, mit der Leiche ſeines Bruders und von trauernden Freunden begleitet, vor dem Gerichte der Barone auf dem Capitolium erſchienen und hatte Stephanulo Colonna geradezu des Jungfraunraubes, ſowie einen ſeiner Diener des Mordes angeklagt. Er hatte mit hinreißender Beredſamkeit geſprochen; er hatte erſt die Freuden des Feſtes geſchildert, denen alle ſich ſorglos hingegeben, dann war er zu dem Eintritte der verlarvten Gäſte übergegangen, hatte des Wohlwollens gedacht, mit dem ſie, obgleich fremd und ihre Namen verheimlichend, aufgenommen worden waren, der Milde, mit der man ſelbſt ihre Zudringlichkeiten überſehen, und nun das Entſetzlichſte verkündigend, den Hohn der Gaſtfreundſchaft, die Verletzung der Sitte, den Raub der Tochter vom Hauſe, den Mord ſeines Bruders, hatte er ſich als Ankläger erhoben und kühn den Namen eines Jünglings genannt, deſſen Vater der mächtigſte der Barone, der ſtolzeſte Verächter des Volks war. Er führte Zeugen auf, die beſchwören

wollten in dem Anführer der Macken Stephanule Colonna erkannt zu haben, er forderte diesen, der selbst in den Reihen der Ritter mit zu Gericht saß, zu dem Beweise auf, daß er in der angegebenen Zeit irgend an einem andern Orte gewesen sey.

Unter den anwesenden Leuten aus dem Volke, welche die Neugierde herbeigetrieben hatte, sprachen viele ihre Theilnahme unverhelen aus. Einige behaupteten sogar ohne Scheu, daß man geflissentlich dem Rienzi solche Übel anthue, weil man ihn als einen Freund des Volkes kenne und hasse. Selbst der päpstliche Legat, der dem Gerichte versaß, aber, bei seinem tief gesunkenen Ansehn, nur eine sehr untergeordnete Rolle spielte, blickte ernst und finster auf die Leiche, die Rienzi offen und als einen stummen, aber schweren Ankläger dem Stephanule gegenüber aufgestellt hatte.

Mit verächtlichen, wegwerfenden Gebehrden hatten dagegen die Barone auf die Anklage des Notars gehört. In ihren Mienen war zu lesen, wie gleichgültig sie die Worte des wahnsinnig gehaltenen Cola, der auch hier seinen Vortrag mit seltsamen Bildern und wunderlichen Andeutungen auf seine eigene künftige Größe ausschmückte, ließen. Als Rienzi geendigt, erhob sich einer von den Rittern mit der Frage: „ob die Anklage eines anerkannten

Narren, wie Cola, vor Gericht gültig seyn könne?“ und als nun gar Stephanule Colonna selbst aufstand und keck versicherte, ihm sey die ganze Sache fremd und des Rienzi Bruder, der ein weltbekannter Händelsucher gewesen, möge wohl sein Unglück selbst veranlaßt haben: da vereinigte sich der Hof der Barone zu dem Spruch: daß Cola Rienzi mit seiner Beschuldigung abzuweisen sey und daß man ihn nur darum nicht in die Strafe der falschen Anklage verdamme, weil er als ein Abenwitziger nicht für seine Handlungen verantwortlich sey.

Mit finstern Blicken hatte Cola den Spruch, den die Willkühr gab, angehört. Langsam legte er das schwarze Leichentuch wieder auf den Todten und sagte, indem er den Begleitern einen Wink gab, die Tragbahre aufzuheben, sehr nachdrücklich: „Einst sahen die Götter des Alterthumes hier herab und waren Zeugen, wie gleiches Recht gesprochen wurde gegen Vornehm und Gering, gegen Ritterschaft und Volk. Jetzt blickt der Erlöser der Menschheit, seine gebenedeite Mutter und die Schaar seiner Heiligen hernieder und alle erkennen, daß die Gerechtigkeit geschändet, der Glaube verachtet, der alte Ruhm vernichtet ist! Es wird anders werden ihr Herrn und Barone! Jetzt haltet Ihr an dieser Stelle Gericht, aber die Zeit ist nicht fern, wo ich hier

richten werde, und dann wehe den Sündern, die mit göttlichem und menschlichem Rechte ihren Spott treiben! Ich werde die Wage halten, deren Zünglein nur dem Rechte sich neigt, ich werde das Schwert führen, das kein Ansehn der Personen kennt."

Mit einem glühenden, drohenden Blicke auf die Barone, die ihn mitleidig belächelten, verließ er das Capitol. Dem Zuge seiner Freunde, welche den Todten trugen, schlossen sich viele aus dem Volke an. Indem er sich durch die Straßen Roms, nach der Begräbnißstätte hin, bewegte, vermehrte sich die Zahl der Begleitenden außerordentlich. Den Vorübergehenden theilten die Leidträger mit, wer der Todte sey und daß er durch eine Gewaltthat der Ritter in der Blüthe seiner Jugend gefallen. Verwünschungen und mitleidige Theilnahme sprachen sich bei allen aus und als der Zug an den Mauern des Begräbnißortes angelangt war, als jetzt Rienzi eine fast unabsehbare Volksmenge wahrnahm, die sich nach und nach zusammengefunden hatte, da wurde er, der in jeder Lage Alles beachtete, überzeugt, daß die unglückliche Begebenheit, die seinem Bruder das Leben kostete, ihn um Riesenschritte seinem Ziele näher gebracht habe.

Indessen fühlte sich der bedauernswürdige Lucio noch keines Entschlusses, keines entschiedenen Han-

deins fähig. Sein Gemüth war tief gebeugt und von entsetzlichen Zweifeln beängstigt. Er saß in dem kleinen, gewölbartigen und düstern Gemache des Mathematicus Matthee, er suchte, wie es manchen verständigen Leuten in Zeiten hoher Bedrängniß geht, eine Hülfe in übernatürlichen Offenbarungen, an die er sonst nicht glaubte. Der Alte war trocken und einsilbig. Er wollte sich zu keinem Versuche in seiner Kunst bewegen lassen.

„Die Jugend ist ungläubig und undankbar;“ sagte er, seine Weigerung rechtfertigend, endlich. „Wie hat mir doch der Luigi schlecht gelohnt für meine mühsamen Forschungen, für meine wohlgemeinte Warnung! Hat er sich nicht ermorden lassen aus Undank und mir zum Trotze? Der arme Jüngling!“ fuhr er mit einer Thräne im Auge fort. „Er starb an deiner Zögerung, deiner Unthätigkeit. Dein Vater ist ein reicher Mann und angesehen unter den Gilden, aber sein Herz hängt an dir, an dem einzigen Kinde, und du vermagst Alles über ihn. Ein Wort von dir und er hätte die übrigen Kaufleute, die Künstler und Handwerker heimlich geworben für die Sache der Freiheit, die Tyrannei der Barone wäre längst gebrochen, Luigi lebte noch und dein Mädchen wäre dir nicht entrissen worden. Glaube mir, Lucie, es geht doch Alles seinen Gang,

wie es die Sterne verkünden: Die Menschen mögen jagen und widerstehn, wie sie wollen, denn das Schicksal läßt sich nicht irren. Aber wer nicht handelt, dem wird kein Lohn, wer nicht kämpft, verliert was er besitzt."

Lucio erhob den Kopf, den er voll traurigen Nachdenkens in die Hand gestützt hatte und erwiederte bitter:

„Das Element meines Lebens war der Friede bis jetzt, aber ich sehe wohl ein, daß es nun anders werden muß. Die Gewalt ist feindselig gegen mich erstanden und kann nur durch Gewalt besiegt werden. Gianetta! Gianetta! das war der Freuden- und Friedenslaut, der in mein Herz tönte; jetzt ist er zum Trauerlaut, zum schneidenden Kriegsgeschrei geworden."

Da wurde es laut vor dem Zimmer und wenige Augenblicke später traten Pietro Scamuzzi und Janno Roscio herein. Der Barbier war schwarz gekleidet und hatte sein Gesicht mit dem Mantel bedeckt; der Narr trug seine gewöhnliche Kleidung. Als er im Zimmer erschien, stimmte er in einer klagenden, eintenigen Weise folgendes Lied an:

„Schwertlilie, die Stolze,
Trägt jetzt ein Kleid von Holze,
Von Erde ist ihr Bett,
Wohl eine kalte Statt'.

Mit Erde zugedecket,
Wird sie nicht mehr erwecket,
Es hält in seinem Arm
Der Tod sie liebeswarm.

Das Röschen ist gefangen,
Wie wird es nicht erbangen
Im fremden Gartenhaus,
Wie sehnt es sich hinaus!
„Komm, Liebster, komm! Im Streiten
Kannst du mich nur erbeuten,
Verloren ich sonst bin
Und welke früh dahin!“

„Es ist mir so traurig und schwermuthig zu Sinn,“ sprach Pietro dann weiter, „als wirke der Wein, den ich gestern Abend in einigem Übermaße genossen, noch immer in mir fort. Aber ich komme von zwei Begräbnissen und das will auch etwas sagen, denn die Hinfälligkeit des menschlichen Rechts, so wie die des menschlichen Leibes sind auch wohl im Stande, Ernst in das Herz eines Narren zu predigen. O, Rom, Weltstadt, Königin aller Städte, was mußtest du heute schauen? Auf dem Capitole haben sie die Gerechtigkeit begraben und den Mord geheiligt und der Mörder saß mit zu Gerichte und spottete, als der Gemordete fortgetragen wurde zu seinem Bette in der Erde. Ich bin nur ein Narr, aber der Geist des Brutus kann sich auch in die Hülle eines Narren einbürgern.“

„Goldlack," hob Janne in einem weinerlichen Tone an und ließ den Mantel von dem traurig verzerrten Antlitze sinken, „du mußt das Röschen wieder schaffen, sonst hältst du dein eigenes Herz von dir fern. Der Himmel weiß, in welches Dorngehege, in welches wilde Gesträuch sie gerathen ist; aber, Goldlack, die Zeit ist da, wo du aus einem Kaufmanne ein Held werden, wo du mit dem Schwerte das Dorngehege zertheilen, das wilde Gestrüpp niederhauen mußt!"

„Gebt mir meine Gianetta wieder," rief ungeduldig aufspringend Lucio, „und ich thue was Ihr wollt! Bewegt diesen Mann," fuhr er auf Matthee zeigend, fort, „der sich rühmt, die Natur zu seinem Dienste zwingen zu können, daß sie ihm geheime Dinge offenbare, mir Gianetta's Aufenthalt zu entdecken, und Ihr sollt sehen, daß der alte Römergeist auch in mir noch lebt!"

„Ich habe dir schon den Spruch gesagt, der dir dient;" erwiederte gelassen Matthee. „Wer nicht handelt, dem wird kein Lohn, wer nicht kämpft, verliert was er besitzt."

Eine hohe Röthe ergoß sich über das Angesicht des jungen Mannes; der Kampf, der sich in ihm erhob, war nur kurz. Dann ergriff er Roscio's Hand und sagte entschlossen:

„Führt mich zu Rienzi! Mit ihm will ich sprechen. Ich bin jetzt entschieden, ich bin der Eurigen einer.“

„Herzenslack!“ rief der Alte, ihn umarmend. „Das ist ein capitaler Entschluß von dir. Jetzt wird eine edle Kaufmannschaft aus der Saat, die du legst, aufschießen zur Blüthenpracht des Widerstandes gegen die Distelköpfe von Baronen, das Röschen wird in den väterlichen Garten zurückkehren und dann gebe ich es hin in den deinigen als eine aufgegangene, herrliche Rose. Ein ganzer Frühling des Lebens wird florirend auferstehn und ich sehe im Geiste schon dich, den Cola Rienzi und den Janno Roscio, der das Barbierzeug tief in die Tiber versenkt hat, als Triumvirn sitzen auf dem Capitolium.“

Er nahm den jungen Mann beim Arm und eilte mit ihm fort. Ihnen folgten Matthéo und Scamuzzi, der zum Schlusse das früher angestimmte Lied sang:

„Der Lack, der will nun flammen
In süßer Liebesgluth
Und brennen kühn zusammen
Der Ritter Schloß und Gut.
Er holt sich aus dem Feuer
Des Röschens süße Pracht,
Das, ihm so hoch und theuer,
Sein Herz in Brand gebracht.“

Indeſſen befand ſich Gianetta in keiner ſo gefahrvollen Lage, wie der Freund ihres Herzens befürchtete. Als ſie bei jener blutbefleckten Hochzeitsfeier ſich plötzlich von Verlarvten umringt ſah, als einige von dieſen ſich ihrer bemächtigten und, ihres Geſchrei's nicht achtend, ſie raſch forttrugen und durch die Gänge des Hauſes und durch den Garten nach dem Pavillon, wo ſchon ein Ausweg für die Entführer und ihre Beute verbereitet war: da ſuchte ſie ſich ſtark und bei Beſinnung zu erhalten, um Alles zu bemerken und treu im Gedächtniſſe zu bewahren, damit es ihr in Zukunft vielleicht zu ihrer Befreiung dienen könne. Sie ſah ſich, nachdem ihre Begleiter mit ihr den Graben im Rücken hatten, genöthigt, eine Sänfte zu beſteigen, deren Thüren hinter ihr verſchloſſen wurden. Die Männer ſchwangen ſich auf Pferde, welche hier hielten, und im raſchen Trabe ging es nun mit der Sänfte, die ebenfalls wohl beſpannt war, nach einem unbekannten Ziele fort. Gianetta blieb nicht lange im Zweifel, wer ihr Entführer ſey. Lucie's Warnung hatte ſie aufmerkſam gemacht und ihr eigenes richtiges Gefühl nannte ihr den Namen: Stephanulo Colonna. Sie beſaß nicht den Stolz ihrer Schweſter Caſſia, aber bei einer heitern Gemüthsart eine größere Seelenſtärke, als dieſe. Sie war vollkom-

men gefaßt auf Alles was geſchehen konnte, obgleich ſie das Mißliche ihrer Lage erkannte, mit tiefem Schmerze an Lucie dachte, an deſſen Befürchtungen um ihretwillen, und an den Vater. In ihre Seele hatte von Kindheit an die Religion ein Vertrauen gelegt, das in jeder Gefahr auf den Beiſtand des Himmels rechnet; allein ſie war auch überzeugt, daß dieſer durch Selbſtthätigkeit, durch die Anwendung der Kräfte, die Gott dem Menſchen beigegeben, erworben werden müſſe. Sie achtete auf jeden kleinen Umſtand, der auf dem Wege, den die Räuber mit ihr nahmen, ſich bemerkenswerth darbot. Die nächtliche Wanderung führte ſie durch viele Krümmungen und Nebenwege. Selten fiel ein Lichtſtrahl durch einen Riß in das Innere der Sänfte. Endlich hielt dieſe mit dem ganzen Reitertrupp. Gianetta vernahm, daß ein Fremder herzutrat und mit rauher Stimme fragte, was die bewaffnete Schaar um dieſe Stunde der Nacht begehre? Dann aber wurde wieder ſo leiſe geſprochen, daß ſie nichts mehr verſtehen konnte. Einige Augenblicke ſpäter hörte ſie ſchwere Riegel hinwegſchieben, Schlöſſer mit großem Geräuſch öffnen, und ein Getöſe, als würde ein eiſernes Fallgatter aufgewunden. Sie vermuthete, daß ſie am Ziele der unfreiwilligen Wanderung angelangt ſey, allein bald

sah sie sich in dieser Erwartung getäuscht; denn der Zug setzte sich auf's Neue in Bewegung, sie hörte das Fallgatter wieder fallen, die Schlösser sorglich verschließen und die Riegel wieder verschieben. Ihre Begleiter schienen sich jetzt für sicherer zu halten, als bisher. Sie ritten langsam, sie sprachen lauter und Gianetta konnte aus einzelnen Worten, die zu ihr gelangten, schließen, daß sie sich außerhalb der Mauern Rom's befanden. Bald vergaßen sich zwei ihrer Begleiter so weit, daß sie dicht an Gianetta's Sänfte heranritten, neben dieser blieben und ein Gespräch fortsetzten, dessen Inhalt wohl nicht bestimmt war, zu den Ohren der Gefangenen zu gelangen. Gianetta hatte, indem man sie fortschleppte, nichts von dem Kampfe bemerkt, der sich ihretwegen zwischen Luigi Gabrini und den Verlarvten entsponnen. Jetzt hörte sie zu ihrem Entsetzen, daß ein Jüngling, der gewiß selbst ein Auge auf die schöne Entführte gehabt, alle Kräfte aufgeboten, sie den Entführern wieder zu entreißen, daß er wie ein Verzweifelter gefochten und nicht anders zu bändigen gewesen wäre, als durch einen Dolchstoß, der ihn todt zu Boden gestreckt. Das Blut erstarrte in ihren Adern, ihre Kräfte drohten sie zu verlassen. Den Namen des Gemordeten nannten die Männer nicht, aber wer — so flößten

es Gianetten liebevolle Beſorgniß, Angſt und Verzweiflung ein — konnte es anders geweſen ſeyn, als Lucie Sergiani, den die Liebe zum Kampf, den ſie in den Tod getrieben hatte? Dieſe Überzeugung ſtand bald feſt in ihrer Seele. Sie ergab ſich in ſie mit aller der religiöſen Demuth, die ihrem Weſen eigen war. Ohne daß ſie es empfand, rollten Thränen unaufhörlich über ihre Wange herab, aber ſie hatte auch ſchon ihren Entſchluß für die Zukunft gefaßt, die nun liebe- und freudenleer vor ihr ſtand. Freilich mußte ihr erſtes Beſtreben dahin gehen, die Freiheit zu erlangen; dann aber beabſichtigte ſie, ſich in ein Kloſter zu begeben, den Schleier zu nehmen und erſt als eine Braut des Himmels den Vater und die Schweſter wiederzuſehen. Sie fürchtete von dieſen die Ausführung ihres Entſchluſſes erſchwert zu ſehen, ſie wußte, daß Beide der eitlen Luſt der Welt zu ſehr ergeben waren, um ihre Abſicht zu billigen; deßhalb wollte ſie erſt dann, wann kein Zurücktreten mehr möglich, ſich ihnen entdecken.

Während ſie ſo getrauert, überlegt und ihre Zukunft beſtimmt hatte, war ein gutes Stück Weges hinter den Reitern und ihrer ſchönen Beute zurückgeblieben. Gianetta nahm wahr, daß ſie jetzt auf unebenen, aufwärts führenden Pfaden weiter

gelangten. Der Gedanke an den unglücklichen Lucio wollte ſie nicht verlaſſen. Sie fühlte, daß der Schmerz um ſeinen Verluſt ihr ganzes Leben erfüllen werde, daß nur die Einſamkeit des Kloſters ihren Empfindungen entſprechen, ein den Übungen der Religion ganz geweihetes Daſeyn ihr einigen Troſt gewähren könne. Wie eine Blüthe, die der Sturm bricht, war die Heiterkeit ihres Gemüthes gebrochen, aber die Stärke ihrer Seele war geblieben.

Die nächtliche Wanderung mochte im Ganzen einige Stunden gedauert haben, als der Zug wiederum hielt, Gianetta ein Getöſe vernahm, als werde eine Zugbrücke niedergelaſſen, und dann ringsum wildes Gelächter, Willkommrufen und Waffengeräuſch erklang. Sie bemerkte, daß die Pferde an der Sänfte ausgeſpannt wurden, gleich darauf aber fühlte ſie ſich wieder erhoben und in leichterer Bewegung, in gleicherem Schweben von Menſchenhänden fortgetragen. Dieſesmal irrte ſie nicht, als ſie nun gewiß das Ziel ihrer Reiſe erreicht glaubte. Aus dem dumpfen Wiederhalle der Schritte ihrer Träger ſchloß ſie, daß ſie durch ein Gewölbe weiter gebracht werde. Das Lärmen und Lachen der Menſchen war hinter ihr geblieben. Nur die eintönigen Schritte der Träger ſchlugen an ihr Ohr. Jetzt wurde die

Sänfte niedergesetzt, sie hörte an der rechten Seite, die keifende Stimme eines Weibes, das zu den Männern sprach und ihnen grollte, weil sie sie so lange warten gelassen. In diesem Augenblicke aber wurde leise die Thüre der Sänfte auf der linken Seite geöffnet, Gianetta erblickte in einer dämmerigen Beleuchtung eine weißgekleidete, jugendliche Frauengestalt, mit bleichem Angesichte und kummervollen Mienen, die ihr rasch ein Zeichen des Schweigens gab und sie zu sich winkte. Das Mädchen glaubte einen Engel der Rettung in dieser Erscheinung zu sehn, ein solches Vertrauen flößte ihr das leidende, aber unendlich sanfte Antlitz ein. Während die Alte noch mit den Trägern zankte, fühlte sich Gianetta unwiderstehlich zu der Fremden hingezogen. Sie trat aus der Sänfte, sie sank der bleichen Frau in die Arme und wurde nun von dieser rasch in einen dunkeln Seitengang geführt, den sogleich nach dem Hauptgange hin geräuschlos eine Thüre schloß. Wenige Augenblicke nachdem dieses geschehen war, vernahm Gianetta von außen her ein wildes Toben, sie hörte, daß man sie vermisse, sie hörte Waffengeräusch, Fluchen und entsetzliche Drohungen. Als ihre Begleiterin bemerkte, daß sie zitterte, sagte jene mit tröstlicher, melodischer Stimme:

„Fürchte nichts! Bei mir suchen sie dich nicht und jene Pforte, die eine Blende bedeckt, kennt niemand. Du bist gerettet, du bist bei einer, die gern Alles gut machen möchte, was Andre Übels thun!“

Gianetta's Führerin schien alle Gänge, die sie durchschritten, die schmalen Wendeltreppen, die sie erstiegen, genau zu kennen. Es herrschte noch immer völlige Dunkelheit. Zu mehrenmalen öffnete die Fremde Fallthüren, die sie wieder sorglich hinter sich und der Geretteten verschloß. Sie seufzte oft schwer, sie blieb oft einige Augenblicke stehn, um frischen Odem zu schöpfen, denn ihre Brust schien beklemmt und gepreßt.

„Wir sind gleich am Ziele!“ sagte sie in einer solchen Pause mit schwacher, bebender Stimme. „Die Lebenden sind dir feindlich, aber in der Sterbenden hast du eine Freundin gefunden.“

Von der kalten, feuchten Hand der Unbekannten fühlte Gianetta die ihrige gedrückt. Eine seltsame, bange Empfindung ergriff ihre Seele. Die Hand ihrer Führerin hatte etwas Leichenhaftes, Erkältendes, was ihr durch Mark und Bein ging. Wer war sie, was konnte sie bewegen, sich Gianetta's, die ihr gänzlich fremd, anzunehmen? War sie auch ein Opfer der wilden Begehrlichkeit der Barone,

war sie eine, die sich selbst getäuscht und verloren hatte, und jetzt in Werken der Buße die Verzeihung des Himmels suchte? In Zweifel verloren, die sie nicht zu lösen vermochte, blieb dem Mädchen nichts übrig, als sich unbedingt ferner derjenigen anzuvertrauen, die sich ihr wenigstens bis jetzt als eine Freundin bewiesen hatte.

Nach einer langen mühseligen Wandrung, erblickten sie endlich ein schwaches Licht, die erste Dämmerung, die in Osten anbrach und den jungen Tag verkündigte. Sie waren durch eine im Getafel verborgene Thüre, in ein kleines gewölbtes Gemach getreten, durch dessen schmale und hohe Bogenfenster man auf eine düstre, gebirgigte Waldgegend blickte. Im Hintergrunde des Zimmers stand ein Ruhebette, auf das sich Gianetta's Führerin sogleich erschöpft niederließ. Das Mädchen konnte sie jetzt genau betrachten. Es war eine zarte, schlanke Gestalt, ihre Gesichtszüge waren fein, edel und sprachen eine große Herzensgüte aus; aber eine Todtenblässe bedeckte das ganze Angesicht, Kummer und Krankheit schienen tiefe Furchen hineingezogen zu haben und in dem dunkeln Auge brannte eine unstäte, fieberhafte Gluth. Sie saß noch nicht lange und war im Begriff einige Worte an Gianetta zu richten, als ein heftiger Krampfhusten sie befiel, der

in einigen Augenblicken so sehr zunahm, daß Gianetta, von mächtiger Angst ergriffen, fürchtete, der letzte Augenblick der Leidenden sey gekommen. Diese aber netzte ihre Lippen mit einem Tranke, der in ihrer Nähe stand, wurde dann nach und nach ruhiger und sagte, als sie sich völlig erholt hatte, wehemüthig lächelnd zu Gianetta:

„Du wirst mich noch oft diesen Anfällen unterworfen sehn, wenn du, wie es dein Loos seyn dürfte, noch einige Zeit bei mir weilst. Sicherheit kann ich dir gewähren, aber in die Freiheit kann ich dich nicht führen, denn mir selbst ist sie versagt."

Indem sie sich zur Ruhe zurück in die Polster des Lagers lehnte, deutete sie Gianetten an, sich in ein Nebenzimmer zu begeben, wo auch sie Gelegenheit finden würde, einer Ruhe zu genießen, der sie gewiß benöthigt sey. Sie schloß die Augen und schlief sogleich ein. Gianetta sah sie noch einige Augenblicke mit traurigen Empfindungen an: dieser Schlaf war kein ruhiger, erquickender. Eine fieberhafte Röthe lag in dunkeln Flecken auf den Wangen, die Lippen zuckten, die Hände bebten, seltsame Seufzer, wie leises Wimmern, entrangen sich der Brust.

Als die Gerettete das Nebengemach betrat, sah sie sich von Gegenständen umgeben, die allen Fer-

rungen, welche Luxus und Bequemlichkeit jener Zeit machten, entsprachen. Fußboden und Wände waren mit köstlichen Teppichen bedeckt, silberne Gefäße mit wohlriechenden Wassern und Spezereien angefüllt, standen ringsumher, ein mit goldnen Verzierungen reichlich geschmückter Altar, auf dem ein Crucifix stand, zeugte für die andächtige Gesinnung der Bewohnerin, ein prächtiges, mit purpurnen Sammetverhängen umgebenes Lager ladete zur Ruhe ein.

Gianetta ließ sich in einen Sessel nieder und dachte den wunderbaren Ereignissen nach, die sie im kurzen Laufe einer Nacht erlebt hatte. Da drängte sich immer allem Andern Lucie's blutige Gestalt vor, da hörte sie seine Stimme, die nach ihr rief, da sah sie ihn fallen durch Meuchelmord. Bald aber wich diese Empörung der Gefühle der allgemeinen Erschöpfung der Körperkräfte. Aus einer zunehmenden Betäubung ging sie in einen Schlaf über, von Gebilden der erregten Seele in die willkührlichen einer Traumwelt; aber die Natur trat bald als gütige Vermittlerin ein und ein ruhiger, erquickender Schlummer senkte sich auf die jugendlichen Glieder und in das feste, gottvertrauende Gemüth.

Als sie erwachte, sah sie im Glanze der Sen-

neustrahlen ihre bleiche Freundin vor sich stehen. „Du Glückliche," sagte diese mit rührender Freundlichkeit, „zu dir kommt noch der Schlaf und beruhigt und erquickt dich; andre müssen ihn zu ihrem Lager zwingen und dann ist er kein freundlicher Engel des Friedens und der Stärkung, nein! er ist ein Dämon, der uns die Besinnung raubt, um neue Schmerzen, neues Elend vorzubereiten."

Gianetta begriff den Sinn dieser Rede nicht, allein sie fühlte sich bei dem Anblicke der gütigen blassen Frau von einem Mitleiden und einer Liebe ergriffen, daß sie sich nicht enthalten konnte, ihre Hände mit Küssen und Thränen, die unwillkührlich rannen, zu bedecken. Die blasse Frau setzte sich neben sie und ließ sich von ihr ihre Lebensgeschichte und die Begebenheiten der vergangenen Nacht erzählen. Gianetta empfand ein so großes Vertrauen zu ihr, daß sie ihr nichts verheimlichte. Ihre Thränen flossen, als sie des todten Geliebten gedachte, sie sprach offen ihren Vorsatz aus, in den Mauern eines Klosters ihre weitern Ansprüche an die Welt zu begraben.

„Wie bist du zu beneiden, daß dir diese Hoffnung bleibt!" erwiederte mit einem tiefen Seufzer die Kranke. Hierauf schwieg sie einige Augenblicke, dann brach sie in Klagen aus: „Ja, es ist wiederum

Menſchenblut gefloſſen und immer mehr füllt ſich das Maas der Sünden derjenigen, die Gott nicht ehren und die Menſchen nicht lieben! Wie glücklich iſt derjenige, der in der Einſamkeit einer gottgeweihten Stätte von dem Treiben der Welt nichts vernimmt! Du wirſt einſt dieſes Glück genießen, Gianetta, aber dieſe Zeit iſt noch nicht gekommen. Wir beide ſind hier in Kerkermauern eingeſchloſſen, wir ſind ſtreng bewacht, wenn auch der Kerkermeiſter nie in unſerm Gefängniſſe erſcheint, wenn ihm auch ſelbſt der Gedanke unerträglich iſt, das Opfer, das er hier allein und verlaſſen dem Tode zuwelkend glaubt, könne ihm vor Augen kommen."

Das Wunderbare und Räthſelhafte in der Erſcheinung und dem Weſen der blaſſen Frau mußte nothwendig Gianetta's ganze Aufmerkſamkeit erregen. Dabei fühlte ſie ſich von Dankbarkeit und Wohlwollen zu ihr erfüllt. Sie drückte die kalte Hand an ihr Herz und ſagte tröſtend:

„Ihr ſeyd noch jung, Ihr werdet geneſen und die Allmacht Gottes kann mit einemmale Euer jezziges trauriges Daſeyn in ein Leben voll Glück und Freude verwandeln."

Da zog ſie die wunderbare Kranke näher an ſich, da hielt ſie Gianetten mit zitternder Hand feſt und flüſterte ihr mit einem trüben Lächeln zu:

„Ich will dir etwas vertrauen, das ich noch Niemand gesagt habe, denn ich halte dich für meine einzige Freundin auf der Welt. Nächste Ostern am ersten Feiertage, wann die Sonne dort hinter den Bergen untergeht, sterbe ich. Bis dahin mußt du schon bei mir aushalten, bis dahin mußt du mich nicht der Qual eines einsamen, trostlosen Hinwelkens überlassen: das versprich mir!“

Es lag eine seltsame Überzeugungskraft und eine tief in's Herz dringende Gewalt der Bitte in den Worten der Leidenden, so daß Gianetta ihr nicht widerstehen konnte und in ihr Verlangen willigte.

„Du sollst auch Alles erfahren!“ sagte hierauf die blasse Frau. „Alle meine Geheimnisse sollst du wissen, selbst das Entsetzlichste, um dessentwillen ich Stunden habe, in denen ich an Gottes Gnade und Verzeihung verzweifle. Du wirst mit mir beten, du wirst mich beruhigen in meinen Zweifeln! Nach und nach, wie es meine Kräfte erlauben, sollst du mein ganzes Leben, das innere und äußere, kennen lernen. Jetzt nur wisse, daß ich Ildefonse de Vaurigny bin, Stephanulo Colonna's unglückseliges Weib!“

Gianetta erstaunte um so mehr über diese Entdeckung, da sie nie gehört hatte, daß Herr Stepha-

nale Colonna vermählt ſey. Sie konnte ſich aber recht wohl denken, daß die Frau eines ſo wüſten und wilden Mannes ein beklagenswerthes Loos getroffen habe. Der Unglücklichen, der ſie ihre Rettung verdankte und die in der That der Tod ſich ſchon als ein unentrinnbares Opfer auserſehen zu haben ſchien, bis zu ihrer Auflöſung in Liebe und Troſt beizuſtehn, dünkte ſie eine Pflicht der Frömmigkeit. War doch auch ihr Herz gebrochen, hatte doch auch ſie nun allem Treiben der Welt ſchon entſagt, konnte es ihr doch ein frohes Gefühl mit in die Einſamkeit des Kloſters geben, eine arme Leidende durch Liebe und Gebet zum Tode geſtärkt zu haben!

Nach einiger Zeit wurde auf eine beſondere Weiſe an die Thüre des Zimmers geklopft. Ildefonſe öffnete ſelbſt, indem ſie die ängſtliche Gianetta durch die Mittheilung beruhigte, daß die Kommenden ihre Diener ſeyen, die ihres vollen Vertrauens genöſſen. Ein Zwerg von häßlicher Geſtalt, aber in der prächtigen Kleidung, welche damals der Geſchmack der Großen dieſen mißgeſchaffenen Hofdienern anlegte, trat herein; ihm folgte eine ältliche Frau, welche ſogleich auf die Kranke zueilte und im Tone der Beſorgniß, aber in franzöſiſcher Sprache, die Gianetta nicht verſtand, ſie anredete.

Nach einer kurzen Unterhaltung mit ihr wandte ſich Ildefonſe zu dem Zwerge und fragte ihn Italiäniſch, ob drüben im Schloſſe große Verwirrung herrſche, ob man ſehr beunruhigt ſey über das ſeltſame Verſchwinden der Entführten und wie man ſich dieſes erkläre?

Der Zwerg ſchien verlegen und antwortete durch Gebehrden; Ildefonſe aber bedeutete ihm, daß ſie vor Gianetta kein Geheimniß habe, daß er ungeſcheut vor der neuen Mitbewohnerin ihres Kerkers die Larve eines Taubſtummen ablegen könne. Nun erzählte Livio — ſo hatte die kranke Frau den Zwerg genannt — mit großer Zungenfertigkeit, daß allerdings bei der erſten Entdeckung von Gianetta's Flucht Herr Stephanulo Colonna in die höchſte Wuth gerathen, daß kein Winkel im Hofe und in den Gängen des Hauſes undurchforſcht geblieben ſey, daß man aber zuletzt mit Gewißheit angenommen habe, die Entführte habe ſchon während der nächtlichen Wanderung Mittel gefunden, die Sänfte zu öffnen und entweder nach Rom zurück oder in die benachbarten Wälder zu entweichen. In dieſer Überzeugung hatte Stephanulo Späher nach allen Himmelsgegenden ausgeſchickt; er ſelbſt war auf dem Wege nach Rom zurückgeſprengt, weil er hier am Gewiſſeſten die Entflohene zu finden gedachte.

Ildefonse ergriff Cianetta's Hand und sagte: „Du siehst, daß du bei mir am wenigsten zu befürchten hast! Mein treuer Livio gewahrt Alles, was meine und deine Feinde unternehmen, um so mehr, da er ihnen für einen unglücklichen Taubstummen gilt, dessen Gegenwart ihnen keinen Zwang auferlegt. Durch ihn erfuhr ich den Anschlag auf dich, durch ihn erfuhr ich, daß hier der Unschuld und Tugend ein Netz gestellt sey und deshalb beschloß ich, dich zu retten.“ —

Die beiden Frauen führten nun ein stilles, einförmiges Leben, das nur durch Gebet und religiöse Übung erheitert und erhoben wurde. Immer aber schien ein tiefer Kummer auf Ildefonsens Gemüth zu liegen, ein geheimer Vorwurf sie zu quälen, den kein Gebet entfernen konnte. Sie hatte in einzelnen traulichen Mittheilungen Cianetten viele Umstände ihres Lebens entdeckt. Frühe schon, noch ein halbes Kind, war sie durch ihre Eltern dem reichen und mächtigen Erben des Hauses Colonna verlobt worden. Beide kannten sich nicht, beide sahen sich zum erstenmale an dem Tage, als Herr Stephanulo das Ufer der Provence betrat, um wenige Stunden nach seiner Ankunft der ebenfalls reichen Erbin des Hauses Vaurigny seine Hand am Altare zu bieten. Stephanulo war jung,

von ritterlichem Betragen, gefälliger Rede und einnehmender Geſtalt. Was Wunder, daß das Herz der jungen unerfahrnen Frau ſich gern der Pflicht, ihn zu lieben und als Gatten hochzuhalten, unterwarf! Er war der erſte Mann, der einen tiefen Eindruck auf ſie machte, er war ihre erſte Liebe Wirklich mußte auch jeder, der das junge Paar aus dem ſchönen Lande der Provence abreiſen ſah, das beſte Glück der Zukunft für ſie hoffen, da eins nur die innige Liebe des andern zu erwiedern und gar zu überbieten ſchien. Bei Ildefonſen war in der That dieſe Neigung tief in die Seele gewurzelt, bei dem jungen Colonna aber, der frühe ſchon den ſchäumenden Becher aller Lebensfreuden an ſeine Lippen geführt, war ſie nur ein flüchtiger Rauſch. Hiervon überzeugte ſich die liebende junge Frau gleich nach ihrer Ankunft in Rom. Mit Abſcheu ſah ſie das zügelloſe Treiben der Barone, mit Entſetzen erkannte ſie, daß ihr Gatte, daß alle Männer des Hauſes Colonna, ſelbſt der greiſe Herr Stephano, jeder Willkühr, jeder ſinnlichen Begierde ſich hingaben. Sie ſah ſich umgeben von Lüge und Heuchelei, und als ſie dieſe entlarvte, traten ihr Gewalt, Gleichgültigkeit, Hohn und Spott entgegen. Wie oft flehte ſie nicht zu dem immer noch geliebten Manne, ihr die Liebe wiederzuſchenken, die er ihr in den

erſten Wochen ihrer Verbindung gezeigt, die niedrigen Dirnen aus dem Hauſe zu entfernen, denen er jetzt größere Aufmerkſamkeit widmete, als der rechtmäßigen Gemalin, ſich mit ihr auf das Land zurückzuziehen, und dort, fern von allen Lockungen und dem böſen Beyſpiele der andern Ritter, einem friedlichen Glücke zu leben! Man hatte ſie verlacht, als eine thörigte Bußpredigerin verſpottet. Selbſt die Frauen in der Familie mieden ſie, indem ſie die Fremde, die ſich in das ihnen billig und gewöhnlich Scheinende nicht fügen wollte, des Stolzes, der Anmaßung und Abſonderungsluſt beſchuldigten. Auch konnten ſie ihr nicht verzeihen, daß ſie nicht, wie ſie ſelbſt, für die Untreue der Männer ſich in ähnlichen Verirrungen entſchädigte. Bald ſah Ildefonſe ein, daß auch die letzte Spur der frühern Liebe aus dem Herzen ihres Gemals verſchwunden ſey. Er behandelte ſie wie eine Magd, ſie wurde von der Familie fern, in Einſamkeit, faſt wie eine Gefangene gehalten. Anfangs bemächtigte ſich ihrer dumpfe Verzweiflung; dann erwachte ihr Stolz. Die Liebe zu ihrem Gatten ging in völlige Verachtung über, da ſie ſich überzeugte, daß dieſer nur ihre Hand geſucht habe, um Herr ihres Vermögens zu werden und dieſes nach Gelüſt zu verſchwenden. Sie wandte ſich auf geheimen

Wegen an ihre Verwandten in der Heimath, um durch diese eine Auflösung des unglücklichen Bandes, das sie an einen Unwürdigen knüpfte, zu bewirken. Allein der Pabst hatte nicht den Muth, die mächtigen Colonna's durch eine strenge Maßregel zu reizen. Er ermahnte zur Geduld, zur Versöhnlichkeit. Für Ildefonsen hatte der Schritt, den sie gethan, keine andere Folge, als daß er den Haß ihres Gatten und seiner ganzen Familie, die durch ihre Späher am päbstlichen Hofe von Allem in Kenntniß gesetzt worden, auf sie zog. Unter dem Vorwande sie zu erheitern, brachte man sie auf das Land. Man räumte ihr ein abgelegenes, alterthümliches und kleines Gebäude ein, das in der Nähe eines größern Schlosses sich befand, in welchem letztern Herr Stephanulo sich oft mit seinen Freunden zu Gelagen versammelte und die geraubten Opfer seiner Lust versteckt hielt. Ildefonsens Wohnung wurde von Bewaffneten bewacht und weder sie noch ihre französische Kammerfrau durften sie verlassen. Nur dem scheinbar taubstummen Zwerge wurde die Verbindung mit dem sogenannten neuen Schlosse gestattet, damit er für die Bedürfnisse der Gefangenen sorge. Durch seine schlaue Hülfe war es Ildefonsen gelungen, noch einige Briefe an ihre Verwandten in der Provence zu senden, in denen

ſie ihre Lage mit den traurigſten Farben ſchilderte. Nur auf den letzten hatte ſie von ihrem älteſten Bruder eine ſtrenge und herbe Antwort empfangen, des Inhalts: wie man wohl wiſſe, daß ſie durch ihre Unverträglichkeit ſich ſelbſt im Zwieſpalte mit der Familie Colonna und ihrem Gatten erhalte, daß ſie in dieſem Betragen keine Unterſtützung von den übrigen hoffen dürfe, um ſo weniger, da es nur von ihr abhänge, durch Güte und Ergebung ein freundliches Vernehmen herzuſtellen. So ſah die Unglückliche bei ihren nächſten Verwandten ſich verläumdet, ſich von ihnen verläugnet! In dieſer Zeit war es, als ein Zufall ſie mit dem Geheimniſſe der verborgenen Gänge und unterirdiſchen Wege, die in das große Schloß führten, bekannt machte; allein was konnte dieſe Entdeckung, wenn ſie auch die Pforten zur Freiheit geöffnet hätte, ihr nützen? Wo fand ſie Freunde, Beiſtand und eine gaſtfreie Stätte? Ihr blieb nichts übrig, als verlaſſen von dem, welchem ſie in ſüßer Täuſchung Liebe und Leben hingegeben, verlaſſen von jenen, welche die Natur ihr nahe geſtellt, den Augenblick ihrer Auflöſung zu erwarten, der freilich mit Rieſenſchritten heranzueilen ſchien. Die Kammerfrau, obgleich ihr ſehr ergeben, ſtand immer in dem kalten Verhältniſſe einer Dienerin ihr gegenüber, jede

Pflicht mit Gewissenhaftigkeit erfüllend, aber ohne jene innige Theilnahme, welche die Leiden einer langsam Hinsterbenden erleichtert.

Wie sehr fühlte sich nun Ildefonse durch die Gegenwart Gianetta's, die auch das Unglück aus schmerzlicher Erfahrung kannte, getröstet, wie suchte sie mit ängstlicher Besorgniß diesen Trost festzuhalten! Bald gestaltete sich unter beiden ein liebevolles schwesterliches Verhältniß. Je lieber aber Gianetta die kranke Frau gewann, deste tiefern Kummer verursachte es ihr, sie täglich mehr verfallen, mehr in Schwäche hinschwinden zu sehn. Sie konnte nur wenig von ihrem Lager aufstehn, sie fand nur einen unruhigen Schlummer, wenn sie diesen durch einen Schlaftrunk, der auch zugleich ein Linderungsmittel ihrer Brustkämpfe war, herbeirief. Dann lag sie da, bleich und an allen Gliedern in leisen Krämpfen bebend: ein Bild des Elendes, der nahen Auflösung.

Der Umgang mit dieser Unglücklichen machte Gianetta oft ihren eigenen Kummer um den todtgeglaubten Lucio vergessen. Ihr Gemüth war tief niedergedrückt, die Welt erschien ihr als ein Aufenthalt des Elends und schwerer Prüfung: wenn sie dann aber auch wieder in Augenblicken, wo sich Verzweiflung und Reue über ein ungenanntes Ver-

brechen, deſſen ſich Ildefonſe anklagte, dieſer bemächtigten, am Lager der Bedauernswürdigen ſtand, dann fühlte ſie doch, daß ihr Leiden, da es von eigener Schuld frei, das geringere ſey, daß ſie von der Gottheit, durch ein volles Vertrauen auf dieſe, tröſtend begünſtigt werde.

Monate gingen vorüber, ohne daß irgend eine Störung dieſer Verhältniſſe eintrat. Niemand erſchien in dem öden Hauſe, niemand fragte nach deſſen Bewohnerin. Da rief eines Abends Ildefonſe, gerade als ſie im Begriff war, ihren gewohnten Schlaftrunk zu nehmen, Gianetta näher an ihr Lager und ſagte in einem bittern Tone:

„Ich will dir etwas entdecken, wozu mich die Menſchen getrieben haben: die Sünde, die ſo ſchwer auf meiner Seele laſtet. Ich werde leichter leben, leichter ſterben können, wenn du ſie weißt. Aber ſchwöre mir, niemanden auf Erden weiter davon zu ſprechen, ſchwöre mir, das Geheimniß in deiner Bruſt für immer zu begraben.“

Die Kranke befand ſich in einem ſo leidenſchaftlich erregten Zuſtande, daß Gianetta nicht wagte, ihr Verlangen abzuſchlagen. Sie gelobte ihr unverbrüchliches Schweigen.

„Ich ſagte dir ſchon einſt,“ fuhr Ildefonſe „daß, ſort meine Lebensſtunden gezählt ſeyen, daß

ich den Tag, den Augenblick meines Todes mit Gewißheit voraus wüßte. Du magst dieſe Äußerung für den Wahn einer Kranken, für die Grille einer Schwermüthigen genommen haben. Ich ſprach mit Überzeugung. Siehe, Gianetta, es kam einſt eine ſchwarze Stunde über mich, eine Stunde, in der ich an — Gott verzweifelte! Hatte mich doch ſein Stellvertreter auf Erden ſtreng zurückgewieſen, als ich demüthig um Erlöſung aus der Hölle, die mich umgab, flehte! Ich ſagte dir ſchon, Mädchen, es war eine ſchwarze Stunde! Ein böſer Dämon raunte mir zu: was verlangſt du Gottes, was verlangſt du ſeiner Diener Hülfe? Hilf dir ſelbſt — ein Freund iſt dir gewiß, wenn du nur Vertrauen zu ihm trägſt! Höre mich ruhig an, Gianetta, verdamme mich nicht gleich!“ Ein heftiges Fieber hatte die Leidende ergriffen. Ihr ganzes Weſen wurde von Augenblick zu Augenblick erregter. Ihre glühenden, bebenden Hände hielten beide Hände der Gefährtin gefaßt, dunkelrothe Flecken kamen und verſchwanden auf ihren Wangen, ihre Lippen waren blau, der Ton ihrer Stimme ging oft in ein tief aus dem Innern kommendes Schluchzen über. Alle dieſe Erſcheinungen mochten durch den unwiderſtehlichen Drang ſich mitzutheilen, ſich zu offenbaren, veranlaßt werden. Während ihre Bruſt von

kurzen, heftigen Athemzügen bewegt wurde, fuhr sie schneller sprechend, als treibe sie es, bald mit ihrem Bekenntnisse zu Stande zu kommen, fort: „Ich war in jenem Augenblicke eine Verirrte, eine Wahnsinnige. Deßhalb wird mir Gott verzeihen. Es war Nacht. Da schlich zu mir ein alter Mann im weiten Mantel herein, ein kräuterkundiger Greis, den ich hatte bestellen lassen. Unter dem Mantel trug er Phiolen mit Flüssigkeiten von allerlei widerlichen Farben. Ich gab ihm Geld; dafür gab er mir ein Fläschchen. In dem Fläschchen — Gianetta, sey keine strenge Richterin! — in dem Fläschchen war Gift, ein feines, langsam aber sicher tödtendes Gift, dessen künstliche Bereitung seine tödtliche Wirkung auf den Augenblick berechnen ließ. Derjenige, welcher es nahm, schwand langsam hin, ohne daß Jemand die Ursache seines Verwelkens ahnte. Gianetta — bebe nicht zurück vor mir! Ich nahm das Gift, ich sterbe an dem Gift, ich sterbe in Sünden, oder — oder glaubst du, daß Gott mir verzeihen kann?“

Sie hatte sich unter den letzten Worten auf die Kniee erhoben. Mit gefalteten, gegen Gianetta gerichteten Händen, sah sie, von entsetzlicher Angst, von herzzerreißendem Jammer gepeinigt, zu dieser auf. Von ihrem Munde erwartete sie Lösung der

schrecklichen Zweifel, Beruhigung des gequälten Gewissens, neues Vertrauen auf Gott und auf — den Tod.

Gianetta war erbleicht bei dem Geständnisse, ein eisiger Schauer rann durch ihre Glieder. Aber sie gedachte dann des schmählichen Unglückes der Armen, ihrer Verlassenheit von Allen, ihrer unerfahrenen Jugend, des schrecklichen Schicksalwechsels, der sie aus dem unschuldigen Freudenhimmel der Heimath in eine Hölle der Verworfenheit, des verfolgenden Hasses, der tief verwundenden Schmach geführt hatte. Da schloß sie Ildefonse in ihre Arme, da rannen ihre Thränen auf das glühende Antlitz der Kranken, da sagte mit zuverlässigem, gläubigem Tone Gianetta:

„Dir ist verziehen, du Unglückliche! der Herr des Erbarmens richtet nicht die Werke der Verzweiflung."

Mit einem seligen Lächeln sank Ildefonse auf ihr Lager zurück. Sie schloß die Augen und entschlief, ohne ihren Betäubungstrank genommen zu haben, zum erstenmale seit langer Zeit zu einem sanften, ungestörten Schlummer.

In Rom war indessen eine gänzliche Veränderung der öffentlichen Angelegenheiten eingetreten.

Durch Sergiani's Bemühung hatten ſich die Kaufleute und die Zünfte mit der Parthei des Cola Rienzi vereinigt. Selbſt einige der minder mächtigen Barone hatten ſich um ſo eher dieſem geheimen Bunde angeſchloſſen, da ſich Rienzi das Anſehen zu geben wußte, als geſchehe Alles, was von ihm ausging, mit ſtiller Einwilligung des heiligen Vaters. In einer geheimen Verſammlung auf dem aventiniſchen Berge faßte man endlich den beſtimmten Entſchluß, das Regiment der Stadt Rom zu verbeſſern und ihr das alte Anſehn wiederzugeben. Von ſeinen Verbündeten unterſtützt wagte Cola, gerade zu einer Zeit, als die mächtigſten Barone abweſend waren, es wagen, ſeine Entwürfe zu verwirklichen. In Begleitung einer ungeheuern Volksmenge begab er ſich eines Morgens aus der Kirche Sancti Angeli in pescaria mit großem Gepränge auf das Capitol. Der Vicar des Papſtes, von ihm getäuſcht wie ſo viele andere, ging ihm zur Seite; ein Haufe von hundert Bewaffneten umgab ihn. Durch eine kluge, wohlberechnete Rede gelang es ihm leicht, das ſtets neuerungsſüchtige Volk für die Umgeſtaltung der Dinge zu begeiſtern, für ſeine Perſon zu gewinnen. Noch ehe er das Capitol verließ, wurde er zum Volkstribun, zum Mitgenoſſen der Gewalt des päpſtlichen Legaten ernannt.

Vergeblich blieb ein Versuch des alten Herrn Stephan Colonna, sich des ehemaligen Ansehens wieder zu bemeistern. Mit Schimpf und Schmach bedeckt mußte er aus Rom entfliehen, das nun Rienzi unumschränkt und Anfangs mit großer Gerechtigkeit beherrschte.

Wenn es auch nothwendig schien, im Eingange dieser Erzählung die Charaktereigenthümlichkeiten eines so wunderbaren Mannes, wie Cola Rienzi, in einzelnen Zügen zu schildern; so liegt es doch jetzt außer den Verhältnissen, welche die Hauptpersonen, Gianetta und Lucie, betreffen, die geschichtlichen Begebenheiten näher darzustellen, als es das Verständniß des Ganzen erheischt. Es sey nur noch erwähnt, daß die Barone sich bald dem vom Volke vergötterten Tribun unterwarfen und daß die stolzen Colonna's die ersten waren, die ihm huldigten. Bald hatten seine strengen Maßregeln Ruhe und Sicherheit im ganzen Kirchenstaate hergestellt. Der Ruf seiner Gerechtigkeitsliebe verbreitete sich in ganz Italien und sogar in fremde Länder, so daß oft Gesandtschaften aus der Ferne zu ihm kamen, um Entscheidung in irgend einem verwickelten Rechtshandel zu verlangen.

Niemand fühlte sich glücklicher unter diesen Umständen, als Janne Roscie. Er hatte seine

Badstube und seine Weinwirthschaft aufgegeben, er hatte mit dem Schwiegersohne und der Tochter einen der stattlichsten Pallässe Roms bezogen. Er nahm seinen gebührenden Theil an den Reichthümern, welche Rienzi in der Stille sammelte. Er erschien jetzt nur in prachtvoller, einem regierenden Fürsten anständiger Kleidung, ging nicht mehr zu Fuße, sondern ritt ein köstlich geschmücktes Araberpferd und war dann immer von einer Leibwache römischer Bürger umgeben. Freilich konnte aller dieser Prunk seine lächerlichen Gewohnheiten nicht überdecken, freilich blieb er in den Augen Vieler immer der Janno Roscio, der sie oft unter dem Rasiermesser gehabt oder ihnen eine Kanne Wein gebracht hatte. Cassia zeigte den größten Übermuth. Sie ging nie aus, ohne von einer Schaar bewaffneter Jünglinge gefolgt, ohne von adelichen Frauen, ohne von Dienerinnen umgeben zu seyn, die ihr Kühlung zufächelten.

Von allen nähern Vertrauten Cola's wiesen allein Lucio Sergiani, der Mathematikus Matteo und Pietro Scannizi die glänzenden Belohnungen zurück, welche Rienzi ihnen darbot. Lucio hatte nur Gedanken für sein Unglück, er lebte nur in seiner Sehnsucht nach Gianetten. Gleich am ersten Tage der Befreiung Roms hatte er mit mehreren

seiner Freunde die Palläſte der Colonna's bis in ihre geheimſten Schlupfwinkel durchſucht; aber ihre Bemühungen mußten, wie wir wiſſen, eitel bleiben. Er wurde erbittert auf Rienzi, als dieſer im Drange ſeiner Staatsgeſchäfte ſeine Herzensangelegenheit lau betrieb, er zürnte dem Janno Roscio, da dieſer über das gewonnene Glück die verlorene Tochter zu vergeſſen ſchien.

„Man muß nehmen, was die Zeit bringt;“ ſagte der vormalige Barbier eines Tages zu ihm. „Roſen blühen und verwelken und ſo iſt es auch mit unſrer Roſe gegangen. Jetzt ſtehn wir in einem Prachtgarten, wo alle Blumen Geld und Edelſteine ſind und man nur zuzugreifen braucht, um durch ein Paar Vergißmeinnicht, einige Tauſendſchön oder Federnelken ein gemachter Mann zu werden. Warum ſteckſt du die Hände in die Taſche, wenn die gute Zeit da iſt? Schade um die Schwertlilie, um den kecken Burſchen Luigi Gabrini! der würde ſchön aufgeräumt haben in dem Geld- und Juwelengarten!“

Ohne ihn einer Antwort zu würdigen, wandte ſich Lucie von dem ſelbſtſüchtigen Alten ab. Mehr Troſt und herzlichere Theilnahme fand er in dem Umgange mit Matthäo und Pietro. Der Mathematikus war in der letzten Zeit ſehr tiefſinnig ge-

worden. Was ihn ſonſt erfreut hatte, ekelte ihn jetzt an. Alle Berechnungen, alle Conſtellationen der Himmelskörper waren ihm ein Gräuel. Er ſprach bitter über ſie, über ihre Täuſchungen, über den Hohn, den ſie mit dem armen Menſchengeſchlechte trieben. Wehe verhieß er über Rienzi's Zukunft und dieſe Erkenntniß eben war es, die den alten Mann, deſſen Liebling Cola immer geweſen, ſo tief betrübte. Pietro Scannzi hatte ſich ganz und gar von Rienzi und ſeiner Familie zurückgezogen. „Vernehme Leute laſſen den Narren peitſchen;“ hatte er, als man ihn deshalb befragt, zur Antwort gegeben. „Ich meinte, er ſolle ein Freund des Volkes werden, ſo aber hat er ſich zu ſeinem Herrn gemacht. Adio Signer Cola: der Pietro tritt in keinen Herrendienſt mehr!“

Es war an einem ſchönen Abende, kurze Zeit vor dem Oſterfeſte, als Lucie, ſeinem Kummer nachhängend, in den Umgebungen der Stadt abſichtslos umherwandelte. Er hatte einen Weinberg betreten, wo eben die jungen Reben wieder ausſproſſten. Er ſah den frühen, üppigen Lenz des Südens ſich vorbereiten; wie eine tröſtende, leiſe Hoffnung zog es in ſeine Bruſt. Unter den Säulen einer ſchönen Tempelruine fand er einen behaglichen Sitz. Zu ſeinen Füßen lag die ſtolze Stadt, hinter ihr das

ſanft gerundete Gebirg, durch die Ebene zog die gelbe Tiber, vom fernen Oſtia glänzte das Meer herüber. O wie herrlich iſt dieſe Erde, wie ſchön wäre das Leben für den, der es mit Gianetten theilte! dachte er. Aber ſie iſt nun wohl ſchon längſt todt, fuhr er in ſeinen wehmüthigen Betrachtungen fort, geſtorben in Elend, vielleicht in ſchmachvoller Verzweiflung!

Da raſchelte es neben ihm im Geſträuch, eine wunderliche Zwerggeſtalt trat aus der Tempelruine und winkte ihm! Er blickte die Geſtalt betreffen an. Sie fuhr fort, ihn durch lebhafte Gebehrden aufzufordern, ihr in das Innere der Trümmer zu folgen. Lucio rief dem Zwerge zu. Dieſer deutete auf den Mund, um ſeine Stummheit, auf das Ohr, um ſeine Taubheit darzulegen. Er winkte aber immer eifriger und ſchien dem jungen Römer begreiflich machen zu wollen, er habe ihm etwas mitzutheilen, wobei er die Arbeiter im Weinberg nicht als Zeugen wünſchte. Plötzlich erwachte, wie ein Blitz, in Sergiani der Gedanke, das Benehmen dieſes ſeltſamen Geſellen könne in einer Beziehung zu Gianetten ſtehn. Er ſprang auf und eilte in das Gebüſch, in welches der Zwerg, als er ihn aufſtehn ſah, ſich ſogleich zurückgezogen hatte. Er fand dieſen nicht mehr; aber an einer Säule fand er ein

Pergament aufgehängt mit der Aufschrift: „Für Lucie Sergiani.“ Er kannte die Handschrift nicht. Die Züge schienen von schwacher, bebender Hand aufgezeichnet. Von Furcht und Hoffnung bewegt, löste er das Wachs des Siegels. „Verzweifle nicht, Lucie Sergiani!“ las er in eben jenen Schriftzügen. „Gianetta lebt und weilt bei ihrer besten Freundin. Du wirst sie wieder sehn, sie wird die deinige werden, wenn eine fromme Pflicht, der sie sich gewidmet hat, erfüllt ist. Das Fest der Leidenstage und der Auferstehung dessen, der für die Menschheit gestorben, ist nahe. Bis dahin entbehre und hoffe! Nie haben Gianetta's Räuber eine Gewalt über sie gehabt. Der Engel Gottes, der über die Tugend wacht, gab einem schwachen Werkzeug die Kraft sie ihren Feinden, nach wenigen Stunden der Gefangenschaft, zu entziehn und an eine Stätte des Friedens und des Wohlwollens zu bringen. Gianetta's Freundin.“

Sergiani starrte das Blatt an, wie ein Träumender. Dann las er es noch einmal ab, noch zweimal und nun ging sein Inhalt, wie ein Geist der Wahrheit, erfreulich, belebend und neue Hoffnung erweckend, in seine Seele über. Wie Vieles war doch noch räthselhaft, unerklärlich; aber ein geringer Trost, ein schwacher Glücksschimmer in die

Zukunft ſind oft hinreichend, Verzweiflung in Vertrauen, Kummer in Freude zu verwandeln!

Vergebens forſchte Lucio nach dem Zwerge, von dem er noch irgend eine nähere Angabe zu erhalten gedachte. Er war verſchwunden. Weder in den Trümmern des Tempels, noch in dem umgebenden Gebüſche fand ſich eine Spur des geheimnißvollen Boten. Freudetrunken eilte Lucio den Berg hinab, nach der Stadt zurück. Wenige Tage waren noch bis Oſtern und doch ſchien ihm dieſe Zeit ſo lang! Kein Zweifel an die Glaubwürdigkeit der erhaltenen Kunde kam in ſeine Seele. Ein Ruchloſer, der ſeines Unglücks hatte ſpotten, der durch eine Lüge ihn hatte verhöhnen wollen, würde nicht in dieſem Geiſte der Frömmigkeit geſprochen haben!

Im Freudentaumel kam er nach Hauſe. Hier harrte ſeiner ein Diener Rienzi's, der ihn zu dem Volkstribun beſchied. In der glücklichen Stimmung, in der er ſich befand, fühlte er ſich wenig geneigt, ſich an einen Ort zu begeben, wo man vielleicht durch eitle und prunkende Freuden ihn zu zerſtreuen beabſichtigte. Als der Diener aber jener Aufforderung hinzufügte, daß der Tribun ihm in der Angelegenheit, die ihm die wichtigſte ſey, einen Aufſchluß zu geben habe, zögerte er keinen Augenblick länger, ihm zu folgen.

Lucio war nicht wenig betroffen, als er in dem Geheimkabinette Colas ſich nicht allein dieſem, ſondern auch dem Störer ſeines frühern friedlichen Lebens, Herrn Stephanuke Colonna, gegenüber fand. Den Ritter ſchien ſein Eintritt in Verlegenheit zu verſetzen. Rienzi aber nahm ſogleich das Wort und ſagte im Tone der Hoheit, deſſen er ſich jetzt immer bediente:

„Wir haben den Ritter Colonna vor uns geladen, daß er ſich auf vertrauliche Weiſe der Anklage des Jungfrauraubes an Gianetta Roccie, unſrer Schwägerin und Euer Braut, entledige. Wir konnten nur ſeine Willfährigkeit in Anſpruch nehmen, da völlige Vergeſſenheit alles Vergangenen und Geſchehenen der Hauptpunkt der Verſöhnung zwiſchen Volk und Ritterſchaft waren. Deshalb gedenken wir auch nicht mehr des an unſerm Bruder verübten Mordes und laſſen die Rache ruhen, und die Strafe: Gott wird den Schuldigen ſchon finden! Was nun die Sache der Gianetta Roccie betrifft, ſo beſitzen wir das beeidigte Geſtändniß des Ritters, daß er zwar ihre Entführung veranlaßt, daß aber die Jungfrau noch in derſelben Nacht, auf dem Wege zu einem ſeiner Schloſſer, unbegreiflicher Weiſe entflohn ſey und er durchaus keine Kunde von ihrem weitern Schickſale habe. Hört ihn ſelbſt, Lucio

Sergiani! Seine Erzählung klingt wunderlich, allein der Eid, den er geleistet, läßt uns an ihrer Wahrheit nicht zweifeln."

In der That berichtete nun Herr Stephanule, ganz der Wahrheit getreu, das Ereigniß, wie es sich begeben und wie es sich nach seiner Meinung verhielt. Als Lucio vernahm, wie Alles mit dem Inhalte seines Pergamentes genau übereinstimmte, so daß er eine neue Bürgschaft über dessen Versprechungen erhielt, konnte er seine Freude nicht bergen und lächelte still beglückt für sich hin. In seiner frohen Überzeugung, daß eine nahe Zukunft ihm Geliebte und Glück wiederbringen werde, überhörte er leicht, was der junge Ritter sonst noch sagte und äusserte zuletzt: er sey zufrieden mit der gegenwärtigen Lage der Dinge und nehme auch jede Klage gegen Herrn Stephanule zurück. Rienzi lächelte, denn er dachte, dem jungen Kaufmanne sey es gelungen, Gianetten aufzufinden und er werde ihm dieses bald unter vier Augen entdecken. Der junge Colonna ahnte das Nämliche, allein in seiner Seele, die ohnehin mit bitterm Grimm gegen den Zwang, dem er sich unterwerfen mußte, erfüllt war, erhob sich sogleich Neid, neues Gelüste nach der Entflohenen und der Vorsatz, jeden Schritt

Lucio's bewachen zu laſſen, um ſo eine Spur der Verlorenen zu finden.

Als Cola ſich mit Lucio allein befand, entdeckte ihm dieſer die wunderliche Begegnung mit dem Zwerge. Rienzi las den Inhalt des Pergamentes und verfiel dann in ein tiefes Nachdenken. Er gab das Blatt an Lucio zurück und ſagte:

„Dieſe Botſchaft gibt mir ein gröſſeres Licht, als du glaubſt! Wir wollen ſehen, ob Gianetta's ſeltſame Freundin Wort hält. Das Oſterfeſt ſoll das Feſt deines Glückes ſeyn — wer weiß, ich trage auch wohl dazu bei!"

Mit dieſen räthſelhaften Worten entließ der Tribun den Kaufmann. Dieſer eilte nun, immer von beſeligender Hoffnung belebt, zu dem Mathematikus Matthee, wo er ſeinen Freund Scamuzzi zu finden hoffte. In der That trat ihm Pietro ſogleich entgegen, aber mit einem ſehr verdrießlichen Geſichte.

„Handelsmann," ſagte er, „es gibt wenige Dinge, an denen die Philoſophie eines Narren ſcheitert, aber unter dieſen wenigen Dingen iſt der Eigenſinn eines Gelehrten das tollſte. Hat ſich nicht der aſtrologiſche Menſch da feſt in den Kopf geſetzt, ſich Hungers ſterben zu laſſen? Sieh ihn an, wie er bleich iſt, wie die Lippen

ſich nach und nach blau färben, wie ſeine Augen matt am Boden haften! Das kommt davon, daß er ſchon ſeit drei Tagen nichts geſpeißt. Betrachte die Herrlichkeiten, Handelsmann, die ich um ihn angehäuft habe, um ihn von ſeinem tollen Entſchluſſe ab, auf den Weg der Vernunft und des Eſſens zurückzuführen. Da ſind Feigen von Capri, Melonen von Terni, Hecht und Forelle aus der Tiber, Gebratenes von Rienzi's leckrer Tafel, Gebackues aus ſeiner Conditorei. Aber der Gelehrte beſteht darauf, nichts anzurühren; er will durchaus verhungern, um — wie er ſagt — Cola's Fall und klägliches Ende nicht zu erleben."

Sergiani ſah mit Erſtaunen auf den alten Mann. Er erwiederte ſeinen Blick nicht, er verharrte in hartnäckigem Schweigen auf ſeine Anrede.

„Laß ihn!" ſagte Pietro. „Der köſtliche Duft des Bratens und des Gebackenen wird ihn rühren, ein zufälliger Blick auf die herrlichen Früchte ſein Herz erweichen zu Gunſten ſeiner eignen Erhaltung. Was iſt alle menſchliche Beredſamkeit neben ſo ſchlagenden Beweisgründen? Ich ſehe dir an, Lucie, daß du mir etwas zu vertrauen haſt. Sprich ohne Rückhalt! Der Gelehrte hört dich nicht; er träumt von ſeinen Prophezeihungen und vom Verhungern."

Ohne Zögern wurde Scamuzzi in Lucie's Ge-

heimniſſe eingeweiht. Er hörte ſehr aufmerkſam zu, er ließ ſich das Abenteuer mit dem Zwerge zweimal erzählen, er ließ ſich dieſen genau beſchreiben.

„Dieſer taubſtumme Zwerg iſt ein Leuchtthurm in dunkler Nacht, der deinem Lebensſchifflein den Hafen der Liebe zeigt;“ ſprach er dann luſtig lächelnd. Ich kenne ihn, ich habe an einem Tiſche mit ihm gegeſſen, ich habe gleiche Farbe mit ihm getragen, bis mir dieſe vom Leibe gepeitſcht wurden. Ich weiß auch, wem er jetzt dient und kann mir den Ort denken, wo ſeine Gebieterin reſidirt. Er ward ihr geſchenkt, als ich noch ein ritterlicher Narr, das heißt der Puffe eines Barons war. Halte dich bereit zu einer frohlichen Wanderung, Handelsmann! Morgen in der Frühe weilen wir ausziehn, beide als Pilger, mit Muſchelhut und Stab. Niemand darf uns kennen, denn unſer Geſchäft iſt Forſchen und Finden; wir aber dürfen nicht erforſcht und gefunden werden. Den Gelehrten können wir, denke ich, ruhig ſich ſelbſt und ſeinen Umgebungen überlaſſen. Die Menſchennatur ſiegt zuletzt über den feſteſten Vorſatz, und Braten, Fiſch und Backwerk triumphiren über den Selbſtmord.“

Ehe ſie ſich entfernten, füllte Scamuzzi die große Lampe, welche das Gemach erhellte, noch einmal mit Öl. Matthäo war eingeſchlafen und ſah jetzt

ſchon, mit dem bleichen, hagern Antlitze einer Leiche ähnlicher, als einem Lebenden.

Indeſſen welkte Ildefonſe in dem einſamen Waldſchlößchen, das ſie bewohnte, einem ſichern Tode zu. Keine Klage kam über ihre Lippe, ein Geiſt des Friedens und einer ſeligen Heiterkeit, ſchien, ſeitdem ſie gegen Gianetten ihr Gewiſſen erleichtert, in ihre Seele gezogen zu ſeyn. Sie konnte ihr Lager nicht mehr verlaſſen; Gianetta verließ ſie nicht. Oft wenn des Mädchens Blicke auf ſie fielen, zeigte ſich ein zufriedenes Lächeln auf den bleichen, abgezehrten Wangen. Aus ihren Augen, die auf Gianetten ruheten, ſtrahlte ein ungewöhnlicher Glanz und es ſchien, als trage ſie irgend eine geheime, ſchöne Hoffnung in ihrem Innern, welche die treue Pflegerin betreffe. Da ſagte ſie einsmal zu dieſer:

„Mein Tod bringt dir Glück, Gianetta! Harre nur in Hoffnung auf den erſten Tag des Oſterfeſtes. Traure über mich, aber nimm dieſe Trauer nicht mit in das neue Freudenleben, das dir dann aufgeht. Ich bin ja dann auch glücklich, ich habe dann die Erlöſung gefunden, die ich ſo lange erſehnt!“

Gianetta verſtand den Sinn dieſer Rede nicht.

Wie konnte es noch ein Glück für sie geben auf Erden, da Lucio todt, da alle ihre Hoffnungen mit ihm zu Grabe gegangen waren?

So erschien der erste Tag des Osterfestes. Ildefonse war sehr schwach. Sie fiel aus einer Ohnmacht in die andre. Gianetta sah wohl ein, daß die Berechnung der Wirkung jenes genommenen Giftes ihren vorausbestimmten Erfolg haben werde. Sie konnte oft ihre Thränen nicht zurückhalten und diese rannen auf die kalte Hand der lieb gewonnenen Freundin. Als die Kammerfrau sie einige Augenblicke verlassen hatte, wandte Ildefonse ihr Antlitz nach Gianetten und sagte schwach und mit großer Anstrengung:

„Beruhige dich, Gianetta! Es ist mir eine große Wohlthat, in meinen letzten Stunden ein Wesen um mich zu haben, das mich wahrhaft liebt, und ich erkenne aus dieser Gunst des Himmels, daß er mir verziehn hat. Dir hat er noch große Freuden aufbewahrt und wenn du ihrer genießest, dann verzeihst du wohl auch mir, daß ich sie dir um wenige Tage vorenthielt. Ich fürchtete, dich zu verlieren und konnte dich nicht entbehren. Der Zwerg löst dir das Räthsel. Er wird dich deinem Glücke zuführen, wenn du meinem irdischen Staube die letzte Ehre erwiesen hast. Hier ein freundliches Angedenken!

Es iſt der Schmuck meiner Mutter, den ich vor der Habſucht der Colonna's zu wahren wußte. Die Kraft der Rede vergeht mir. Bete über mich, wenn ich es nicht mehr vermag!"

Sehr mühſam hatte ſie das Schmuckkäſtchen, welches ſie Gianetten übergab, unter ihrem Kopfkiſſen hervorgeholt. Dann ſank ſie zurück, ſchloß die Augen und ſchien alle Beſinnung verloren zu haben. Gianetta kniete an ihrem Lager und betete mit Eifer und Inbrunſt. So währte es bis die Sonne ſich gegen die weſtlichen Gebirge neigte, bis ſie ihren goldnen Glanz um die blauen Höhen webte. Da fuhr Ildefonſe plötzlich aus ihrer Betäubung empor, richtete ſich auf, öffnete weit die Augen und ſah ungeblendet in die ſtrahlende Sonnenſcheibe. Sie erhob die Hände zu ihr, eine ſelige Verklärung verbreitete ſich über ihr Angeſicht und mit dem Ausrufe: „Gott hat vergeben!" hauchte ſie das junge, kummerbeſchwerte Leben aus.

Es war ein trüber, nebliger Morgen, an dem ſich das Thor des kleinen Waldſchloſſes öffnete und in dieſem ein einfacher Leichenzug erſchien. Vier Träger waren mit dem Sarge beladen, der mit ſeinem Inhalte in der, im größern Schloſſe, be-

ſindlichen Kapelle beigeſetzt werden ſollte, zwei verſchleierte Frauen folgten und ihnen ſchloß ſich der Zwerg an, von deſſen Hut lange, nachſchleifende Trauerflore herabhingen. Kein Prieſter ging mit im Geleite, keine reichgeſchmückte Dienerſchaft zeigte ſich: es war, als würde die Frau eines ſchlichten Landmannes beerdigt und nicht die Gemahlin eines der mächtigſten römiſchen Barone.

Während der Zug langſam nach der offenern Gegend ſich hinbewegte, wo das größere Schloß lag, ſtiegen zwei Pilger die gras-bedeckte Anhöhe hinan, die zwiſchen dem Walde und der bisherigen Wohnung Ildefonſens ſich erhob. Ihr Weg führte ſie dem Zuge entgegen und ſie hatten dieſen beinahe erreicht, als der jüngere von ihnen den andern zurückhielt und zu ihm ſagte:

„Es iſt ein ſchlimmes Zeichen, daß uns ein Leichenzug begegnet, wo wir ein neues glückliches Leben hofften. Laß uns zurückkehren! Tod und Hochzeit liegen oft nahe: das hat uns das Schickſal des armen Luigi gelehrt, aber es iſt mehr geſchehn, daß die Hochzeit den Tod zu Gaſte bat, als daß der Tod zur Hochzeit geladen hätte!“

„Ich ahne, wen ſie da begraben;“ verſetzte der andre, indem er die Pilgerkappe tiefer in das Antlitz zog. „Es iſt eine, die das Elend, welches

ihr die Hochzeit brachte, gern gegen den Tod tauschte. Sie war zu aller Herrlichkeit des Lebens von der Natur berufen — wie wohl thut ihr jetzt die Ruhe unter dem Leichentuche! Aber von Umkehren sprichst du? Was wandelt dich an? Siehe dort den Schlüssel deines Räthsels, den Zwerg, der dir ein Hoffnungsbote war!"

Ein Ruf der Überraschung ging über die Lippen des jüngern Pilgers. Beide schritten nun rascher vorwärts und langten gerade zeitig genug an dem Eingange der Kapelle an, um mit dem Zuge einzutreten. Es scheint kaum nöthig, dem Leser die beiden Pilger zu nennen. Pietro Scamuzzi hatte, durch Lucios genaue Beschreibung des Zwerges und seine ehemaligen Dienstverhältnisse zu dem Hause Colonna geleitet, seinem jungen Freund nach dem Waldschlosse geführt, das, wie er wußte, die verstoßene Gemahlin Stephanuls's bewohnte. Jetzt standen beide am Rande der Gruft, in die ihre entseelte Hülle hinabgesenkt wurde. Ihre Gesichter wurden von den tief herabhängenden Pilgerkappen beschattet. Ein Priester hatte sich eingefunden und murmelte eilfertig ein unverständliches Gebet über der Todten. Sergiani aber konnte keine Andacht, keine Trauer mitempfinden, denn sein Herz klopfte hoch empor in freudiger Wallung! der Schmerz

über den Tod einer Unbekannten konnte nicht die Wonne des Wiederfindens einer innig Bekannten, der Geliebten, aufwägen. Er ſtand dicht neben einer der beiden ſchwarz verſchleierten Frauen. Er konnte ſeinen Blick nicht von ihr abwenden, eine wunderbare Empfindung zog in ſeine Seele, wie Nähe des Himmels, wie Nähe der Beſeligung. War denn das nicht Gianetta's leichte, zierliche Geſtalt, waren es nicht ihre Augen, die durch den Schleier hindurch glänzten, nicht ihre Locken, die unter dieſem hervordrängten, war es nicht der Laut ihrer Stimme, mit dem ſie jetzt dem Gebete des Prieſters, ſich vergeſſend, ein lautes Amen hinzufügte? Sie war es und keine andre! Da ſank mit dumpfem Getöſe der Stein auf die Gruft, da wandten ſich die Leidtragenden ab, um die Kapelle zu verlaſſen, da aber warf auch Lucie die Pilgerkappe zurück, ergriff die Hand der einen Verſchleierten und rief:

„Gianetta, wirf die Farbe der Trauer ab und winde den Myrthenkranz in deine Locken!“

Aber eine Ohnmächtige lag zu ſeinen Füßen! Glaubte ſie ihn nicht todt und mußte ſie ihn nicht für ein Geſpenſt halten, das die Gruft wiedergegeben, für eine Leiche die man ihr eben geſchenkt? Der Schleier hatte ſich im Falle ge-

löſ't und ihr Angeſicht lag offen da, entzückend ſchön, aber todtenblaß. Lucio ſank neben ihr auf die Kniee und rief ſie bei Namen und nannte ſie mit den ſüßeſten Schmeichelworten, um ſie zu erwecken; mehr aber wirkte Scamuzzi's beſonnene Thätigkeit, der ſie mit Waſſer aus dem Weihkeſſel beſprengte. Sie ſchlug die Augen auf, ſie erröthete, ſie erinnerte ſich jetzt der Verkündigung der ſterbenden Ildefonſe und errieth nun Vieles. Zugleich trat der Zwerg heran und offenbarte wie ſeine ſelige Herrin, durch Berichte, die er aus dem größern Schloſſe gebracht, darüber aufgeklärt, daß nicht Lucio Sergiani, ſondern Luigi Gabrini durch Meuchelmord gefallen, ihn mit jener Bothſchaft an Lucio abgeſandt und befohlen habe, das ganze Geheimniß Gianetten erſt nach ihrem Begräbniſſe mitzutheilen.

Das Oſterfeſt hatte den Liebenden das verheiſſene Glück gebracht; aber Lucio's Schritte waren nicht von ſeinem Gegner unbeobachtet geblieben. Indem ſie die Kapelle verlaſſen wollten, erklang draußen Roſſesſtampfen, die Flügelthüren wurden mit Gewalt aufgeſtoßen, und hereintrat in völliger Rüſtung, mit aufgeſchlagenem Viſir und von einigen Dienern gefolgt, Herr Stephanulo Colonna. Sein Antlitz glühete, ſeine Augen ſprüheten Blitze

um ſeine Lippen ſpielte ein höhniſches, triumphirendes Lächeln. Ein Blick auf die Scene, die ſich ihm darbot, überzeugte ihn, daß ſeine Vermuthungen ihn nicht betrogen, daß ſeine Beobachtungen ihn richtig geleitet hatten.

„Erkennt ihr die Wölfe im Schafpelze?“ rief er ſeinen Leuten zu, indem er auf die beiden Pilger zeigte. „Leiſe ſind ſie eingedrungen zum Raube und meinen nun, ſich ebenſo glücklich mit ihrer Beute zu entfernen, aber ungeſtraft wird kein Colonna betrogen. Ergreift ſie und werft ſie in Ketten.“

Da ſtürzte, von empörender Erinnerung an die einſt erlittene ſchmachvolle Züchtigung ergriffen, mit erhobenem Dolche Pietro Scamuzzi auf den Ritter los, um ihn zu durchbohren; da ſchwang Lucio drohend den ſchweren Pilgerſtab, um ſich der andrängenden Knechte zu erwehren: aber ein donnerndes Halt! vom Eingange her lähmte plötzlich Aller Thätigkeit. Der junge Baron wurde bleich und ein Schauer des Entſetzens ſchien durch ſeine Glieder zu ſtrömen. Mit zitternder Hand winkte er ſeine Knechte zurück. Pietro hatte den Arm mit dem Dolche, Sergiani den erhobenen Stab ſinken laſſen. Alle Blicke waren auf einen Punkt gerichtet, auf den Eingang der Kapelle.

Dort ſtand im Purpurmantel und mit dem Stabe der Gewalt in der ausgeſtreckten Rechten der Volkstribun. Hinter ihm zeigte ſich im freien Felde die Schaar ſeiner Trabanten.

„Mein iſt die Gerichtsbarkeit des römiſchen Landes!“ ſagte er, ohne ſeine Stelle zu verlaſſen, ſtark und ſtreng zu dem jungen Ritter. „Habt ihr eine Klage gegen dieſe Pilger, ſo wißt Ihr meinen Gerichtshof zu finden. Im Übrigen wiſſet mir Dank, daß ich Euch vor einem Vergehn bewahre, welches Euch und ob Ihr tauſendmal ein Colonna wäret, an den Galgen gebracht hätte.“

Seine Hand erhob ſich höher, indem er die letzten Worte ſprach und in ſeinem großen drohenden Auge war zu leſen, daß die That ſelbſt der Warnung nicht fern ſtehe. Herr Stephanulo entfernte ſich durch eine andre Pforte der Kapelle, die in das Innere ſeines Schloſſes führte, indem er ſich ſehr demüthig vor dem gefürchteten Tribun verbeugte.

Rienzi's Gegenwart hatte jeden Hader geſchlichtet, hatte das Glück geſichert, das Gianetta und Lucio in ihrer Wiedervereinigung fanden. Bei jener Zuſammenkunft mit Stephanulo und Sergiani war es ſeinem Späherblicke gelungen, die wahre Lage der Dinge zu durchſchauen. Wie konnte Gi-

anetta auf der Wanderung aus der wohlverwahrten, von Bewaffneten umgebenen Sänfte unbemerkt entweichen? Der junge Ritter hatte den Namen des Schlosses, wohin er Gianetten führen wollte, genannt. Rienzi wußte durch seine Späher, daß dort die verstoßene Gemalin Stephanule's weile; Lucie's Erzählung seines Abenteuers mit dem Zwerge, der Inhalt des von diesem überbrachten Pergaments leiteten ihn auf die weitere Spur. Aber er hatte auch in des jungen Colonna Seele geblickt und dessen böse Vorsätze erraten. Er ließ ihn heimlich beobachten und folgte ihm, als er Rom verließ, selbst mit einer Schaar seiner Trabanten. So war er im entscheidenden Augenblicke erschienen, so vermochte er den Blitz, der aus heiterm Himmel niederschlagen wollte, von den Häuptern der Bedrohten abzuwenden.

Eine Trauerkunde störte die Freude der Liebenden, als sie in Rom eintrafen. Der alte Matthee, lebensmüde und nur Unglück in der Zukunft sehend, war seinem Vorsatze treu geblieben. Diesen hatten nicht die köstlichen Lockungen zum Leben, mit welchen ihn Pietro Scamuzi im vollen Vertauen auf ihre Macht umgeben, erschüttern können. Man fand ihn als eine Leiche dem Hungertode heimgefallen, inmitten einer Nahrungsfülle des Lebens.

Wir müssen den Leser bitten, den Zeitraum von einigen Monaten zu überspringen und uns dann an das Ufer des Arno, in die reizende Gegend von Florenz zu begleiten, wo vor einem stattlichen Landhause, unter einer Rebenlaube, ein junges Ehepaar sitzt, auf dessen Stirn Friede und Heiterkeit ihre Heimath aufgeschlagen haben. Ein Mann, in der Kleidung eines wohlhabenden Landbewohners, ist nicht fern von ihnen mit einer leichten ländlichen Arbeit beschäftigt und lächelt und nickt ihnen oft freundlich zu. Da schreiten zwei Bettler den nahen Hügel herab und treten vor des Paar.

„Sergiani!“ ruft der eine; „Gianetta!“ der andere. Das Paar springt entsetzt auf, der arbeitende Mann eilt betroffen herzu.

Ein wunderliches Zusammentreffen fand hier statt. Die Bettler waren Cola Rienzi und Janno Roscio, die jungen Eheleute Gianetta und Lucio, der arbeitende Landmann Pietro Scamuzzi.

„So hat es werden müssen?“ sagte bedeutungsvoll Sergiani, indem er dem Schwager, der mit finsterm Blicke zu Boden sah, die Hand reichte. Janno lag in den Armen der Tochter und jammerte und brach in laute Klagen gegen Cola aus.

„Ich bin selbst gern vornehm gewesen und lieber eine stolze Feuerlilie, als eine bescheidene Gän-

ſeblume;“ rief er, „aber was zu arg iſt, iſt zu arg. Zu arg hat es die Kaiſerkrone getrieben im Hochmuth, den heiligen Vater verläugnet, ſich Recht an der Kaiſerwahl angemaßt, ſieben Kronen auf ſein Haupt geſetzt, den Kaiſer, den Päbſt und die Cardinäle vor ſeinen Richterſtuhl nach Rom gefordert, in Schlemmerei und Trunkenheit ſeine Zeit verſchwendet, ſich zum Ritter ſchlagen laſſen und dann im Taufſteine des heiligen Conſtantinus ein Bad genommen! Da haben die Leute dann eingeſehen, daß er wahnſinnig ſey, einen wahnſinnigen Volkstribun haben ſie nicht gemacht und er hat ſtehn müſſen in Schimpf und Schande und ich als unſchuldiger Schwiegervater mit ihm. Die arme Caſſia! Sie ſitzt jetzt verborgen in einem Kloſter und harrt, daß er wiederkehre und ſie noch einmal zur Frau Tribunin erhebe. Sie wird eintrocknen, wie eine Blume, der es am Regen fehlt, denn die alte Tribunenherrlichkeit kommt nimmer wieder.“

„Und ſie wird doch wiederkehren!“ rief Cola, indem er mit dem Fuße auf den Boden ſtampfte, und glühende Blicke auf alle warf. „Ich werde das hehre Rom wieder beherrſchen und ſeine Baronen demüthigen. Der Kaiſer wird mir helfen, die Könige, die mir verbündet, ſtehen mir bei.“

Er hatte das Haupt hoch emporgerichtet, er ſah

ſtolz umher, als ſtände er noch als Gebieter auf der Tribune des Capitols.

„Dieſes Unglück habe ich vorausgeſehn;“ ſagte leiſe Sergiani zu ſeiner Gattin. „Um nicht mit von dem Sturme ergriffen zu werden, zog ich, als mein Vater geſtorben, mit dir hieher.“

„Ich bleibe bei Euch, Kinder;“ ſprach Roscio, indem er ſich zwiſchen das junge Paar drängte. „In Euerm Hausgarten will ich vegetiren, das vornehme Treibhausweſen habe ich ſatt.“

„Und du, Cola, „redete im herzlichſten Tone Lucio den Schwager an: „willſt du nicht unſer friedliches Glück mit uns theilen, willſt du nicht deine Caſſia kommen laſſen, um in einem ſchönen Familienvereine ein ſüßeres Glück zu finden, als dir ein ungewiſſer und gefahrvoller Schimmer von Pracht und Hoheit bietet?“

„Ich gehe zum Kaiſer!“ erwiederte feſt der ehemalige Volkstribun. Dann blickte er, von einer weichen Empfindung ergriffen, alle noch einmal abſchiednehmend an und eilte mit großen Schritten den Berg hinan, wo er bald hinter Gebüſchen verſchwand.

Mehrere Jahre waren vergangen und in dem Landhauſe am Arno ſchien noch daſſelbe häusliche

Glück zu walten, wie früher. Alles verkündigte Wohlstand, Behaglichkeit und ein verständiges Wirken nach einem Zwecke: nach dem des Friedens. Wir finden wiederum Lucio und Gianetta unter dem Laubdache vor dem Landhause: ein Säugling ruht an ihrer Brust, auf den das Auge des Vaters liebevoll blickt. Nicht weit von ihnen wiegt Janno Roscio ein zweijähriges Mädchen auf seinen Knieen und erzählt ihm, wie von einem Mährchen, von seiner ehemaligen Herrlichkeit. Auf dem Rasenplatze vor dem Hause spielt Pietro Scamuzzi mit einem vierjährigen Knaben, der, kräftig und frisch, dem Alten genug zu schaffen macht. Wir sehen, daß der Segen der Ehe nicht ausgeblieben ist, um das Glück des Paares vollständig zu machen.

Indem Pietro den Knaben, mit dem er spielte, bei seinem Namen Gela rief, trat ein finsteres Wölkchen auf Gianetta's Stirn. Sie dachte an den Schwager, zu dessen Gedächtniß der Knabe benannt worden war, sie dachte an die grausame Täuschung, die jenen getroffen, da ihn der Kaiser, in den er Vertrauen gesetzt, gefangen dem Papste nach Avignon ausgeliefert, wo er noch in strenger Kerkerhaft schmachtete.

Da schmetterten Trompeten von der nahen Anhöhe herab in's Thal und ein glänzender Zug von Bewaffneten wurde eben sichtbar. Der Knabe sprang

vom Raſenplatze fort, den Reitern entgegen, Scamuzzi eilte ihm nach. Das Ehepaar war vor die Laube getreten, der Säugling lauſchte vom Arme der Mutter empor. Da kam der Zug näher, an ſeiner Spitze zwei Männer in prachtvoller Kleidung: der eine mit dem Cardinalshute, der andere mit einem glänzenden ſilbernen Helm geſchmückt. Der Zug hielt vor dem erſtaunten Paare. Der Mann mit dem Helme öffnete das Viſir. Ein todtenbleiches, langgezogenes Antlitz, deſſen tiefe Furchen von erduldeten ſchweren Leiden erzählten, ſah daraus hervor. Als aber die flammenden Blicke des großen dunkeln Auges auf Gianetta und Lucie trafen, da erkannten mit einemmale beide den Mann und: „Rienzi!“ ſchallte es im Ausrufe der höchſten Überraſchung von ihren Lippen.

Cola lächelte, aber in dieſem Lächeln lag etwas Dämoniſches, das man früher nicht an ihm wahrgenommen.

„Ich ſagte es Euch ja einſt, daß ich wiederkehren würde, um das hohe Rom aufs Neue zu beherrſchen;“ ſprach er vom Pferde herab. „Es war an dieſer ſelben Stelle. Habe ich nicht Wort gehalten? Seht, dieſer ehrwürdige Herr iſt der Legat des Papſtes und er ſelbſt führt mich ein als Reichsverweſer in die heilige Stadt. Wer will mit? Wer will Glanz und Anſehn mit mir theilen?“

Nur Jaune Rescio that unwillkührlich einige Schritte vorwärts. Als aber das kleine Mädchen auf seinem Arme ängstlich wurde und: „Hier bleiben, Großvater!“ rief, da trat er gleich wieder zurück und sagte:

„Dumme Wallung von ehemals! Will ich wieder eine kränkliche Treibhauspflanze werden am Hofe, statt hier frisch und kräftig zu blühen unter den Frühlingsrosen? Nichts da, Herr Schwiegersohn Tribun! Ich bleibe hier. Grüßt mir die Cassia!“

„So wird sie allein die Freuden des Herrschens und der Rache mit mir theilen!“ erwiederte stolz Rienzi, indem er das Visir herabließ und, ohne weiter zu grüßen, seinen Weg fortsetzte.

„Kannst du das begreifen?“ fragte Gianetta ihren Gatten und sah noch fassungslos dem Zuge, der sich ins Thal verlor, nach.

„Er ist der Löwe, der die Tieger bändigen soll;“ versetzte Lucie. „Das römische Land ist von Räubern und Mördern überschwemmt, in der Stadt hausen wieder in alter Zügellosigkeit die Barone und versagen dem Papste, was ihm gebührt. Da hat er nun den Löwen gegen sie losgelassen. Armer Löwe, ich fürchte sehr, dein Reich ist nicht von Dauer! Du bist mit dir selbst zerfallen, du bringst nicht die angestammte Großmuth, du bringst Vit-

terkeit und Rachſucht mit dir zurück: das ſind Gifte, die dich verderben.“

Und ſo geſchah es auch! Er wurde vom Volke mit Enthuſiasmus aufgenommen, es begleitete ihn im Triumphe zum Capitol. Anfangs verhüllte er ſeine Entwürfe unter den Schein der alten Gerechtigkeitsliebe. Dann aber trat Haß und Grauſamkeit in ungerechten Werken gegen ſeine ehemaligen Gegner hervor. Unerträglich wurde ſein Hochmuth, ſeine Anmaßung. Da vereinigte ſich das Volk mit dem Adel in einem Aufſtande gegen ihn und er wurde, wie ſein Bruder Luigi, von einem Diener des Hauſes Colonna meuchelmörderiſch erſtochen. Der Pöbel trieb mit dem Leichnam deſſen, den er einſt abgöttiſch verehrt, grauſamen Hohn; Caſſia, deren Stolz in den Freuden der wiederkehrenden Hoheit geſchwelgt, weihete ſich nun mit zerknirſchtem Herzen für immer dem Kloſterleben.

In dem Landhauſe am Arno aber hatten Glück und Friede ihre Heimath errichtet. Im hohen Alter ſtarben Janno Roscio und Pietro Scamuzzi; Gianetta und Lucio ſahen noch in ſpäten Jahren das häusliche und Eltern-Glück ihrer Kinder.

Das Opfer.

Es war eine regnerische und stürmische Dezembernacht des Jahres 1813. Der Rhein brauſ'te wild herab zwiſchen ſeinen felſigten Ufern, aus den Klüften heulte der Sturm und in den Wäldern des Ufergebirges hörte man von Zeit zu Zeit das Zuſammenbrechen mächtiger Bäume.

Dieſe rauhen Stimmen der empörten Natur drangen ermunternd an das Ohr eines jungen Mädchens, das in einer einſam am Ufer gelegenen Hütte, am Bette eines Kranken ſaß und oft nahe daran war, dem übermächtigen Drange zum Schlafe, den ſie ſchon mehrere Nächte entbehrt, nachzugeben. Ihr Angeſicht war bleich, aber von edler Bildung, das ſtarke blonde Lockenhaar hing entfeſſelt über Rücken und Nacken herab, ihr Anzug war einfach, aber ſehr reinlich. Wenn ſie ſich über den ſchwer und tief athmenden Kranken beugte, ſo zeigte ſich im Dämmerlichte der matt brennenden Lampe die ganze Zartheit ihrer ſchlanken Geſtalt, deren Bewegungen dennoch etwas ſehr Kräftiges und Beſtimmtes hatten. Sie ſah wohl, daß der Kranke nicht

ſchlief, daß ſeine Augen weit offen waren, und ſtarr an der Decke des Zimmers hingen, aber ſie brach die herrſchende Stille nicht und reichte jenem nur, wenn er von einem oft eintretenden heftigen Huſten erſchüttert worden war, einen beſänftigenden Trank.

„Anne," hob jetzt der Kranke mit gepreßter, heiſerer Stimme an: „es geht zu Ende mit mir. Sechzig Jahre habe ich's mitgemacht, wild und toll genug, wie es das Leben gewollt hat, erſt im bunten Soldatenſtande, dann als ein Fiſcher hier am Rheine, der manchen guten Fang gemacht hat, aber nun iſt's vorbei. Der letzte Salmenzug am Lurley hat mir den Reſt gegeben und als mich die ſchwere Netzſtange auf die Bruſt traf und mich zu Boden ſtürzte und mir das helle Blut aus Mund und Naſe drang, da wußte ich, daß ſie mich über ein halbes Jahr hintragen würden, wo ſie die ſelige Gertrud vor vier Jahren hingetragen haben."

„Beruhigt Euch, Vater!" ſagte mit einer ſehr ſanften Stimme das Mädchen, indem ſie die kalte Hand des Kranken ergriff. „Es ſteht nicht ſo ſchlimm um Euch, wie Ihr glaubt. Geſtern gab ja noch der Doctor die beſte Hoffnung. Ihr ſolltet Euch nur ruhig halten und wenig ſprechen, Vater!"

Mit einer gewaltſamen Bewegung ſchleuderte

der Kranke die Hand des Mädchens fort und ſprach in ängſtlichem, zitterndem Tone:

„Nenne mich nicht mehr Vater, Anne! Wenn du das Wort ſagſt, ſo iſt es mir, als ſtieße mir einer ein Meſſer in's Herz und drehe es darin herum zu entſetzlichem Schmerze. Habe ich denn an dir als ein Vater gehandelt? Ha, ha, ha," lachte er heiſer auf, „ebenſowenig wie an der ſeligen Gertrude als ein braver Ehemann! Schlemmen und Würfelſpiel war meine Sache, aber das Hausweſen war mir zum Ekel und wenn ich nun doch heim mußte aus der Schenke, dann ließ ich Euch meinen Widerwillen entgelten durch Schelten und Toben. Ein ſchöner Vater das, ein ſchöner Ehemann! Sey froh, daß er ſtirbt, Mädel, ein ſolcher Vater iſt nicht werth —"

Ein entſetzlicher Huſten unterbrach ihn. Mehrere Minuten lang hatte er mit dieſem Anfalle zu kämpfen. Dann wurde er ruhiger, ſeine ſtarren Blicke ſuchten wieder die Decke und nur das tiefe Röcheln verrieth, daß noch Leben in ihm ſey. Mit einemmale begann er wieder leiſe zu ſprechen:

„Die Lurley *) hat mich verführt, die Lurley hat

---

*) Eine Waſſerfee, die am Lurley-Felſen nicht weit von Oberweſel, ihren Spuk treiben ſoll.

mich geſtraft? Weißt du wie die Lurley ſingt, Anne? Es iſt eine arge Hexe, die Lurley, und jedem ſingt ſie von ihrem Felſen herab ſeinem ſündigen Gelüſte zu gefallen und ermuntert ihn zu böſen Thaten. Sie hat auch mir geſungen. Horch! Ich meine, ich höre ſie wieder.“ Heftig wandte er den Kopf nach der Thüre der Hütte, und ſah unruhig nach dieſer Richtung. „Klopfte da nicht jemand an die Thüre?“ fuhr er im Tone der höchſten Beängſtigung fort. „Ja, ja, es hat geklopft? Die Thüre geht auf — eine weiße, bleiche Frau tritt herein — Weh mir, ſie iſt es! Sie wird mich begleiten im Tode und mich anklagen vor dem Throne des ewigen Richters.“

Auch Anne hatte überraſcht und aufmerkſam nach der Thüre hingehorcht, denn es ſchien ihr in der That, als werde draußen geklopft; allein das Geräuſch des Sturmes, der noch immer fortdauerte, konnte leicht eine Täuſchung veranlaſſen und da ſie jetzt nichts mehr hörte, ſo bemühete ſie ſich nur den Kranken zu beruhigen und ſeinen Geiſt von den Wahnbildern abzuziehn, die ihn zu quälen ſchienen.

„Sprich, was du willſt,“ wurde ſie bald von ihm unterbrochen: „du redeſt das bleiche Frauenbild doch nicht fort, das dort an der Thüre ſteht und mir winkt und mit den ſtarren Augen in's Gehirn bohrt! Ihr Haar iſt feucht und hängt ſteif

und ſtruppig herab, das naſſe Gewand ſchließt ſich eng an die Glieder, ſie hebt die Hände und reicht nach mir hin — Lurley, Lurley, komm und hilf! Hilf mir von dem bleichen Geſpenſt, bett' es wieder an den Felſengrund, halt' es feſt, laſſ' es nicht herüber zu mir!"

Röchelnd ſank er auf ſein Lager zurück. Anne hatte nicht auf ſeine letzten Worte gehört. Ihre Aufmerkſamkeit war wieder nach Außen gerichtet. Sie glaubte oft, durch das Wüthen des Sturmes und das Rauſchen des Fluſſes Schritte zu vernehmen, die ſich in der Nähe der Hütte bewegten. Sie trat an das einzige Fenſter der kleinen Kammer, das nach dem Rheine hinausging. Der Himmel war noch immer mit dunkeln Wolken bedeckt und in dem Strome bemerkte man nur den Wiederſchein der einzelnen Bivouacfeuer, die auf den jenſeits liegenden Anhöhen brannten und die Wachſamkeit der dort lagernden deutſchen Krieger bekundeten. Seitdem der Vater ſo ſehr krank geworden war und ſie ihre ganze Zeit ſeiner Pflege widmen mußte, hatte ſie den kriegeriſchen Ereigniſſen, die ſich jetzt in ihre Nähe drängten, wenig Aufmerkſamkeit geſchenkt. Ihre ärmliche Hütte wurde auch von fremden Wandrern ſelten bemerkt und von den Bewohnern der Nachbarſchaft eben ſo ſelten beſucht. Jeder

hatte in dieſer unruhigen Zeit mit ſich zu thun und mußte darauf denken, ſich und ſein Eigenthum zu ſchützen, wenn es hier zwiſchen Deutſchen und Franzoſen, welche letztere noch das Ufer, wo die Fiſcherhütte ſtand, beſetzt hielten, zu blutigen Händeln kam. Anne ließ nachdenklich ihre Blicke von einem Wachtfeuer zum andern ſchweifen. Da rief ſie die Stimme des Kranken wieder zu ſeinem Lager.

„Komm her, Anne!“ ſagte er mit ſehr ſchwacher Stimme. „Ich will dir eine wunderliche Geſchichte erzählen, die ſich vor vielen Jahren hier zugetragen hat. Die Geſchichte liegt mir ſchwer auf der Bruſt, wie ein Centnerſtein, und ich glaube, es wird mir leichter, wenn ich ſie erzähle. Es war damals eine arge, kriegeriſche Zeit, noch blutiger und wilder, als die jetzige. In Paris war das Volk aufgeſtanden gegen ſeinen König und hatte ihn ermordet. Da wurde die Kriegsfackel geſchwungen gegen die Franzoſen aus allen Gegenden der Welt. Aber ſie hielten ſich tapfer und kamen ſiegreich herab bis an den Rhein. Sie wollten Freiheit und Gleichheit bringen für Hoch und Niedrig, ſagten ſie; niemand aber konnte es ihnen glauben, denn ſie ſelbſt ſpielten die Herrn und verlangten von den andern Dienſtbarkeit. In jenen Tagen alſo hatte ſich hier am Rheine ein Mann als Fiſcher niedergelaſſen, der die er-

ſten Kriege gegen die Franzoſen mitgemacht. Er war von rauher Gemüthsart und hatte im Felde wohl manche üble Gewohnheit angenommen. Ein Mädchen, das er hier kennen lernte, gewann ſeine ganze Liebe, er entfernte ſich in der Stille von dem Heere, heirathete das Mädchen und nährte ſich nun kärglich, aber ehrlich von ſeinem Fiſcherhandwerke. Horch, Anne!" fuhr der Kranke jetzt lebhaft auf. „Wurde da nicht geſchoſſen? Gar nicht fern von hier, etwa fünfzig Schritte weit!"

„Es wird drüben geweſen ſeyn am andern Ufer oder der Sturm hat wieder einige Bäume gebrochen," antwortete Anne, die ſehr begierig auf die Fortſetzung der Erzählung war. Sie konnte vermuthen, daß ſie ein Ereigniß aus des Kranken Leben vernehmen würde, auf das er eſt, von Gewiſſensregungen ergriffen, hingedeutet, und das, nach dieſen Andeutungen auch ſie betraf. „Jetzt iſt Alles ſtill," ſetzte ſie hinzu, „und Ihr könnt ruhig forterzählen, Vater!"

„Nicht Vater! Nicht Vater!" rief mit heiſerem Tone der Kranke, indem er beide abgezehrten Hände gegen das Mädchen ballte. „Du ſollſt mich nicht Vater nennen, denn ich bin dein Vater nie geweſen und habe ſchlecht an dir gehandelt, ſchlecht wie dein ärgſter Feind. Höre nur meine Geſchichte wei-

ter und es wird dir Alles deutlich werden! Wunderliche Dinge will ich dir erzählen von dem Fischersmanne, wie erst der Gedanke zu dieser That in ihm aufgekeimt, wie die Lurley seiner Frage Gehör gegeben und dann den Schwankenden durch ihre hölliſchen Künſte zum Verbrechen verlockt hat.“ Er hielt inne. Ein Anfall ſeines Huſtens unterbrach ihn. Während Anne ihn unterſtützte, bemerkte ſie, daß Sturm und Regen etwas abgenommen hatten, und ſie glaubte nun ſelbſt, in nicht allzugroßer Entfernung einzelne Schüſſe zu vernehmen. Der Kranke erholte ſich nach einiger Zeit und fuhr nun ſchwächer, aber auch ruhiger fort: „Es mußten damals aus dem Lande Frankreich viele Reiche und Angeſehene entfliehen, um nicht in die Hände derjenigen zu fallen, die ihre Reichthümer wollten und ihnen deshalb nach dem Leben ſtanden. Man nannte ſie Emigranten. Von dieſen Emigranten kamen auch viele an den Rhein und ließen ſich überfahren an das deutſche Ufer, wo ihnen keine Gefahr mehr drohete. Oft erſchienen ſie bei Nacht und Nebel, die Feinde ihnen auf den Ferſen, und ſie zahlten dann demjenigen großen Lohn, der ſie eilig überführte auf den ſichern Boden. Auch der Fiſchersmann, von dem ich dir erzählte, hatte manches ſchöne Stück Geld auf dieſe Weiſe verdient. Aber er

trug's in die Schenke, ſtatt es der Frau in den Haushalt zu geben und ſo kam es, daß immer Armuth bei und Elend daheim waren, aber nimmer das Nöthige und Zufriedenheit. Einsmalen war die Frau auf einige Tage zu Beſuch an einem fremden Orte. Der Mann fuhr, als die Dämmerung ſchon nahe war, hinab nach dem Lurley, um nach den Netzen zu ſehen, die er dort zum Salmenfang aufgeſtellt hatte. Er war noch nicht weit gekommen, als er plötzlich vom Ufer her ein ängſtliches Geſchrei vernahm. Er ſah hin und erblickte eine vornehm gekleidete Frau mit einem kleinen Kinde auf dem Arm, die mit der freien Hand ihn herbeiwinkte und mit heftigen Bewegungen hinter ſich deutete. Ein zerbrochener Wagen lag auf der Landſtraße, aus dem Thale herauf blinkten Gewehre und franzöſiſche Uniformen. Der Mann dachte gleich: da gibt's einen guten Verdienſt! und war raſch am Ufer, um die Frau mit dem Kinde einzunehmen. Während er abſtieß, ſank ſie kraftlos auf den Boden des Nachens, hielt aber ihr Kind feſt an der Bruſt. Der Fiſchersmann war ſchon nicht am andern Ufer, als die Verfolger drüben erſchienen, nach ihm ſchrieen und einzelne Schüſſe, die ihm nicht ſchaden konnten, herüberſchickten. Er fuhr immer raſch unter dem Schutze des Ufers fort und die

eintretende Dunkelheit entzog ihn bald ganz den Blicken der Nachsetzenden. Jetzt ließ er das Ruder einige Augenblicke ruhen und trat zu der Frau, um sie zu fragen, wo er anlegen solle. Die Frau aber lag in tiefer Ohnmacht und athmete nur noch schwach. Das Kind schlief ruhig in ihrem Arme. In seiner Verlegenheit wußte der Fischersmann nichts anders zu thun, als an das gegenüber befindliche Ufer zurückzufahren, wo gerade in dieser Richtung, zwischen Bäumen und Strauchwerk verborgen, seine Hütte stand. Er brachte die Frau mit Mühe an's Land und in die Hütte, das Kind holte er nach. Als er es von der Bank des Nachens, auf der er es zurückgelassen hatte, aufhob, fand er neben ihm auch ein rothes Kästchen, das er früher schon in der Hand der Frau gesehen hatte und das seiner Schwere nach, wohl Geld und Geldeswerth enthalten konnte. Auch das Kästchen nahm er mit in die Hütte. Indessen war die Frau aus ihrer Ohnmacht erwacht. Sie lag hier, wo ich jetzt liege," fuhr er bewegter fort, „sie konnte nicht sprechen, aber sie winkte den Mann, der auf dem Arm ihr Kind und in der Hand das gewichtige Kästchen trug, zu sich heran. Ihr Odem ging langsam und schwer, wie etwa jetzt der meinige. Sie hob die schwache Hand und deutete auf das Kästchen und

dann auf das Kind — der Fischersmann verstand sie wohl: das, was in dem Kästchen sey, solle dem Kinde gehören, meinte sie. Noch einmal reichte sie mit beiden Händen nach dem Kinde, dann sank sie zurück und athmete nicht mehr. Ich kann dir sagen, Anne, es war schaurig hier in der Hütte, so ganz allein mit der todten Frau und dem schlafenden Kinde, das auch wie eine kleine Leiche aussah."

„So hat sich die Sache denn wirklich hier begeben?" fragte in ängstlicher Spannung Anne, „in unserer Hütte ist die Frau gestorben, hier hat das Kind geschlafen —"

„Wahr und wahrhaftig: hier ist die Frau eines natürlichen Todes gestorben und ich habe sie nicht ermordet!" hob der Kranke im singenden Tone des Deliriums an. „Aber ein böser Geist stand zwischen mir und ihr und riß das rothe Kästchen auf und blendete mich mit dem Glanze des Goldes und der Edelsteine, die darin waren. Nimm das Gold, nimm die Steine, du bist gebergen dein Lebelang! schrie der Böse. Ohne zu wissen was ich that, stürzte ich aus der Hütte in meinen Nachen und ruderte den Strom hinab nach dem Lurlei hin. Hey, das war eine lustige Fahrt im hellen Mondenscheine und auf den hüpfenden Wellen! Aber der Mondenschein erbleichte vor dem Glanze der Edelsteine,

der noch immer vor meinem Blicke schwebte und das Verlangen nach dem fremden Gute nagte mir an der Seele. War's nicht ein toller Gedanke, daß ich da die Lurleyhexe um Rath fragte: was ich thun solle? Ich habe sie gesehen, Anne, damals, hoch oben auf dem Felsen. Vor meinen Augen schlugen Flammen auf, aber ich sah die Hexe doch und sie lächelte mich an und sang hinab:

Die Frau ist todt, ihr Gut ist dein,
Das Gut in die Tasche, die Frau in den Rhein!

Lustig blies sie mir in's Segel. Wie ein Vogel flog mein Nachen nach der Hütte zurück. Nun galt's geschäftig seyn! Das Gut in die Tasche, die Frau in den Rhein! Sie verklagt mich nicht aus dem tiefen Grunde herauf, ein schwerer Stein hält sie fest am Lande. Freilich war's, als rufe sie mir nach und als ich mich umblickte, sah ich eine weiße Gestalt auf den Wellen schweben — aber das war nur ein Blendwerk des Teufels und die Frau ist nie wieder aus ihrem tiefen Grabe heraufgekommen. Auch das Kind kann sein Erbe nicht von mir heischen, denn es hat vor der Gertrud und aller Welt als ein Findling gegolten, und weiß nichts von seiner Mutter und dem rothen Kästchen. Ein Findling, wie du, Anne! Darum sey lustig, Mädel, denn du kannst auch noch reich werden, weil du

ein Findling biſt und ich das ungerechte Gut nicht angerührt, ſondern es heimlich und wohl verborgen habe, damit es mir nimmer zu Geſicht käme. Als die Wellen des Rheins über die Frau rauſchten, da wälzte es ſich ſchwer auf meine Bruſt und das rothe Käſtchen wurde eine Flamme, die mir in's Hirn brannte. Es iſt gut aufgehoben mit ſeinem ganzen Schatze. Nimm es hin, Findling! Dort ſteht's in jener Ecke. Du darfſt es nehmen, Anne, denn du biſt —"

In dieſem Augenblicke ertönte ganz in der Nähe ein heftiges Schießen. Zugleich flog die unverriegelte Thüre der Hütte auf und herein ſtürzten zwei junge Männer in deutſcher Kriegerkleidung, aber waffenlos und ohne Kopfbedeckung. Der eine von ihnen ſchien im erſten Momente zu erkennen, daß ſie hier am Lager eines Sterbenden ſtanden, denn er verweilte ſtutzend am Eingange des Gemaches und warf fragende Blicke auf das Krankenlager; der andere aber, mehr mit ſich und ſeiner eigenen Angelegenheit beſchäftigt, wandte ſich ſogleich zu Annen und ſagte in heftiger Bewegung:

„Um Gotteswillen, verbergt uns oder ſchafft uns ſchnell über den Rhein, ſonſt ſind wir verloren! Der Feind folgt uns auf den Ferſen, ein ſchimpflicher Tod iſt unſer ſicheres Loos."

Anne fühlte sich von inniger Theilnahme ergriffen. Man konnte die Stimmen, man konnte die Flüche der suchenden Feinde vernehmen. Aber wie vermochte sie zu helfen, sie, die selbst von einer Stunde der höchsten Bedrängniß heimgesucht war?

„Ich kann Sie nicht verbergen, meine Herrn!“ antwortete sie mit bebender, ihre Rührung verrathender Stimme. „Diese Hütte hat nur das eine Gemach und hier bietet sich kein Versteck. Dort liegt mein Vater im Sterben — ihn kann ich nicht verlassen in den Augenblicken des Todeskampfes.“

Indessen hatte sich der Kranke hoch aufgerichtet in seinem Bette. Er sah den jungen Mann, der zu Annen gesprochen hatte, mit starren Blicken an. Dann rief er mit angestrengter, heiser krächzender Stimme:

„Du mußt sie hinüberbringen an's andere Ufer, Anne! Ich befehle es dir. Komm her, ich will dir auch sagen warum! Siehe,“ flüsterte er der Nahetretenden zu, „der junge Mensch, mit dem du sprichst, hat ganz das Antlitz deiner Mutter, der bleichen Frau, die ich mit dem Steine in den Rhein versenkt habe. Ja, ja, Anne, sie war wirklich deine Mutter, ich schwöre dir's bei der Verzeihung Gottes, auf die ich hoffe! Rette ihn, rette ihn! du weißt nicht, welchen Dienst du dir selbst leistest.“

„So ſchütze Euch der Himmel!“ rief, von einem unerklärlichen Gefühle fortgetrieben, Anne dem Kranken zu. Sie warf irre Blicke auf die zwei Männer, dann winkte ſie ihnen und eilte, von ihnen begleitet, mit flüchtigen Schritten aus der Hütte. Sturm und Regen hatten aufgehört. Einige lichte Wolkenſtreifen, die aus dem dunkeln Grunde hervortraten, ließen die baldige Erſcheinung des Mondes erwarten. Man hörte noch immer das Schreien und Schießen der Verfolger in der Nähe, allein ſie ſchienen die rechte Spur der Flüchtlinge verloren zu haben. Anne flog an das Ufer hinab. Mit gewandter Hand kettete ſie den kleinen flachen Kahn los, ihre Begleiter ſetzten ſich ſtill am Boden nieder und bald befanden ſie ſich in einer Entfernung vom Lande, die ſie gegen jeden weitern Angriff der nachſetzenden Feinde ſicher ſtellte.

Die beiden Männer begannen zu ſprechen. Während Annens Hand mechaniſch das Ruder führte, horchte ſie auf ihre Rede. Die Stimme des jungen Mannes, von dem der Kranke in ſo bedeutungsvollen Ausdrücken geſprochen hatte, klang ihrem Ohre ſo lieblich, daß ſie ihm ſtundenlang hätte zuhören können, ohne in ihrer Aufmerkſamkeit zu ermüden. Sie vernahm, daß er dem Drange, das Grab ſeines Vaters zu beſuchen, der im Revolu-

tionskriege gegen die Franzosen als Soldat gedient hatte, an den Folgen einer empfangenen Wunde gestorben und in der Kirche zu Bacharach bestattet worden war, nicht länger habe widerstehn können, daß Dietrich, sein Freund, sich mit ihm zu diesem Unternehmen vereinigt habe und beide nun, die Uniform unter einem Bauernkittel verbergend, und ohne die möglichen Folgen der verwegenen That zu erwägen, über den Rhein an das feindliche Ufer gekommen seyen. Sie hatten ihre Absicht erreicht. Der junge Mann hatte am Grabe seines Vaters gekniet, er hatte sich ganz der Rührung hingegeben, welche dieser Augenblick in ihm erwecken mußte. Als sie aber in der Dämmerung des Abends im Begriff waren, das Städtchen zu verlassen, trat mit scheuen Blicken und besorgter Miene ein Bürgersmann zu ihnen. Von diesem erfuhren sie, daß ihre Anwesenheit bemerkt worden sey, daß man sie für Spione halte, sie aufsuche und in dem Wahne, sie hätten sich bereits aus dem Städtchen entfernt, ausserhalb desselben ihnen nachspüre. Auf diese Nachricht beschlossen sie, sich auf einem Umwege der Stelle des Ufers nähern, wo der Nachen, der sie herüber gebracht hatte, ihrer harrte. Sie sahen sich aber bald entdeckt und nur eine schleunige Flucht in die Weinberge konnte sie den Verfolgern ent-

ziehn. Hier hielten sie sich verborgen, bis es völlig dunkel geworden war. Regen und Sturm und die Hoffnung, unter dem Schutze des entsetzlichen Wetters die Aufmerksamkeit ihrer Feinde zu täuschen, trieben sie aus ihrem Verstecke hervor. In dieser Hoffnung fanden sie sich betrogen. Sie wurden bemerkt, von ihrem frühern Verstecke abgeschnitten und nach dem Rheine hingedrängt. Oft waren die Verfolger ihnen ganz nahe; ihre Kugeln schwirrten an ihnen vorüber. Da wurde das Unheil, das in der Hütte des kranken Fischers waltete, ihnen zum Heil. Sie sahen das Licht der Nachtlampe, die bei dem Kranken brannte; dieses leitete ihre Schritte, nach langem Suchen fanden sie die Thüre und traten in das Gemach, wo das Gebet eines Sterbenden ihre Rettung bewirkte.

Sie hatten das Ufer erreicht. Eine Belohnung, die sie dem Mädchen boten, wurde auf eine Weise ausgeschlagen, welche ihnen sagte, daß sie das Zartgefühl ihrer Retterin beleidigt hatten. Sie stieß rasch vom Ufer ab, ohne weitere Äußerungen des Dankes hören zu wollen. Die jungen Männer sahen ihr nach, bis sich der Nachen in der Dunkelheit verlor.

„Ein seltsames Kind," bemerkte jetzt der ältere, den sein Gefährte Dietrich genannt hatte, „so

ſchlank und zart gebaut und dennoch ſo kräftig und gewandt in der Führung eines Kahns über den unruhigen Strom!"

„Das thut die Gewohnheit," ſagte der Andere, „ich habe doch noch Beſſeres bemerkt an ihr, als du: nämlich daß ſie ſehr hübſch iſt und einen ſo kleinen, zierlichen Fuß beſitzt, wie meine franzöſiſche Couſine Gabriele."

„Und ſonſt haſt du nichts an ihr geſehen, Edmund?" ſagte bedeutungsvoll Dietrich. „Sonſt gar nichts?"

„Daß ich nicht wüßte!" entgegnete dieſer höchſt unbefangen. „Sie trug ein kattunenes Kleid, das durch vieles Waſchen in eine unbeſtimmte Farbe übergegangen war, dem Halstuche aber kann ich nachſagen, daß ſeine Grundcouleur vor mehreren Jahren ein angenehmes Roth geweſen ſeyn mag."

„Poſſen!" rief ärgerlich ſein Freund. „Es iſt hier von ganz andern Dingen die Rede. Das Mädchen iſt dir ähnlich, wie aus den Augen geſchnitten. Wenn man ihr den Gedanken von Bart beibringen könnte, der deine Lippe ſchmückt, und ſie in die Uniform ſteckte, ſo würde ſie für dich Schildwache ſtehen können, ohne daß jemand eine Verwechſelung entdeckte."

„Wahrhaftig?" verſetzte mit angenommener Ernſt-

haftigkeit Edmund: „ich bin so hübsch, wie das Mädchen, dem wir die Rettung vom Galgen zu verdanken haben? Du wirst mich eitel machen, Dietrich, und, gib acht, das schadet mir am Ende im Avancement, denn ich werde mich nun wohl unendlich bemühen, mein liebenswürdiges Antlitz vor den Säbelhieben der Feinde sicher zu stellen."

Dietrich wurde über die Neigung seines Freundes, auch bei dieser ernsten Gelegenheit Alles in Scherz zu ziehen, verdrießlich. Schweigend ging er mit Edmund den Wachtfeuern zu, die auf den Höhen brannten und wo sie hoffen konnten, zu der Abtheilung, der sie angehörten, zu gelangen.

Indessen hatte das Mädchen schon einen großen Theil ihrer Heimfahrt zurückgelegt. Der Ton der Stimme des jungen Mannes, den sie hatte Edmund nennen hören, klang immerfort in ihrem Ohre und es schien ihr so muthig wie edel, daß er den Gefahren Trotz geboten hatte, um der Mahnung seiner kindlichen Liebe zu folgen. Mit ängstlicher Unruhe gedachte sie des einsam zurückgelassenen Kranken. Aber sie konnte sich keinen Vorwurf darüber machen, in jenen verhängnißvollen Augenblicken von seiner Seite gewichen zu seyn. Hatte sie doch sein Gebet, das sie mit seltsamer, unwiderstehlicher Gewalt ergriffen, selbst hinweggetrieben,

hatte sie doch zwei junge, frischkräftige Menschenleben gerettet, und war es ihr doch immer, als habe sie gegen den einen der beiden Flüchtlinge höhere, mächtigere Pflichten zu erfüllen, als gegen den kranken Fischer! Was dieser ihr in der heutigen Nacht entdeckt hatte, schien ihr wie die Auflösung eines längst geahnten Räthsels. Freilich war ihr von Martin, dem Fischer, früherhin immer erzählt worden, er habe sie als ein Kind von etwa einem Jahre in einem Gebüsche an der Landstraße gefunden, in einem traurigen Zustande, in schmutzigen, schlechten Kleidern! Sie hatte das auch geglaubt, bis sie in reifere Jahre getreten war und nun bemerkte, daß Martin sie bei dieser Erzählung nie offen anblicken konnte, nur nothgedrungen noch von jener Begebenheit sprach, und endlich sie mit harten Worten anfuhr, wenn sie ihn um einige nähere Umstände befragte. Die Pflegemutter Gertrud, an die sie sich nun heimlich wandte, konnte ihr nichts anders sagen, als was sie schon wußte. Die gute Frau aber schien selbst nicht recht an ihres Mannes Erzählung zu glauben und entdeckte noch auf ihrem Todtbette dem lieben Pflegkinde, das Martin seit dem Tage, wo sie ihn mit dem Findling daheim getroffen, seinen frohen, heitern Sinn verloren habe, mürrisch und zanksüchtig ge-

werden und den Zerſtreuungen im Wirthshauſe nachgegangen ſey.

Alle dieſe Dinge zogen in verwirrten Bildern an der Phantaſie Annens vorüber, während das Mädchen mit Eile die Wogen durſchnitt und ſich dem Ufer näherte. Noch brannte das Licht in der Hütte. Es war ihr, als ſey das kleine Flämmchen ein Zeichen, daß auch das ſchwach glimmende Licht des Lebens in dem Kranken noch nicht erloſchen ſey. Sie legte an, ſie kettetete den Nachen feſt und flog nun mit eiligen Schritten nach der Hütte. Welches Schauſpiel, als ſie die Thüre öffnete! Der Kranke lag in der Mitte des Gemaches am Boden, ein Wandſchränkchen, zu dem nur er allein den Schluſſel beſeſſen, und in das weder Anne, noch Mutter Gertrud je blicken durfen, ſtand offen. Martin bewegte ſich konvulſiviſch, ohne jedoch ſprechen zu können, und hielt ſtarr die eine Hand, in der ſich das rothe Käſtchen befand, das Annen ſchon aus ſeiner Erzählung bekannt war, der Eintretenden entgegen. Das Käſtchen war ohne Deckel: Gold und Edelſteine glänzten ihr entgegen, ein Papier war dazwiſchen eingeſchoben. Über dieſes grauenvolle Bild verbreitete die ſchwach brennende Lampe ein düſteres Licht. Als Anne beſtürzt neben ihrem Pflegevater niederknieete, preßte ihr die-

ser mit krampfhafter Anstrengung das Kästchen in die Hand. Dann holte er noch einmal aus tiefer Brust Odem, wenige Augenblicke darauf war er verschieden. Anne sah in starrer, dumpfer Betäubung auf die Leiche. Die Lampe war im Erlöschen; sie bemerkte es nicht. Hinter ihrem Rücken entstand ein Geräusch, ein französischer Soldat, wahrscheinlich einer derjenigen, welche die beiden jungen Männer verfolgt hatten, war in die offenstehende Thüre getreten, seine Blicke ruheten gierig auf dem Gold- und Juwelenschatz in ihrer Hand: sie hörte und sah ihn nicht. An dem Sterbelager ihrer Pflegemutter hatte sie betend, still ergeben in das Unvermeidliche, gestanden, sie hatte mit tiefer Rührung gesehen, wie der Tod die schmerzzerissenen Züge geebnet, wie da, wo Jahre hindurch das Leiden seine tiefen Furchen gezogen, mit einemmale die stille Heiterkeit eines himmlischen Friedens erschienen war. Hier trat ihr der Tod in einer andern, Entsetzen einflößenden Gestalt entgegen. Die krampfhaft zusammengepreßten Hände des Todten, das verzerrte Antlitz, die weit offen stehenden starren Augen, seine Lage auf dem feuchten Boden der Hütte, Alles war geeignet, die Seele eines jungen Mädchens, mit betäubender Furcht zu erfüllen. Noch konnte sie sich nicht fassen, noch betrachtete

ſie gedankenlos die Leiche: da reichte über ihre Schulter eine ſtarke männliche Fauſt herüber und entriß ihr das Käſtchen mit dem Geld und den edeln Steinen. Sie ſchrie laut auf. Die ganze Wichtigkeit des Verluſtes trat vor ihre Seele. Sie ſprang empor und ſah ſich um. In dieſem Augenblicke erloſch die Lampe, ein Hohngelächter ertönte hinter ihrem Rücken, ſie bemerkte nur wie einen dunkelen Schatten eine Geſtalt, die mit flüchtigen Schritten aus der Hütte der nahen Landſtraße zueilte. Ihre Kräfte waren gelähmt. Außer Stande dem Räuber zu folgen, ſank ſie erſchöpft neben dem Todten nieder.

Die Nacht, in welcher zwei für Deutſchland ſo verhängnißvolle Jahre ſich ſchieden, war herangekommen. Noch brannten Wachtfeuer auf den Bergen des rechten Rheinufers, aber es wurden ihrer immer weniger und man ſah dagegen viele brennende Fackeln ſich die Berge herabbewegen, deren Licht glänzend den am Tage gefallenen Schnee beſtrich. Über den Rhein hin war eine Doppelreihe von Pechkränzen ſichtbar und man konnte eine Schiffbrücke unterſcheiden, aus deren Mitte ſich in ſeltſamer, alterthümlicher Geſtalt auf ihrem Felſengrunde die uralte Kaiſerpfalz erhob. Auf der Brücke

herrſchte ein reges, lebendiges Treiben. Fußvolk und Reiterei, Geſchütze und Munitionskarren zogen in geſchloſſener Ordnung hinüber, während an dem einen Ufer ſich immer neue Schaaren zum Übergange ſammelten, und an dem andern die bereits hier befindlichen ſich ſtromauf- und abwärts ausbreiteten. Wie düſtere Rieſengebilde, die ſich von ihren Felſengipfel zum nächtlichen Himmel erheben, ſahen von beiden Ufern des Fluſſes die alten Burgruinen herab und der Fluß ſelbſt zog ruhig und majeſtätiſch, als erfreue ihn der alt-geliebte Klang der deutſchen Waffen, unter der Brücke fort. Fernher tönten noch in ungleichen Zwiſchenräumen Flintenſchüſſe aus den Gebirgen, in welche einzelne Feinde von den Plänklern des verſchreitenden Heeres getrieben worden waren.

Edmund und Dietrich, die beiden Freunde, hatten mit dem Regiment, bei dem ſie ſtanden, bereits einen der am linken Rheinufer gelegenen Orte beſetzt. Das Quartier, auf welches ihre Charte lautete, lag, wie man ihnen ſagte, außerhalb des Ortes in einem Thale, das die hier mächtig emporſteigenden Schieferberge einſchloſſen. Sie hatten den Flecken verlaſſen und zogen durch die heitere Sternennacht ihrem Ziele zu.

„Höre, Dietrich!“ begann jetzt Edmund,

„es iſt doch ein anderes Gefühl, mit dem ich heute hier am linken Rheinufer einherſchreite, als vor einigen Wochen, da uns der Bauernkittel einhüllte und wir Gefahr liefen, am ausgehenden Odem plötzlich zu erſterben. Und worin ſteckt eigentlich dieſes Gefühl? — In dem bischen Pulver und Blei, das wiederum in unſerm Büchſenlaufe ſteckt, in dem edeln Hirſchfänger an unſerer Seite, der gleichermaßen in ſeiner Scheide ſteckt.“

„Falſche Begriffe und ſchlechte Wortſpiele!“ erwiederte in ſeiner grämlichen Weiſe der Freund. „Damals hatten wir Unrecht und jetzt haben wir Recht: das giebt Sicherheit und Vertrauen. Als ich noch Referendar beim Criminalgerichte in Breslau war, hatte ich einmal einen Menſchen, der im Verdacht des Diebſtahls ſtand, zu inquiriren; der Burſche war grob, grob mit Ausdrucke, Gewandheit und Genialität, wahrhaft bewundernswürdig grob! Aber es war nichts auf ihn zu bringen und am Ende wies es ſich aus, daß er völlig unſchuldig war. Nach einem Jahre ſtand er wieder vor meinem Inquiſitorentiſche, man beſchuldigte ihn aufs neue des Diebſtahls und viele Dinge ſprachen gegen ihn. Da hätteſt du ihn ſehen ſollen, Edmund! Die bewundernswürdige Grobheit hatte ſich in die ſüßlichſte Höflichkeit verwandelt; der Burſch,

der mir damals höhnisch in's Gesicht gelacht, beschwor mich zitternd und unter Thränen, an seine Ehrlichkeit, an seinen vortrefflichen Wandel und alle übrigen lobenswürdigen Seeleneigenschaften zu glauben, die er zu besitzen vorgab. Aber das böse Gewissen sprach aus allen seinen Zügen. Und richtig! Er hatte gestohlen und mußte ins Zuchthaus spazieren. Sieh, Edmund, das scheint mir eine Paralelle zu unsern damaligen und jetzigen Verhältnissen zu seyn."

„Dietrich," sagte Edmund, indem er stehen blieb und seine Blicke zuweilen nach der Stelle des Stromes, in der sich die Brückenbeleuchtung spiegelte, schweifen ließ, „es ist seit jener Nacht, in der uns die seltsame Schifferin, die keinen Lohn von uns annehmen wollte, über den Strom fuhr, eine wunderliche Veränderung in mir vorgegangen. Ich suche sie zu verbergen, wie ich kann, aber vor dir mag ich nicht länger Versteckens spielen. Um meinen innern Frohsinn ist's gethan, meine Späße kommen nicht mehr aus einem heitern Gemüthe, sondern ich mache sie mit Gewalt, um noch als derjenige zu erscheinen, der ich früher war. Weißt du, was mich mit so gewaltiger Macht ergriffen hat? Es war nicht der Schmerz am Grabe des Vaters, nicht die Furcht vor den nachfolgenden Fein-

den und einem ſchmählichen Tode! es war die Erſcheinung des wunderbaren Mädchens, das in jener Stunde ſich vom Sterbebette des Vaters losriß, um uns, die Fremden, die Feinde ihres Landes, vom Verderben zu retten."

„Du biſt verliebt!" erwiederte lakoniſch Dietrich und nöthigte, während er ſelbſt auf dem Wege, den ſie nehmen mußten, weiter fortſchritt, den Freund ſeine Stelle zu verlaſſen. „Das Mädchen war hübſch, ihr Betragen verdient in der Geſchichte dieſes Feldzugs verherrlicht zu werden und da ſie dir ähnlich war und du bekanntlich ein großer Egoiſt biſt, ſo iſt es ganz natürlich, daß dir der artige Rettungsengel die gute Laune aus deiner Seele vertrieben und dafür ſelbſt einen anſehnlichen Platz in deinem Herzen eingenommen hat."

„Ach, Liebe iſt es gerade nicht, was mich ſeit jenem Ereigniſſe plagt," verſetzte mit unſicherer Stimme Edmund, „obgleich ich gern geſtehe, daß die Schifferin die Vergleichung mit allen Damen meiner Bekanntſchaft aushält. Nein, Dietrich, ein grauenhaftes, unheimliches Gefühl waltet ſeitdem in meinem Innern, Mährchen und Geſpenſtergeſchichten aus meiner Kindheit drängen ſich herauf in die Gegenwart und es iſt mir als wollten wunderliche Geſtalten aus ihnen auf mich hervorbrechen."

Mit starker Hand ergriff Dietrich den jüngern Freund beim Arm, hielt ihn an der Stelle fest, wo sie sich befanden und schaute ihm einige Augenblicke schweigend in's Antlitz.

„Du träumst bei offenen Augen, Edmund, oder du bist mondsüchtig geworden!" sagte er dann. „Was soll das dumme Zeug im Bivouac und auf dem Marsch gegen die Feinde? Sey entweder ein trockner Prosaist, wie ich, oder kehre die Poesie deiner guten Laune wieder in's Leben."

Aergerlich riß sich Edmund los und entgegnete im Weitergehn:

„Du selbst bist daran Schuld, wenn ich mich als ein Sonntagskind betrage und vor den Cameraden zum Skandal werde. Was brauchtest du mich auch auf die Aehnlichkeit, die das Schiffermädchen mit mir haben soll, aufmerksam zu machen? Diese Bemerkung ist mir immer wieder in das Gedächtniß zurückgekommen und hat eine alte vergessene Geschichte, die sie mir in meiner Kindheit erzählt, darin aufgefrischt und bei der mir, wenn ich sie hörte, immer die Haare zu Berge standen. Es ist eine Familienbegebenheit und ich erinnere mich recht wohl, daß ich die alte Haushälterin meiner Mutter oft in der Dämmerstunde gebeten habe, mir die Geschichte von der verloren gegangenen Tante.

und der verschwundenen kleinen Cousine zu erzählen."

„Wahrhaftig, die Sache wird ernsthaft;" sprach Dietrich in einem bedenklichen Tone. „Hier scheinen Thatsachen in einer Verbergenheit zu liegen, deren Enthüllung zu bedeutenden Resultaten führen könnte, und da ist es die Schuldigkeit eines rechtlichen Juristen, nach jedem Endchen des Fadens, der aus dem Labyrinthe leiten kann, zu suchen. Erzähle mir die Geschichte von den verloren gegangenen Subjecten, Edmund! Du sollst einen aufmerksamen Zuhörer an mir finden."

„Ich war noch ein kleines Kind, etwa zwischen vier und fünf Jahren," hob Dietrichs Gefährte an, „als mir jene Haushälterin die seltsame Begebenheit auf eine geheimnißvolle Weise und mit der Mahnung, ja gegen die Mutter nicht davon zu sprechen, zum erstenmale mittheilte. Sie erfüllte aber so ganz mein Inneres, daß ich jener Mahnung vergaß und noch am nämlichen Abende der Mutter das Gehörte verrieth. Die Folge davon war, daß die ohnehin kränkliche Frau heftige Nervenzufälle bekam, mehrere Tage ihr Zimmer nicht verlassen konnte und, wenn ich in dieser Zeit auf ihr Verlangen zu ihr geführt wurde, in heftiges Weinen ausbrach. Diese Umstände machten einen

tiefen, lange unvergeßlichen Eindruck auf mich, aber sie ließen mir jene Erzählung nur noch bedeutungsvoller und ihre öftere Wiederholung wünschenswerther erscheinen. Die Haushälterin schmälte mich tüchtig aus, allein sie widerstand doch meinen kindischen Bitten nicht und erzählte mir noch oft von den verloren gegangenen Verwandten. Mit diesen aber hatte es folgende Bewandniß. Eine Schwester meiner Mutter mit Namen: Helene, war einige Jahre vor der Revolution nach Frankreich verheirathet worden, an den Grafen von Landrecy, einen reichen Gutsbesitzer und sehr geachteten Mann. Cousine Gabriele, die vor drei Jahren zu Besuch bei uns war und die du damals kennen lerntest, war die erste Frucht dieser Verbindung. Die Revolution war schon ausgebrochen, als meine Tante ein zweites Töchterlein, Cäcilia, gebahr. Damals zeigten sich auch in den Besitzthümern meines Oheims unter dem Landvolke unruhige Bewegungen, die jedoch bald durch seine weise Mäßigung und Klugheit unterdrückt wurden. Er sah aber ein, daß diese Ruhe nicht von Dauer seyn könne und beschloß ein Asyl für eine schlimmere Zukunft zu suchen. Meine Tante war noch schwächlich und konnte mit dem Neugeborenen nicht wagen, eine Reise zu unternehmen. Von Gabrielen begleitet und mit

dem größten Theil ſeines Vermögens in Wechſeln verſehen, verließ der Graf Frankreich mit dem feſten Vorſatze, ſobald es die Umſtände erlauben würden, ſeine Frau und ſein jüngſtes Kind nachzuholen. Kaum hatte er die Grenze überſchritten, ſo erſchienen jene geſchärften Verordnungen gegen die Auswanderer und alle Gräuel eines Bürgerkrieges brachen in einer blutigern, ſchrecklichern Geſtalt los. Da wurde eines Nachts meine Tante von Flintenſchüſſen und von einem wilden Geheule, das zu den Fenſtern des Schloſſes empordrang, erweckt, und als ſie die Augen öffnete, ſah ſie ſchon aus den Nebengebäuden Flammen hervorbrechen und von dem Glanze des Feuers ihr Zimmer erleuchtet, wie am Tage. Dietrich, ich kann dir ſagen, wenn meine alte Erzählerin an dieſe Stelle kam, ſo überlief jedesmal ein Schauder meinen ganzen Körper und ich ſchmiegte mich an ſie, als ſollten die Flammen über mich hereinbrechen und als könne ſie mir Schutz gewähren!"

„Das haben wir alle ſo gemacht als Kinder, wenn uns vom Blaubart oder dem Rieſen Kinderfreſſer erzählt wurde;" bemerkte in einem gleichgültigen Tone der Freund. „Aber thue mir den Gefallen und entkleide deine Mittheilung dieſer rednerischen Exclamationen, dieſes überflüßigen Schmuk-

kes, der dem Juriſten ein wahrer Gräuel iſt, und gieb mir das reine Factum, wie es das Schickſal in deine Familiengeſchichte geworfen.“

„Gefühlloſer Actenwurm, den nur das lockere Gerippe der Thatſache reizen kann, dein Proteſtiren hilft dir nichts!“ rief unwillig Edmund. „Du mußt allen romantiſchen Schauer, allen rhetoriſchen Schmuck, und die Hülle und Fülle der Darſtellung, wie ich ſie aus dem Munde meiner Scheherazade habe, mit in den Kauf nehmen, wenn dir anders an dem Factum gelegen iſt. Meine Tante erwachte alſo unter dem Geheul der Blutſäufer, beim Scheine der Flammen, die ihre Wohnung verzehrten, bedroht vom Morde durch die Böſewichter ſelbſt, oder durch das Beil der Guillotine. Ihr erſter Gedanke war ihr Kind. Es lag ſchlummernd in der Wiege neben ihr. Sie ſchellte, während ſie ſogleich einige Kleider überwarf, der Kammerfrau, die im nächſten Zimmer ſchlief: niemand erſchien. Die Dienſtboten waren entflohn; ſie hatten ihre Gebieterin treulos verlaſſen. In dieſem Augenblicke fühlte ſie ihre Schwäche nicht, ſie war ſtark und beſonnen wie eine Geſunde. Raſch hüllte ſie das Kind in einen weiten Mantel, ein Käſtchen mit Gold und Edelſteinen, das ſie für den Fall eines ſolchen Ereigniſſes gepackt hatte, verbarg ſie unter ihren Kleidern,

dann nahm ſie das Kind in ihren Arm und wollte nun verſuchen ſich aus dem brennenden Schloſſe und vor der blutgierigen Rotte zu retten. Da öffnete ſich die Thüre und in ihr erſchien, in ſeiner furchtbaren Sansculottenkraft, mit dem blutigen Mordſtahl in der Hand, einer jener Unmenſchen, welche die damalige Zeit zum Entſetzen der Gerechten, zum Verderben der Unſchuldigen nur zu häufig gebahr. „Da iſt ja die Taube und das Täubchen!“ rief der Mörder: „das Meſſer iſt geſchliffen. Kommt her und laſſt Euch ſchlachten!“ „Dietrich,“ unterbrach an dieſer Stelle Edmund ſeine Erzählung: „iſt dieſer Moment nicht entſetzlich, ergreift er dich nicht mit furchtbarer Gewalt in den innerſten Tiefen deiner Seele?“

„Nun weiter, weiter!“ verſetzte der ehemalige Referendar: „wir wollen erſt hören, ob der Mord wirklich vollbracht worden und dann erkennen über den Mörder quid juris.“

„Du biſt unverbeſſerlich!“ zürnte der Freund: „aber du wirſt mich nicht irre machen im Gange meiner Erzählung und, wie geſagt, ich ſchenke dir nichts von ihrem Romantiſchen und Schauerlichen. Während jener Unmenſch noch ſeine ſchreckliche Drohung ausſprach, beſaß Tante Helene Geiſtesgegenwart genug, mit ihrer kleinen Laſt durch eine nahe

Tapetenthüre zu entweichen und dieſe hinter ſich zu verriegeln. Sie flog eine verborgene Treppe hinab, die nach einem hintern Ausgange des Gebäudes führte. Hier hoffte ſie Rettung zu finden. Die Flüche, die gewaltigen Stöße, mit denen jener Böſewicht die Thüre, die ſie von ihm ſchied, zu zertrümmern ſuchte, tönten hinter ihr her. In der ängſtlichſten Haſt bemühete ſie ſich, den wenig gebrauchten ſchweren Riegel, der die geheime Pforte von innen verſchloß, zu öffnen. Es gelang ihrer verzweiflungsvollen Anſtrengung. Sie ſtand am Rande des Waldes, der an die Rückſeite des Schloſſes ſtieß. Unaufhaltſam eilte ſie auf ungebahnten Pfaden vorwärts, das noch immer glücklich ſchlafende Kind an ihre Bruſt drückend. Bald verhallte das Geſchrei der Blutſäufer hinter ihr, den Feuerſchein am Himmel verbarg das Laub des Waldes. Sie fühlte keine Ermüdung, der Drang, das geliebte Kind zu retten, trieb ſie immer weiter. Aber die Natur machte endlich auch ihre Rechte geltend. Der Morgen dämmerte, als ſie ſich vor einem einſam im Walde ſtehenden Hauſe ſah. Sie ſchwankte auf die Bank vor dem Hauſe zu. Da verließen ſie ihre Kräfte. Beſinnungslos ſank ſie auf den Sitz nieder. Das Kind ſchlummerte fort in ihrem Schooße. Als ſie wieder zu ſich kam, fand ſie ſich

auf einem ärmlichen Lager, in einem kleinen niedrigen Gemache. Die helle Morgensonne schien in das Zimmer und beleuchtete das lächelnde Antlitz ihres spielenden Kindes, das eine neben ihr sitzende ältliche Frau von freundlichem, wohlwollendem Äußeren im Arme hatte. Die Frau richtete sogleich beruhigende Worte an meine Tante, sagte ihr, daß sie sich bei ihr in vollkommener Sicherheit befinde und daß nicht leicht sich jemand zu dieser abgelegenen Waldwohnung verirre. Sie habe gleich die Gräfin Landrecy in ihr erkannt, da es ihr aber recht wohl bekannt sey, wie diese edle Frau ihre Reichthümer nur dazu verwandt habe, Arme und Elende durch Wohlthaten zu beglücken, so werde sie eher ihr eigenes Leben hingeben, als dulden, daß ihrem Gaste das mindeste Leid geschehe. Sie war die Wittwe eines Förslers, dessen Stelle in den Verwirrungen der Revolution nicht wieder besetzt worden war, und der man die einsame, von niemand begehrte Wohnung gelassen hatte. Meine Tante verweilte mehrere Monate an diesem entlegenen Orte. Sie hoffte immer eine Nachricht von ihrem Manne zu erhalten und mit diesem dann in's Ausland zu fliehen. Ihre gefällige Wirthin begab sich oft in die Nähe des Schlosses, um irgend eine Kunde zu vernehmen, welche den Wün-

schen der Gräfin entspräche, aber sie fand nur der trauerigen, vereinsamten Ruinen, die alten Diener und Bekannten hatten sich nach allen Weltgegenden zerstreut. Da entschloß sich meine Tante, die Reise nach Deutschland, wohin sich der Graf gewendet hatte, ohne andern Schutz, als den des Himmels, mit ihrem Kinde zu unternehmen. Die Sache war gefährlich, aber was wagt die Liebe eines treuen Weibes nicht? Deutsche Heere waren damals schon bis in die Champagne vorgedrungen, in wenigen Tagen durfte sie hoffen, sich unter ihrem Schutze zu befinden, vielleicht den Gemahl ihrer Schwester, der unter jenen Heeren diente, aufzufinden. Sie entdeckte der Försterswittwe ihren Plan. Da erklärte ihr diese, daß sie ihren Gast mit dem ihr so lieb gewordenen Kinde nicht allein reisen lassen könne, daß sie beide bis dahin, wo sie Schutz und Sicherheit fänden, begleiten würde. Auf einem einfachen, bäuerischen Leiterwagen, mit einem leinenen Tuche bedeckt, wurde die Reise angetreten. Die kleine Cäcilia war frisch und munter, ein Trostesengel für die sorgenvolle Mutter. Unter mancherlei Gefahren gelangten sie in die Nähe des feindlichen Heeres. Jetzt galt es nur noch die Schwierigkeit, den Scharfblick der französischen Vorposten zu täuschen. Da stand ihnen der Zufall bei, und

als ſie eines Morgens in einem Wäldchen umherirrten, ſahen ſie ſich plötzlich von einem Haufen deutſcher Krieger umringt, deren Anführer in der einen Reiſenden ſogleich eine Dame von Stande zu erkennen ſchien. Sie nannte ihren Namen, gab die Abſicht ihrer Reiſe an und erfuhr nun auf ihre Erkundigung zu ihrem freudigen Erſtaunen, daß ſich ihr Schwager, mein Vater, ganz in der Nähe befinde und das Corps befehlige, zu welchem dieſe Streifpartie gehörte. Nach wenigen Stunden ſah ſich meine Tante dem wohlbekannten Verwandten gegenüber, in ſeinem Zelte, das wohl wenig geeignet war, einen ſolchen Beſuch zu empfangen. Er war eben ſo überraſcht, als erfreut, ſie vor den blutdürſtigen Verfolgungen der Freiheitsmänner gerettet zu ſehen, aber er konnte ihr keine beſtimmten Nachrichten von ihrem Gatten ertheilen, von dem er nur wußte, daß er, nachdem er die kleine Gabriele bei meiner Mutter zurückgelaſſen, ſich in die Schweiz begeben habe. Die gutmüthige Förſtersfrau wurde nun reichlich belohnt zurückgeſandt. Noch immer beſaß Tante Helene das Käſtchen mit den Juwelen, mit einer anſehnlichen Summe in Gold und einigen wichtigen Familienpapieren. Für die erſte Nacht hatte mein Vater ſein Gezelt der Tante und ihrem Kinde überlaſſen; allein am nächſten

Morgen vermehrte ſich ſeine Verlegenheit, da für den bevorſtehenden Tag der bekannte Angriff auf die Höhen von Valmy angeordnet wurde. Er ſandte die Tante mit der kleinen Cäcilia unter einer Bedeckung nach dem Troß der Armee zurück, bei dem ſich mehrere Frauen angeſehener Offiziere befanden. Die deutſchen Heere mußten weichen und meine Tante hatte den Schmerz, ihren Schwager am nächſten Tage ſchwer verwundet zurückkehren zu ſehen. Während des Rückzuges, auf welchem mein Vater große Leiden mit Geduld und Faſſung ertrug, theilte meiner Mutter Schweſter ihre Sorge zwiſchen ihm und ihrem Kinde. Sie ſchrieb meiner Mutter und meldete dieſer ihre gelungene Flucht und den Unfall, der meinen Vater getroffen. Erſt ſpät gelangte dieſer Brief zu uns mit einem zweiten, von dem ich nachher ſprechen werde. Von Tage zu Tage verſchlimmerte ſich, ungeachtet der ſorgſamſten Pflege, die Wunde meines Vaters. Er verfiel zuletzt in einen Zuſtand der Bewußtloſigkeit, in dem nur mit Mühe der Lebensfunke, der dem Erlöſchen ſo nahe, unterhalten werden konnte. Es war nicht möglich ihn weiter zu transportiren. Er blieb unter der Pflege meiner Tante in dem Städtchen Bacharach zurück, während die Heere andern Beſtimmungen entgegen zogen. Monate lang ſchmachtete

er in diesem Zustande. Oft drangen einzelne Streifcorps der Franzosen schon bis in die Nähe des Rheines vor. Sie wurden immer häufiger und zahlreicher und die Gefahr für den Vater und Tante Helene, eine Ausgewanderte, stieg mit jedem Tage. Schaaren von Emigranten flüchteten über den Rhein und ihr Beispiel ermahnte sie, auf ihre Sicherheit zu denken; allein sie hielt es für eine heilige Pflicht, bis zu dem letzten Augenblicke bei dem langsam Sterbenden auszuhalten. Da fand sie ihn eines Morgens eingeschlafen, kalt und ohne Leben. Er war still verschieden. Sie meldete das traurige Ereigniß ihrer Schwester, sie schrieb, daß sie für ein' ehrenvolles Begräbniß sorgen und dann sogleich zu uns eilen werde. Sie erwähnte mehrerer Briefe, die sie von Bacharach aus an uns geschrieben habe, von denen aber keiner seine Bestimmung erreicht hatte. Diesen letzten mit der Todesnachricht empfingen wir zugleich mit dem ersten, der die Verwundung meines Vaters anzeigte. Du kannst dir denken, in welche Trauer diese Bothschaft meine Mutter versetzte. Ich war noch ein kleiner Knabe, aber ich erinnere mich noch der Thränen, die sie unaufhörlich vergoß. Von Tage zu Tage erwartete man nun die Tante mit der kleinen Cousine. Monate vergingen, ein Jahr entschwand, ohne daß sie anlangte, ohne

daß eine Kunde von ihr eintraf. Der Graf von Landreey kam aus der Schweiz zurück, wo seine Versuche, die französische Grenze zu überschreiten, vergeblich gewesen waren. Alle Mittel wurden aufgeboten, Erkundigungen von der Verschwundenen einzuziehn: das Grabmal meines Vaters stand in der Kirche zu Bacharach, aber wo die Dame, die es setzen lassen, hingekommen, wollte niemand wissen. Meine Mutter verfiel in Krämpfe, wenn sie von der Sache sprechen hörte. Nach mehreren Jahren kehrte der Graf nach Frankreich zurück und wurde wieder in seine alten Rechte eingesetzt. Er ließ es fort und fort an Nachforschungen nach Frau und Kind nicht fehlen, aber alle Bemühungen waren eitel: sie waren und blieben verloren."

„Parla como un libro stampato: würde ich mit dem Leporello im Don Juan sagen, wenn ich ein schlechter Spaßmacher wäre, wie du noch vor vier Wochen warest!" versetzte sehr trocken Dietrich. „Ruhig habe ich dich angehört, ich habe mich gezwungen, dich nicht zu unterbrechen, während ich mich im Innern schwer geärgert und mich jeden Augenblick in der Laune gefühlt, dir einiges Unhöfliche zu sagen. Sieh vor dich und gib Acht, daß du nicht strauchelst, denn der Weg auf dem hartgefro-

renen Schnee iſt gefährlich in dieſer Bergſchlucht. Laß uns vorſichtig weiter dringen und höre an, was ich dir ſagen will. Warum haſt du mir die ganze Geſchichte nicht früher erzählt, warum nicht, ehe wir in der Geſtalt unſchuldiger Landleute die Wallfahrt nach der Kirche zu Bacharach antraten?"

„Ich hatte meine guten Gründe," antwortete Edmund. „Ich will dir nur geſtehen, daß ich ſchon als Kind eine ſeltſame phantaſtiſche Liebe zu der verloren gegangenen kleinen Couſine Cäcilia in mir trug, daß ich immer meinte, ſie würde ſich einmal wiederfinden, als eine Königin oder Prinzeſſin auf einem goldſtrahlenden Throne, und mich dann heirathen. Die Haushälterin hatte, wenn ſie die Geſchichte erzählt, immer geheimnißvoll hinzugeſetzt: wahrſcheinlich habe das Waſſerweibchen die zwei Verlorenen in ihr Reich entführt. Ich ſah nun die Couſine immer in einem Kriſtallpallaſte wandeln und liebte ſie unbeſchreiblich. Dieſe wunderliche Liebe ging, freilich unter anders geſtalteten Hoffnungen, mit in meine Jünglingsjahre über und Alles, was ſich darauf bezog, ſchien wie ein Heiligthum, das ich durch Entdeckung an einen andern nicht entweihen dürfe. Das Leben im Kriege hat mich nun wohl manchmal dieſen Selbſttäuſchungen entzogen, aber immer behielt ich die Gewohnheit bei,

auf dieſer Sache den Schleier des Geheimniſſes ruhen zu laſſen, der mir ſelbſt ſie nur intereſſanter machte."

„Eine ſchöne Gewohnheit, das!" brummte der Freund. „Weißt du, was ſie dich koſtet?"

„Du ſprichſt in Räthſeln," erwiederte Edmund. „Was kann ich durch ſie verlieren, was kann ſie nach deinem Ausdrucke mich koſten?"

„Das will ich dir ſagen," entgegnete ernſt und gleichmüthig Dietrich. „Ich bin kein Phantaſt, kein romantiſcher Schwärmer und Mährchenphiloſoph, aber als routinirter Juriſt behalte ich bei einem verwickelten Falle alle einzelnen Umſtände im Auge, welche die Sache erklären oder doch erklären könnten. Wo iſt deiner Mutter Schweſter mit ihrem Kinde verſchwunden? Hier am Rheine, in dieſer Gegend, vielleicht in dem Umkreiſe einer halben Stunde. Was fiel mir an der ſeltſamen Schifferin auf, die uns in jener gefährlichen Nacht über den Rhein gebracht? Die wunderbare Ähnlichkeit mit dir, die ſo weit ging, daß ſie, wie ich noch in der Hütte bemerkte, ſogar das kleine rothe Maal unter dem Auge mit dir gemein hat, das leicht ein Familien-Maal ſeyn kann. Das Alter ſtimmt auch überein und hätte ich damals gewußt, was ich jetzt weiß, ſo hätte das hübſche Kind mit

Güte oder Gewalt uns in's Bivouac begleiten müſſen, um dort ſcharf verhört zu werden und aus dem Verhöre vielleicht als deine leibliche Couſine, Cäcilia, Gräfin von Landrecy, hervorzugehn."

Dem Begleiter Dietrichs war es, als werde durch ein plötzliches Licht die Nacht erhellt, die ihn bisher umgeben. Er blieb ſtehen und ergriff des Freundes beide Hände. Ein Zittern in der ſeinigen verrieth die heftige Bewegung ſeines Innern.

„Bei'm Himmel!" hob er nach einer Pauſe mit bebender Stimme an: „dieſes Maal iſt in der Familie meiner Mutter herrſchend, ſie ſelbſt trägt es, auch Couſine Gabriele. Es war oft in traulichen Geſprächen die Rede davon, daß es ſich bis jetzt noch auf alle Glieder ihres Geſchlechtes fortgepflanzt habe, daß es aber bei vielen erſt ſichtbar werde, wenn irgend ein lebhaftes Gefühl, eine Leidenſchaft ſie bewege. Dietrich, du haſt mich auf wunderliche Gedanken gebracht. Jene Schifferin — ich will es nicht läugnen, ihre Schönheit, ihr Muth, vielleicht auch der Umſtand, daß ſie unſere Retterin geworden, haben auf mich einen tiefen Eindruck gemacht. Statt jenes phantaſtiſchen Bildes der Couſine Cäcilia ſehe ich jetzt immer ſie vor mir. Die Ähnlichkeit, die du damals zwiſchen uns finden wollteſt, hat mich ſchon mit ſeltſamen Ahnungen

erfüllt und nun das Maal — Dietrich, wenn es wäre, wenn die Verlorene wiedergefunden eine —"

„Basta!" unterbrach ihn mit fester Stimme der Freund. „Das Ganze ist nichts als eine Fabel, die ich dich zu necken ersonnen. Ich wollte dir nur zeigen, daß ein profalscher Actenwurm, wie ich, auch einmal in das Romantische hineinpfuschen kann. Im Übrigen sey überzeugt, daß Ähnlichkeiten, Mäler und dergleichen vor dem Forum des Richters durchaus unbedeutende Dinge sind und daß aus gewöhnlichen Schifferinnen nur in Comödien und Novellen etwa Gräfinnen werden. Doch halt! hier sind wir der Beschreibung nach am Ziele unserer Wanderung. Diese Spelunke ist bestimmt, uns Quartier zu geben."

Edmund blickte auf. Sie standen vor einem ansehnlichen, halb verfallenen Hause, das sich mit der Rückwand an einen der mächtigen Schieferberge lehnte, zwischen denen sich die Thalschlucht hinzog. Der Mond, der während ihrer nächtlichen Wanderung aufgegangen war, ließ sie ihre Umgebungen in unsichern Umrissen erkennen. Gleich ungeheuern riesigen Gebilden stiegen zu beiden Seiten die gewaltigen Leyenberge zum Himmel, an deren schroffen Wänden nur selten eine Schneespur haftete; im Hintergrunde dehnte sich ein sanfter aufsteigendes,

ſchneebedecktes Gebirge in die Ferne. In dem Hauſe war es ſtill. Die Fenſter des Erdgeſchoßes waren mit ſtarken Laden verwahrt; in denen des obern Stockes, welche hohe Schwibbögen bildeten, brannte kein Licht. Das ganze Haus hatte etwas Alterthümliches, Kirchenartiges. Durch die Sparren des ſteinentblösten Dachwerks fielen die Strahlen des Mondes auf unſere Wanderer herab. Alles ſchien im Innern wie ausgeſtorben und Dietrich riß den Freund aus ſeinen Träumereien durch die Bemerkung empor: daß ſie allem Anſcheine nach genöthigt ſeyn würden, Quartiergeber und Quartiergaſt in eigener Perſon vorzuſtellen. Wenige Augenblicke ſpäter erkannte er ſeinen Irrthum. Auf ſein Klopfen wurde geöffnet und eine bejahrte Frau mit einer Lampe in der Hand, trat, nach ihrem Begehren fragend, in die Thüre. Die Abſicht des nächtlichen Beſuches ſchien ſie nicht zu befremden. Sie forderte die beiden jungen Männer auf, ihr in das warme Zimmer zu folgen, wo ſie noch einen Gaſt finden würden, der ſich freilich auf eine unbefugte und gewaltſame Weiſe bei ihr eingedrängt habe. Begierig die Bekanntſchaft dieſes Gaſtes zu machen und der Ruhe bedürftig, folgten ihr Edmund und Dietrich.

Es liegt in der Eigenthümlichkeit dieſer Geſchichte, daß es uns noch nicht vergönnt iſt, einen Blick auf Anne zurückzuwerfen, die wir allerdings in einem verhängnißvollen Momente verließen; allein wir würden den Gang der Verhältniſſe, wie er uns zum Ziele führen muß, ſtören, wollten wir ihrer Entwickelung zuvorgreifen, die ſich zu ihrer Zeit von ſelbſt ergeben wird.

In dem Innern des Hauſes, das die zwei befreundeten Krieger ſo eben betreten hatten, befand ſich ein hohes gewölbtes Gemach, an deſſen Steinwänden halb vorſpringende Säulen emporſtiegen und ſich zu einer ſpitzigen Kuppel vereinigten. Dieſes Gemach war von bedeutender Größe und ſchien ſeiner erſten Beſtimmung nach zu einer Capelle gedient zu haben. An jenen Säulen zeigten ſich noch erhaben gebildete Wappenſchilder mit verbleichten Farben und halb erloſchten Umriſſen. Eine hell brennende Lampe hing von der Kuppel herab und ergoß ihr Licht über die Menſchen und die Gegenſtände, welche ſich in dem Gemache befanden. Auf einem großen, alterthümlichen Lehnſtuhle in der Mitte des Zimmers ſaß eine ſtark gebaute männliche Geſtalt in der Uniform eines franzöſiſchen Kriegers. Die Grenadiermütze lag neben ihm auf dem

Boden, die rechte Hand ruhete an dem Gewehr, das an den Seſſel gelehnt ſtand, die linke war unter den Aufſchlag des Kleides geſchoben und ſchien hier irgend einen Gegenſtand zu halten. Der Krieger hatte ſich lang hingeſtreckt auf den Seſſel, ſein Angeſicht war todtenblaß, ſeine Augen waren geſchloſſen, um die Stirn lag ſehr locker gebunden ein Tuch, unter dem langſam ein ſchwarzer Blutſtrom hervordrang und in dicken Tropfen über die bleichen Wangen herabſickerte. Er ſchien ohne Bewußtſeyn. Schwere Odemzüge, in langen Zwiſchenräumen, zeigten an, daß er noch lebe. Weit von ihm, in einem düſtern Winkel des Gemaches ſaß auf einem niedern Sitze ein Frauenbild. Sie war in ein weites grünes Gewand gehüllt, eine Fülle von Haaren hing über ihren Rücken hinab, ihr Antlitz, das noch Spuren ehemaliger Schönheit verrieth, war noch bleicher, als das des verwundeten Soldaten. Sie hatte die Ellenbogen auf die Kniee geſtützt, den Kopf in die Hände, und ſaß in einer ſeltſamen kauernden Stellung. Auch ihre Augen waren geſchloſſen und nichts verrieth, daß der anweſende Mann auch nur in einem geringen Grade ihre Aufmerkſamkeit errege. Sie ſchien völlig ſtumpf und gleichgültig. Kein Laut kam über ihre Lippen. Es war ſo ſtill in dem weiten Gemache, daß jeder

einzelne Seufzer des Verwundeten laut durch den ganzen Raum hinhallte.

Jetzt bewegte es sich auf dem Vorplatze, die Stimme der Frau, welche die beiden jungen Deutschen eingelassen hatte, ließ sich vernehmen, ihr antworteten die herankommenden Männer. Da schien Leben in die starre, leichenähnliche Gestalt des französischen Kriegers zurückzukehren. Er fuhr zusammen, richtete sich mit dem halben Oberleibe etwas auf und heftete die dunkeln, wild flammenden Augen auf die Thüre des Gemaches. In diesem Augenblicke öffnete sich diese. Die Uniformen der Eintretenden, ihre blitzenden Waffen wurden sichtbar.

„Qui vit?“ rief mit gewaltsamer Anstrengung der Franzose im Tone des gewöhnlichen Wachtrufs. Vergebens bemühete sich seine Rechte, das Gewehr, das an seiner Seite stand zu erheben, sie sank kraftlos in dem Laufe nieder. „Qui vit?“ stammelte er noch einmal mit bebender Lippe und fiel, ohne sich länger aufrecht halten zu können, in den Sessel zurück.

Die beiden Freunde sahen sogleich ein, daß sie von diesem Feinde nichts zu fürchten hatten. Während die Frau, die sie hereingeführt, erzählte, daß er vor einer Stunde etwa, als man noch heftig im Gebirge geschossen, mit blutendem Kopfe an

ihrer Thüre angelangt sey und unter Flüchen und Drohungen sich den Eingang erzwungen habe, seitdem aber immer tiefer in Schwäche verfallen sey, näherten jene sich ihm mitleidig und Dietrich, redete ihn in französischer Sprache an. Indessen blieb die im Winkel sitzende Frau immer still und theilnahmlos und wurde von den neuen Ankömmlingen nicht bemerkt. Alle Fragen, welche Dietrich an den Franzosen that, in wie fern er ihm eine Linderung seiner Schmerzen verschaffen könne und ob nicht eine Erquickung in diesem Augenblicke ihm Noth thue, ließ dieser unbeantwortet. Seine Blicke ruheten nur immer starr auf Edmund, der nahe bei ihm stand und mit einem Gefühle tiefen Mitleids den benarbten Krieger betrachtete, der gewiß oft glücklich den Gefahren des Todes entgangen war, jetzt aber ihm unerrettbar verfallen schien. Da erhob sich mit einer äussersten Anstrengung noch einmal der Franzose von seinem Sitze, so daß er halb stehend, in vorgebogener Haltung sich Edmund gegenüber befand, indem seine Rechte auf die Lehne des Sessels sich stützte und die linke krampfhaft auf der Brust, unter dem Klappenaufschlage der Uniform, wühlte. Er näherte sein Antlitz so sehr als möglich dem jungen Krieger und schien eifrig in dessen Zügen zu forschen. Dann

ſagte er, während ſeine Kniee zitternd zuſammen ſchlugen und in jedem Augenblicke zuſammenzubrechen droheten, mit feſter Stimme:

„Mademoiſelle, ich kenne Sie wohl! Sie wollen Ihr Eigenthum zurück, das ich Ihnen geſtohlen habe in jener Nacht, als Sie neben dem todten Manne in der Hütte am Rheine knieeten. O, ich erinnere mich noch recht gut dieſes Augenblicks! Was haſt du aber einen Soldatenrock und blanke Waffen angelegt, tolldreiſtes Mädchen?“ fuhr er heiſer lachend fort. „Meinſt du denn, du könnteſt den Sergeant Girard zwingen, dir herauszugeben, was er behalten möchte? Nein, nein, Kind! Vor Waffen hat ſich Girard nie gefürchtet und mit Bitten und Thränen hat ihn auch nicht leicht ein Weib gerührt. Aber jetzt geht's zum großen Apell und wenn da gerufen wird: Sergeant Girard, haſt du kein ungerechtes Gut auf deiner Seele? Dann möchte ich doch gern antworten können: nein, Obergeneral! Was ich an mich gebracht habe, geſchah in gerechter Plünderung im Feindeslande, aber nicht durch Raub und Diebſtahl in Freundeslande. Da, Mädchen, nimm dein Eigenthum zurück! Es iſt unverletzt. Vivo la Franco! Vivo l'Empereur!“

Bei dieſen letzten Worten hatte er müheſam

ein rothes Käſtchen, das er unter ſeiner Uniform verwahrt, hervorgenommen. Er drückte es dem erſtaunten Edmund in die Hand, dann knickten ſeine Knice zuſammen und mit dem leiſe wiederholten: Vive l'Empereur! ſank er, von Dietrich unterſtützt, halb auf den Seſſel, halb auf den Boden nieder. Seine Augen brachen, ein leiſes Zukken flog über das bleiche Angeſicht, nun wurde es ſtarr und ruhig und als Dietrich die Hand auf ſein Herz legte, hatte es aufgehört zu ſchlagen.

„Er iſt todt;“ ſagte Dietrich zu der herbeitretenden Hausfrau. „Er iſt als ein wackerer Soldat geſtorben und ich werde Sorge tragen, daß ihm morgen ein ehrenvolles Begräbniß wird. Aber jetzt laßt ihn uns wegſchaffen. Jedem ſein Recht! Der Todte gehört nicht unter die Lebenden.“

Die Frau rief einen Knecht herbei, den einzigen Diener, den ſie im Hauſe hatte. Mit ſeiner und ihrer Hülfe ſchob Dietrich den Seſſel mit dem Geſtorbenen hinaus. Edmund, der ſich an einen Tiſch geſtellt hatte und dem Freunde den Rücken zukehrte, hörte nicht auf deſſen Anforderungen, mit Hand anzulegen, und ſchien ganz in den Anblick eines Gegenſtandes, der ſich vor ihm auf dem Tiſche befinden mußte, verſunken. Als der ältere Freund zurückkehrte, fand er ihn noch in der-

ſelben Stellung. Dietrich trat näher. Jetzt bemerkte er, daß eine dunkele Gluth auf Edmunds Angeſicht getreten war, daß ſeine Hände, welche zwei Papiere hielten, heftig zitterten und ſeine Blicke auf den Schriftzügen der Papiere wild umherirrten. Das rothe Käſtchen ſtand vor ihm auf dem Tiſche.

„Dietrich, ich glaube, ich werde noch wahnſinnig;“ hob er mit einem ſeltſam veränderten Tone der Stimme an. „Alles, was mir begegnet, iſt geeignet, meinen Verſtand zu verwirren und es klopft ſo wunderlich in meinem Gehirne, als ſey ein fremder Gaſt eingekehrt. Siehe, das iſt das Käſtchen, das mir der Franzoſe gegeben! Als ich es öffnete, funkelten mir Gold und Edelſteine entgegen. Dazwiſchen lagen zwei Papiere. Hier ſind ſie. Das eine iſt ein preußiſcher Militärpaß aus den neunziger Jahren, auf meine unglückliche Tante ausgeſtellt, das andere der Tauf, ſchein meiner Couſine Cäcilia. Sind das nicht tolle Streiche des Schickſals, ſo gibt es keine, und wenn mich ſein toller Wirbel mit fortreißt, ſo halte ich das für nichts Beſonderes.“

Dietrich griff haſtig nach den Papieren. Er glaubte ſich allein mit dem Freunde. Da ertönte

ein Geräuſch in ihrem Rücken und jene Frau, die bisher von ihnen unbemerkt im Winkel gekauert geweſen, erhob ſich von ihrem niedern Sitze. Ihr Antlitz war nicht mehr bleich, wie früher. Eine ſanfte Röthe lag auf den Zügen, aus denen jetzt Leb[illegible] und Empfindung ſprach. Eine wunderbare Heiterkeit — man hätte ſie eine Verklärung nennen können — thronte auf der Stirn, in den ſchönen blauen Augen zeigte ſich ein Ausdruck der Überraſchung, während auf den Lippen eine Frage zu ſchweben ſchien. In weiten Faltenwürfen fiel das grüne Gewand um ihre Geſtalt, allein man konnte doch in der edeln Haltung, in der freien Bewegung jene Feinheit des äußern Benehmens erkennen, die nur eine höhere Bildung gibt. Sie näherte ſich mit Haſt aber dennoch mit Anſtand den erſtaunten jungen Männern. Hätten dieſe ſie früher bemerkt in ihrem ſtumpfen Hinbrüten, in ihrer geiſtigen und körperlichen Erſchlaffung, mit der Leichenbläſſe auf den eingefallenen Zügen, mit dem ganzen Anſehn einer mitleidenswerthen, empfindungsloſen Gemüthskranken, ſie hätten ſie in dieſem Weſen, das nur durch ſeine plötzliche Erſcheinung ſie überraſchte, nicht wieder erkannt. Mit einem leichten Gruße trat ſie zu Edmund. Sie legte die Hand auf das rothe Käſtchen und ſagte in einem

Tone, der die Bewegung ihres Gemüthes an den Tag legte:

„O mein Herr, Sie nannten einen Namen, der mir unendlich theuer ist und der Umstand, daß sie im Besitze dieses Kästchens sind, welches ich recht wohl kenne, sagt mir, Sie wissen mir auch einen Aufschluß über das Schicksal derjenigen zu geben, die jenen Namen trägt! Verschweigen Sie mir Nichts, mein Herr! Niemand hat ein heiligeres Recht auf dieses theuere Wesen, als ich. Lebt sie noch? Und wo lebt sie, welches Schicksal ist ihr geworden?“

Edmund blickte die Fragende starr an, ohne eine Antwort auf ihre Rede finden zu können. In seinem Kopfe wurde es wüster und wilder. Es kam ihm Alles, was er hörte und sah, wie ein unklarer Traum vor, in dem er selbst eine Rolle mitspielen mußte. „Reiße dich heraus!“ rief er sich selbst zu: „Wahnbilder wollen dich necken und verwirren, Trug will deinen Geist umspinnen und dir eine falsche Gegenwart vorheucheln!“ Dann aber kehrte die Erinnerung des Vorangegangenen, der Ereignisse, die ihn hierher geführt, zurück; er fühlte Dietrichs Hand in der seinigen, er empfand den Odem der nahestehenden Frau an seiner Wange, er er-

kannte wieder, daß Alles, was ihm begegne, Wirklichkeit sey.

Indessen hatte die Frau langsam das Kästchen geöffnet.

„Da ist ja noch Alles beisammen, wie es seyn muß!“ hob sie wiederum an: „die Diamanten von der Großmutter und die Goldstücke von dem Grafen. Die Diamanten trug ich zum erstenmale an meinem Hochzeitstage, die Goldstücke schenkte mir der Graf bei seiner Abreise. Aber wo sind die Papiere, die noch dazu gehören? Ach, Sie halten sie, mein Herr! Sie wissen, daß sie von Wichtigkeit sind und das wußte derjenige auch, der das Kästchen der rechtmäßigen Besitzerin raubte.“

Nachdenkend blieb sie einige Augenblicke stehen und betrachtete aufmerksam den Inhalt des Kästchens. Dietrich war eben so sehr von der Erscheinung der Frau, ihren seltsamen, bedeutungsvollen Reden, wie von dem Zustande seines Freundes, dessen ganzes Wesen ein steigendes Unwohlseyn verrieth, ergriffen.

Er wollte die Frau anreden, er wollte durch eine entscheidende Frage dieser räthselhaften Sache eine bestimmte Wendung geben. Ehe er aber eine schickliche Einkleidung, wie sie das Achtung gebie-

tende Äußere der Frau erheischte, finden konnte, nahm diese auf's Neue das Wort:

„Sonderbar! Nichts fehlt und dennoch wurde ein Mord begangen, um sich dieses Goldes, dieser Kleinodien zu bemächtigen. Viele, viele Jahre sind verschwunden, seit ich sie nicht vor Augen gehabt, wie eine graue, trübe Scheidewand liegt es zwischen der Gegenwart und jener Zeit und nun muß auf einmal der Glanz dieses Goldes, das Feuer dieser Edelsteine wieder meine Blicke treffen. Aber das köstlichste Kleinod, das mit diesen war! Wo ist es hin, was ist aus ihm geworden? O, mein Herr," wandte sie sich im Tone der dringendsten Bitte an Edmund, „wenn Sie das Gefühl einer Mutter achten, die sich nach dem lange entbehrten Kinde sehnt, wenn Sie die Qualen der entsetzlichen Ungewißheit über das Schicksal des geliebtesten Wesens ahnen, so sagen Sie mir, was Sie von derjenigen wissen, die mit diesem Golde und diesen Diamanten in der Gewalt eines räuberischen Bösewichtes blieb, geben Sie mir eine Kunde von meiner Tochter, von meiner Cäcilia!"

„Weib!" sagte Edmund, der sich in der außerordentlichsten Erregung befand und die Frau mit Blicken betrachtete, in denen Fiebergluth brannte: „bist du nicht ein bloßes Wahnbild meiner entflamm-

ten Einbildungskraft, eine Geburt meines erhitzten Gehirnes, ist nicht Alles, was mich umgibt, nur ein Werk der Sinnestäuschung, dieses Haus, der Schmuck, der vor meinen Augen, der Freund, der an meiner Seite steht: dann — dann," fuhr er stärker fort, „dann kannst du keine andere seyn, als Helene, Gräfin von Landrecy!"

Da erlosch mit einemmale das Feuer in den Blicken der Frau, die Augenlieder schlossen sich langsam über den Augen, die Stirn erschien von unzähligen Falten gefurcht und die sanfte Röthe der Wangen ging in eine Leichenblässe über. Alle Züge schienen um viele Jahre gealtert. Der Kopf sank müde auf die Brust herab, kraftlos fielen die Arme nieder und die eben noch so hohe Gestalt schwankte zusammengebrochen, tappend, wie eine Blinde, nach dem niedern Sitze im Winkel zurück.

„Gieb Antwort, Gräfin von Landrecy!" rief ihr Edmund im Tone eines Rasenden nach. „Es muß jetzt hell werden in der Vergangenheit, jetzt oder nimmermehr!"

In diesem Augenblicke trat die Hausbesitzerin herein und sah erschrocken auf den jungen Mann und ihre Gefährtin, die im Begriff war, ihre alte Stelle einzunehmen.

„Hat die Mondsüchtige zu Euch gesprochen?"

fragte sie, besorgt dem wild um sich blickenden Edmund näher tretend. „Ihr müßt Euch nicht an das kehren, was sie gesagt hat! Es ist eine arme geisteskranke Frau, die mein seliger Mann vor vielen Jahren elend im Gebirg umherirrend angetroffen hat. Seitdem lebt sie hier im Hause, wenn man ein Daseyn wie das Ihrige Leben nennen kann. Sie spricht in ihrem gewöhnlichen Zustande nie, hat die Augen immer verschlossen und sitzt wie stumpf und geistesabwesend in ihrem Winkel. Alles was nun um sie vorgeht, scheint sie nicht zu bemerken und die wenige Nahrung, die sie zu sich nimmt, kann sie nur gerade erhalten. Wenn die Zeit des Vollmondes da ist, geht manchmal eine seltsame Veränderung mit ihr vor. Sie steht auf und erscheint als ein ganz anderes Wesen. Sie sieht aus wie eine Gesunde, blühend, frisch und sogar schön. Dann fängt sie auch an zu sprechen von frühern Zeiten, von einem schönen Schlosse, das sie bewohnt, und ganz besonders scheint ihr Gemüth mit den Gedanken an eine Tochter beschäftigt, die sie todt oder verloren wähnt. Wer kann aber einer Aberwitzigen, einer Mondsüchtigen glauben? Dieser Zustand hat auch immer nur sehr kurze Zeit gedauert. Sie sank in ihre frühere Stumpfsinnigkeit zurück und dann ist mit allen Fragen kein

Wort mehr aus ihr zu bringen. Es ist nun schon sehr lange, wohl über Jahr und Tage her, daß sie die Mondsucht nicht befallen hat und ich dachte schon, sie würde nun immer stumm bleiben bis an ihr Ende."

„Hat sie etwa, wenn sie zu Euch sprach," forschte Dietrich, „das verloren geglaubte Kind Cäcilia genannt?"

„Richtig!" antwortete die Wirthin. „Von ihrer Cäcilia sprach sie immer und sicherlich hat sie auch gegen Euch dieses Kindes erwähnt, vielleicht auch ihres Schlosses und ihrer ehemaligen Reichthümer! Lieber Gott, die haben wohl nur in ihrer Einbildung bestanden! Mein seliger Mann fand sie in Lumpen gehüllt in dem erbärmlichsten Zustande einer unglücklichen, verwilderten Person."

Indessen hatte Edmund mit seltsamer Eilfertigkeit das Schmuckkästchen mit den Papieren in seinen Tornister gepackt. Ohne weiter ein Wort zu sprechen, ließ er sich jetzt auf einem Sessel nieder, legte den Tornister auf seinen Schooß, breitete die Arme darüber aus und schien sich dem Schlafe hingeben zu wollen. Als sein Freund, der noch einmal zu der Frau im Winkel trat und diese genau betrachtete, nach einem Weilchen sich ihm näherte, fand er ihn wirklich schlafend. Sein Kopf

war auf den Tornister niedergesunken und die schweren Athemzüge, die sich seiner gepreßten Brust entrangen, wie die Fieberhitze auf seiner Stirn, waren nicht geeignet, Dietrichs Besorgnisse zu vermindern. Er setzte sich leise neben den Freund und bewachte dessen Schlaf. Es schien ihm bemerkenswerth, daß die Mondsüchtige, als Edmund sie mit dem Namen seiner Tante anrief, erwacht und in den gewöhnlichen Zustand ihres wachen Lebens zurückgekehrt war. Erinnerte er sich doch, gehört zu haben, daß solche Nachtwandler, wenn sie durch kein noch so lautes Getöse zu sich zu bringen gewesen, bei einer halblauten Nennung ihres Namens erwacht seyen und daß man deshalb sich hüte, an gefährlichen Stellen ihnen diesen zuzurufen, indem sie dann schon oft im ersten Schreck des Erwachens verunglückt seyen. Auch sollten sie in vielen Fällen, gleich den magnetisch Somnambulen, höhere Geistesanlagen während des mondsüchtigen Zustandes verrathen, als im wahren Daseyn. Alles dieses schien bei der Unglücklichen, die im Winkel gekauert saß, zusammenzutreffen. Wenn nun Dietrich dabei erwog, daß sie eine genaue Kenntniß des verhängnißvollen Kästchens und seines Inhaltes gezeigt hatte, daß sie von einem verlorenen Kinde sprach, welches sie Cäcilia nannte; wenn

er der jungen Schifferin gedachte und ihrer wunderbaren Ähnlichkeit mit Edmund, des sterbenden Mannes in der Hütte am Rhein und der Aussage des Sergeanten Girard, der, Edmund für ein Mädchen ansehend, gestanden hatte, daß er in einer Hütte, wie jene, eben diesem Mädchen, das neben einem todten Manne gekniet, das Schmuckkästchen geraubt habe: dann mußte er sich bekennen, daß dieses Zusammentreffen von Umständen ein wunderliches Licht auf seines Freundes Familienverhältnisse verbreitete, dessen Dämmerung aber, bei der Geistesstumpfheit der Hauptperson, wohl nie ganz erhellt werden dürfte.

Die Scene, die ihn umgab, würde in einem andern Augenblicke seine Aufmerksamkeit erregt und gefesselt haben. Die Wirthin war unter einem grossen, in die Wand gemauerten Crucifixe eingeschlafen, im Winkel kauerte die unglückliche Geisteskranke, von der es zweifelhaft war, ob sie schlafe oder wache, über das ganze alterthümliche Gemach und in die hohe Halle hinauf, sandte das flackernde Flämmchen der Lampe ein seltsames, unbestimmtes Licht, das den zwei Frauen und ihren Umgebungen einen höchst malerischen Reiz mittheilte. Jetzt war Dietrichs Theilnahme ganz seinem Freunde gewidmet. Indem jene Ereignisse, gleich flüchtigen

Bildern an seinem Geiste vorüberzogen, legte er bald sanft die Fläche der Hand auf Edmunds glühende Stirn, bald prüfte er den Schlag des Pulses, bald lauschte er auf den Odemzug. Edmund schien schwer zu träumen. Er veränderte oft seine Lage, stieß unartikulirte Töne aus und preßte einigemale die geballte Hand an sein Herz. Lange widerstand Dietrich der Ermüdung, die eine natürliche Folge des Tag- und Nachtmarsches war. Endlich unterlag auch er der Macht des Schlafes und, indem er noch einmal versuchte die matten Blicke auf den Freund zu richten, schlossen sich seine Augen und verließ ihn das Bewußtseyn.

Als er erwachte, stand Edmund vor ihm. Dieser war schon völlig zum Abmarsche gerüstet und rüttelte an dem Schlaftrunkenen, um ihn zu ermuntern. Geschäftig bewegte sich die Wirthin hin und her, während sie ein Frühstück für die jungen Männer besorgte. Die Fensterläden waren geöffnet und der anbrechende Morgen dämmerte in Osten. Noch brannte die Lampe und erhellte das Gemach. Stumm und unbeweglich, wie ein Steinbild saß die Gemüthskranke in ihrem Winkel.

„Hörst du die Trommel?“ sagte Edmund, während seine Zähne im Fieberfroste zusammenklappten. Er sah jetzt sehr blaß aus und schien sich

nur mit Mühe aufrecht zu erhalten. „Wir müſſen fort zum Regimente," ſprach er weiter. „Die Trommel ruft und ein wackerer Soldat darf nicht fehlen bei ihrem Rufe."

Dietrich war aufgeſtanden und ergriff beſorgt des Freundes Hand.

„Du biſt krank, Edmund," hob er an. „Bleibe lieber zurück und pflege deine Geſundheit hier in Ruhe! Ich will dich krank melden beim Regiment."

„Nein, nein!" erwiederte der jüngere Freund und ſandte ſcheue Blicke nach der Frau im Winkel. „Ich bleibe nicht hier. Sieh dort die Frau aus meinem Kindermährchen! Sie iſt wahnſinnig geworden und ihr Wahnſinn möchte mich anſtecken. Komm, komm! Die Trommel wirbelt Thal auf und Thal nieder. Wir waren nie die letzten auf dem Platze, wir wollen es auch heute nicht ſeyn!"

Ohne die Einladung der Hausfrau zum Frühſtück zu beantworten, eilte er aus dem Gemache, und dem Hauſe. Dietrich ſah ſich genöthigt, ihm zu folgen, um ſo mehr, da in der That vom nahen Städtchen her, wo der Chef ihres Regimentes ſeinen Aufenthalt genommen hatte, Trommelſchlag und Hörnerruf erklangen. Mit gebrochenen Knieen und ſich auf ſein Gewehr ſtützend, das er in der Hand trug, ſchritt Edmund dennoch ſo raſch vor-

wärts, daß Dietrich Mühe hatte, ihn einzuholen. Er sah immer vor sich nieder, sprach unverständlich in sich hinein und gab auf keine der Fragen, die sein Freund an ihn richtete, Antwort. Seine Phantasie schien fort und fort geschäftig, in seinem Innern wunderliche Bilder zu erzeugen. Während er jenes unverständliche Selbstgespräch führte, hob er oft die freie rechte Hand und streckte sie vor sich hin, als wollte er irgend einen furchtbaren Gegenstand von sich abwehren. Sein Gesicht verzerrte sich dann, mit Heftigkeit stieß er unartikulirte Laute aus und das irre Feuer in seinen Augen brannte glühender. Als sie am Thore des Städtchens anlangten, fanden sich mehrere Kameraden zu ihnen, die ebenfalls zu dem allgemeinen Sammelplatze eilten. Jeder von diesen hatte von der Art und Weise, wie er die Nacht zugebracht, von seinem Quartiere, von seinem Wirthe zu erzählen. Niemand, außer Dietrich, achtete auf Edmund, der seinerseits die Anwesenheit der Neuhinzugekommenen nicht zu bemerken schien. So langten sie auf dem Markte des Städtchens an, wo schon der größte Theil des Regimentes versammelt war. Noch hielt sich Edmund aufrecht, noch gelang es ihm, seine Stelle zu finden und in Reih und Glied einzutreten; aber es flammte vor seinen Augen und die Häuser des

Marktplatzes, die er durch diesen Flammenschein erblickte, dreheten sich mit ihm im Kreise. Da sprengte der Obrist vor, es wurde zum Abmarsche commandirt und die Musik des Regiments stimmte eine frohe Weise an. In diesem Augenblicke war es Edmund, als griffen tausend glühende Krallen in sein Gehirn, ein entsetzlicher Schmerz durchzuckte sein ganzes Wesen, eine innere Macht, gegen die er vergebens ankämpfte, riß ihn zu Boden. Mit einem lauten Schrei stürzte er ohnmächtig zusammen. Dietrich sah ihn aus der Ferne niedersinken, aber die Gesetze des Dienstes fesselten ihn an seine Stelle. Er gewahrte noch, wie der Besinnungslose in ein benachbartes Haus gebracht wurde; dann mußte er mit zerrissenem, beängstigtem Gemüthe jenen frohen Klängen folgen, die ihn weit fort von dem kranken Freunde in das Gewirre des Krieges und der Schlachten riefen.

Edmund von Norbeck hatte, wie wir wissen, seinen Vater frühe verloren und durch diesen Verlust blieb seine Erziehung ganz der Leitung seiner Mutter überlassen. Diese war eine Frau von vortrefflichem Herzen, aber die Unglücksfälle, die sie schon in den ersten Jahren einer bisher glücklichen

Ehe, eines ungetrübten Familienverhältnisses trafen, hatten ihre Gesundheit erschüttert und ihre Gefühle zugleich in eine Weichheit und Reizbarkeit gestimmt, die sich in einem mindern Grade auf den Sohn übertrugen. Selbst das spätere Schul- und Universitätleben konnte den früh empfangenen Eindruck nicht erlöschen. Mit den Fröhlichen war Edmund ausgelassen lustig, sein Mund strömte über von Scherzen und geistreichen Witzworten; wo ihn aber Zufall oder Nothwendigkeit zum Zeugen von Scenen des Elends und Unglücks machten, da war es ihm, als sey der fremde Schmerz sein eigener und er fühlte sich dann auch so niedergedrückt, daß er sich nicht einmal zu einer nothwendigen eiligen Hülfleistung erheben konnte. Freilich waren diese Fälle in dem Leben eines Jünglings, der auf der Universität mit fröhlichen Genossen seines Alters, im Felde mit patriotisch begeisterten Waffenbrüdern umging, selten und bei allen seinen Cameraden galt der Frohsinn Edmunds, der eigentlich durch ihre Heiterkeit hervorgerufen wurde, für einen Grundzug seines Characters. Nur Dietrich, der ihn auf Universitäten und später auf dem Gute seiner Mutter gekannt, sah schärfer, als jene. In einem Briefe seiner Mutter fand sich eine Stelle, in der sie des Todes seines Vaters gedachte und daß er

nun bald Gelegenheit haben werde, die Grabstätte des frühe Geschiedenen zu besuchen. Von diesem Augenblicke an war Edmund von dem Unternehmen, sich an das jenseitige noch von Feinden besetzte Ufer zu wagen, nicht zurückzuhalten. Es ist uns bekannt, daß Dietrich ihn begleitete. Selbst noch auf dieser Wanderung klang der Ton der alten, im Bivouak genährten Lustigkeit in ihm nach. Aber Annens Erscheinung, Dietrichs Hindeutungen auf ihre Ähnlichkeit mit ihm, versetzten ihn in ein Nachdenken, veranlaßten weitere Folgerungen in ihm, die nach und nach in ihrer grosen Ausdehnung seine ganze Phantasie einnahmen. Nur mit Mühe gab er sich den fröhlichen Anregungen hin, die von Außen an ihn kamen. Die verlorene Tante mit ihrem kleinen Kinde lag ihm immer im Sinne und es war ihm, als sey er berufen und als sey bald die Zeit da, dieses Räthsel der Vergangenheit zu lösen. Dennoch ward ihm unter den heitern Umgebungen diese spannende Ungewißheit, die trübe Stimmung, die jene erregen mußte, zur Last. Er suchte sich mit Gewalt von ihr zu befreien. Er trank mehr als gewöhnlich, er suchte Zerstreuungen auf und schloß sich an die lustigsten Brüder des Bivouaks an; allein sein Streben blieb vergeblich und er konnte die Bilder, die Ahnungen und Zwei-

fel, die ſich ſeiner Phantaſie bemächtigt hatten, nicht entfernen. Dieſe Kämpfe mit ſich ſelbſt, dieſe Gemüthsbewegungen und ſelbſt der ungewohnte ſtärkere Weingenuß, vielleicht auch die bisher erlittenen Strapatzen des Krieges, mochten wohl den Keim der Krankheit gelegt haben, die, durch die wunderlichen Erſcheinungen der in dem abgelegenen Thalhauſe zugebrachten Nacht gereift, plötzlich mit zügelloſer Gewalt hervorbrach und ſchon in ihrem erſten Angriffe ſein Leben zu bedrohen ſchien.

Man hatte den leichenähnlichen Jüngling in das Haus eines Kaufmanns gebracht, deſſen Frau ſich ſogleich willig erklärte, die Pflege des Kranken zu übernehmen. Mehrere Stunden lag er bewußtlos auf dem Krankenbette, das man ſchnell bereitet hatte. Der Arzt des Ortes erkannte die Symptome eines ausbrechenden Nervenfiebers, das allem Anſcheine nach ſich in ſeiner ganzen Kraft entfalten werde. Er verordnete geeignete Mittel und überließ außerdem den Kranken einer Pflege, von der er überzeugt war, daß ſie mit aller Rechtlichkeit und Treue geübt werden würde. Edmund erwachte endlich unter Fieberphantaſieen. Er erkannte nichts von ſeinen Umgebungen. Ein junges Mädchen ſaß an ſeinem Bette und bemühte ſich vergebens, ihm Ruhe einzuſprechen und ihn zur Annahme der

Arznei, die ihre Hand ihm bot, zu überreden. Die Züge des Kranken schienen ihr bekannt, doch wußte sie sich nicht zu erinnern, wann und wo sie ihn gesehn. Die Fiebergluth auf seinen Wangen, die Verzerrung, welche die Krankheit in seinem Antlitze hervorbrachte, entstellten seine natürlichen Züge. Er rief oft laut die Namen Cäcilia und Helene, dann sprach er wieder in verwirrten Reden von einem französischen Grenadier, der aus der offenen blutigen Stirn ihm Gold und Edelsteine dargereicht, von einer Wahnsinnigen, die ihn angesteckt habe. Dem Mädchen wurde bange bei dem Kranken, mit dem man sie allein gelassen hatte. Sie schlich eben nach der Thüre, um noch einen der Hausgenossen herbeizurufen, als der Paroxismus sich zu mindern schien und der Kranke mit einem matten Seufzer aus der gewaltsamen Stellung, in der er sich mit dem Oberleibe aufrecht erhalten hatte, in die Kissen zurücksank. Schnell kam das Mädchen zurück und bat ihm nun wiederholt die Arzney dar. Er nahm sie an, indem er die trüben Blicke der nun glanzlosen Augen auf sie richtete.

„Du bist es, Cäcilia!" sagte er dann mit schwacher Stimme. „Du bist gekommen meiner zu pflegen? Das ist schön von dir, aber verlasse mich auch nicht wieder, Cäcilia!"

„Ich heiße nicht Cäcilia;“ antwortete das Mädchen, die nun, da die Fiebergluth und die Verzerrung aus dem Angesichte des Kranken verschwunden war, sich sogleich erinnerte, daß und unter welchen Umständen sie ihn schon gesehn habe. „Ich heiße Anne,“ fuhr sie fort, „und bin diejenige, die Sie und noch einen Freund vor einigen Wochen in einer stürmischen Nacht über den Rhein fuhr.“

„Ganz richtig!“ versetzte mit sehr leiser Stimme Edmund: „aber du bist dennoch Cäcilia, das verlorene Kind, und ich habe das Kästchen mit dem Golde und den Edelsteinen, das dir angehört, wohl aufgehoben.“

Mit dieser Rede, deren letzte Worte nur gehaucht wurden und wie in weiter Ferne verhallten, schloß der Kranke die Augen. Das Mädchen neben seiner Lagerstätte sah nachdenklich auf ihn nieder. Sie bemerkte, daß er einschlief. Nach und nach kam wieder eine dunkele Röthe auf sein Angesicht und heftige Bewegungen verriethen die Unruhe seines Schlafes. Seine Äußerungen hatten Annen, die nach dem Tode ihres Pflegevaters eine Zuflucht bei der ihr befreundeten Kaufmannsfrau gefunden, mit seltsamen Vermuthungen erfüllt. Sollte dieses Kästchen mit dem Gold und den Edelsteinen, von dem Edmund gesprochen, dasjenige seyn, das ihr der sterbende Martin in den Augenblicken des Todeskampfes in

die Hand gepreßt und welches ihr ſpäter eine fremde, räuberiſche Fauſt entriſſen? Wie konnte aber der kranke Jüngling zu einer Kunde von dieſem Geheimniſſe kommen? Sie verſank in Grübeleien und ſo ſehr ſie ſich auch zu überreden ſuchte, die Worte des Kranken ſeien noch Nachklänge der Fieberphantaſieen geweſen, ſo rief ihr doch immer eine Stimme in ihrem Innern zu: „nein, nein! Sie gehen dich an, ſie ſtehen in einiger Verbindung mit dir und deinem Schickſale.“ Sie konnte kaum zweifeln, daß Martin von Gewiſſensbiſſen ergriffen, ihr in jener Geſchichte von dem Fiſcher am Lurley ſeine eigene erzählt habe, daß jene unglückliche Frau ihre Mutter, daß jenes ihr übergebene Käſtchen ihr rechtmäßiges Erbe geweſen ſey. Alles Sinnen aber führte ſie nicht über Vermuthungen und Zweifel hinaus, in denen ſie immer wieder neue Räthſel fand.

Von dieſem Tage an wurden die lichten Augenblicke bei dem Kranken immer ſeltener. Er nannte Annen nie anders, als Cäcilia und ſie widerſprach ihm, da es ihn zu erfreuen ſchien, nicht weiter. Des Käſtchens gedachte er nicht mehr und als nun eine ſchreckliche Zeit kam, in der wüthende Fieberparoxismen nur mit gänzlichen Erſchlaffungen wechſelten, ſo war ohnehin an eine erklärende Mittheilung nicht zu denken. Zu mehreren Malen

zog der Todesengel an Edmunds Lager vorüber, aber die Kunst des Arztes und des Jünglings gute Natur vermochten ihn wieder zu entfernen. Keine sorglichere, treuere Krankenpflegerin konnte es geben als Anne. Sie belauschte die Odemzüge des Kranken, sie wachte genau über die Anwendung der Arzneimittel, sie kühlte ihm die glühende Stirn mit erfrischenden Eisaufschlägen, die er selbst im Zustande des Deliriums von niemand anders annehmen wollte, als von ihr. Ihre ganze Seele hing an jedem augenblicklichen Wechsel, an jeder Hoffnung, an jeder Befürchtung, die sich im Laufe der Krankheit aussprach. Eine Schwester konnte nicht liebevoller über dem Krankenlager ihres Bruders wachen, als Anne über dem Edmunds. Sie selbst fühlte sich durch diese fortgesetzten Anstrengungen nicht angegriffen. Die Gewohnheit der Krankenpflege bei den verstorbenen Pflegeeltern, ein starker fester Wille, den sie von Kindheit an besessen und genährt, hielten ihre Kraft aufrecht. Alles was sie that, geschah aus vollkommener Ruhe und Besonnenheit, wie auch die Theilnahme an dem Kranken, das Mitleid mit seiner Jugend und vielleicht ein noch wichtigeres Gefühl, das sie sich selbst nicht gestand, ihr Inneres bewegen mochte. Als die Gefahr der Krankheit immer höher stieg, als der

Arzt erklärte, die Krisis sey nahe, die über Tod und Leben des jungen Mannes entscheiden müsse, in dieser Zeit des Bangens und des Hoffens, langte eines Abends, ganz plötzlich und unerwartet Edmunds Mutter in dem Städtchen an. Dietrich hatte es für seine Pflicht gehalten, ihr von dem ersten Orte, wo den vorrückenden Truppen eine kurze Ruhe gestattet worden, das Erkranken des Sohnes zu melden. Nichts konnte sie zurückhalten, sich sogleich selbst auf den Weg nach dem einzigen Kinde zu begeben, um dessen Pflege zu übernehmen. Sie wähnte es verlassen, verloren, unter fremden theilnahmlosen Menschen. Die Strenge der Jahreszeit, ihr eigener kränklicher Zustand schienen ihr unter den obwaltenden Verhältnissen keine Hindernisse. Was erträgt eine Mutter nicht, wenn sie das Leben des geliebten Kindes gefährdet, wenn sie es in Elend und Noth glaubt? Freilich überzeugte sich Frau von Nordeck gleich in der ersten Stunde ihrer Anwesenheit, daß hier von keinem Mangel an Aufmerksamkeit die Rede seyn könne, daß hier eine Sorgfalt und Pflege statt finde, wie sich die zärtlichste Mutter ihrem Kinde nur eine wünschen möchte. Aber wie sehr wurde dagegen ihre reizbare Empfindung erschüttert, als sie erkannte, wie groß die Gefahr, in der ihr Sohn schwebte,

als ihr entdeckt wurde, daß der Tag, der alles entscheiden mußte, nahe sey! Sie versuchte vergebens, dem Kranken die Hülfsleistungen angedeihen zu lassen, deren er benöthigt war. Ihre Kräfte verließen sie. Auch erkannte sie Edmund nicht mehr und wieß sie von seinem Lager zurück, während er nur Annen als seine Pflegerin sich nähern ließ. So sehr dieses auch im Anfange das zärtlich fühlende Mutterherz kränkte, so gereichte es doch Frau von Nordeck zur großen Beruhigung, das Mädchen mit einer Einsicht und Geistesgegenwart, mit einem Wohlwollen und einem Eifer verfahren zu sehn, die keiner gewöhnlichen, nur dem Lohne dienenden Krankenwärterin eigen zu seyn pflegten. Frau von Nordeck beschränkte sich nun darauf, eine stumme, aber desto stürmischer im Innern bewegte Zeugin der traurigen Scene, die ihr Herz so nahe anging, abzugeben. Sie saß ruhig und still in einer Fenstervertiefung und hatte die Blicke auf den Kranken gerichtet. Von Stunde zu Stunde fühlte sie sich dem Mädchen, das jeden Wunsch des Kranken zu errathen schien, das fort und fort bedacht war, ihm jede kleine Bequemlichkeit zu bereiten, das in seinem ganzen Wesen etwas Seltsames, Edles und Entschlossenes trug, geneigter. Anne bemerkte neben der Pflege des jungen

Mannes, daß auch die Mutter ſich in einem Zuſtande befinde, der ärztlichen Rath und eine ſorgſame Aufmerkſamkeit erfordere. Sie beredete ſie nun, den erſten anzunehmen, und war bemüht, ihr die letzte, ſo viel es die Umſtände erlaubten, zu widmen.

Der Tag der entſcheidenden Kriſis kam heran. Eine beängſtigende Stille herrſchte in dem Krankengemache. Frau von Nordeck, welche Morgens einige Stunden zu ruhen verſucht, ſaß an ihrer gewöhnlichen Stelle und hing mit Blicken der Mutterangſt und zärtlichen Beſorgniß an dem Sohne. Anne war ungewöhnlich blaß. Sonſt bemerkte man in ihrem ganzen Weſen keine Veränderung. Sie war ſo aufmerkſam, ſo ſorglich bedacht auf jede Kleinigkeit, wie immer. In der vorhergehenden Nacht ſchien der Paroxismus des Fieberkranken ſeinen höchſten Gipfel erreicht zu haben. Jetzt lag er ſchon ſeit mehreren Stunden in einer vollſtändigen Agonie. Seine Augen waren geſchloſſen, der Mund zuſammengepreßt, die Wangen in eine tiefdunkele Gluth getaucht. Mühſam hob ſich die Bruſt zum Athmen, alle Glieder waren unbeweglich bis auf die Finger, die unwillkürlich zuckten und an der Decke des Lagers kratzten. Der Arzt wich nicht von dem Kranken. Er prüfte von Zeit zu Zeit den Puls und die gequälte Mutter glaubte

in seinen Zügen den Untergang ihrer letzten Hoffnung zu lesen. Anne stand ruhig an seiner Seite und reichte ihm die Dinge, deren er benöthigt war. Endlich wurden die Odemzüge des Kranken schwächer. Frau von Nordeck konnte sie in der fernen Fensternische nicht mehr vernehmen. Zitternd, den Todesausspruch erwartend, stand sie auf und näherte sich dem Arzte, da wandte sich dieser mit einem freundlichen Lächeln, das sie beseligte, zu ihr. „Er ist gerettet!“ flüsterte er ihr zu. „Die Macht der Krankheit ist gebrochen. Er schlummert jetzt sanft und dieser Wendung der Krisis hat er sein Leben zu verdanken.“ Aber die Mutter, in deren Herzen eine neue Saat des Glückes aufging, mußte sich näher überzeugen. Sie beugte sich über den Kranken hin, sie sah, daß die Röthe in Bläße, sie hörte, daß jenes heftige, gepreßte Odemholen in den sanften Odem eines ruhigen Schlummers übergegangen war. Da sank sie neben dem Lager auf die Kniee zum stillen innigen Dankgebete, daß ihr Gott das Kind, das sie geboren, zum zweitenmale geschenkt habe. Leise ging sie dann wieder an ihre alte Stelle zurück. Hier fand sie Annen, die an das Fenster getreten war, um die Freudenthränen, die unaufhaltsam aus ihren Augen flossen, zu verbergen. Dem Kummer hatte sie gebieten können, die Freude

überwältigte sie. Frau von Nordeck schloß in dem Überdrange ihrer Gefühle das Mädchen an ihre Brust. Anne erwiederte die Umarmung mit einer seltsamen Heftigkeit, sie hielt die alte Dame lange an ihr Herz gedrückt und ließ sie erst los, als diese durch eine leise Bewegung ihren Wunsch nach einer freiern Stellung an den Tag legte.

Den übrigen Tag und die ganze Nacht hindurch schlief Edmund ununterbrochen fort. Jetzt, da die bisher so stürmisch bewegten Empfindungen der Mutter sich wieder beruhigten, lag es in der Natur der Verhältnisse, daß Frau von Nordeck dem jungen schönen Mädchen, das wie eine treue Schwester ihres Sohnes gepflegt hatte, eine größere Aufmerksamkeit schenkte, wie bisher. Sie bemerkte die Zartheit des Wuchses, das Anständige ihres Benehmens und etwas Eigenthümliches in ihren Gesichtszügen, das sie nicht ohne innere Bewegung betrachten konnte, obgleich sie sich keine Rechenschaft von dieser Empfindung zu geben wußte. Sie fühlte sich noch näher zu Annen hingezogen und von einem Wohlwollen zu ihr erfüllt, wie sie es sonst nie den Gliedern ihrer Familie widmete. Freilich konnte sie einen großen Theil dieser Neigung auf Rechnung der Dankbarkeit setzen, die sie der treuen Pflegerin des Sohnes schuldete; aber sie erkannte,

daß es noch mehr, daß es ein anderes mächtiges und unerklärliches Gefühl sey, welches sie bei Annens Anblick ergriff.

Als Edmund am nächsten Morgen erwachte, sah er mit klären, hellen Augen um sich. Er wollte sich mit dem Oberleibe aufrichten, aber er vermochte es nicht. In seiner niedern Lage konnte er nur Annen, die an seinem Lager saß, nicht aber die Mutter, die ihre Stelle am Fenster eingenommen hatte, gewahren.

„Du bist noch immer bei mir, Cäcilia!“ hob er mit leiser Stimme an. „Du hast treu ausgehalten während meines langen wüsten Schlafes. Der Kopf schmerzt mich. Gib mir zu trinken, Cäcilia!“

Ein Geräusch im Zimmer ließ sich vernehmen. Edmund hörte ein halb unterdrücktes Weinen; er blickte Annen fragend an.

„Fassen Sie sich!“ sagte diese. „Ein erfreulicher Augenblick steht Ihnen bevor. Sie werden Ihre beste Freundin sehen. Sie ist hergeeilt, Ihrer zu pflegen, sie hat an Ihrem Krankenlager gewacht, während Sie in einer langen Betäubung lagen: es ist Ihre Mutter!“

Da trat Frau von Norbeck herzu und sank, indem sie die schlaff herabhängende Hand des Soh-

nes an ihr Herz drückte, an dem Bette nieder. Sie war so bewegt, daß sie nicht sprechen konnte. Edmund lächelte ihr matt zu. Endlich vermochte sie die Worte über die Lippen zu pressen:

„Nein, nein, mein Sohn, ich bin es nicht, der du deine Pflege, der du mit die Erhaltung deines Lebens zu verdanken hast! Dieses Mädchen hat Alles für dich gethan. Während ich mich, unfähig dazu, meinem Schmerze hingab, hat sie für dich gesorgt, hat sie über dich gewacht. Nichts ist ihrer Besonnenheit, ihrem Scharfblicke entgangen. Sie war dein treuester Beistand, dein Schutzengel.“

Mit einem seligen Lächeln hörte Edmund diese Worte.

„Ich wußte es wohl!“ sagte er dann mit sehr schwacher Stimme. „Cousine Cäcilia hat an mir gehandelt, wie eine liebevolle Verwandte. Dank dir, Cäcilia!“

Während er fast schon unter dieser Rede wieder einschlummerte, blickte Frau von Nordeck Annen erstaunt an. Sie zog das Mädchen in's Fenster und sprach in großer Bewegung:

„Ich habe Äußerungen aus dem Munde meines Sohnes vernommen, die meine ganze Seele erschüttern. Er nannte Sie Cäcilia, er fügte noch eine bedeutungsvollere Bezeichnung hinzu — sagen

Sie mir, welche Urſache ihn hierzu bewogen haben kann? In dieſem Hauſe nennt man Sie Anne, Sie ſelbſt haben ſich gegen mich ſo genannt — ohne Zweifel ſind Sie hier aus dem Orte oder aus der Nähe gebürtig, Ihre Eltern leben noch —"

„Ich bin ein Findling;" unterbrach Anne die bewegte Frau. „Meine Eltern habe ich nie gekannt, diejenigen, die ſich meiner Kindheit angenommen und mich erzogen haben, ſind todt. Warum Herr von Norbeck ſchon ſeit dem erſten Tage ſeiner Krankheit, als er mich hier wiederfand, mich mit einem Namen genannt, den ich nicht führe, iſt mir ſelbſt unerklärlich. Vergebens habe ich ihm geſagt, daß ich Anne heiße, daß ich kein Recht auf jenen Namen beſitze: er beharret dabei mich Cäcilia zu nennen."

„Wie?" ſagte aufmerkſamer werdend Frau von Norbeck und ſchlug den Fenſtervorhang zurück, der bisher niedergelaſſen geweſen und nur einem matten Dämmerlichte Einzang in das Krankenzimmer geſtattet hatte. Sie ſah jetzt zum erſtenmale Annen genau bei'm Lichte des Tages. Sogleich fiel ihr des Mädchens Ähnlichkeit mit Edmund auf. Indem ſie aber ihr Befremden darüber zurückhielt, fuhr ſie fort: „Äußerten Sie nicht, daß mein Sohn Sie hier wiedergefunden habe? Sie ſahen ihn alſo ſchon früher, Sie kannten ihn bereits?"

Da erzählte Anne die Begebenheit, die ſie zum erſtenmale mit Edmund zuſammengeführt. Sie theilte nur mit, was zur Sache gehörte, ſie erwähnte nicht des ſterbenden Pflegevaters, nicht der Szenen, die der nächtlichen Überfahrt vorangingen, nicht der, die ihr folgten. Frau von Nordeck ließ den Vorhang wieder ſinken und ſetzte ſich ſchweigend an das Lager ihres Sohnes. Welche wunderbare Fügung, daß dieſes Mädchen in zwei entſcheidenden Zeitpunkten ſeines Lebens dem Jünglinge rettend und hülfreich zur Seite ſtehen mußte! Welche ſeltſame Erſcheinung, daß daſſelbe Mädchen eine Ähnlichkeit mit Edmund beſaß, die der Mutter bisher nur durch die im Gemache herrſchende Dämmerung entgangen ſeyn konnte. Und nun Edmunds Beharrlichkeit, ſie nicht anders als Cäcilia, mit dem Namen der verlorenen Nichte zu nennen! Es ſchien Frau von Nordeck ganz natürlich, daß auch ihm oder ſeinem Begleiter bei der nächtlichen Fahrt, in dem ſie nach der Beſchreibung Dietrich erkannte, dieſe Ähnlichkeit aufgefallen war; aber, wie ſie ihren Sohn kannte, ſo mußten noch andere Dinge im Hintergrunde liegen, die ihn zu einer ſolchen Beſtimmtheit und Feſtigkeit in dieſer Beziehung bewogen. Annens Alter ſtimmte mit dem, in welchem Cäcilia ſtehen mußte, überein, ſie war

ein Findling, sie besaß diese wunderbare Ähnlichkeit — Frau von Nordeck mußte sich mit Gewalt der Hoffnungen erwehren, die sich auf diese Umstände gründen ließen. Wie leicht konnte hier nicht eine Täuschung, wie leicht nicht ein Selbstbetrug statt finden, für dessen Folgen sie mehr noch andern, als sich Rechenschaft schuldig war? Dann bedachte sie auch, daß Helene mit der Tochter zugleich verschwunden sey, daß, wenn Cäcilia wieder gefunden würde, diese doch von ihrer Mutter eine Kunde haben müsse und, wenn nicht höchst seltsame Umstände zusammengetroffen, nicht allein verlassen und unerkannt als Kind in der Welt gestanden habe. Sie beschloß, alle näheren Untersuchungen auszusetzen, bis Edmunds Genesung weitere Fortschritte gemacht haben würde und er dann selbst die geeigneten Aufschlüsse, die irgend eine Entdeckung herbeiführen konnten, zu geben vermöchte.

Diese Zeit kam früher als sie dachte. Edmunds kräftige und jugendliche Natur unterstützte auf's Wirksamste die Mittel, die der verständige Arzt verordnete. Nach acht Tagen fühlte er sich stark genug, das Lager zu verlassen. Immer noch redete er das Mädchen mit dem Namen Cäcilia an und es schien ihn zu beunruhigen, daß sie ihn jetzt mehr der Gesellschaft seiner Mutter überließ

und nicht so viel im Laufe des Tages bei ihm war, wie früher. Als sie eines Morgens, nachdem sie einiges Nöthige im Zimmer geordnet hatte, wieder im Begriffe stand, dieses zu verlassen, rief sie Edmund zurück:

„Du hast als eine treue Schwester an mir gehandelt," sagte er, während seine Mutter hoch aufhorchte, „und die Zeit ist nun gekommen, die aufklären muß, wie nahe oder wie fern du uns stehst. Sprich, Cäcilia! Ward dir nicht einst ein rothes Kästchen mit reichem Inhalte geraubt? Erzähle uns Alles, alle Umstände, unter denen dieser Raub geschah, sprich uns von deiner Kindheit, deinen Eltern, von ihrer Herkunft und den Verhältnissen, in denen sie lebten."

Da erinnerte sich Anne der Worte, die Edmund am ersten Tage seines Krankenlagers wegen des Kästchens zu ihr gesprochen. Was damals in dunkeln Ahnungen ihre Seele bewegt, schien nun zur Entscheidung kommen zu wollen. Ihr Herz pochte ungestüm. Sie ließ sich auf einen Wink der Frau von Nordeck neben dieser nieder. Dann erzählte sie, indem sie mit Gewalt die Bewegung ihres Gemüthes zu bezwingen suchte, was sie von ihren frühern Lebensumständen wußte. Die Geständnisse, die Martin in der Stunde seines To-

des vor ihr abgelegt, hatten sich so tief ihrem Gedächtnisse eingeprägt, daß sie im Stande war, sie fast wörtlich zu wiederholen. Frau von Nordeck wechselte während dieser Mittheilung zum Öftern die Farbe. Sie zitterte heftig, als von dem Tode jener Ausgewanderten, von ihrer Versenkung in den Rhein die Rede war. Edmunds Kopfschütteln bei dieser Stelle der Erzählung war ihr unbegreiflich. Als nun Anne mit dem Bericht von den letzten Augenblicken Martins, von dem offnen rothen Käßchen, das mit Geld und Edelsteinen gefüllt gewesen und auch einige Papiere enthalten habe, ihre Mittheilung geschlossen hatte, sah Edmund seine Mutter mit leuchtenden Blicken an, ergriff ihre Hand und sagte:

„Mutter, ahnst du nicht, daß wir eine Verlorene wiedergefunden haben? O ich habe sie längst erkannt, und was ich einsah, was ich fühlte, hat mich mit der Wahrheit dieser Erkenntniß durchdrungen! Die du vor dir siehst, ist uns nicht fremd, sie ist [illegible] unserm Blute, unserm Herzen: es ist Cäcilia, Gräfin von Landrecy!"

Überraschung und Befremden malten sich in Annens Zügen. Von Zweifeln bestürmt, sah sie ängstlich bald auf Edmund, bald auf Frau von Nordeck. Indessen hatte jener rasch aus sei-

nem Tornister, der offen vor ihm auf dem Tische
ag, das rothe Kästchen hervorgenommen und hielt
s hoch in seiner Hand empor. Anne stieß einen
Laut der Verwunderung aus, denn sie erkannte es
m Augenblicke für dasselbe, das sie aus der ster-
enden Martins Händen empfangen. Aber auch
Frau von Nordeck schien bei dem Anblicke die-
es Gegenstandes von einer heftigen innern Bewe-
ung ergriffen.

„Mein Gott!“ rief sie aus. „Dieses Kästchen
nne ich sehr genau. Diese verblichene Stickerei
f dem rothen Sammet ist von meiner Hand, ich
lbst schenkte es meiner Schwester Helene kurz
r unserer Trennung.“

„Es ist dasjenige, das mir geraubt wurde;“
gte mit leiser Stimme Anne. „Alles was in
ner Stunde sich mir zeigte, hat sich unwillkür-
h für immerdar meiner Erinnerung eingedrängt.
enn es geöffnet war, befanden sich rechts die
delsteine, links das Gold und in der Mitte die
apiere.“

„So ist es noch;“ sagte mit frohem Lächeln
dmund, indem er es öffnete. Frau von Nor-
ck erkannte nun auch die Kleinodien, die einen
eil des Familienschmuckes ausgemacht hatten. Sie
hm die Papiere und las sie. Thränen rannen

über ihre Wangen, sie breitete die Arme aus, um Annen an ihre Bruſt zu ſchließen. Als dieſe ſich ihre näherte, wieß ſie ſie aber noch einmal zurück und ſprach:

„Kein Schatten der Täuſchung ſoll auf dieſe Stunde fallen. Für ſie habe ich mir den letzten Alles entſcheidenden Beweis aufbewahrt. Laß mich genau dein Antlitz ſchauen, mein Kind, hoffentlich in den nächſten Augenblicken meine Nichte!"

Sie zog mit Haſt die noch immer niedergelaſſenen Fenſterrouleaux in die Höhe. Das klare Licht des Morgens fiel auf des Mädchens hoch erglühetes Angeſicht. Dicht unter dem Auge zeigte ſich von dunkelrothen Äderchen gebildet, ein Maal, das vollkommen die Geſtalt eines Veilchens hatte. Frau von Nordeck winkte den Sohn herzu.

„Es iſt die Verlorene;" ſagte ſie aus gepreßter Bruſt. „Kein Zweifel waltet mehr. Dieſes Maal iſt nur in meinem Hauſe einheimiſch. Komm an mein Herz, Cäcilia von Landrecy!"

Betäubt ſank das Mädchen in die Arme der tief gerührten Frau. Noch konnte ſie ſich das wunderbare Ereigniß, das ſie mit einemmale ſo hoch erhob, nicht erklären, noch waren für ſie die Bande, die ſie mit Edmund und ſeiner Mutter verknüpfen ſollten, in ein undurchdringliches Dunkel gehüllt.

Da machte ſie der junge Mann darauf aufmerk-
kam, daß auch er, daß auch ſeine Mutter daſſelbe
Maal unter dem Auge trug, wie ſie ſelbſt. Frau
von Nordeck, die bei ihrer großen Erregung das
Bedürfniß fühlte, ſich auszuſprechen, erzählte unter
Thränen die Geſchichte ihrer Schweſter Helene,
ſo weit ſie ſelbſt damit bekannt war, ſie eröffnete
dem wie in einem Traume befangenen Mädchen,
daß ihr Vater noch auf den wieder erhaltenen Gü-
tern in Frankreich lebe, daß ſie auch eine Schweſter
beſitze, die nur wenige Jahre mehr zähle als ſie.

„O mein Gott, mein Gott,“ rief das Mädchen,
die wir jetzt mit ihrem waren Namen Cäcilia
nennen wollen, „wie reich machſt du mich in dieſer
Stunde! Ich ſtand einſam, verlaſſen, eine Waiſe
in der Welt und alle meine Hoffnungen konnten
ſich nur auf die Mildthätigkeit fremder Menſchen
gegen mich beſchränken. Jetzt habe ich einen Va-
er, eine Schweſter — liebevolle Verwandte erken-
nen mich freudig an; aber Eine, Eine fehlt in
em Kreiſe, den die Liebe um mich ſchlingt, meine
Mutter, meine arme, arme Mutter!“

„Beruhige dich, Cäcilia!“ ſagte mit glän-
nden Blicken Edmund, indem er ihr die Hand
ichte. „Bereiten Sie ſich auf eine neue Über-
ſchung, liebe Mutter! Auch Tante Helene lebt,

Welches Wunder sie erretet, sie in's Leben zurückgeführt, kann ich nicht sagen; aber an Wunder können wir hier wohl glauben, da ihr ganzes jetziges Daseyn einem Wunder gleicht, da die traurige Nacht, in die es versunken ist, von Zeit zu Zeit, wie durch Lichtblicke aus einer andern Welt, erhellt wird."

Jene Begegnung mit der unglücklichen Gemüthskranken in der Thalwohnung kam nun zur Sprache. Frau von Nordeck hatte sich dicht neben den Sohn gesetzt und ihre Blicke hingen mit einem Ausdrucke an seinen Lippen, der die ausserordentliche geistige Spannung, in der sie seine Worte vernahm, an den Tag legte. Als er von jenem wunderbaren Zustande sprach, in der die Geistesschwache plötzlich aus völliger Stumpfheit und Theilnahmlosigkeit übergegangen, in welchem sie mit einemmale Herrin ihres Verstandes und ihrer Gefühle geworden war, der ihr in einem Augenblicke Kraft, Anmuth und edle Haltung zurückgegeben, da sahen beide Frauen den Erzähler scheu an, als verkünde er irgend ein unglaubliches Märchen. Nun aber theilte er mit, was die Unglückliche damals offenbart, wie sie von ihrem verlornen Kinde Cäcilia gesprochen, wie sie ihres Gatten, des Grafen, gedacht und so richtig den Inhalt des verhängnißvollen Kästchens angege-

ben, daß über ihre frühere, genaue Kenntniß deſſelben kein Zweifel walten könne.

„Auch hier muß das Veilchen entſcheiden;“ ſagte Frau von Norbeck, nachdem ihr Sohn geendigt und ſie einige Augenblicke der Stille benutzt hatte, ſich zu ſammeln. „An welche Geringfügigkeit, an welche zufällige Umſtände ſind doch die Schickſale der Menſchen geknüpft! Der Vater meiner Mutter mußte ſeine Gemahlin, als ſie gerade das erſte Pfand ſeiner Liebe unter dem Herzen trug, durch einen Wurf mit einem Veilchenſtrauße erſchrecken, damit von Geſchlecht auf Geſchlecht ein Maal ſich fortpflanze, das jetzt allein zur Aufklärung der Wahrheit helfen kann! Ich muß ſie ſehen, bald muß ich ſie ſehen, jene Bedauernswürdige. Wenn es wirklich Helene iſt, dann ſoll ſie in ihrem Unglücke eine eben ſo treue Schweſter an mir finden, als ich ihr ſonſt im Glücke geweſen bin.“

Cäcilia wurde nun ganz als ein Mitglied der Familie betrachtet. Man hielt es nicht für nöthig, den Hausgenoſſen die nähern Umſtände der Sache, das eigentliche Verhältniß, in welchem das Mädchen jetzt zu Frau von Norbeck und ihrem Sohne ſtand, mitzutheilen; es wurde ihnen nur zu endlicher Übereinkunft eröffnet, daß Edmunds

Mutter eine beſondere Zuneigung zu der treuen Pflegerin des Sohnes empfinde und ſie als Freundin und Geſellſchafterin um ſich zu behalten wünſche. Die wackere Hausfrau nahm innigen Theil an dem Glücke, das die Verlaſſene, wie ſie meinte, doch nur eigentlich der Aufnahme in ihrem Hauſe zu verdanken habe.

Indeſſen wurden in der Stille auch Erkundigungen über die Bewohnerinnen des Thalhauſes eingezogen. Hier im Orte war nur die Eigenthümerin der Wohnung, Frau Helferich, bekannt, und man wußte von ihr nicht mehr, als daß ſie eine wohlhabende Wittwe ſey, deren verſtorbener Mann vor mehreren Jahren das alte verfallene Kloſtergut an ſich gekauft hatte. Frau von Nordeck und ihre Nichte empfanden die lebhafteſte Sehnſucht, recht bald durch einen Beſuch bei der Unglücklichen ſich von den Zweifeln zu befreien, die ſie bedrängten; aber Edmund wollte nicht zugeben, daß man ohne ihn dieſen Beſuch mache und der Arzt geſtattete ihm noch nicht, das Zimmer zu verlaſſen.

Wenn ſchon die Geſellſchaft der Mutter und Cäcilia's dem Geneſenden zu freudigem Troſte gereichen mußte, ſo verſetzten ihn doch die Nachrichten, welche von dem ſiegreichen Vorrücken der deutſchen Krieger einliefen, in eine trübe Stim-

mung, da es ihm verſagt war, an dem Kampfe für's Vaterland Theil zu nehmen. Auf Wende hatte der Arzt die Möglichkeit dieſer erneuerten Theilnahme hinausgeſetzt; dann aber konnte der Krieg ſchon beendigt, dann konnten alle Lorbeern gepflückt ſeyn, die zu pflücken waren! Der Mutter verhehlte er dieſen Unmuth, der innerlich an ihm nagte. Nur Cäcilia wurde ſeine Vertraute und ſie wußte ihm ſo verſtändig und gütig zuzuſprechen, daß er ſich nach jeder Unterredung über dieſen Gegenſtand wieder heiterer, aber auch immer näher zu der liebenswürdigen Verwandten hingezogen fühlte. Wochen vergingen unter dieſem traulichen Zuſammenleben, auf das nur der Gedanke an die unglückliche Kranke im Thale einen trüben Schatten warf.

Endlich erlaubte der Arzt den erſten Ausgang, allein nur in den Garten des Hauſes und in das anſtoßende Feld. Der Aufenthalt in freier Luft hatte einen ſo günſtigen Einfluß auf Edmund, daß dieſer ſchon nach wenigen Tagen den Frauen anzeigen konnte, er ſey nun bereit, die Wanderung nach der Thalwohnung mit ihnen anzutreten, wo das große Räthſel ſich löſen, die wichtige Entſcheidung ſich finden werde.

Es war an einem der erſten Tage des Märzmonates, als Frau von Norbeck mit ihrer Nichte

und ihrem Sohne in der Kutsche, die sie bei sich führte, aus dem Thore des Städtchens der rechts nach dem Gebirge sich öffnenden Thalschlucht zurollte. Der Tag war einer jener heitern, den Frühling vorbereitenden, wie sie der Anfang des Märzes nicht selten zu bringen pflegt. Sie fuhren bis dahin, wo das Thal sich so sehr verengerte, daß der Wagen nur mit großer Schwierigkeit weiter kommen konnte, und wo die Unebenheiten des Bodens den Fahrenden zur Last fielen. Edmund war stark genug, um die noch übrige kleine Strecke des Weges zu Fuß zurücklegen zu können. Man hatte sich lebhaft unterhalten, als aber jetzt das Haus der Frau Helferich hinter einer Bergwand hervortrat, bemächtigte sich der drei Wanderer ein schweres, drückendes Gefühl, das sie verstummen machte. Edmund bemerkte mit steigender Unruhe, daß vor der Thüre des Hauses mehrere schwarz gekleidete Männer versammelt standen. Jetzt kam Bewegung in diese, sie bildeten zwei Reihen und zwischen durch drängte sich aus dem Hause ein Leichenzug hervor, der seine Richtung den Wanderern gerade entgegen nahm. Frau von Nordeck erbebte und stützte sich auf Cäciliens Arm.

„O mein Gott!“ seufzte sie: „wenn wir zu spät gekommen wären, wenn unsere Zweifel, unsere

Hoffnungen nun immer über dem Grabe ſchweben müßten, welches dieſe Leiche aufnimmt?"

Cäcilia ſagte nichts, aber eine Todtenblaſſe bedeckte ihr Angeſicht. Mittlerweile war Edmund, ſo ſchnell es ſeine Kräfte zuließen, dem Zuge entgegen gegangen und hatte ſich mit den Männern, die dem Sarge voranſchritten, beſprochen. Die Todte war Frau Helferich. Sie war einer Krankheit von einigen Tagen unterlegen und man brachte die Leiche nun zu dem Kirchhofe des nahen Städtchens, bei dem ſie eingepfarrt war. Auch nach ihrer armen, geiſteskranken Hausgenoſſin fragte Edmund. Dieſe, hieß es, befinde ſich noch in der Wohnung, was aber aus ihr werden ſolle, wiſſe niemand, da die Erben ihr keine Zuflucht einräumen und ſich überhaupt nicht mit ihr befaſſen wollten.

„Dafür iſt geſorgt!" erwiederte mit einiger Aufwallung Edmund. „Sie wird es beſſer haben, als jene Erben es ihr je geben könnten."

Die Männer ſahen ihm verwundert nach. Die Botſchaft, welche er brachte, diente ſeinen Begleitern zur Beruhigung, wenn ſie über der wackern Frau, die ſich der verlaſſenen Unglücklichen ſo lange angenommen, eine trauernde Theilnahme zollten. Der Leichenzug verſchwand abwärts im Thale. Die drei Wanderer betraten das Innere des Hauſes,

wo einige Personen sich bereits beschäftigten, allerlei Hausgeräthschaften in Kisten und Körbe zu packen. Ohne der neugierigen Blicke und fragenden Mienen zu achten, mit welchen diese die Eintretenden empfingen, führte Edmund seine Damen sogleich in das ihm wohlbekannte große Gemach. Da saß noch immer in dem Winkel am Boden gekauert, unbeweglich wie ein Steinbild, die unglückliche Frau. Ihre Augen waren geschlossen, die Züge erschlafft, das Antlitz hohl und bleich. Sie schien nichts von dem zu ahnen, was in ihrer Nähe geschehen war. Der Tod ihrer vieljährigen Wohlthäterin war unbemerkt und spurlos an ihr vorübergegangen, wie die Tage und Jahre, die sie nun schon so lange als eine arme Wahnsinnige immer wiederfanden. Ohne ein Wort zu sprechen, deutete Edmund nach ihr hin. Die Umgebungen, in denen er sich wiedersah, riefen alle Erinnerungen jener grauenhaften Nacht, die er mit Dietrich hier zugebracht, in ihm zurück und versetzten ihn in eine heftige Gemüthsbewegung. Indem Frau von Nordeck Cäcilien einen Wink gab, hinter ihr zurück zu bleiben, näherte sie sich, von allen lebhaften Gefühlen, welche dieser Augenblick mit sich bringen mußte, ergriffen, allein der Unglücklichen. Sie trat ganz dicht zu ihr heran, kniete vor ihr

nieder und ſah ihr forſchend in das Angeſicht. In dieſer Stellung verweilte ſie eine kurze Zeit. Dann brach ſie plötzlich in einen Strom von Thränen aus, bedeckte das ſtarre, unempfindliche Antlitz der Gemüthskranken mit Küſſen und rief, während ſie ſich erhob, den beiden Harrenden zu:

„Sie iſt es! Es iſt Helene. Das Veilchen blüht unter dem Auge, zwar matt und dämmerig, aber wahrhaftig und Alles entſcheidend. O, es hätte dieſes Zeichens nicht einmal bedurft, ſo haben ſich ſelbſt in dieſer regungsloſen Larve des Wahnſinns die Grundzüge ihres einſt ſo ſchönen Angeſichtes erhalten! Arme, arme Schweſter! Wann wirſt du aus dieſer Nacht erlöſt werden, wann wird der Tag für dich anbrechen, deſſen Morgenröthe auf dein geliebtes Kind fällt?“

Sie trat ſtill weinend an ein Fenſter. Cäcilia war zu der beklagenswerthen Mutter gegangen, preßte ihre Hände gegen Mund und Herz. Da war es, als rege ſich einige Empfindung, eine ferne leiſe Erkenntniß, wie Mondlicht durch Abendnebel blickt, in der Unglücklichen. Ein mattes, flüchtiges Lächeln belebte auf einige Augenblicke die ſtarren Züge, ein Schauer flog durch ihre Glieder.

„Mutter, liebe Mutter!“ rief Cäcilia. „Erwache, begrüße dein Kind!“ Aber ſchon waren die

Züge wieder erstarrt und der Klang der Kindesrede rauschte unvernommen an ihrem Ohre vorüber. Alle Versuche, sie aus dem dumpfen Hinbrüten zu erwecken, blieben vergeblich. Frau von Nordeck rief ihr den Namen Helene in's Ohr, sie nannte sich ihr als ihre Schwester, sie sprach von Gabrielen, von dem Grafen Landrecy. Nichts vermochte ihren Stumpfsinn zu erschüttern. Mechanisch ergab sie sich, als Edmund sie bei beiden Händen ergriff und durch eine leise Bewegung ihr die Nothwendigkeit, diese Stelle verlassen zu müssen, andeutete. Auf ihn und Cäcilien gestützt schwankte sie langsam aus dem Gemache und dem Hause. Nur weniger Worte zwischen Frau von Nordeck und den im Hause befindlichen Leuten bedurfte es, um diese die Wegführung der Kranken in der Ordnung finden zu lassen. Sie verbargen ganz und gar nicht, daß sie zufrieden seyen, der unnützen Last auf diese Weise los zu werden, und daß, wie sie sagten, sich eine großmüthige Wohlthäterin gefunden habe, welche die fernere Sorge für die Kranke, gegen die sie keine Verpflichtungen hätten, übernehmen wolle.

Je weiter diese zwischen Edmund und Cäcilien vorschritt, desto lebhafter und kräftiger wurden ihre Bewegungen. Auf Edmund stützte sie

ſich nur wenig, aber Cäcilia mußte den Druck ihres Armes um ſo ſchwerer empfinden. Das Mädchen ſtrengte alle Kräfte an, um nicht unter der Laſt zu erliegen. Dennoch würde ſie das beſchwerliche Amt haben aufgeben müſſen, wenn ſie nicht empfunden hätte, wie nach und nach die Bedauernswürdige ihrer Unterſtützung ſich weniger bediente, wie ſie bald nur leiſe den Arm in dem ihrigen verſchlungen, faſt ganz von eigener Kraft gehalten, vorwärts ſchritt. Von Edmund hatte ſie ſich ganz losgemacht und dieſer ſah mit Verwunderung, wie ſo plötzlich ſich Kräfte in ihr entwickelten, die bisher erlahmt geweſen. Daß Cäcilia ſehr bleich geworden, daß dieſe ſich jetzt ſchwankend und unſicher fortbewegte, ſchien ihm eine natürliche Folge der erſchütternden Szene, die vorangegangen war. Im Wagen, hoffte er, würde ſie ſich erholen. Frau von Nordeck erwartete ſchon am geöffneten Schlage die Herankommenden. Kaum aber hatte man ſich niedergelaſſen und von der Stelle entfernt, wo der Wagen gehalten, ſo empfand Cäcilia ein Übelſeyn und eine Anwandlung von Schwäche, die das bisher ſo kräftige Mädchen nie gekannt. Nur mit Hülfe ſtärkender Mittel, die Frau von Nordeck ſorglich bei ſich führte, erholte ſie ſich nach einiger Zeit. Sie ergriff wieder die Hände der gegenüber

ſitzenden Mutter, ſah ihr fort und fort in das bleiche, unbewegliche Antlitz, wo das Veilchen, jetzt in höherer Röthe brennend, erkennbar hervortrat. Es herrſchte eine tiefe Stille im Wagen. Ebenſo ſtill wurde die Kranke in das Haus und in das Zimmer gebracht, das zu ihrer Aufnahme eingerichtet worden war.

Während nun Edmund langſam in ſeiner Geneſung fortſchritt, war die arme Helene der Mittelpunkt, um den ſich alle Sorgfalt und Pflege bewegte, geworden. Cäcilia verließ ſie faſt gar nicht und hatte, um ihr auch Nachts nahe zu ſeyn, ihr Lager in dem Zimmer der Mutter aufſchlagen laſſen. Vergebens bemühete ſich Frau von Norbeck, ſie hiervon zurückzuhalten, indem ſie ihr bemerkte, daß es immer gefährlich ſey, ſich allein mit Gemüthskranken zu befinden, bei denen ein plötzlicher unvorhergeſehener Ausbruch von Raſerei nicht unter die wunderbaren Dinge gehöre; vergebens machte ihr die Tante den Vorſchlag, wenigſtens noch die Kammerfrau zu ſich zu nehmen, um für jeden Fall eine Hülfe in der Nähe zu haben.

„Es iſt meine Mutter. Mir kommt ihre Pflege

zu und Gott wird mir beistehn in der Erfüllung meiner Pflicht;" war die Antwort des Mädchens.

Man zog den Arzt in das Familiengeheimniß. Man führte ihn zu Helenen und verlangte sein Gutachten, man bat um seinen Beistand. Die Kranke hatte seit den wenigen Tagen, daß sie unter ihren nächsten Verwandten lebte, wunderbar an körperlicher Kraft gewonnen. Sie richtete sich oft aus der niedrigen, kauernden Stellung, in die sie sich auch hier gleich Anfangs versetzt, empor, öffnete die Augen, die aber immer matt und glanzlos blieben, und ging im Zimmer umher. Dieses frische Leben, das ihre körperliche Thätigkeit anregte, schien durchaus in keiner Verbindung mit ihrem Gemüthszustande zu stehen. Dieser blieb derselbe, wie zuvor. Keine Erkenntniß irgend einer Sache offenbarte sich, nichts konnte ihre Theilnahme, ihre Aufmerksamkeit erregen; ihre Hände spielten wohl mit einzelnen Gegenständen, allein ohne daß sie sie erkannt, daß sie ein Wissen ihrer Bestimmung verrathen hätte. Über ihre Lippen war noch kein Wort gekommen. Schwester und Tochter würden sie für stumm gehalten haben, wenn nicht Edmund nach den Erfahrungen jener Nacht sie des Gegentheils versichert hätte. Der Arzt hörte Alles, was man ihm von der Kranken sagte, mit aufmerksamer, nachdenklicher Mie-

an. Jenen Zuſtand des Nachtwandelns, dem Edmund beigewohnt hatte, ließ er ſich zu mehrern Malen beſchreiben. Er meinte, dieſes Zeichen einer im Innern noch immer fortſchlummernden Geiſteskraft, die wenn auch nur in einer krankhaften Äußerung ſich verkünde, gebe allein einige Hoffnung auf eine mögliche vollſtändige Geneſung. Er kam jetzt öfter im Laufe des Tages, als ſelbſt während Edmunds bedenklicher Krankheit. Es war ihm daran gelegen, die Kranke in allen Verhältniſſen zu beobachten und beſonders einen etwaigen Anfall von Mondſucht, der bei der Annäherung des Vollmondes ſich leicht einſtellen konnte, nicht zu verfehlen. Cäcilia bemerkte indeſſen mit kindlicher Freude, daß die theuere unglückliche Mutter ſich immer vorzugsweiſe ihr nähere, daß ſelbſt, wenn die Tante und Edmund zugegen waren, und jene ihr alle Dienſte, die ihr ſonſt von der Tochter erwieſen wurden, leiſten wollten, ſie ſich von ihnen abwandte und wie von einem innern, bewußtloſen Triebe geleitet, ihrem Kinde nachging. Von Tage zu Tage gewannen ihre Bewegungen, ihre Haltung an Feſtigkeit. Cäcilia dagegen fühlte ſich jetzt Abends von einer ſeltſamen Mattigkeit ergriffen, ein dumpfer Schmerz im Kopfe ließ ſich um die nämliche Zeit empfinden und ihr ſonſt ſo geſunder und feſter

Schlaf wurde von wilden, verwirrten Träumen be-
unruhigt. Sie ſchrieb dieſe Erſcheinungen der un-
ausgeſetzten Sorge um die Mutter zu und nahm
ſich vor, um ſo weniger ihr Unwohlſeyn irgend
jemand zu entdecken, da die Tante und Edmund
leicht hierin eine Urſache hätten finden können, ſie
von der Kranken mehr als bisher entfernt zu halten.

Edmund befand ſich während dieſer Tage in
einem ſehr unbehaglichen Zuſtande. Alle Nachrichten
aus Frankreich ſprachen von dem ſiegreichen Vor-
rücken der deutſchen Heere; ſeine Kräfte aber ſam-
melten ſich ſo langſam, daß ihm keine Ausſicht
blieb, an dem rühmlichen Kampfe, der ſeinem Ende
nahe ſchien, noch Theil zu nehmen. Wenn ihn
ſchon dieſes ſehr verſtimmte, ſo mußte die Entbeh-
rung von Cäciliens erfreulicher Geſellſchaft, der
traulichen Unterhaltung mit ihr, ſeinen Mißmuth
noch vermehren. Er konnte ſich nicht länger ver-
hehlen, daß ihm das Mädchen theuer geworden war.
Er ſah ſie nicht blos mit den Augen eines freund-
lichen Verwandten an; in ſeinem Herzen hatten ſich
ſchon Wünſche für eine Zukunft gebildet, in der
Cäcilia ihm als die beglückende Gefährtin ſeines
Lebens erſchien. Die ſeltenen Augenblicke, in de-
nen er ſie allein ſah und freilich in ihrem Lächeln,
in der Innigkeit der wenigen Worte, die ſie an

ihn richtete, eine liebevolle Erwiederung ſeiner Neigung zu erkennen glaubte, gingen zu flüchtig vorüber, als daß ſie dem Herzen des leidenſchaftlichen jungen Mannes hätten genügen können. Er beneidete die unglückliche Helene um der treuen Pflege willen, welche die Tochter ihr widmete, er wünſchte ſich die Tage der Krankheit zurück, in denen Cäcilia ihn nicht verlaſſen hatte. Und dennoch ſtieg das geliebte Mädchen, wenn er die Feſtigkeit, die unwandelbare Beſtändigkeit erwog, mit der ſie, Alles andere ihr aufopfernd, bei der unglücklichen Mutter, die ihr durchaus keinen Erſatz geben konnte, ausharrte, immer mehr in ſeiner Neigung. Er liebte ſie inniger, indem er ſie höher achten lernte.

Indeſſen hatte niemand ſo genau, wie der Arzt, auf den Eintritt des Vollmonds geachtet. Schon zwei Tage vorher ließ er ſich in der Nähe des Krankenzimmers ein Lager aufſchlagen, wo er die Nächte zubrachte. Man war auf das Äuſſerſte geſpannt, eine Szene zu erleben, die ſo viele und große Aufſchlüſſe geben konnte. Vergebens bemühete ſich Cäcilia, in der Nacht wach zu bleiben, der Zuſtand auſſerordentlicher Erſchöpfung, in dem ſie ſich jeden Abend befand, gab dieſes nicht zu. Da wurde ſie eines Nachts durch zärtliche Küſſe auf Mund und Wange geweckt. Sie fuhr auf und

ſah bei'm Schimmer der Nachtlampe in ein ſchönes Frauenantlitz, das mit einem Lächeln der Verklärung auf ſie herabblickte. Helenens Lager war leer.

„Mutter, meine Mutter!“ rief ſie, indem ſie aufſprang und einen Nachtmantel umwarf. „Du ſiehſt mich, du erkennſt dein Kind?“

„Ja, Cäcilia,“ antwortete mit melodiſcher Stimme die Nachtwandlerin, die ſich ganz angekleidet hatte, „ich ſehe und liebe dich! Aber nenne mich nicht bei Namen, ſonſt muß ich vor der Zeit in meine alte Nacht zurückkehren. Ich ſehe Euch dann freilich auch, dich, die Schweſter und Edmund, ich höre, was ihr ſprecht, ich nehme wahr, wie ihr mich liebt, aber der Geiſt iſt dann in's Innere zurückgezogen, er kann das Äußere in ſich aufnehmen, aber nicht ſelbſt nach Außen thätig ſeyn. Rufe ſie, Cäcilia: Edmund und die Schweſter! Warne auch ſie, daß ſie nicht meinen Namen nennen. Ich habe ihnen Vieles, Vieles zu ſagen.“

Edmund und ſeine Mutter kamen ſogleich herbei. Sie waren auf eine ſolche nächtliche Störung bereitet geweſen. Ihnen folgte der Arzt, der ſtill und beobachtend ſeine Stelle im dämmernden Hintergrunde des Zimmers nahm. Frau von Nor-

deck sah die Schwester mit Erstaunen fast im Glanze jener jugendlichen Schönheit wieder, die sie besessen, als sie vor vielen Jahren sich von ihr getrennt. Sie lagen sich lange in den Armen. Dann begann Helene in jenem sanften, wohllautenden Tone:

„Dieser Augenblick vergilt lange Jahre voll Elend und Qual. Was ich Entsetzliches gelitten, gleicht er aus mit seiner Freude, mit seiner belebenden Hoffnung. Ich weiß, daß Alles gut gehe und daß ich wieder auf dem schönen Schlosse meines Gemahls mit ihm und Gabrielen, glücklich leben werde, aber ich blicke in diese Aussicht noch immer durch einen trüben, unerklärlichen Nebel. Willst du wissen, wie es der armen Verlorenen gegangen ist, seit sie deinen Gatten begraben, Schwester? Ich will es dir erzählen. Von den Feinden verfolgt, flüchtete sie mit ihrem Kinde und ihrem Schmuckkästchen in einen Kahn, der sie am Ufer des Rheins aufnahm. Der Fährmann führte sie den Strom aufwärts. Da kam eine schwere Ohnmacht, die Schrecken und Angst veranlaßte über sie. Als sie erwachte, sah sie sich mit dem Schiffer und der kleinen Cäcilia in einem düstern Gemache. Sie lag auf einem herben Lager. Zum Tode ermattet und den letzten Augenblick erwartend, konnte sie

nicht ſprechen, nur durch Winke jenem Manne andeuten, daß der Inhalt des Schmuckkäſtchens dem Kinde gehöre. Dann verfiel ſie in den gräßlichen Starrkrampf. Sie gewahrte Alles, was um ſie verging, aber ſie konnte ſich nicht bewegen, nicht reden, ihre Pulſe ſtockten, ihr Odem ſtand ſtill. Der Fiſcher hatte indeſſen das Käſtchen geöffnet und ſeine Blicke weilten gierig auf dem glänzenden Inhalte. Sie ſah, wie der gute und böſe Geiſt in ihm kämpften, ſie hörte, wie er zu ſich ſelbſt ſagte: Martin, du kannſt ein reicher Mann werden: verſäume die Gelegenheit nicht! Er verließ die Hütte und kam erſt nach geraumer Zeit zurück. Deine arme Schweſter lag noch immer im Zuſtande des Scheintodes. Der Mann ſchien jetzt entſchloſſen. Er belaſtet ſich mit der Erſtarrten und trug ſie zum hohen Ufer des Rheins. Sie ahnete ſein Vorhaben, ſie wollte ſchreien, ſich bewegen: ſie konnte nicht. Er ſelbſt ſchien in der heftigſten Unruhe. Haſtig und nur oberflächlich ſchlang er einen Strick um einen Stein am Ufer und um die Regungsloſe. Dann ſchob er ſie vom Rande hinab in die Wellen und eilte mit den flüchtigen Schritten eines Verbrechers hinweg. Die Unglückliche berührte das Waſſer, aber der Stein blieb oben, denn das böſe Gewiſſen, das ſich in dem Manne geregt, hatte ihn

ſein Werk nicht vollſtändig vollbringen laſſen. Die Kälte und Tiefe der Fluth löſte mit einemmale den Starrkrampf. Von einer neuen, wunderbaren Kraft fühlte ſich Cäciliens Mutter belebt; nicht von der, die in dem gewöhnlichen Daſeyn ihren Geiſt und Körper beherrſchte, nein! von dieſer höhern, Geiſt und Körper über die Grenzen des Irdiſchen erhebenden, die auch in dieſer Stunde in ihr waltet. Sie rief dem forteilenden Manne nach. Er hörte ſie nicht oder wollte ſie nicht hören. Da nahm ſie wahr, wie es ihr in dieſem wunderbaren Zuſtande möglich ſey, ſich auf der Oberfläche des Waſſers zu erhalten, wie ſie ſich eine Richtung zu geben vermochte, die ſie nach und nach dem Ufer zuführen mußte. Sie erſchrack vor ſich ſelbſt. Trotz ihrer Lage fiel ihr ein, daß man in frühern Jahrhunderten den Zauberinnen und Hexen die Macht zugeſchrieben habe, ſich von ſelbſt über dem Waſſer erhalten zu können. Der Mond, voll, rund und glänzend, ſchien auf die Wellen herab und zeigte ihr eine Stelle am Rande, die ſie mit leichter Anſtrengung erreichte. Hier ſank ſie erſchöpft zur Erde, jene Kraft, die ihr Leben und Erkenntniß gegeben hatte, entwich und ſie verlor alles Bewußtſeyn. Lange, lange lebte ſie nun in einem Zuſtande, aus dem ſie keine Erinnerungen hat. Als ſie einsmal

aus dieſer Geiſtesſtumpfheit erwachte und ſich wieder von jener wunderbaren Kraft belebt fühlte, fand ſie ſich bei guten Landleuten, einem Manne und ſeiner Frau, wieder. Sie ſah, daß man ſie als eine Geiſteskranke behandelte und Niemand wollte dem, was ſie von ihren frühern Schickſalen erzählte, Glauben beimeſſen. Auch verlor ſie zu ſchnell das Bewußtſeyn wieder, um ſich ganz verſtändlich zu machen. Edmund weiß, wie es ihr ergangen bei jenen Leuten. Er hat ſie in ihrer Wohnung gefunden, er hat ſie geſehen in dem Zuſtande der plötzlich erwachenden Geiſt- und Körperkraft, den Gott zur rechten Stunde ſandte, damit die arme von dem lieben Verwandten erkannt werde. Er nannte ihren Namen: da ſchwand das Licht ihres Geiſtes und die alte Nacht kam über ſie. Als aber Cäcilia, die theure Tochter, zu ihr trat und ihre Hand berührte, als der Odem des Kindes ihre Wange traf: da fühlte ſie ſich mit einemmale wunderbar von Empfindung, von Erkenntniß und Bewußtſeyn ergriffen, ohne es jedoch ausſprechen, ohne das innere Leben in das Äußere übertragen zu können. So iſt es nun in ihr geblieben, ſeit ſie jenes Haus verlaſſen und unter Euch weilt. Cäcilias Nähe giebt ihr Geiſt- und Lebenskraft. Cäcilia wird ſie wieder der Welt zurückgeben, wird ſie wie-

der, wie sie einst war, dem Gatten und Gabrielen zuführen."

„O, meine theure Mutter," rief Cäcilia und warf sich an ihre Brust, „ich will nicht von dir weichen, ich will mich keinen Augenblick aus deiner Nähe entfernen! Mir ist ein hohes Glück beschieden. Ich will seiner würdig seyn."

Langsam näherte sich der Arzt der Somnambulen. Sie sah ihn lächelnd an, als sey er ihr eine schon längst bekannte Person. Er ergriff ihre Hand und blickte sie ernst an.

„Glauben Sie," sagte er dann in einem sehr bestimmten Tone, „ob eine Steigerung des Zustandes, in dem Sie sich jetzt befinden, eine öftere Wiederkehr desselben, durch die Kunst hervorgebracht, Ihre Genesung beschleunigen könne?"

„Ich verstehe Sie, mein Herr," antwortete Therese, „aber jener Somnambulismus, der ein Erzeugniß der Kunst ist, kann sich mit dem meinigen, in welchem die Natur selbstständig hervortritt, nicht vereinigen. Es bedarf auch dessen nicht. Schon Cäciliens Gesellschaft wird mir helfen, die Nähe, die Berührung meines Kindes ist mir wohlthätig."

Der Arzt trat zurück, indem seine Blicke mit einem seltsamen Ausdrucke von Besorgniß auf Cä-

cilien weilten. Er hatte im Stillen bemerkt, daß ſeit Helenens Erſcheinen das Mädchen bleich geworden war, daß ſie das ſonſt ſo gerade getragene Köpfchen ſenkte und mehrere Zeichen der Annäherung eines langſamen Siechthums ſich einſtellten. Er ahnte eine wunderbare, aus Naturgeſetzen nicht erklärliche, aber der Erfahrung bekannte Wechſelwirkung zwiſchen Tochter und Mutter, und beſchloß dieſe ferner aufmerkſam zu beobachten.

Helene hatte indeſſen mit der Schweſter manche ſchöne Erinnerung der Jugend erörtert. Plötzlich mitten in der Rede verſtummte ſie. Ihre Hand zuckte nach dem Kopfe, die Augen ſchloſſen ſich, die Röthe wich von ihrer Wange, ſie ſchwankte auf ihr Lager zurück und war nach wenigen Augenblicken eingeſchlafen.

„Sie wird anders erwachen, als ſie bisher Morgens erwacht iſt;“ ſagte der Arzt, der zu ihr getreten war und ihren Puls geprüft hatte. „Das zurückkehrende Geiſtesbewußtſeyn wird ſich ankündigen, wenn auch nur noch in matten, dunkeln Regungen.“

Wie er geſagt hatte, ſo geſchah es. Am nächſten Tage ſchritt Helene kräftiger und wackerer einher, als man ſie noch bis jetzt geſehen hatte. Einiges Feuer war in ihre Augen, einige Farbe

auf ihre Wangen zurückgekehrt. Sie lächelte Cäcilien und ihre Schweſter mit einem Ausdrucke an, der verkündete, daß ſie ihre Lieben erkenne. Die Tochter drückte ſie oft an ihr Herz, dem Neffen bot ſie freundlich die Hand, aber ſie ſprach noch nicht. Als ſie, wie von einer plötzlichen Eingebung ergriffen, ſich einmal raſch an den Schreibtiſch ſetzte und zu ſchreiben verſuchte, verwirrten ſich ihr die Worte unter der Feder, ſo daß ſie nichts Zuſammenhängendes hervorbringen konnte. Überhaupt ſchien es ihr noch nicht möglich, mehrere Begriffe mit einander zu verbinden. Cäcilia verließ ſie jetzt gar nicht. Zu jenen Schwächen, die bisher das Mädchen Abends befallen hatten, geſellten ſich nun auch Fieberſchauer. Sie fühlte ihre Kräfte abnehmen, ſie ſagte aber nichts davon und diejenigen, die täglich um ſie waren, bemerkten den langſamen Verfall ihrer ſonſt ſo blühenden Geſtalt nicht.

Edmunds innerer Verdruß ſtieg jetzt auf ſeinen Gipfel. Die verbündeten Heere waren in Paris eingezogen; Dietrich ſelbſt ſchrieb ihm darüber in einem ausführlichen Briefe.

„Der Ruhm iſt für mich verloren," ſagte Edmund, als er dieſe Nachricht empfing, bitter in ſich hinein, „und von der Liebe habe ich auch wenig Entſchädigung erhalten. Wer weiß überhaupt,

wie es gehen wird! Cäcilia lebt nur für die Mutter und hat jetzt keinen Sinn für Anderes. Ich muß mit ihr reden, ich will wenigstens von ihr eine Entscheidung für meine „Zukunft."

Noch an demselben Tage führte er diesen Vorsatz aus. Helene war eingeschlummert und Cäcilia beschäftigte sich in einiger Entfernung von der Mutter mit einer weiblichen Handarbeit. Da trat Edmund zu ihr und sagte:

„Es gilt mein Glück und meine Ruhe, Cäcilia: deshalb mußt du mir eine offene und bestimmte Antwort geben. Ich habe dich schon geliebt, als ich noch ein Knabe war und du mir in den Erzählungen, die man von dem dunkeln Schicksale deiner Mutter und dem deinigen machte, wie ein wunderbares Feenkind erschienst. Mit aller Gluth einer kindischen Phantasie verlangte ich danach, dich nur einmal zu sehen, die verlorene Cäcilia, von der man mir sagte, daß sie als ein Englein mich umschwebe. Diese Liebe ist durch meine späten Jahre hingezogen und mir treu geblieben. Als nun endlich das Wunder deiner Erscheinung, der Rettung in jener Nacht sich begab, da wurde sie mir klar und verständlich als eine nothwendige Bedingung meines Daseyns. Glaubst du, diese Ansicht könne sich geändert haben während meiner Krank-

heit, unter deiner treuen Pflege, durch die Entdeckung unserer nahen Verwandtschaft? Du weißt, du hast es erkannt, daß das nicht ist! Jetzt, Cäcilia, sprich das Urtheil meiner Zukunft! Kann ich die Güte, die du mir erzeigst, deine Freundlichkeit und Innigkeit für eine Erwiederung meiner Neigung ansehn?"

„Du kannst es!" antwortete mit gesenktem Blicke Cäcilia. „Aber ich beschwöre dich, Edmund, gieb dich nicht, wie bisher, so widerstandlos deinen phantastischen Träumen hin. Alles hat sich ja ganz natürlich begeben und du brauchst nicht in den Wahnbildern deiner Kindheit den Schlüssel zu diesen Dingen zu suchen. Jetzt überlasse mich ganz der Erfüllung meiner Pflicht gegen die kranke Mutter. Du hast nun meine Erklärung, aber ehe nicht die Mutter ganz genesen ist, kann ich mich nicht mit den Gedanken an ein Glück beschäftigen, das nur mich allein betrifft."

Sie drückte ihm herzlich die Hand, indem sie ihn mit einem beruhigenden zärtlichen Lächeln ansah, dann wandte sie sich zu Helenen, die sich im Schlafe bewegte.

Von diesem Augenblicke an wurde Edmund in seinem ganzen Benehmen, in allen seinen Handlungen bestimmter, als er seit seiner Krankheit ge-

weſen war. Er ging oft Morgens allein ins Freie, er ritt aus und ſchien ſich überhaupt vorgenommen zu haben, durch feſten Willen und geiſtige Kraft den alten Zuſtand der Geſundheit zu erringen. Frau von Nordeck bemerkte wohl, daß etwas Beſonderes in ihm verging, ſie ahnte, daß ſich irgend ein wichtiger Entſchluß in ſeiner Seele bildete. Dieſer war endlich gereift. Der junge Mann, nun von Cäcilicns Gegenliebe überzeugt, konnte mit dem Gefühle der endlich zurückkehrenden Kraft den drückenden Zuſtand der Unthätigkeit, in dem er ſich befand, und den hiermit verknüpften Unmuth, von ſeiner Liebe ſchweigen, ſie verhehlen zu müſſen und ihr keine Freuden zu verdanken, nicht länger ertragen. Er erklärte eines Morgens, daß er ſich nun ſtark genug fühle, ſich zu ſeinem Regimente zu begeben, und wenigſtens als eine Frucht ſeiner kriegeriſchen Mühen, Paris in der Gewalt der deutſchen Sieger zu ſehen wünſche. Frau v. Nordecks Einwendungen, des Arztes bedenkliche Aeußerungen konnten ihn nicht von dieſem Entſchluſſe abbringen. Cäcilia ergriff zitternd ſeine Hand und ſagte leiſe, nur ihm verſtändlich: „es iſt recht gut, daß du reiſeſt. Ich bleibe meinem Worte treu. In Frankreich ſehn wir uns wahrſcheinlich wieder.“

Mit Edmunds Entfernung ſchien ſeltſamer

Weiſe ein neuer Schritt von Helenens geiſtiger Geneſung in Verbindung zu ſtehen. Als habe ſeine Anweſenheit dieſe in ihrem Fortgange zurückgehalten, traten noch am nämlichen Tage mehrere Zeichen erhöheter Erkenntniß bei der Kranken hervor. Sie begann zu reden. Sie ſprach erſt einzelne Worte, dann zuſammenhängendere Sätze, aber immer noch wie ein Kind, das mühſam ſeine Gedanken ausdrückt und noch keinen hellen Begriff von ſeinem eigenen Zuſtande, ſeinen Umgebungen hat. Bald lebte ſie in dem Wahne, noch in dem elterlichen Hauſe zu ſeyn, bald glaubte ſie ſich auf der Reiſe, durch Verfolger geängſtigt. Viele Dinge, die ſie in ihrem Leben erfahren hatte, verwirrten ſich durcheinander. Als ſie plötzlich und wie durch Zufall den Namen ihres Gemahles genannt hatte, rief ſie ſich unterbrechend: „Ja, ja! Nach Landreco! Dort iſt Heil, dort iſt Alles wieder wie ſonſt.“ Der Arzt, dem man dieſe Ausrufung mittheilte, meinte, es ſey leicht möglich, daß ſie das Wiederſehen der vertrauten Umgebungen, des Gemahles, der andern Tochter, leicht auf einem raſchern Wege der völligen Geneſung zuführen könne, als es hier geſchehen würde. Er rieth um ſo mehr zu dem Verſuche, da ſeinem ſcharfen beobachtenden Blicke die täglich zunehmende Schwäche Cäciliens

nicht entging und er hoffte, durch irgend eine Beſchleunigung des Geneſungganges das Mädchen um ſo eher der, für ſie ſo nachtheiligen Wechſelwirkung, zu entziehn. Dann hatte er auch noch einen andern Vorſchlag im Hintergrunde, mit dem er zu ſeiner Zeit hervortreten wollte.

Jetzt gab Frau von Nordeck, die dem Rathe des Arztes zu folgen geſonnen war, ihrem Schwager die erſte Nachricht von dem Wiederfinden ſeiner Gemahlin und Tochter. Sie ſchilderte alle Begebenheiten, welche dieſes herbeigeführt, mit der größten Genauigkeit, ſie vergaß keines Umſtandes, der zu der Erkennung beigetragen habe, zuletzt führte ſie das bei allen Zweien verhandene Familienmaal als unumſtößlichen Beweiß der Perſonalrichtigkeit an. Sie bat den Grafen, nicht etwa durch eine Reiſe zu ihnen den Verlauf der ſo gut, wie gewiſſen Geneſung zu ſtören, ſie benachrichtigte ihn, daß ſie ſelbſt Frau und Tochter nach Landrecy bringen würde.

Dieſer Brief ging ab und es wurden nun verläufig alle Anſtalten getroffen, das freundliche Städtchen, wo man Leid und Heil erlebt, wo die wunderlichſten Räthſel gelöſt worden waren, bald zu verlaſſen. Der Arzt hatte gewei[illegible], daß nun, da die Geiſteskraft der Kranken, indem ſie in allgemeine

Lebensäußerungen übertrete, ſich nicht mehr in dem Grade concentriren könne wie früher, noch ein Zuſtand der Mondſucht ſich ereignen werde. In der That ging auch die Zeit, in der man einen ſolchen zu erwarten gehabt hätte, ruhig und ungeſtört vorüber.

Cäcilia fühlte jetzt, da ſie Edmunds liebevolle Nähe ganz entbehren mußte, wie ſehr ſie ihm geneigt war. Ihre Gedanken folgten ihm auf ſeinem Wege. Sie freuete ſich auf die Reiſe, die ſie ihm wieder näher brachte, obgleich ſie ihre zunehmende Schwäche, das ſteigende Fieber hinwiederum die Beſchwerden derſelben mußte fürchten laſſen. Nur die Geiſtesſtärke, mit der ſie ſich in Gegenwart der Tante zu erhalten wußte, verbarg ihren Zuſtand dieſer. Helene ſah mit kindiſcher Freude die Anordnungen zur Abreiſe. Ihr ganzes Benehmen wurde das eines frohen Kindes. Sie tanzte und lachte, ſie wiederholte ſingend unzählige Male den Namen Landrecy. Wenige Tage vor dem zur Abfahrt beſtimmten Morgen, näherte ſich der Arzt, der ſeinen gewöhnlichen Beſuch abſtattete, Cäcilien und machte dieſer den Antrag, die beiden ältern Damen allein reiſen zu laſſen und noch einige Wochen in ſeinem Hauſe, in der ſchönen freundlichen Rheingegend zu verweilen, um ihre Geſund-

heit, die, wie er wohl bemerkt, in der letzten Zeit gelitten habe, wieder zu befestigen. Frau von Nordeck, die Zeuge dieser Anrede war, sah erschrocken auf die Nichte und bemerkte jetzt zum erstenmale, daß das Feuer ihrer Augen nicht mehr den Glanz habe, wie früher, daß die Röthe ihrer Wange mehr das Erzeugniß eines fieberhaften Zustandes, als ein Merkmal von Wohlbefinden zu seyn schien. Cäcilia erklärte sich mit solcher Entschiedenheit, mit einer Art von Entrüstung gegen den Vorschlag des Arztes, daß dieser ihn nicht zu wiederholen wagte. Dagegen bat er um eine Unterredung unter vier Augen mit dem Mädchen. Diese dauerte wohl über eine Stunde. Als sie geendigt war, erschien Cäcilia vor ihrer Tante so freundlich, sanft und verklärt, wie Edmunds Mutter sie noch nie gesehen hatte. Alle Besorgnisse, welche Frau von Nordeck über den Zustand ihrer Gesundheit äußerte, bemühete sie sich zu widerlegen, mit der Versicherung, die Reise werde den besten Einfluß auf sie haben und sie hoffe, durch sie Alles zu erreichen, was sie wünsche. Als zufällig die Tante Edmunds gedachte, wurden ihre Augen feucht, aber sie wandte sich ab, so daß diese Thränen nicht bemerkt wurden. Von diesem Augenblicke an zeigte der Arzt in seinem Benehmen gegen Cäcilia eine Ehr-

furcht, wie man sie nur denen zollt, von welchen man erkannt hat, daß sie durch ihre Gesinnungen sich weit über das Gewöhnliche erheben. Noch im Momente der Abreise küßte er ihr vorzugsweise mit Ehrerbietung die Hand und wünschte ihr in einem Tone tiefer Rührung alles Glück, das sie verdiene.

Die Reise wurde durch das heiterste Wetter begünstigt. Allenthalben traten die freundlichen Spuren des beginnenden Frühlings hervor. Helene war heiter, fröhlich und kräftig. Man hatte absichtlich denselben Weg gewählt, den sie auf ihrer Flucht genommen hatte. Sie fing an, sich der Umgebungen zu erinnern, sie zu erkennen. Sie begann zusammenhängender zu sprechen. Oft fehlten ihr noch die Worte, aber Cäcilia wußte immer die zu treffen, die ihre Rede ergänzen konnten. Sie sprach von den Tagen, wo sie mit dem verstorbenen Nordeck zusammengereis't war, von seiner Verwundung, von seinem Tode. Manches Ungehörige mischte sich noch in ihre Erzählung. Sie selbst aber schien es zu empfinden und grollte dann mit sich darüber. Cäcilia konnte auf der Reise die Anwandlungen von Schwäche, denen sie unterworfen war, weniger verbergen, als früher in dem ruhigen Hausleben, wo jeder seinem Geschäfte nachging. Mehreremale im Laufe des Tages befielen sie Ohn-

machten, die immer dauernder wurden. Frau von Nordeck fühlte sich ernstlich besorgt um die Nichte und wollte durch einen Aufenthalt die Reise unterbrechen. Cäcilia aber gab es durchaus nicht zu. Helene hatte noch keine Erkenntniß, noch keinen Sinn für fremdes Leiden. Sie freuete sich und genoß nur ihres eigenen erwachenden und von Tage zu Tage sich mehr erhebenden geistigen Lebens.

Als man nur noch eine Tagreise von Landrecy entfernt war, fühlte sich Cäcilia Abends so schwach, daß man sie aus dem Wagen in das für sie bestimmte Zimmer tragen mußte. Dennoch bestand sie darauf, am nächsten Morgen die Reise fortzusetzen. Frau von Nordeck wachte an ihrem Lager. Sie schlief wenig und hatte dann unruhige Träume, in denen sie oft den Namen Edmund laut werden ließ. Gegen Morgen hörte die Tante sie einmal leise weinen. Als sie aber theilnehmend fragte, behauptete Cäcilia, Frau von Nordeck habe sich geirrt, es sey ihr recht wohl und sie könne unverzüglich die Weiterreise antreten. Wirklich zeigte sie, als sie aufgestanden war, eine Stärke, die Frau von Nordeck überraschte und ihre Besorgnisse verminderte. Cäcilia führte freundlich lächelnd die Mutter zum Wagen, die von nichts sprach, als der

Freude, heute noch ihren Gemahl und Gabrielen wiederzusehen. Noch immer lag in diesen Äußerungen etwas Kindisches, unvollständig Gedachtes, aber es war zu erkennen, daß der genesende Geist an der letzten Stufe zur vollständigen Gesundheit stand, es war zu hoffen, daß er in der Erschütterung des Wiedersehens diese erreichen werde. Mit einem Ausdrucke innerer Zufriedenheit, der ihr das Ansehn einer Verklärten gab, nahm Cäcilia an dieser Freude der Mutter Theil. Sie sprach wenig, aber sie schien sich besser zu befinden, als an den vergangenen Tagen. Der Morgen verlief, ohne daß sie von einem Anfalle jener Schwächen heimgesucht worden wäre, welche die Befürchtungen der Tante in einem so hohen Grade erregt hatten. Als Nachmittags Helene in der Gegend, die sie durchfuhren, immer mehr bekannte Gegenstände entdeckte, brach sie in lauten Jubel aus und in dem Enthusiasmus, der sie ergriff, trat das Erkenntnißvermögen, der gesunde Zustand des Gemüthes von Augenblick zu Augenblick reiner und kräftiger hervor. Sie wurde nun auch theilnehmender gegen Cäcilien. Sie ergriff ihre Hände und sprach von der nahen Zukunft, in der sie nun glücklich mit den ihrigen vereint leben würden. Cäciliens Inneres wurde von den heftigsten Bangigkeiten be-

Zürmt, ihr Herz klopfte in unregelmäßigen ſchmerzhaften Schlägen, trübe, verdunkelnde Nebel nahmen ihren Kopf ein; allein mit der letzten Anſtrengung aller Kräfte blieb ſie dem am heutigen Morgen gefaßten Vorſatze treu, ſich ſtark zu erhalten, ihren Schwächen zu trotzen, ſo lange die Natur es vergönnte.

Da zeigten ſich im Glanze der Abendſonne die Zinnen des väterlichen Schloſſes. Helene ſchrie laut auf vor Freude. Von einem Schauer durchzuckt bebte Cäcilia zuſammen, die Fiebergluth auf ihrer Wange wich einer Todtenblaſſe. Frau von Nordeck beobachtete nur die Schweſter, nicht die Nichte. Der entſcheidende Augenblick, der das Werk ganz gelingen machen oder es zertrümmern mußte, war gekommen. Während der Wagen die kleine Anhöhe, auf welcher das Schloß lag, hinanfuhr, wurde Helene ruhiger, ſtill und nachdenklich. Bis jetzt hatten ihre Züge eine exaltirte Freude ausgeſprochen, nun zeigte ſich in ihnen eine Rührung und Wehmuth, welche den Umſtänden weit angemeſſener waren. Cäcilia ſah mit ſtarren Blicken auf die Mutter. Niemand bemerkte, daß dieſen Blicken faſt aller Ausdruck, alles Leben fehlte.

Jetzt fuhr der Wagen in den Schloßhof, die Dienerſchaft eilte herbei, Graf Landreco und Ga-

briele traten aus dem Portal und flogen nun, als ſie Frau von Nordeck, die zuerſt den Wagen verlaſſen hatte, erkannten, dieſer entgegen. Nach wenigen Augenblicken lag Helene an der Bruſt ihres Gemals. Er, der indeſſen ſehr gealtert, war erſtaunt, ſie noch blühend, faſt reizender, als er ſie vor vielen Jahren zum letztenmale geſehen, wiederzufinden. An ſeinem Herzen löſten ſich ihre Gefühle in einen Strom von Thränen auf.

„Ja," rief ſie aus, „jetzt erſt bin ich ganz wieder die geworden, die ich war! Ich erkenne mich ſelbſt wieder und alle Erinnerungen des frühern Glückes werden lebendig. Hier nur an dieſer Stätte meiner Freuden und meines Mißgeſchickes konnte mein Geiſt ſeine alte Klarheit zurückerhalten. Dort iſt das kleine Zimmer, wo ich mit dir ſo manche ſchöne Stunde genoß, als ich erſt aus der Heimath zu dir gekommen war; dort das, wo Gabriele das Licht erblickte; dort, wo die Flamme gewüthet hat, wo ein neuer Anbau ſich erhebt, ſchlief ich mit der kleinen Cäcilia, als die Mordbrenner das Schloß beſtürmten! Jetzt habe ich meine beiden Kinder wieder, dich Gabriele und Cäcilia! Aber wo iſt ſie, warum zögert ſie, ihren Vater zu begrüßen?"

Man drängte ſich zu dem Wagen, in dem ſich

Cäcilia noch befand. Da lag ſie bleich, ohnmächtig, die Augen geſchloſſen am Boden. Ihre Hände waren in einander gefaltet und krampfhaft auf's Herz gedrückt, der ganze Körper war zuſammengezogen! Vergebens waren alle Bemühungen, ſie gleich aus der ſchweren Ohnmacht zu erwecken, ſie aus dem krampfhaften Zuſtande bald zu befreien, um ſie in das Schloß, in ein Zimmer, wo ihr Ruhe und Pflege werden konnte, zu führen. Man mußte die Bewußtloſe aus der Kutſche heben, man mußte ſie nach dem Gemache tragen. So zog mit der Freude des Wiederſehens auch ſein Schmerz auf Schloß Landreco ein. Entſetzt folgte der Vater, weinend folgten die Frauen dem kranken Kinde.

Indeſſen hatte Edmund Paris erreicht und ſeinen Freund Dietrich leicht aufgefunden. Wie ſehr erſtaunte dieſer, als er die Entwickelung der Begebenheiten, die Entdeckungen, die aus den ihm bekannten frühern Ereigniſſen hervorgegangen waren, erfuhr! Unglaublich ſchien es ihm, daß ſich Alles ohne das Mitwirken eines Juriſten ſo feſt und ſicher ergeben hatte, wie es nun einmal daſtand. Er bemerkte bald, daß Edmund für die Merkwürdigkeiten der Hauptſtadt, für alles Wich-

tige, was sich damals dort ereignete, nur wenige Aufmerksamkeit hatte. Er war immer zerstreut, er schien mit seinen Gedanken bei fernen Gegenständen zu weilen. Dietrich sagte ihm auf den Kopf zu, daß er verliebt sey, daß das Ideal seiner Kindermärchen, daß die schöne Cousine Cäcilia wohl binnen Jahr und Tag den französischen Namen Landrecy mit dem ächt deutschen Nordeck vertauschen werde. Aber Edmund nahm diesen Scherz nicht mit der alten Leichtigkeit auf, er schien ihn sogar als eine Verletzung seiner Gefühle anzusehen. Überhaupt war die frühere Heiterkeit ganz von ihm gewichen. Jede Kleinigkeit konnte ihn verstimmen. ein unabsichtliches Wort ihn reizen. Man hatte ihm, als er sich wieder zum Dienste gemeldet, freundlich geäußert, er möge seiner Gesundheit noch pflegen, da die gegenwärtigen Umstände den activen Dienst nicht in einem so großen Umfange erforderten, wie bisher. Dieses dünkte ihm ein unverdienter Vorwurf wegen seiner langen Abwesenheit von dem Regimente. Im Augenblicke der ersten Erbitterung wollte er seinen Abschied fodern und nur Dietrichs dringenden Vorstellungen gelang es, ihn von einem solchen übereilten Schritte abzuhalten. Er wurde nun bald des Treibens und Drängens in der Hauptstadt müde. Der Mutter

hatte er ſchon vor vielen Wochen geſchrieben. Daß er bis jetzt keine Antwort erhalten, beunruhigte ihn ſehr. Immer tönten in ſeinem Gedächtniſſe Cäciliens letzte Worte: „in Frankreich ſehen wir uns wieder!“ Wo konnte das anders ſeyn, als in Landrecy, auf dem Gute des Oheims? Welche Folgerungen knüpften ſich nicht an dieſen Gedanken? Helene konnte geneſen, konnte mit Frau von Nordeck und ihrer Tochter ſich ſchon zu dem Gemahle begeben haben und dort lebte nun ſchon ein Kreis ihm eng verwandter Menſchen, in dem auch er Glück und Ruhe finden würde! Er beſchloß, die Muße, die man ihm gewährte, zu einem ſchleunigen Beſuche bei dem Oheim zu benutzen. Dieſer Entſchluß ſchon führte eine größere Zufriedenheit, eine heitere Anſchauung des Lebens in ſeine Seele zurück. Dietrich war froh, ihn irgend etwas wieder mit der alten Frohmüthigkeit ergreifen zu ſehen. Während die Anſtalten zur ſchnellen Abreiſe getroffen wurden, ließ auch Edmund wieder mit ſich ſcherzen und machte noch bei'm Abſchiede dem Freunde das Geſtändniß, daß er mit Cäcilien ſchon ſo gut wie einig ſey, und ſie als ſeine Braut anſehen könne.

Der unglückliche Bräutigam! Als er nach Verlauf einer angeſtrengten Tagereiſe auf Schloß La-

dreck anlangte, sah er sich still und feierlich von seinen Verwandten empfangen. Alle waren in Trauer gekleidet. Umsonst forschte sein ängstlicher Blick nach Cäcilien. Sie war nicht unter den Anwesenden. Das Blut stockte in seinen Adern, er konnte nicht sprechen, er richtete das bange fragende Auge auf die in Thränen ausbrechende Mutter. Da ergriff der Oheim seine Rechte, führte ihn an's Fenster und deutete ernst nach der Kapelle, in der sich die Familiengruft befand. „Dort schläft mein Kind," sagte er dann dumpf und eintönig: „gestern haben wir sie begraben." Edmund blickte wie besinnungslos im Kreise umher. Der Schlag hatte ihn zu schwer, zu plötzlich getroffen. Es dauerte einige Zeit, ehe er Helenen, ehe er seine Mutter und Gabrielen wieder erkannte. „Sie ist todt, todt? Wirklich todt?" rief er nun und sah wie bittend, daß man ihm widersprechen möchte, nach jedem hin. Mit einer trostlosen, bejahenden Gebehrde näherte sich ihm Frau von Norbeck und flüsterte ihm zu: „ich weiß, was dir die Todte war. Komm mit mir! Ich habe einen Auftrag von ihr an dich." Wie ein Kind ließ sich Edmund von seiner Mutter in das Zimmer führen, das Cäcilia zuletzt bewohnt hatte. Noch lagen hier einige Kleinigkeiten, die sie von Edmund einst zum Geschenk

erhalten hatte. Er erkannte sie, er nahm sie auf und ließ seine Finger ein bewußtloses Spiel damit treiben, während er sich bemühete, den Bericht seiner Mutter von Cäciliens Krankheit und Ende aufzufassen. Jener Ohnmacht, die sie bei der Ankunft im Schlosse befallen, war eine tiefe Erschöpfung gefolgt. Der Arzt, welchen man sogleich herbeirief, erklärte, daß hier eine bei dieser Jugend höchst räthselhafte Erschlaffung aller Lebenskräfte statt finde und daß er sehr fürchte, diese werde eine baldige Auflösung herbeiführen. Helene und Gabriele ließen es sich nicht nehmen, die immer schwächer werdende Kranke zu verpflegen. Am Abende, der dem Tage ihres Todes voranging, hatte sie für die bevorstehende Nacht die Gesellschaft der Frau von Nordeck verlangt. Der Tante entdeckte sie nun ihr Verhältniß zu Edmund, sie schrieb noch mit matter Hand einige Zeilen an diesen und übergab das Geschriebene dann an Frau von Nordeck mit der ängstlich ausgesprochenen Bitte, diese Schrift ja ungelesen und ohne daß sonst jemand es erführe, Edmunden einzuhändigen. Am nächsten Morgen war sie sanft und ruhig entschlafen.

Der junge Mann nahm das Papier, das die Mutter ihm bot, mit Hast an sich. Eine zitternde Hand hatte diese Zeilen geschrieben, das Bleistift sie

nur matt wiedergegeben; Edmund aber glaubte eine Flammenſchrift vor ſich zu haben. „Als ich dich zum letztenmale ſah," lautete der Inhalt, „wußte ich noch nicht, daß ich frühe ſterben würde. Ich geſtand dir meine Liebe, meine Hoffnung mit dir das Glück des Lebens zu finden. Wäre mir bekannt geweſen, was ich bald darauf erfuhr, daß mein Leben nicht mehr mein Eigenthum, daß es einem höhern Gebote verfallen ſey, ſo würde ich dir meine Liebe verſchwiegen, ich würde dir kein Verſprechen gegeben haben, das mir nicht zu halten geſtattet war. Grolle mir alſo nicht, Edmund! Gott weiß, wie innig, wie treu ich dich liebe! Meine Hand erlahmt, meine Kräfte ſchwinden. Lebe wohl, Edmund! Willſt du alle Räthſel gelöst haben, beruhigt dich dieſe Löſung, ſo gehe zu dem Arzt in dem Städtchen am Rheine, er weiß Alles! Noch einmal, Edmund: lebe wohl bis zum Wiederſehn! die Liebe iſt ja nicht von dieſer Welt." —

„Nein!" ſagte Edmund leiſe zu ſich, zerknitterte das Billet und drückte es auf ſeine Bruſt. Er war nun ſehr ruhig und ſchweigſam. Man ſah ihn wenig im Kreiſe der Verwandten und wenn er ſich unter dieſen befand, ſo fühlte er immer, in der nun völlig geiſtes- und körpergeſunden Helene Nähe, eine unerklärliche Unbehaglichkeit,

die alle Äußerungen von Wohlwollen und Dankbarkeit, welche sie an ihn richtete, nicht entfernen konnten. Seine Mutter wußte, daß er nach Paris an den Chef seines Regimentes geschrieben, daß er in dem Dunkel der Nacht Cäciliens Gruft besucht hatte. Was aber jener Brief enthielt, war ihr unbekannt, und von dem nächtlichen Besuche ließ Edmund selbst kein Wort verlauten. Eines Morgens zeigte er ihr an, daß er wünsche nach Deutschland zurückzukehren, und daß nun, da er den verlangten Abschied erhalten habe, der Erfüllung dieses Wunsches kein Hinderniß entgegenstände. Frau von Norbeck hoffte, daß die Zerstreuung der Reise, das Wiedersehn der Heimath einen günstigen Einfluß auf ihn haben würde, Sie selbst sehnte sich in die gewohnten Umgebungen zurück. Die Abreise wurde also beschlossen und von Edmund mit solchem Eifer betrieben, daß sie sich schon am zweiten Tage auf dem Wege in's Vaterland befanden. Der Abschied von den Verwandten war innig und herzlich gewesen, Helene hatte an der Brust ihrer Schwester viel geweint und dem Neffen zum Andenken einen kostbaren Demantring geschenkt, den dieser aber mit ängstlicher Hast tief unten in seinen Koffer verpackte.

Trotz der späten Abendstunde, in der nach einer

Fahrt von mehreren Tagen die Reisenden in dem bekannten Städtchen am Rheine anlangten, eilte Edmund sogleich zu dem befreundeten Arzte, um hier den von Cäcilien angedeuteten Aufschluß zu erhalten. Erst nach Mitternacht kehrte er zurück. Seine Mutter hörte ihn bis gegen Morgen im Nebenzimmer auf- und niederschreiten. Als er bei'm Frühstücke erschien, kam er ihr ganz verändert vor. Er war in der einen Nacht männlicher geworden, ein bestimmter Ernst ruhete auf seiner Stirn, aus seinen Zügen sprach der Friede einer Entsagung, der den Ansprüchen auf Freuden dieser Welt ihre Grenze gesetzt hatte. „Mutter," sagte er in einem feierlichen Tone und ergriff die Hand der Frau von Nordeck, „wir haben eine Heilige in unserer Familie. Nie ward die Martyrerkrone edler errungen, als durch Cäcilien. Sie ist für ihre Mutter gestorben. Ihre Nähe, ihre Pflege brachte dieser Gesundheit und Leben, ihr selbst aber den Tod. Diese wunderbare Wechselwirkung gehört zu den Geheimnissen, welche die Natur von Zeit zu Zeit in's Leben ruft, um den Menschen ihre Kurzsichtigkeit, ihr Unvermögen, sie zu ergründen, empfinden zu lassen*). Cäcilia wußte es, der Arzt

*) Das Beispiel einer solchen Wechselwirkung hat der Verfasser in einer ihm befreundeten Familie selbst erlebt.

hatte den Gang dieſer innern Verbindung beobachtet, er hatte ſich von ihrem Daſeyn überzeugt, er hatte Cäcilien Alles entdeckt und ſie gewarnt. Da faßte ſie den großen Entſchluß, dem Wohle der Mutter Geſundheit, Leben und Liebe zum Opfer zu bringen. Sie hat ihn ſtandhaft ausgeführt. Bitte für uns, Heilige," ſetzte er mit gefalteten Händen und einem Blicke zum Himmel hinzu, „halte uns würdig, einſtens dir wieder zu nahen!"

Am achtzehnten Juni 1815, als ſchon die Abenddämmerung auf das leichenbeſaete Schlachtfeld von Waterloo ſich herabſenkte, eilte, zwiſchen Verwundeten und Sterbenden hinſchreitend, eine kriegeriſche Geſtalt der Anhöhe zu, auf der die Preußen ſiegbringend im entſcheidenden Augenblicke erſchienen waren. Die Geſtalt lenkte ihre Schritte nach einer buſchbewachſenen Stelle am Rande des Waldes. Hier hatte ſie bald den Gegenſtand gefunden, nach dem ſie forſchte. Neben einem Schwerverwundeten kniete ſie nieder. Der Sterbende öffnete matt die Augen. „Haben wir geſiegt, Dietrich?" fragte er mit leiſer Stimme. „Wir haben geſiegt!" erwiederte der andere, indem er ſanft den Arm unter das verletzte, blutende Haupt des Freundes ſchob.

„So grüße die Mutter und ſage ihr, daß ich Cäcilien ihre Grüße bringe!“ ſprach mit hinſchwindender Kraft der Liegende. In nächſten Augenblicke athmete er nicht mehr.

Es war Edmund geweſen. Er hatte mit ſeinem Freund Dietrich noch einmal die Waffen zum Schutze des Vaterlandes ergriffen. Eine der erſten feindlichen Kugeln, die in die Reihen der Heranſtürmenden ſchlugen, befreiete ihn von einem Leben, das ihm nur bittere Erinnerungen, keine Freude mehr bot.